NAZIONALE
B. Prov.
IV
154
NAPOLI
VITT. EM. III
BIBLIOTECA

9. J. 42

BIBLIOTECA PROVINCIALE

Armadio 2

Palchetto 2

Num.° d' ordine 11 1818

9. J. 42

Digitized by Google

B. Rec.
IV
154

Kulturgeschichte

der

neuern Zeit.

Vom Wiederaufleben der Wissenschaften

bis

auf die Gegenwart.

Von

Otto Henne-Am Rhyn,

Verfasser der „Geschichte des Schweizervolkes und seiner Kultur", des „Buches der Mysterien" u. s. w.

Zweiter Band.

Das Zeitalter der Aufklärung.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1871.

SBN
G13548

Kulturgeschichte

des

Zeitalters der Aufklärung.

Von der Zeit des dreißigjährigen Krieges

bis zur

französischen Revolution.

R. ISTITUTO ORIENTALE NAPOLI BIBLIOTECA M. RIPA
BIBLIOTECA PROVINCIALE DI NAPOLI
NAPOLI
PROVINCIALE BIBLIOTECA NAPOLI

Von

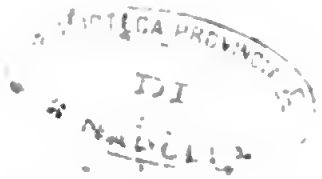
Otto Henne-Am Rhyn

Wissenschaftlich ist das achtzehnte Jahrhundert das Zeitalter der deutschen Aufklärung, die Befreiung vom Buchstaben oder, um mit Kant zu reden, der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit; künstlerisch ist es die Erstrebung einer eigen selbständigen Kunst und Dichtung, die Eroberung eines idealen und doch volksthümlichen Stils, dessen Verwirklichung sich zuerst in Lessing und sodann in seiner höchsten Vollendung in der schönen und freien Dichtung Goethe's und Schiller's darstellt.

Hermann Hettner.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1871.

BIBLIOTECA PROVINCIALE
LODI



Vorwort.

Die bei Ausarbeitung dieſes Bandes in größerm Maße benützten und daher im Texte nicht beſonders angeführten literariſchen Hülfsmittel ſind, außer den ſchon im Vorworte des erſten Bandes erwähnten: Schloſſer's Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, Hettner's Geſchichte der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, Bülau's Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen, Macaulay's Geſchichte Englands, Avé-Lallemant's „deutſches Gaunerthum", Max Wirth's Grundzüge der National-Ökonomie, Marlo's Syſtem der Weltökonomie, Adelung's Geſchichte der Narrheit, Schwegler's Geſchichte der Philoſophie, Barni's Histoire des idées morales et politiques en France au dix-huitième siècle, Lefranc's Histoire élémentaire et critique de la Littérature, Villemain's Cours de Littérature française, Arnd's Geſchichte der franzöſiſchen Nationalliteratur, die „Bibliothek der Deutſchen Klaſſiker" (Hildburghauſen), Lotze's Geſchichte der Aeſthetik in Deutſchland, für kleinere Abſchnitte Scherr's Farrago, Ulrich's Juden in der Schweiz und Flögel's Geſchichte der Hofnarren, ſowie ganz beſonders die Werke der jeweilen behandelten Schriftſteller ſelbſt.

St. Gallen, am Vorabende des deutſch-franzöſiſchen Friedens von 1871.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Erstes Buch.

Sitte und Unsitte.

Seite

Erster Abschnitt. **Das Volk** 1
A. Im Kriege 1
Der dreißigjährige Krieg und seine Greuel 1
Die Kipper und Wipper 7
Die Gaunerbanden 8
Zigeuner und Bettler 14
Bewaffnung, Heere und Lager 15
Dienstpflicht und Werbung 16
B. Im Frieden 19
Die Bauern 20
Die Leibeigenen 21
Bauernaufstände 25
Die Städte und ihre Bürger 26
Deutsches Stadtleben. Sitten und Feste 27
Reisen. Sentimentalität. Moden 29
Englische Städte, Sitten, Straßen, Posten 33
Badekuren 37
Ausschweifungen 39
Zweiter Abschnitt. **Die gebildeten und bevorzugten Stände** 42
A. Die Gebildeten und Gelehrten 42
Die Presse 42
Die deutschen Universitäten und Studenten 44
Der anglikanische Klerus 52
B. Der Adel 53
Zustand des Adels im Allgemeinen 53
Beispiele adeligen Treibens in Deutschland 54
Ein französischer Abenteurer 60
Schottische Edelleute 61
Der englische Adel 61
C. Die Finanz 64
Nationalökonomischer Zustand mehrerer Länder 64
Banken, Wechsel, Börsen 66
Der Tulpenschwindel 67

	Seite
B. Dunkelmänner und Wunderärzte	140
Die beiden Helmont, Vater und Sohn	141
Glauber und Becher	142
Lavater	144
Die Physiognomik	148
Die Kraniologie. Gall und Spurzheim	151
Mesmer und der thierische Magnetismus	151
Teufelsbanner: Gaßner	155
Madame de la Croix. Cazotte	157
C. Abenteurer und Geisterseher	158
Saint-Germain	158
Cagliostro	159
Beaumont. Swedenborg	162
Jung-Stilling	163
Geistererscheinungen. Zauberspiegel	166
Opposition gegen die Geisterseherei	167
Casanova	169
Zweiter Abschnitt. Religiöse Gesellschaften	171
A. Großbritannien	171
Die Puritaner	171
Die Independenten	175
Die Quaker. William Penn	180
Die Methodisten	182
B. Deutschland	182
Spener und die Pietisten	184
Winter und Eva von Buttler	187
Zinzendorf und die Herrnhuter	190
Die Jesuiten in Thorn	194
Vertreibung der Protestanten aus Salzburg	196
C. Frankreich	198
Die Jansenisten und Port-Royal	198
Pascal und die Provinzialbriefe	201
Die Wunder der Jansenisten	207
Die Trappisten	210
Der Beichtzettellärm und Damiens	213
Die Hugenoten	214
Die Gallikaner. Bossuet	217
Die Dragonaden. Fenelon	218
Die Camisarden in den Cevennen	220
Die „Mutter Gottes“ und Robespierre	222
Anhang: Affektirte und wirkliche Juden	223
Dritter Abschnitt. Ethische Gesellschaften	224
A. Ursprung	224
Die Philanthropie in der englischen Bauhütte	225
Der Freimaurerbund	227
Dessen Verbreitung und Einrichtung	228
B. Verirrungen	231
Die Jesuiten in der Freimaurerei	232
Die Hochgrade und die Schwindler	233
Die neuen Templer. Herr von Hund	235
Die strikte Observanz und ihre Konvente	236
Das schwedische System	239

Seite
Die neuen Rosenkreuzer 240
Der Betrüger Schrepfer 242
Die Dunkelmänner am preußischen Hofe 244
Andere Geheimbünde 245
Komische geheime Gesellschaften 246
C. Verfolgungen 248
Päpstliche Bullen gegen die Freimaurer 248
Der Mopsorden 249
Die Inquisition gegen die Freimaurer 250
Die Illuminaten. Weishaupt und Knigge 251
Ihre Unterdrückung in Baiern 254
Blüte und Unterdrückung der Freimaurer in Österreich . . . 255
Die Freimaurer in der französischen Revolution 261

Drittes Buch.

Forschung und Wissenschaft.

Erster Abschnitt. Die Wissenschaft der Natur 263
A. Wissenschaftliche Thätigkeit 263
Astronomie. Newton, seine Zeitgenossen und Nachfolger . . 263
Mathematik. Maupertuis. Lagrange. Die Bernoulli und Euler 267
Physik: Licht, Schall (Chladni), Wärme, Magnetismus, Elektrizität (Volta) 269
Chemie. Lavoisier 273
Geologie und Mineralogie. Werner 275
Botanik. Linné. Jussieu 277
Zoologie. Buffon. Spallanzani 280
Anthropologie. Blumenbach 280
B. Praktische Anwendung der Naturwissenschaft 281
Landwirthschaft. Schubart. Thaer 281
Forstwirthschaft 284
Gewerbfleiß 285
Lebensmittel, Bekleidung und Schmuck 285
Geräthe. Maß und Gewicht. Münze. Zeitmessung . . 288
Unterstützung der Naturwissenschaft. Musikalische Instrumente 289
Verkehr und Vergnügen. Windwagen 291
Luftschifffahrt. Dampfkraft. Telegraphen 292
Feuerwerkerei. Waffen 294
Papier. Buchdruck. Kupferstich 295
Heilkunde 295
Swammerdam. Boerhave. Haller 296
Impfung. Brownianismus. Chirurgie 297
C. Reisen und Länderentdeckungen 298
Die Nordpolfahrer. Eroberung Sibiriens 298
Entdeckungen im Großen Ocean. Cook 299
Wissenschaftliche Reisen 300
Kartographie 301

Seite

Zweiter Abſchnitt. **Die Wiſſenſchaft des Geiſtes** 302

A. Die Begründung der neuern Philoſophie und Aufklärung . . . 302
René Descartes 303
Geulinx und Malebranche 306
Baruch Spinoza 306
John Locke 309
Gottfried Wilhelm Leibniz 311
Pierre Bayle 315

B. Die Kämpfe der Philoſophie und Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts in England und Frankreich 319
Die Freidenker. Collins. Toland 320
Shaftesbury. Mandeville 321
Die Zeitſchriften. Tindal. Morgan. Chubb 323
Bolingbroke und Cheſterfield 325
Die Schotten. Hume. — Berkeley 326
Die franzöſiſche Aufklärung 327
Die Salons 329
Voltaire 330
Condillac 342
Die Encyklopädie. Diderot. D'Alembert 344
Das Naturſyſtem. Lamettrie. Helvetius 348
St. Lambert. Volney 351

C. Die deutſche Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts 352
Chriſtian Wolf 352
Edelmann 355
Friedrich der Große 357
Die Rationaliſten. Reimarus. Semler 358
Bahrdt 360
Nicolai, Mendelsſohn und andere Popularphiloſophen . . 362
Immanuel Kant 366
Hamann 371
Herder 375
Jacobi 379

Dritter Abſchnitt. **Die Wiſſenſchaft der Erziehung** 381

A. Die methodiſche Pädagogik 381
Ratich. Comenius 382
Lateiniſch, franzöſiſch, deutſch 385
Die Realſchulen 386
Die engliſche Erziehung. Locke 387

B. Die pietiſtiſche Pädagogik 388
Francke und ſeine Anſtalten 388

C. Die revolutionäre Pädagogik 391
Jean Jacques Rouſſeau 392
Johann Bernhard Baſedow 403
Campe und Salzmann 407
Heinrich Peſtalozzi 407
Blinden- und Taubſtummen-Anſtalten 411

Viertes Buch.

Recht und Staat.

	Seite
Erster Abschnitt. Die ideale Rechts- und Staatslehre	413
A. In England und den Niederlanden	413
Hugo Grotius	414
Selden. Milton	417
Thomas Hobbes	419
Spinoza	423
Locke. Filmer. Sidney. Shaftesbury	425
B. In Deutschland	429
Samuel Pufendorf	429
Alberti. Seckendorf	432
Leibniz	432
Christian Thomasius	433
Cocceji. Wolf	436
Der „Antimachiavelli“	437
C. In Frankreich und Italien	439
Gassendi	439
Bossuet. Fenelon	440
Abbé von St. Pierre	441
Montesquieu	443
Rousseau	447
Vico. Filangieri	451
Zweiter Abschnitt. Die Reformen im Rechts- und Staatsleben	454
A. Die politisch-sociale Reform	454
Die Kulturpolitik	454
Sully. Colbert	455
Peter der Große	456
Friedrich der Große und sein Vater	458
Friedrich und Voltaire	461
Die beiden Moser. Pütter	464
Justus Möser	467
Schlözer	469
Beccaria	470
B. Die staatskirchliche Reform	472
System der Staatskirche	472
Vertreibung der Jesuiten aus Portugal. Pombal	473
„ „ „ „ Frankreich. Choiseul	475
„ „ „ „ Spanien. Aranda	476
„ „ „ „ Neapel und Parma. Tanucci und Tillot	478
Bewegung gegen die Jesuiten in Deutschland. Hontheim	479
Aufhebung des Ordens durch Clemens XIV.	480
Nutzlosigkeit dieser Maßregel	481
Reformen in Österreich. Josef II.	482
Emser Punktation. Leopold von Toscana	485

Seite

C. Die revolutionäre Reform 485
Dänemark. Struensee 486
Rußland. Katharina II. 487
Schweden. Gustav III. 489
England. Wilkes. Junius-Briefe. Burke. Pitt und Fox . . 490
Amerikanische und französische Revolution 493
Kant und der „ewige Friede" 494

Fünftes Buch.

Wahrheit und Dichtung.

Erster Abschnitt. Die romanischen Nationalliteraturen 497
A. Das Zeitalter Ludwig's XIV. 497
Charakter der Periode 497
Die Tragödie. Pierre Corneille 499
Jean Racine 500
Die Komödie. Molière. 501
Die Fabel. Lafontaine 503
Die didaktische Poesie. Boileau 503
Die lyrische Poesie. J. B. Rousseau 504
Der Roman. Fräul. von Scudery. Scarron. Märchendichter 505
Fenelon 505
Die Beredsamkeit. Bossuet. Bourdaloue. Massillon . . . 506
Die Briefsteller. Madame de Sevigné 507
Die moralischen und populärphilosophischen Schriftsteller . . . 507
Saint-Evremont. La Rochefoucauld. La Bruyere. Fontenelle 508
Die Geschichtschreiber und Memoirenverfasser. Der Kardinal von Retz 509
B. Die französische Nationalliteratur im achtzehnten Jahrhundert . . 510
Die Dichtungen Voltaire's. Lyrik. Epen. Tragödien. Geschichtswerke 510
Die Dichtungen Diderot's. Dramen. Romane. Erzählungen 513
Lyrische und didaktische Poesie 513
Dramatische Poesie. Beaumarchais 514
Romane. Lesage. Prevost. Florian 515
Marmontel. J. J. Rousseau. Bernardin de St. Pierre . 516
Populärphilosophische Schriftstellerei. Bonnet 517
Geschichtschreiber und Memoirenverfasser. Saint-Simon . . 518
Kritik. Grimm und die Correspondance littéraire 519
C. Die italienische Nationalliteratur 519
Filicaja. Fortiguerra 520
Zeno. Metastasio. Maffei 520
Goldoni und Gozzi 521
Alfieri 523
Parini. Casti u. A. 524
Geschichtschreiber 525
Zweiter Abschnitt. Die englische Nationalliteratur 526
A. Die epische, didaktische und lyrische Dichtung 526
John Milton. Das verlorene Paradies 526
Samuel Butler 530

Seite

John Dryden 530
Alexander Pope 531
James Thomson 532
Edward Young. Percy's Balladen 532
Macpherson-Ossian. Chatterton. Ireland 533
Cowper und Burns 534
B. Die dramatische Dichtung 534
Tragödie und Komödie unter Karl II. 535
" " " am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts 536
Addison und Steele 536
Tragödie und Komödie nach Johnson's Zeit. Sheridan . 536
C. Der Roman und die Geschichtschreibung 537
Novellisten und Romandichter. Wochenschriften 537
Daniel Defoe und der Robinson 538
Jonathan Swift 539
Richardson und der Familienroman 541
Der komische und humoristische Roman. Fielding. Smollet. Goldsmith. Sterne (Yorik) 541
Geschichtschreiber. Hume. Robertson. Gibbon 543

Dritter Abschnitt. Die deutsche Nationalliteratur 545
A. Zeit der Nachahmung 545
Sprachverderbniß und Sprachgesellschaften 546
Opitz und seine Poetik 548
Erste schlesische Schule. Flemming 549
Pegnitz-Schäfer und zweite schlesische Schule 550
Hofmann. Gryphius. Lohenstein 550
Alleinstehende Dichter. Spee. Scheffler 552
Logau. Lauremberg. Gerhardt. Kuhlmann. Weise. Canitz 553
Günther 554
Die poetische Prosa 555
Ernste Romane. Bucholtz. Braunschweig. Lohenstein. Ziegler 555
Komische Romane. Moscherosch. Grimmelshausen . 556
Satirische Predigten. Abraham a Sancta Clara . . . 557
Geschichtschreibung und Reisebeschreibung 558
B. Erwachen deutschen Geistes 558
Der englische Einfluß 558
Bodmer und Breitinger gegen Gottsched 560
Brockes. Haller. Hagedorn 562
Bremer Beiträge. Schlegel. Zachariä. Rabener. Gellert. Lichtwer 564
Hallesche Schule. Pyra. Gleim. Uz. Jacobi. Kleist . . . 565
F. G. Klopstock. Messias. Oden. Dramen 567
Klopstockianer 570
C. M. Wieland. Romane. Epische Gedichte 571
Salomon Geßner. Blumauer 572
G. E. Lessing. Sara. Minna. Emilia 572
Streit mit Goeze. Nathan 575
Prosa-Schriftsteller: Zimmermann. Abbt 576
C. Sturm und Drang 576
J. G. Herder 577
Gerstenberg. Schubart 578

Seite

J. W. Goethe. Götz von Berlichingen. Werther. Clavigo ꝛc. 579
Goethe's Schüler: Lenz. Klinger. Wagner 583
Deren Nebenbuhler: Maler Müller. Heinse 584
Der Göttinger Dichterbund 586
Bürger. Hölty. Beide Stolberg. Claudius. Voß. Miller. Leisewitz 586
C. F. Schiller. Räuber. Fiesco. Kabale und Liebe . . . 589
Ruhe neben Sturm und Drang 592
Drama: Schröder. Iffland 593
Erzählende und belehrende Prosa: Musäus. Thümmel. Hippel. Lichtenberg ꝛc. 594
Geschichtschreibung und Reisebeschreibung: Spittler. Müller. Forster u. A. 595

Anhang. Niederländische Literatur 596
Dänische und schwedische Literatur 596

Sechstes Buch.

Schönheit und Kunst.

Erster Abschnitt. **Die bildenden Künste** 598
A. Baukunst (und Gartenkunst) 598
B. Bildhauerkunst 601
C. Malerei (und Kupferstich) 603
Frankreich: Lebrun. Watteau. Boucher. Chardin. Greuze. Vernet. 603
England: Kneller. Hogarth. Reynolds ꝛc. 604
Deutschland: Sandrart. Mengs. Chodowiecki u. A. . . . 605

Zweiter Abschnitt. **Die darstellenden Künste.** 607
A. Tonkunst 607
Einführung der Oper. Schütz. Kaiser 607
Hasse. Bach. Händel 608
Gluck. Haydn 609
B. Schauspielkunst 610
Französisches Theater 610
Englisches Theater. Garrick 611
Deutsches Theater. Haupt- und Staatsaktionen 612
Die Neuber. Schröder. Fleck. Iffland 613

Dritter Abschnitt. **Geschichte und Theorie der Kunst** 615
Französische Kunstlehre. Dubos. Batteux. Diderot 615
Englische Kunstlehre. Burke u. A. 616
Deutsche Kunstlehre und Kunstgeschichte 616
Sulzer. Baumgarten. Winckelmann 616
Lessing. Kant. Herder 619

Zusätze und Berichtigungen 623

Erstes Buch.

Sitte und Unsitte.

Erster Abschnitt.

Das Volk.

A. Im Kriege.

Der dreißigjährige Krieg bildet einen der merkwürdigsten Wendepunkte in der Kulturgeschichte. Mit ihm, als der gräßlichsten Verirrung, in welcher der Religionshaß gipfeln konnte, endet für immer die scheußliche Erscheinung der Glaubenskriege oder der Versuche, durch Waffengewalt die Wahrheit von Dogmen beweisen zu wollen, — denen übrigens als weit mächtigeres Motiv die politische Machtstellung so oder so gesinnter Fürsten zu Grunde lag. Er war der Schlußpunkt des seit den grauesten Zeiten betriebenen Unternehmens, die Menschen dadurch wider ihren Willen glücklich machen zu wollen, daß man sie zwang, einen bestimmten Weg zur Seligkeit zu wählen, welchen man nach willkürlichem Ermessen für den besten hielt — oder auch für denjenigen, welcher den betreffenden Fürsten am ehesten zur Befestigung oder Erweiterung ihrer Macht verhalf. Durch eine fürchterliche Ironie des Schicksals erwies sich aber gerade durch diesen Krieg, in welchen das erwähnte Unternehmen, als in seine äußerste Konsequenz, auslief, dasselbe in so blutig überzeugender Weise als ein fruchtloses und ungerechtes, daß es von da an in den Augen aller vernünftigen Menschen gerichtet war und demzufolge endlich einmal aufgegeben werden mußte.

Dieser Krieg hat nämlich so gewütet, daß alles Dasjenige, was vor ihm für Bildung des Geistes und Geschmackes der Menschen gewirkt worden (und wir haben aus dem ersten Bande gesehen, daß dessen Viel gethan war), umsonst aufgewendet und eine Erneuerung der Barbarei des Zeit-

alters der Völkerwanderung angebrochen schien. Es ergab sich daher von selbst die Nothwendigkeit, daß zur Einholung des Verlorenen, zur Wiederaufnahme der unterbrochenen Arbeit an der Veredlung des Menschengeschlechtes, ein anderer Weg als jener der Gewalt, ja überhaupt ein anderer als derjenige der Eintrichterung von Dogmen, d. h. Hypothesen, gewählt werden müsse, nämlich derjenige der Einprägung von Kenntnissen, deren Gegenstände wissenschaftlich erwiesene Thatsachen waren. Denselben Weg hatte, nur in beschränkterm Maße, die humanistische Bewegung des fünfzehnten Jahrhunderts verfolgt, bis sie von der reformatorischen Bewegung beseitigt wurde. Die Humanisten hatten aber ihren Sinn allzu einseitig, wenn auch in ihrem Gebiete fruchtbringend, auf einen Gegenstand der menschlichen Erkenntniß, auf das klassische Alterthum gerichtet und damit ihr Wirken auf die kleine Zahl der „Gelehrten" beschränkt. In der Hauptsache wurde nun ihr Verfahren von der dem dreißigjährigen Kriege folgenden „Aufklärung", dieser Überwinderin der Religionskriege sowol, als des Alleinherrscherthums der Theologie im geistigen Gebiete, wieder aufgenommen; aber sie dehnte ihren Gesichtskreis, mit großartigerm Blicke als der Humanismus, über alle Gebiete des menschlichen Sinnens, Denkens und Fühlens, und zugleich auf alle Stände der Menschen, vom Fürsten bis zum Bauer, aus.

Ehe wir aber das Wirken der Aufklärung in all' seinen einzelnen Äußerungen erzählen, finden wir es geboten, den Kontrast zwischen demselben und den ihm vorangehenden Kriegsgreueln dadurch auf in die Augen springende Weise hervorzuheben, daß wir die letzteren in kurzen Zügen nach ihren hervorstechendsten Seiten schildern.

Der hauptsächlichste Grund der langen Dauer damaliger Kriege (waren ja dem dreißigjährigen deutschen der ebenso lange der beiden Religionsparteien in Frankreich, 1564—1593, und der nicht viel kürzere zwischen Spanien und den Niederlanden vorangegangen!), — und damit auch der Grund der mit denselben verbundenen namenlosen Greuel lag ohne Zweifel in der Kleinheit der Heere, von denen kein einheitlich organisirtes je mehr als vierzigtausend Krieger zählte. Die Letzteren waren sämmtlich geworbene Söldner, und da die kriegführenden Fürsten sich schon bei Beginn des Kampfes in arger finanzieller Klemme befanden, welche der Fortgang desselben natürlich noch verschlimmerte, so konnten sie einerseits niemals so viele Streiter zusammenbringen, um den Gegner entscheidend zu schlagen, andererseits aber ihre Truppen oft so lange nicht bezahlen, daß dieselben entweder selbst in das größte Elend geriethen, ja oft verhungerten und erfroren, oder dann sich durch die frechsten und rücksichtlosesten Plünderungen zu helfen suchten, worin sie übrigens nur dem Beispiele ihrer Befehlshaber folgten, welche sich ihrerseits dadurch selbst entschädigten, daß sie den Soldaten weniger Sold austheilten, als sie für dieselben empfangen hatten. So kamen denn oft Meutereien vor, die mit den empörendsten Grausam-

keiten verbunden waren und nur durch Waffengewalt oder ausgedehnte Anwendung der Todesstrafe gebändigt werden konnten. Auch außerdem war das Betragen der Söldner zucht- und zügellos, namentlich in Folge der herrschenden Unsitte, Weiber oder Dirnen mit sich auf den Feldzug zu nehmen, die Nächte im Lager und Quartier mit ihnen zuzubringen, alle häuslichen Verrichtungen durch sie besorgen zu lassen und sie am Ende nebst Kindern — in's Elend zu stoßen. Namenlos waren die Strapazen und Mißhandlungen, welche diese Weiber zu erdulden hatten, — namenlos aber auch die Anmaßungen, welche sie sich erlaubten. Sie plünderten trotz den Männern und zankten sich untereinander um die Beute mit Scheltworten, Nägeln und Zähnen, bis ihre Männer oder Liebhaber sich in's Mittel legten und den Kampf für ihre Schützlinginnen mit dem Schwert aufnahmen, wobei schwere Verwundungen und Todtschläge nicht selten waren. Die Früchte dieser Verbindungen, die Lagerkinder, machten die Straßen durch ihren Bettel, später durch ihre Diebereien unsicher und waren schwer durch die Feldschulen zu bändigen, deren Gustav Adolf welche errichtete. Weiber, Kinder und Troßknechte bildeten den Troß, welcher bei Beginn des Krieges die waffentragende Mannschaft an Stärke nicht erreichte, dann aber successive wuchs und am Ende des Kriegs nicht weniger als drei und ein halbes Mal so zahlreich war, als die Armee, zu welcher er gehörte. Über ihn führte, wie schon bei den Landsknechten des sechszehnten Jahrhunderts, der „Hurenweibel" die Aufsicht; der Troß wurde meist in Wagen weiterbefördert, die man, wie das darin befindliche Gut, den Bauern weggenommen hatte, einige hundert an Zahl bei jedem Regiment, und die Beraubten mußten ihr Gut und dessen Räuber selbst fahren.

Der Hergang bei den Plünderungen damaliger Kriegszeit gehört zu den größten Schandflecken der Menschheit. Ohne Rücksicht auf die Konfession der Räuber oder der Beraubten plünderte man in diesem anfänglichen Religionskriege mit derselben Schamlosigkeit Kirchen aus, wie Häuser, und wie zur Faschingsfreude behängte man Dirnen und Pferde mit geistlichen Gewändern. Ein einzelner Soldat unter Tilly erbeutete nach der Eroberung Magdeburgs dreißigtausend Dukaten, verspielte sie aber sofort wieder. Er wurde auf Befehl des Generals gehängt, — nicht weil er geraubt, sondern weil er das Geraubte aus Leichtsinn verloren. Königsmark wollte dasselbe mit einem Andern nach Einnahme der „Kleinseite" von Prag thun, als Dieser sich durch die ausgesprochene Hoffnung rettete, in der „Altstadt" noch mehr erbeuten zu können. Ein bairischer Soldat hatte ein Faß mit Doublonen erhascht und spielte dann eine Zeit lang eine glänzende Rolle als „Oberst Lumpus", bis er Alles wieder versoffen hatte und als Deserteur mit Noth dem Galgen entging. Ganze Truppe lösten sich bei Streifzügen und im Parteigängerdienste von ihrem Heere ab und wurden als Nachzügler, „Saufänger" und „Marodebrüder"

die Geißel des Landes, indem sie mit dem Heere wetteiferten, dasselbe auszusaugen. Weder Fürsten noch Stifte, weder Städte, noch Dörfer waren sicher vor dieser Pest der Ausplünderung. Am besten kam noch weg, wer es vermochte, sich mit einer Schutzwache (salva guardia) zu versehen, die dann freilich auf seine Kosten zechte. Fehlte diese aber, so waren die unglücklichen Preisgegebenen, meist also die Bauern, vor keiner Mißhandlung sicher. Man übte an den armen Hausbesitzern alle Greuel, die man der officiellen Folter abgelernt hatte, wie Daumschrauben mittels der Pistolenhähne, Knebeln, Durchziehen von Schnüren durch die Zunge, Braten und Dörren im Backofen, Eingießen des sogenannten schwedischen Trankes, welcher aus — Mistjauche bestand, mittels eines Trichters in den Mund, u. s. w., um von ihnen das angeblich versteckte Gelt und Gut zu erpressen. Daß die Unschuld und Keuschheit des schwächern Geschlechtes nirgends sicher war, versteht sich von selbst. Was die Plünderer nicht fortschleppen konnten, zertrümmerten sie. Man raubte sogar die Glocken aus den Kirchthürmen. Sahen die Bedrohten die Plünderung voraus, so retteten sie sich mit ihren Habseligkeiten in unzugängliche Wälder oder Sümpfe, bis die Gefahr vorüber war. Mit besonderer Wut wurden die angedeuteten Greuel bei Erstürmung einer feindlichen Stadt verübt, wobei oft die Hälfte der Bewohner zu Grunde ging, und wovon Magdeburg, das nicht wegzuleugnende Opfer Tilly's, das grausigste Beispiel in der Geschichte bleibt. Magdeburg wurde während des Krieges sechsmal belagert, Leipzig fünfmal, nicht zu gedenken der kleineren Städte, die schon durch einmalige Belagerung ruinirt wurden. Als das von den Schweden besetzte Kempten am 3. Januar 1633 von den Kaiserlichen und Baiern unter Altringen eingenommen wurde, machten die Sieger „alle Manns- und Weibspersonen, so sie in den Gassen ersahen, jämmerlich nieder, plünderten alle Häuser in der Stadt und Vorstadt rein aus, verschonten auch der Prediger und Kirchen nicht, daß man nicht ein alt Paar Schuh mehr darin gefunden, schlugen die Bürger, so sich in die Häuser versteckt, erbärmlich mit Beilen und Hammern zu Tod, so auch dem Herrn Burgermeister Jenischen widerfahren, der in Beisein seiner Frau und einzigen Töchterleins mit einem Beil in Kopf geschlagen worden und alsogleich verschieden, da er den Soldaten eben Kisten und Kasten eröffnet und ihnen einen Trunk aufgewartet hatte." Doch alles Dies ist nichts gegen die übrigen Greuel, gegen deren Wiederholung sich unsre Feder sträubt. Sie sind erzählt in Scheible's „guter alter Zeit" („das Kloster" Zelle 21, S. 227 ff.), wie auch die Greuel, welche Tilly am 4. April 1622 in Neckargemünd und am 16. September desselben Jahres in Heidelberg mittels Mordens, Mißhandelns, Schändens und Raubens ausüben ließ. Auf protestantischer Seite dagegen versprach Mansfeld in demselben Jahre seinen Soldaten, als er in die Pfalz eindrang, sie auf eine „gute Weide" zu führen und erlaubte ihnen Alles, außer Brennen und Todtschlagen, sowie heiße Eisen

und Mühlsteine (?) mitzunehmen. Von den Schweden wurde damals im Volkstone gedichtet:

„Die Schweden sind kommen
mit Pfeiffen und Trommen,
hant alles mit g'nommen,
hant d'Fenster 'naus g'schlagen,
hant's Blei davon g'nommen,
hant Kugeln draus gossen
und d' Bauern erschossen."

Wol waren die deutschen Städte für den Krieg gerüstet. Sie besaßen wohlgefüllte Zeughäuser, und ihre Wälle waren von schweren Geschützen besetzt, welche die Bürger selbst bedienten. Aber der Krieg fand sie seinen Schrecknissen nicht gewachsen. Konnte sich eine Stadt halten, so wurde sie vor Beginn der Belagerung so massenhaft mit Flüchtlingen vom Lande angefüllt, daß Theurung, Hunger und Krankheiten dem Feinde zuvorkamen; konnte sie sich nicht halten, so erfuhr sie das erwähnte Schicksal. —

Zu den körperlichen Qualen und Greueln kamen aber auch noch geistige. Wo ein Heer siegte, wurde dessen Religion mit Gewalt eingeführt und die Ausgeplünderten und Mißhandelten noch bekehrt, so besonders vom kaiserlichen Heere durch die demselben folgenden Jesuiten. Soldaten jagten die Überwundenen schaarenweise in die Beichte; wer sich nicht fügte, wurde ohne Erbarmen von Haus und Heim getrieben. Von ähnlichen Thaten der Protestanten hörte man nichts.

Das durch den Krieg und seine Konsequenzen genährte Gefühl des Soldaten, der eigentliche Herr des Landes zu sein, erweckte in ihm einen Übermut, der in größtentheils nicht mehr vorhandenen Kriegsliedern seinen dämonischen Ausdruck erhielt. Darin hieß es z. B.:

Sobald ein Soldat wird geboren,
Sind ihm drei Bauern auserkoren,
Der Erste, der ihn ernährt,
Der Andre, der ihm ein schönes Weib bescheert,
Der Dritte, der für ihn zur Hölle fährt.

Das Beutemachen führte die fabelhaftesten Ausschweifungen mit sich. Das Tabakrauchen nahm eine immer größere Ausdehnung; die Soldaten hatten es bei Beginn des Krieges von den Holländern und englischen Hülfstruppen angenommen und verbreiteten es in der Folge auch unter den Bürgern und Bauern. Im Essen und Trinken wurde Erstaunliches geleistet. Den glänzendsten Aufwand auf Kosten der Besiegten und Geplünderten machte ohne Zweifel Wallenstein. Auf einem Lieferungszettel für seine Küche auf einen einzigen Tag figuriren z. B. zwei gute Ochsen, zwanzig Hämmel, zehn Heuer (?), vier Kälber, ein gutes Schwein, vierzig junge Hühner, fünfzehn alte Hühner, vier italienische Hähne, zwölf Gänse, sechs Schock Eier, siebenzig Maß Milch, sechshundert Leiblein Weißbrot, vierhundert Leiblein Roggenbrot, acht Tonnen Bier, zwei

Tonnen Rheinwein, vier Eimer Frankenwein, ferner zwanzig verſchiedene Poſten von Gewürzen, zweiundzwanzig von Früchten und Gemüſen u. ſ. w.

Eine nothwendige Folge des ſoldatiſchen Übermutes war auch das überhandnehmende Duelliren, dem die von Guſtav Adolf auf Betheiligung an dieſem Wahnſinne geſetzte Todesſtrafe nicht Einhalt thun konnte. Es wurde dabei zu Pferde und zu Fuß, mit Piſtolen, Gewehr oder Degen gekämpft.

Zur Verwilderung der Sitten trug ganz beſonders die Menge der am Kriege betheiligten Völkerſchaften bei, deren ſchlimme Eigenſchaften ſich ſämmtlich vereinigt zu haben ſchienen. Die Deutſchen hatten nämlich während deſſelben das wenig beneidenswerthe Schickſal, von meiſt fremden Söldnern ausgeſogen und mißhandelt zu werden. Den Proteſtanten zogen bekanntlich Schweden und Franzoſen zu Hülfe, während die kaiſerlichen Heere meiſtens aus Kroaten, Wallonen, Italienern und Spaniern beſtanden. Vereinzelt kamen dazu noch Engländer, Schotten, Iren, Dänen, Polen, Koſaken u. ſ. w. Mit dieſem Umſtande hing auch jene ſchaudervolle Sprachmengerei zuſammen, die ſich zu jener Zeit in Verkehr und Literatur einſchlich und wozu noch gar das ſpäter zu erwähnende Rotwälſch der Gauner ſich geſellte.

Unter allen jenen Fremden, und wol auch unter ſämmtlichen Heerführern des Krieges war und bleibt aber, was die Geſchichtſchreibung keiner Partei leugnen kann, die edelſte Erſcheinung der „Schneekönig", Guſtav Adolf von Schweden, der wahrlich, obſchon ſcheinbar Fremder, — wirklich aber Germane, ein beſſerer Deutſcher war und es beſſer mit Deutſchland meinte, als der römiſch-ſpaniſche Kaiſer in Wien. — Er war es, welcher die Kriegsfurie noch eine Zeit lang, ſoweit dies überhaupt möglich, in Banden hielt, der noch ſein Wort und ſeinen Degen für Humanität einlegte. Als bei Lützen die unſelige Kugel das tapfere Herz zerſchmetterte, hielt nichts mehr die entfeſſelte Raſerei der Marsſöhne aller Parteien zurück, und die verwaisten Schweden verwilderten gleich den Kroaten und wetteiferten mit ihnen in Niedertretung des deutſchen Volkes.

Die Folgen eines ſolchen Krieges konnten nicht anders als ſchreckliche ſein, und zwar in phyſiſcher, ökonomiſcher, moraliſcher und intellektueller Beziehung.

Theuerung, Hungersnoth und Seuchen ſchienen ſich zugleich mit dem Kriege permanent erklärt zu haben. Es kam ſo weit, daß 1634 bei Nördlingen ein Scheffel Korn mit zwanzig Gulden, 1640 im ſchwediſchen Heere bei Gotha ein Laib Brot mit einem Dukaten bezahlt wurde. Oft mußten die Heere ſelbſt wegen Hungers ihre Standorte verändern, von den Bürgern und Bauern nicht zu ſprechen, die, weil ſie ſich ſchämten zu betteln, maſſenhaft vor Hunger ſtarben. Schaarenweiſe wanderte man aus. Man mußte Brot aus Eicheln backen, „Neſſeln und

Schnecken ohne Salz und Schmalz" essen. Zu Stuttgart starben in einem Jahre (1635) 4379 Personen. Die Menschen verthierten so, daß sie Gras, Blätter, Thierfelle, Erde, Baumrinde u. s. w. verschlangen, sich um krepierte Thiere schlugen, sogar Gräber öffneten, den Galgen ihre Last abnahmen und — von menschlichen Leichnamen fraßen; selbst lebende Kinder wurden aufgefangen, geschlachtet und verzehrt, manchmal sogar — man schaudert davor — von ihren eigenen Müttern! Das ganze Volk hungerte und siechte dahin, verkam in Schmutz und Unwissenheit; Lehrer und Geistliche waren auf der Flucht und vor Mißhandlungen der Soldateska nirgends sicher; das Land lag brach, verwüstet, unbebaut, von Blut, Leichen und schwarzen Ruinen verbrannter Häuser und Ställe bedeckt, in denen Räuber oder — Raubthiere hausten! Die Bauern lernten in der Verzweiflung das Rauben von den Soldaten, bildeten bewaffnete Banden, lauerten den Nachzüglern auf, quälten und folterten sie, wie sie selbst es erduldet hatten, und die Bettler wurden zu Raubmördern.

Der dreißigjährige Krieg kostete Deutschland, welches am Ende desselben nur noch vier Millionen (!) Einwohner zählte, — wenigstens zwei Drittheile seiner Bevölkerung. In der Grafschaft Henneberg kamen neunzehn Dörfer in den Jahren 1634 bis 1649 von 1773 Familien auf 316, von 1717 Häusern auf 627, von 1402 Rindern auf 244, von 485 Pferden auf 73, von 158 Ziegen auf 26 und von 4616 Schafen auf — keines (!) herunter! Die Zahlen der Häuser und der Pferde waren 1849 noch nicht wieder erreicht, die der Schafe beinahe. In Baiern lagen 100 Dörfer, in Württemberg 45 Dörfer und 8 Städte, zusammen mit 36,000 Häusern, in Hessen 47 Schlösser, 17 Städte und 300 Dörfer in Asche. Die Bevölkerung Böhmens sank während des Krieges von 3 Millionen auf 780,000 herab!

Zu der Demoralisation, welche durch den Krieg einriß, gehört auch der Wucher, der mit Verschlechterung des Geltes getrieben wurde. Die Fürsten selbst begünstigten denselben, indem sie das verschlechterte Material mit Gepräge aus einer Zeit, in der es mehr werth war, versahen, Kupfer und Blech in Massen aus alten Kesseln und Pfannen schlagen ließen und in die Welt sandten, wofür sie nimmer wieder Silber und Gold bezahlen konnten. Verdientermaßen wurden sie dann wieder von ihren Münzmeistern betrogen, welche heimlich Gelt prägten und den Gewinn darauf einsteckten, sich dann aber auch selbst von den diesen saubern Handel vermittelnden Schacherjuden über den Löffel barbiren lassen mußten. Alle Lebensmittel vertheuerten sich, und die Beamten, Geistlichen und Lehrer erlitten mit ihrem kargen Gehalte, den sie nun gar noch in verschlechtertem Gelte erhielten, den empfindlichsten Schaden. Die Dienstboten konnten mit ihrem Lohne nicht mehr die Kleider bezahlen, die Schüler mit ihren Stipendien nicht mehr studiren. Groß war der Jammer der Gläubiger, denen die Schulden in schlechtem Gelte zurückbezahlt wurden. Freilich

jagte aber auch die Nemesis dasselbe Spottgelt den Regierungen als Steuern in die Kassen zurück, und Untreue schlug den eignen Herrn. Da suchten sich die Landesväter zu helfen, indem sie den Werth ihres eignen Geltes herabsetzten oder dasselbe, schamlos genug, sogar anzunehmen sich weigerten, so daß es auf den zehnten Theil des Nennwerthes herabsank. Die am Schmachgeschäfte Betheiligten ihrerseits fielen der allgemeinen Verachtung anheim. „Kipper und Wipper" nannte man seit dem dreißigjährigen Kriege sie, deren Treiben den gesammten Handel und Verkehr korrumpirt hatte. Es wurde gegen sie von allen Kanzeln gepredigt, — aus den Druckereien brach eine Flut von Broschüren und Karrikaturen gegen sie los und das Volk verspottete sie auf der Straße mit dem Wachtelrufe „Kippediwipp"! Es fehlte jedoch nicht an einem Vertheidiger, welcher 1622 in der Flugschrift „Expurgatio oder Ehrenrettung der armen Kipper und Wipper, gestellt durch Knipharduum Wipperium", betheuerte, noch keine Münze gesehen zu haben, auf welcher Namen, Wappen oder Gepräge der Kipper und Wipper oder die Umschrift „Kippediwipp" ständen und daran eine Philippika gegen die Obrigkeiten als intellektuelle Urheber dieses Uebels knüpfte.

Dieselben waren denn auch moralisch gezwungen, ihr schlechtes Fabrikat zurückzuziehen und wieder besseres Gelt zu prägen, ohne daß sie jedoch im Stande gewesen wären, all' das angerichtete Unheil wieder gut zu machen. Die schlechte Waare war nicht zu vertilgen, verirrte sich auch nach dem Auslande, führte in der Schweiz durch Entrüstung des Volkes den großen „Bauernkrieg" oder vielmehr die wilde Erhebung der Unterthanen gegen die Patrizier von Bern, Luzern, Solothurn und Basel herbei, und spukte noch bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts.

Länger als die Kipper und Wipper erhielten sich die ebenfalls durch den dreißigjährigen Krieg, wenn auch nicht geschaffenen; doch vorzüglich begünstigten und gekräftigten Gauner, um einen nicht nur dreißig-, sondern mehrhundertjährigen Krieg, nicht mit Feldwaffen, aber mit Taschenwaffen und Dietrichen, gegen die Gesellschaft zu führen. Waren die Söldnerhorden des Krieges schon privilegirte Gauner, Räuber und Mörder gewesen, so wuchs nun gegentheils, als Seitenstück, in den Gaunern ein illegitimes Heer disciplinirter Kämpfer gegen Recht und Ordnung heran. Wallenstein hatte Zigeuner als plündernde Avantgarde und ähnliches diebisches Gesindel aus Polen und Ungarn zu Soldaten gehabt; nach dem Frieden mußten sie gelebt haben wie vorher; arbeiten konnten oder wollten sie nicht und fuhren daher fort, ihr Wesen zu treiben. Neben den Gaunern traten abgefeimte Gaunerinnen, ungekrönte Messalinen auf und richteten mit dämonischen Reizen noch mehr Unheil an, als ihre Genossen mit List und Gewalt. Es bestanden genaue Verbindungen der deutschen Gauner mit den französischen, zu denen der weltberüchtigte Cartouche, Rochetaille, Grillon, Maillard, Arpalin u. A.; und mit den englischen, wozu John

Bind (1690 in London gehängt), Tom Sharp, Patrik O'Brien (zweimal, 1686 und 1689, gehängt), John Shepherd u. A. gehörten, — und das gemeinsame Rendezvous aller drei Nationen, die räthselhafte Akademie der europäischen Gauner, war stets Holland. Dort bildeten sich die deutschen Gauner Nikol List, Löbl, Hoscheneck, Lips Tullian aus, dorther kam der alchemistische Gauner Giovanni Graf Cajetani, der wie manche Andere sogar an Höfen seine Rolle zu spielen wußte, aber endlich zu Küstrin in vergoldetem Kleide gehängt, wie später Hektor von Klettenberg auf dem Königstein enthauptet wurde. Und die Welt war durch den Krieg und seine Greuel so verderbt, daß sie diesen Helden des Verbrechens dieselben Sympathieen schenkte, welche das Mittelalter den Helden im Kampfe gegen die Ungläubigen entgegengetragen hatte. Die Literatur wurde reich an Werken wie: Der Beutelschneider oder newe warhaffte und eygentliche Beschreibung der Diebshistorien ꝛc. (Aus dem Französischen übersetzt, Frankfurt 1641, 3 Theile), Schauplatz der Betrüger, entworffen in vielen List- und Lustigen Welt-Händeln ꝛc. (Hamburg und Frankfurt 1687), der große Schau-Platz jämmerlicher Mord-Geschichten, bestehend in CC traurigen Begebenheiten (Hamburg 1678), Nicolai Remigii (s. Bd. I. S. 344) Dämonolatria oder Beschreibung von Zauberern und Zauberinnen, mit wunderlichen Erzählungen, vielen natürlichen Fragen und teuflischen Geheimnissen vermischet, erster Theil; der andere Theil hält in sich: wunderseltzame Historien von des Teuffels Hinterlist, Betrug, Falschheit und Verführungen ꝛc. (Hamburg, auch Frankfurt und Leipzig, 1693), Leben und Thaten der berühmtesten Straßenräuber, Mörder und Spitzbuben, so in denen letzten funffzig Jahren in dem Königreich Engelland sind hingerichtet worden ꝛc. (Aus dem Englischen des Kapitäns Alexander Smith, Frankfurt und Leipzig 1720). Die den spanischen (Bd. I. S. 481) nachgeahmten deutschen Schelmenromane eines Grimmelshausen und Moscherosch werden wir bei Besprechung der deutschen Literatur zu erwähnen haben.

Die Behörden waren über das Emporwuchern des Gaunerthums so sehr verblüfft, daß sie sich lange nicht zu helfen wußten. Während des Restes des siebenzehnten Jahrhunderts versuchte man es, in der Meinung, daß die Erfolge der Verbrecher nur mit Hülfe des Teufels möglich wären, damit, dieselben als Hexenmeister zu behandeln, und eine große Zahl damals verbrannter Hexen und Zauberer waren offenbar bloße Gauner und Gaunerinnen.

Erst im achtzehnten Jahrhundert, als der Hexenglaube in Abnahme und die durch den Krieg geschwächte Staatsgewalt in der Erholung begriffen war, ermannte sich die Justiz und röthete ihre Schaffotte mit dem Blute ganzer Banden, deren Thaten dann, und zwar meistens von Geistlichen, mit Behagen in Druckschriften erzählt und durch Abbildungen der „armen Sünder", ihrer Gefängnisse, Folterwerkzeuge, Hinrichtungen und Ab-

ſchlachtungen illuſtrirt wurden. Die Popularität dieſer Büchlein beweiſen die vielen Auflagen, die ſie in kurzer Zeit erlebten. Die Hinrichtungen glichen Volksfeſten. Wie um das Publikum zu ergötzen, ward möglichſt langſam exequirt, nachdem der überaus feierliche Zug mit Behörden und Inquiſiten auf der officiellen Mordſtätte angelangt war, und der Pöbel, um die Wahrheit der ſogenannten Abſchreckungstheorie recht plaſtiſch darzuſtellen, geſtattete ſich vor, während und nach der blutigen Handlung die ſcheußlichſten Exceſſe und den wildeſten Jubel. Einige der intereſſanteſten unter dieſen Blutfeſten waren folgende: 1698 wurde zu Celle der berüchtigte Gauner Nikol List proceſſirt, welcher vier Jahre vorher mit dem Juden Nathan Goldſchmidt dem Kaufmann Hübers in Lübeck auf einmal vierundzwanzigtauſend Mark geſtohlen hatte, 1714 zu Köthen vier Anführer einer Räuberbande, Homann, Richter, Hinſche und Frieſe, hingerichtet und ihre Concubinen geſtäupt und verbannt, 1715 der verrufene Lips Tullian nebſt vier ſeiner Genoſſen zu Dresden zum Rade verurtheilt, aus Gnade aber enthauptet, 1718 zu Berlin umgekehrt die Diebe Valentin Ruuck, ehemaliger Kaſtellan, und Daniel Stieff, geweſener Hofſchloſſer, welche im königlichen Schloſſe einen Einbruch verübt hatten, zum Strange verurtheilt, auf Befehl des Königs aber — gerädert (!), 1720 zu Frankfurt an der Oder Jakob Neumann, auf welchem 42 Kirchen- und zwölf andere Diebſtähle laſteten, — gerädert, 1721 zu Leipzig der Dieb und Kirchenräuber Johann David Wagner, genannt Mauſe-David (weil er den wachſamen Hunden Mäuſegift vorwarf), hingerichtet, 1726 zu Gießen nicht weniger als fünfundzwanzig Zigeuner, Glieder einer „Diebes-, Mord- und Räuber-Bande", an zwei Tagen theils gehängt, theils enthauptet, theils gerädert, 1725 zu Berlin vier Räuber, Glieder einer großen und gefährlichen Bande, gerädert, 1745 zu Hildburghauſen Hans Georg Schwarzmüller und Friedrich Werner, Glieder einer großen Bande, gehängt u. ſ. w. Erſt gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden die Abſchlachtungen von Feinden der Geſellſchaft ſeltener und zugleich auch die Berichte darüber beſſer und gründlicher (nun auch von Juriſten verfaßt). Gegen dieſe allmälig Platz greifende humanere Richtung proteſtirte ſofort nach Kräften ein von dem „Prieſter der Geſellſchaft Jeſu", P. Jacob Schmid, verfaßtes Schriftchen, welches den Titel führt: „Das von der Welt verachtete, bei Gott angenehme Völcklein; das iſt Unterſchiedliche Geſchichten von allerhand heiligen (sic!) Gerichtsdienern, Schärganten, Kerckerhüttern und Wächtern, wie auch Stock- und Eiſen-Meiſtern, desgleichen von allerhand heiligen Scharpfrichtern und Henkerskuechten (!), welche vor Zeiten auf diſer Welt veracht, nunmehro in dem Himmel herrliche Glory genüſſen, Allen denen die ſich gleichen Stands befinden, zum Nutzen und Beyſpihl vorgeſtellt" (Augsburg und Würzburg 1752), — und „dem heiligen Blut-Zeugen Apollinaris, vormahls geweßten Scharpfrichter, Anjetzo glorreichen Himmels-Fürſten" gewidmet iſt. Unter die „heiligen

Scharpfrichter“ wurden darin auch die heilige Candida, Paulina und Salluſtia (!) gerechnet. Den Zweck der Schrift gibt der lange Titel deutlich genug an.

Seitdem man von den maſſenhaften Hinrichtungen überſättigt war, ſuchte man der immer mehr um ſich greifenden Keckheit und Verbreitung des Gaunerthums durch Errichtung von Arbeits-, Zufluchts- und Armenhäuſern und durch Verwendung der ſchwereren Verbrecher zu Feſtungs- und anderen Bauten entgegenzuarbeiten. Die genannten Anſtalten waren noch in ihrer Kindheit begriffen und von einſichtiger Behandlung der Gefangenen keine Rede, natürlich noch weniger von Beſſerung derſelben. Vielmehr wurden die meiſten Verbrecher durch den Umgang mit durchtriebenen Schickſalsgenoſſen noch ſchlimmer und durch die ſehr häufige Anwendung der Prügelſtrafe noch verbiſſener, und wenn ſie bei der ſchlechten Beſchaffenheit der Gefängniſſe entweichen konnten, ſetzten ſie ihr Laſterleben von Neuem fort, meiſtens zuerſt als Soldaten, bis ſie deſertiren und zu der früheren Beſchäftigung zurückkehren konnten.

Auf dieſe Weiſe konnte die allmälige Abnahme der Todesſtrafe nicht das Gute bewirken, das man damit beabſichtigt hatte, — ſie hatte bei der Armſeligkeit des dafür gebotenen Erſatzes vielmehr ſchlimme Folgen. Die Gauner wurden aus tapferen Haudegen heimtückiſche Lauerer, und ihre Banden, ſtatt plötzlich das Land in Schrecken zu ſetzen und bald wieder zu verſchwinden, dehnten ſich heimlich und leiſe aus wie ein ſchleichendes Gift und durchdrangen unmerklich, aber um ſo folgenreicher, alle Schichten der Geſellſchaft und alle Gegenden und einzelnen Orte. Die Bande des Krummfinger-Balthaſar, welche ſeit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts beſtand, war um die Mitte desſelben in der Stärke von hundertundfünfzig Mann über Schwaben, Baiern, Sachſen, Hannover und Heſſen verbreitet; ihr Anführer bediente ſich eines eigenen Siegels, ertheilte ſeinen Untergebenen die Titel von Hofräthen, Regierungsräthen, Oberamtmännern, ja ſogar einen Adel, ſprach Recht nach dem aufgeſchriebenen ſogenannten Plattenrechte und ließ unter ſeinen Leuten die ſogenannte Plattenſprache ausbilden. Gewöhnlich wurden die Mitglieder der Banden auch mit einer Art von Ceremonien in dieſelben aufgenommen; ja bei manchen mußten die Kandidaten ſich Folterqualen unterwerfen, um gegen diejenigen der Juſtiz geſtählt zu ſein. Andere bedeutende Räuberhauptleute der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts waren: der ſchwarze Friedrich, welcher 1758—68 Thüringen unſicher machte, bis er mit 84 Kameraden verhaftet wurde, Friedrich Schwan, des Sonnenwirths Sohn aus Vaihingen in Schwaben (Schiller's Verbrecher aus verlorener Ehre), deſſen Weib, Chriſtine Schattinger, aus einer ſeit zweihundert Jahren der Gaunerei ergebenen Familie ſtammte und Vater, Geſchwiſter und Verwandte auf dem Schaffot verloren hatte, der berüchtigte Hundsſattler, der grauſame Hannickel, der mit ſeiner Bande 1787 zu Sulz am Neckar gerichtet

wurde, Matthias Klostermayer, der sogenannte bairische Hiesel, der aus einem Wildschützen ein Räuber wurde und 1771 zu Dillingen auf dem Rade endete, Johann Baptist Herrenberger, genannt der Konstanzer Hans, welcher 1784 zu Sulz in Württemberg, statt zum Tode, zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt, nach vier Jahren jedoch, in Folge seiner zahlreichen, die Gaunerei in Schwaben beinahe ausrottenden Anzeigen auf freien Fuß gesetzt wurde, — und Andere.

Unter den nationalen Elementen des Gaunerthums spielten auch in der Periode des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, wie schon früher (s. Bd. I. S. 568), die Juden eine hervorragende Rolle, wie denn auch die gebräuchlichsten Ausdrücke der Gaunersprache, welche bei Anlaß mehrerer Untersuchungen, zuerst 1687 in Kursachsen, in verschiedenen Variationen den Behörden bekannt wurde, dem Hebräischen entnommen sind. Judenfeinde benutzten diesen Umstand schon 1644 (Joh. Müller, Pastor zu Hamburg im „Judaismus") und 1681 (Joh. Christoph Wagenseil, Professor zu Altdorf, in den Tela ignea Satanae), um das Kind mit dem Bade auszuschütten und wütend zur Vertilgung der Juden aufzurufen. Dasselbe that auch Joh. Andreas Eisenmenger, Professor in Heidelberg, im „entdeckten Judenthum" (Königsberg 1711), und ihm wesentlich nachgebetet ist der „entdeckte jüdische Baldober" (Koburg 1737), eine Kriminalgeschichte von der damals zu Koburg in Untersuchung befindlichen, seit Jahren weit verbreiteten jüdischen Gaunerbande unter Emanuel Heinemann, Hoyum Moses u. A.

Die jüdischen oder wenigstens mit jüdischen Elementen durchsäuerten Gaunerbanden sammelten die reichste Ernte und erregten das größte Aufsehen zur Zeit der furchtbaren Kriege, welche in Folge der französischen Revolution längs dem Laufe des Rheins von der Schweiz bis nach Holland und über den Strom weit nach Deutschland hinein wüteten. In allen diesen Ländern war ein ungeheurer Bund von Räubern und Dieben mit fester Organisation verbreitet. Dieser erschien seit 1790 unter der Bezeichnung der „niederländischen Räuberbande", die sich wieder in die brabantische, holländische und mersener Hauptbande und in kleinere Banden theilte, wie Avé-Lallemant sagt, „in stetem Kampfe mit den Sicherheitsbehörden bald hier bald dort hauste, an einem Orte verschwand, um an einem andern, weit entfernten desto unerwarteter wieder aufzutauchen, bei energischen Verfolgungen auseinander flog und sich bald von neuem wieder zusammenthat in dieser oder jener Gruppirung, von Friesland bis nach Baiern und von der Seine bis über die Elbe." Der Mittelpunkt dieses Treibens war das merkwürdige Grenzdorf Mersen an der Maas bei Mastricht, wo schon seit mehr als hundert Jahren Gauner in Masse hausten. Dort war die Niederlage für geraubtes Gut, und seit lange war dies bekannt, und jeder Bestohlene reiste schnell nach Mersen, um seine Sache wo möglich wieder zu bekommen. Der abergläubische Pöbel glaubte

denn steif und fest, der Teufel häufe dort alles zusammen, daher man die Räuber auch „Bocksreiter“ nannte, d. h. auf des Teufels Leibthier, dem Bocke, nach Mersen Reitende. Der Patriarch dieser Bande war der berüchtigte Jakob Moyses, Vater des ebenso schlimmen Abraham Jakob und Schwiegervater der beiden Räuberkoryphäen Abraham Picard und Franz Bosbeck, dessen Bruder Jan Bosbeck war, — Alles Juden. In dieser Schule wurde auch Johann Bückler, bekannt unter dem furchtbaren Namen des Schinderhannes, großgezogen, zu dessen Genossen der verrufene schwarze Peter und Andere gehörten. Diese Unmenschen verübten die scheußlichsten Grausamkeiten an ihren Opfern, peitschten entkleidete junge Weiber mit Ruthen halb todt, zwickten sie mit glühenden Zangen, hängten wehrlose Greise auf, schnitten Kindern die Ohren ab, „um durch ihr Wimmern die mit Licht und Schwefel vergeblich gebrannten Eltern zum Nachweise ihres Geltes zu bringen.“ Dabei ergaben sie sich solcher Schwelgerei und Unmäßigkeit, indem sie ihre Konkubinen unter einander austauschten und dem Branntwein in ärgster Weise zusprachen, daß sie fast sämmtlich syphilitisch angesteckt und beständig besoffen waren. Die Bordelle der Städte waren für sie sichere Zufluchtsorte und Stelldicheinsplätze. Im Jahre 1793 zählte man in Schwaben allein 2726 „professionirte“ Gauner. So lange in den Gegenden am Rheine der Krieg anhielt, war diesen Banden nicht beizukommen. Erst nachdem derselbe sich mehr nach andern Ländern (Italien, der Schweiz u. s. w.) gezogen hatte und festere politische Zustände sich zu bilden begannen, gelang es den Behörden, sie, wenn nicht zu vertilgen, doch zu versprengen. Dies war auf dem bis dahin besonders stark heimgesuchten linken Rheinufer 1796 bis 1798 der Fall. Die gefährlichsten Subjekte der Banden, die Jakob, Picard, Bosbeck, Damian Hessel, Hampel hol' mich u. A. trieben nun aber ihr Wesen auf dem rechten Rheinufer, besonders in Franken und Schwaben. Namentlich war der Spessart damals verrufen, dann auch der Odenwald und der Vogelsberg. Dort hausten u. A. Georg Philipp Lang, genannt Hölzerlips, und Matthias Österlein, genannt Krämer Matthes. Die Bösewichte verzweigten sich auch nach Niedersachsen und in die Kurmark, wo der schreckliche Peter Horst 45 Städte und Dörfer anzündete, wobei zehn Menschen das Leben verloren, ja sogar bis nach Polen. Im Jahre 1800 wurde zwar Franz Bosbeck mit sieben Genossen im Haag gehängt, 1803 Schinderhannes und 1810 Damian Hessel zu Mainz guillotinirt, 1813 zu Berlin Horst und seine Beihälterin Delitz lebendig verbrannt u. s. w.; aber erst nach dem Ende der napoleonischen Kriege konnte allgemeine Sicherheit hergestellt werden, ohne daß indessen das heute noch im Geheimen starke und blühende Gaunerthum untergraben worden wäre.

Als Beispiel für die Länder, welche der dreißigjährige Krieg nicht berührte, wählen wir England, über dessen Kulturzustände am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts Macaulay so eingehende Schilderungen

geſammel hat. Damals, am Ende der Regierung Karl's II. (1685) befand ſich, in Folge der Revolutionswirren in der Mitte des Jahrhunderts, das nördliche England noch ſtets in einem unkultivirten und geſetzloſen Zuſtande. Es war von Räubern fortwährend unſicher gemacht, welche ſich in nur ihnen bekannten Schlupfwinkeln zwiſchen Bergen und Sümpfen verbargen und aus denſelben auf Wegen, welche ſie ebenfalls allein wußten, Nachts hervorbrachen, um die Wohnhäuſer zu plündern und das Vieh fortzutreiben. Es waren daher damals nicht nur die Schlöſſer des höhern, ſondern auch die Landſitze des niedern Adels und die Pächterhäuſer befeſtigt, das Vieh wurde Nachts unter den überhängenden Zinnen des Hauſes angebunden, die Bewohner ſchliefen in Waffen und hatten große Steine und heißes Waſſer bereit, um die Räuber damit zu empfangen. Wer durch jene Gegenden reiste, machte vorher ſein Teſtament, die Richter und Advokaten zogen bewaffnet und unter Eskorte zu den Gerichtsſitzungen. Die Straßenräuber waren ſo häufig, daß man beinahe auf keinem Wege ſicher war, nicht ausgeraubt zu werden, und daß die Behörden unfähig waren, dieſem Übelſtande abzuhelfen. Mehrere der Strauchritter hatten die Gewandtheit und Manieren von Gentlemen und bewegten ſich mit der größten Sicherheit in den beſten Geſellſchaften, die nicht ahnten, wen ſie unter ſich zählten. Den Reiſenden, welche ſie ausplünderten, begegneten ſie ſo höflich und waren hinwieder gegen die Armen ſo wohlthätig, daß die ſentimentalen Damen für ſie ſchwärmten. Dieſe Verhältniſſe pflanzten ſo allgemeine Erbitterung, daß davon natürlich auch die Geſchworenen, die ja aus dem Volke hervorgingen, ergriffen wurden und die Schuldigen mit der Haſt und dem Haſſe eines Kriegsgerichtes verurtheilten, welchem Spruche meiſt das Hängen in Maſſe auf dem Fuße folgte. In abgelegenen Gegenden war das Volk noch völlig wild. Halbnackte Weiber heulten dort ihre Geſänge und die Männer führten dazu mit geſchwungenen Dolchen Kriegstänze auf, und einen Stadtbewohner begaffte man wie ein Wunderthier. Umgekehrt wurden in London Leute vom Lande, die man an ihren Manieren gleich kannte, von den Städtern verhöhnt, verſpottet, mißhandelt und — beſtohlen.

Selbſtändiger als die Juden ſehen wir in unſerer Periode die Zigeuner auftreten. Beide Parteien des dreißigjährigen Krieges bedienten ſich ihrer als Spione. Nach dem Frieden, 1663, brach eine Bande von mehr als zweihundert Gliedern jenes Volksſtammes in Thüringen ein, wo man ſie für Spione der Türken oder für Zauberer hielt und vogelfrei erklärte, ſo auch wieder 1722. Am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zählte man in einem kleinen deutſchen Fürſtenthume die Zigeuner unter das Wild und erlegte unter anderm ſolchen ſo beiläufig auch eine Zigeunerin nebſt Säugling! In Preußen läutete man 1710 Sturm, wenn ſich die Zigeuner blicken ließen, errichtete an den Landesgrenzen Galgen für ſie mit paſſenden Inſchriften, und verordnete 1725, daß alle über achtzehn

Jahre alten Zigeuner, ob ſchuldig oder nicht, gehängt werden ſollten, was ſogar Friedrich der Große noch 1748 beſtätigte!

Gauner verſchiedener Nationen ſpielten unter Umſtänden auch die Bettler, machten ſich greuliche Wunden, die ſie den Vorübergehenden zeigten, ſtellten ſich taubſtumm, blind, epileptiſch (mittels Seifenſchaums vor dem Munde) u. ſ. w. Neben ihnen beſtand, in mehr oder weniger, bisweilen auch ohne Verbindung mit dem Gaunerthum, das Unweſen der Vagabunden, Abenteurer und Charlatane aller Art, der Gaukler und Zauberer, der Aſtrologen und Alchemiſten u. ſ. w. in üppiger Blüte fort, und wir werden dieſen älteren Thorheiten ſpäter noch manche neu auftauchende nachzutragen haben.

Nachdem ſo die nächſten verderblichen Folgen des dreißigjährigen Krieges geſchildert, — iſt noch Einiges über das Kriegsweſen ſelbſt in jener Zeit nachzutragen.

Die Feuerwaffen hatten noch nicht ihre Alleinherrſchaft errungen. Die ſogenannte ſchwere Infanterie, aus den Pikenieren beſtehend, trug Panzer, Helm, Armſchienen, Schwert und eine achtzehn (? ſoll wol heißen acht bis zehn) Fuß lange Pike mit eiſerner Spitze, die Unteroffiziere Hellebarden oder Partiſanen. Die leichte Infanterie, die der Feuerwaffen, trug entweder Musketen von ſechs Fuß Länge, die man beim Feuern auf Gabeln legte, die in den Boden geſteckt wurden, oder kürzere „Arkebuſen“ (Hackenbüchſen), die man von Hand abſchoß. Stufenweiſe errangen die Feuerwaffen ſich immer größeres Anſehen, und die Pikeniere geriethen allmälig in Abgang, da man entdeckte, daß ſie „niemals Jemanden umbrächten.“ Doch erhielten ſich ihre Reſte bis Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Bei den Schweden ſchaffte ſchon Guſtav Adolf die Musketengabeln ab, bei den Kaiſerlichen hatten ſie längern Beſtand. Ebenſo führte Guſtav Adolf die Patrontaſchen und papierenen Patronen ſtatt der vorher am Bandelier klappernden Cylinderkapſeln ein.

Wie die Feuerwaffen gegenüber den Spießen, ſo gewann im Verlaufe des Krieges die Cavallerie gegenüber der Infanterie an Bedeutung, und ihr Verhältniß in der Zahl, das anfangs wie eins zu fünf geweſen, wuchs ſo ſehr, daß zuletzt die Reiterei oft ſtärker war als das Fußvolk. Ihr Beſtreben war zugleich, die ſchwere Rüſtung nach und nach abzulegen und an Beweglichkeit zu gewinnen. Auch die ſchweren Geſchütze wurden vereinfacht und Guſtav Adolf trug viel dazu bei, an die Stelle der früheren langen Feldſchlangen kürzere Kanonen in Aufnahme zu bringen. Die Fahnen, deren jede Compagnie (auch „Fähnlein“ genannt) eine beſaß, waren Ungeheuer von Tuch und reich an allegoriſchen Figuren. Sie zu verlaſſen war ſchweres Dienſtverbrechen; der Fähndrich durfte ſie nicht aus den Händen laſſen, bis ſie ihm abgehauen waren. Sie durfte über keinem Beſcholtenen wehen; wer eines Vergehens gegen den Fahneneid

beſchuldigt war, mußte bis Austrag der Sache unter den Dirnen und Buben des Troſſes marſchiren.

Die Lager wurden für den Feldherrn und deſſen Stab, für die Mannſchaft und wieder für die einzelnen Regimenter und Fähnlein, beſonders ausgemeſſen. Auch der Feldgalgen hatte ſeine unvermeidliche Stelle. Für die Offiziere wurden Zelte errichtet; die Soldaten bauten ſich Baracken, wozu ſie das Material ohne Umſtände von den Bauernhütten nahmen, die dadurch auf die nackten Lehmwände reducirt wurden. Vor den Wohnungen ſteckte man die Spieße in den Boden, ſtellte Trommeln, Fahnen, Gewehre u. ſ. w. auf. Mit dem dreißigjährigen Kriege kam der Brauch in Abgang, das Lager mit einer Wagenburg zu umgeben. In keinem Lager fehlte der Spielplatz, wo es mit Würfeln, oft genug gefälſchten, lärmend und tobend zuging. Die Buden der Marketender umſchloſſen das zur Befriedigung der ſoldatiſchen Bedürfniſſe Erforderliche. Und dazwiſchen ſpielten Scenen vom prahleriſchen Übermute nach „guter“ Beute bis zur jammervollſten Verzweiflung in Zeiten der ſelbſt herbeigeführten Theuerung und Peſt! Die Luſt nach Specialſchilderungen verweiſen wir auf Freytag's treffliche „Bilder aus der deutſchen Vergangenheit.“

Stufenweiſe vermehrten ſich im ſiebenzehnten Jahrhundert die ſtehenden Heere. Gegen Ende desſelben wurden in Frankreich, in den Niederlanden und Deutſchland, wie Macaulay ſich ausdrückt, im Frieden Armeen unterhalten, wie ſie Heinrich IV. und Philipp II. nicht einmal im Kriege angeſammelt hatten. Es wurde zu einer Leidenſchaft, Feſtungen zu bauen; Vauban ſtellte ein eigenes Syſtem ſolcher auf und umgab Frankreich mit einem Gürtel von Baſtionen und Ravelins. Man konnte nicht „einige Meilen reiſen, ohne die Trompeten eines auf dem Marſche befindlichen Regiments zu hören oder auf der Zugbrücke einer Feſtung von Schildwachen angerufen zu werden.“ Nur in England kannte man dieſe Erſcheinungen nicht; dort hörte der Reiſende keinen kriegeriſchen Ton, ſah keine Uniformen weit und breit. Die Thore der Städte ſtanden Tag und Nacht offen, die Wälle waren zerfallen oder in Spaziergänge umgewandelt, die Gräben ausgetrocknet, die Schlöſſer entweder Ruinen oder Paläſte. Nur an den Seeküſten und auf Hügeln erinnerten noch die auf Stangen befeſtigten Pechtonnen an die Zeit, da ſie zum Alarmzeichen bei räuberiſchen oder feindlichen Einfällen gedient hatten. Dagegen war in England eine Miliz organiſirt. Wer ein jährliches Einkommen von fünfhundert Pfund aus Landbeſitz oder ein Vermögen von ſechstauſend Pfund hatte, mußte auf ſeine Koſten einen Reiter ausrüſten und erhalten. Wer nur fünfzig Pfund jährlich aus Landbeſitz einnahm oder ſechshundert Pfund Vermögen beſaß, war zur Ausrüſtung und zum Unterhalt eines Pikeniers oder Musketiers verpflichtet. Die weniger Beſitzenden wurden in Geſellſchaften vereinigt, die gemeinſam einen Infanteriſten oder Reiter ſtellten. Die

Miliz zählte von beiden Waffenarten hundertdreißigtausend Mann, deren gesetzlicher Befehlshaber der König war.

Karl II. von England begann jedoch bald nach seiner Thronbesteigung ein kleines stehendes Heer zu bilden, zuerst, um gegen die Reste der Republikaner sicher zu sein, dann, um damit Staat zu machen und seine besonderen politischen Ziele zu verfolgen. Bis zu seinem Tode war es bereits auf siebentausend Mann zu Fuß und siebenzehnhundert zu Pferde angewachsen und kostete jährlich 290,000 Pfund (die damalige französische Armee in Friedenszeiten zehnmal so viel). Die Soldaten standen unter dem bürgerlichen Gesetz; es gab keine Kriegsgerichte, und die Disciplin war daher sehr schlaff. Nicht achtunggebietender war die damalige englische Flotte, obschon sie auf dem Papier neun Schiffe vom ersten, vierzehn vom zweiten und neununddreißig vom dritten Rang zählte, die aber nicht alle vorhanden, und, selbst soweit vorhanden, in schlechtem Zustande waren. Ein ausgebildetes Seewesen gab es überhaupt noch nicht; häufig genug fochten Admirale zu Lande und Generale zur See und Beide wieder abwechselnd auf beiden Elementen. Der englische Seeheld Blake war lange Festungskommandant und der General Monk führte öfter Flotten und kommandirte dabei dem Schiffe, zur Erheiterung der Matrosen, „links g'schwenkt!" Seit 1672 begann Frankreich, junge Männer besonders für den Seedienst auszubilden; aber England folgte noch lange nicht nach; das kleine Holland hatte eine weit bedeutendere Seemacht.

Der dreißigjährige Krieg und die ihm folgenden Verheerungszüge der Franzosen nach dem Westen Deutschlands decimirten die Söldnerheere dermaßen, und noch dazu stellte die anwachsende Macht Frankreichs unter Ludwig XIV. die deutschen Heere so sehr in Schatten, daß die deutschen Fürsten, um mit dem Erbfeinde im Westen wetteifern zu können, auf Ersatz bedacht sein mußten. Wo konnten sie diesen finden als im Volke? Schon seit dem Mittelalter hatte zwar stets der Grundsatz gegolten, daß Jedermann zur Vertheidigung seines Landes verpflichtet sei, und es hatte stets eine Art von Volksmiliz gegeben, welche für solche Fälle bereit sein sollte; sie wurde durch Kontingente aller Ortschaften gebildet und auch in den Kriegen hie und da in Anspruch genommen, war aber mangelhaft organisirt, schlecht bewaffnet und ausgerüstet. Das Volk zu weiterem Kriegsdienste, zum Angriffe, zur Verfolgung politischer Zwecke oder gar zur Eroberung zu verwenden, das hatten die härtesten Despoten niemals gewagt; den vielerlei Steuern, Frohnen und Feudallasten noch die Dienstpflicht beizufügen wäre unerhört gewesen. Nun aber, da der Mangel an Söldnern empfindlich wurde, mußte man dennoch das Unerhörte wagen. Es geschah dies zuerst 1693 in Brandenburg, fand zwar schon 1702 in Sachsen Nachahmung, mußte aber im nunmehrigen Preußen 1708 wieder aufgegeben werden. Denn der gesunde Sinn des Volkes, der sich auch instinktiv durch Verachtung der Scharfrichter so deutlich gegen die Todesstrafe

ausspricht, fand von jeher, der Krieg sei nur zur Vertheidigung des Vaterlandes zu rechtfertigen, in allen anderen Fällen ein unverantwortlicher und gewissenloser Menschenmord, daher es sich denn allen Militäraushebungen mit Kraft und Zähigkeit widersetzte, und wenn der Widerstand nicht half, zur Auswanderung schritt, ohne sich durch Drohung mit Güterbeschlag, Ohrenabschneiden und Galgen abschrecken zu lassen. Doch gelang es Friedrich Wilhelm I. von Preußen, diesem gekrönten Korporal ohne Bildung und Herz, seit 1733 die allgemeine Dienstpflicht einzuführen. In Sachsen konnte sie erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erzwungen werden, in mehreren kleineren Staaten bis auf die neueste Zeit gar nicht. Wo und so weit das neue System der sog. Kantonnirung nicht durchführbar war, half man sich durch Werbung. In neuester Zeit noch war die englische Matrosenpresse ein Gegenstand allgemeiner Entrüstung; ebenso arg und roh, ja oft noch weit empörender war die deutsche Soldatenpresse im achtzehnten Jahrhundert, namentlich die von den preußischen Werbern geübte. Kein junger starker Mann, besonders von hoher Statur, war vor den Netzen dieser Fanatiker für ihres Königs Liebhaberei sicher; wer in einem Augenblick der Schwäche oder gar der Trunkenheit von ihnen Handgelt genommen hatte, war ihnen mit Leib und Seele verfallen und konnte mit Gewalt zum Dienste gezwungen werden. Plumper und gutmütiger waren die österreichischen Werber. Freilich hatte ihr Herr, der Kaiser, Anspruch auf Werbung im ganzen Reiche für seine Hauskriege. Die übrigen Fürsten erwarben in den Territorien anderer solcher oder freier Städte das Recht, dort werben zu dürfen und ließen an den Staaten- und Reichsgrenzen den Deserteuren aus anderen Armeen durch ihre Werber auflauern. Selbst Fremde, wie z. B. die Dänen, durften im deutschen Reiche werben. Ein Haupthandelsplatz der Werber war Frankfurt am Main. Die werbesüchtigen Regierungen verschmähten es nicht, als Lockmittel in ihren Dienst die in anderen Staaten versagte Erlaubniß zum Heiraten zu benützen, und so war man genöthigt, auch anderswo in dieser Hinsicht nachgiebiger zu sein, wenn man seine Soldaten von der Desertion zu den Werbern abhalten wollte. Dafür wuchs in den Soldatenfrauen und Soldatenkindern, die man für unehrlich hielt und denen man sogar die Schulen verschloß, ein höchst lästiges Proletariat heran. In Preußen wurden indessen eigene Soldatenschulen und Waisenhäuser für Soldatenkinder errichtet. Auch die Soldaten selbst wurden von den Bürgern gemieden und man schämte sich, zugleich mit ihnen im Wirthshause zu sitzen. So war das Loos des ohnehin entweder gezwungenen oder geworbenen Kriegers kein beneidenswerthes. Blieb er im Dienste, so hatte er ein wahres Hundeleben, wurde von den Offizieren oft ohne Grund mißhandelt, bei den kleinsten Vergehen durch Reiten auf scharfen Kanten oder hölzernen Latten, bei größeren durch Spießruthenlaufen, bei Meuterei und anderen schweren Vergehen durch — Nasenabschneiden oder den Tod bestraft.

Desertirte er und wurde wieder eingefangen, so traf ihn die beiden ersten Male Spießruthenlaufen, oft achtmal die Gasse von 200 Mann hindurch, bis vom zerhackten Rücken die Fetzen von Haut und geronnenem Blut herunterhingen und die Armen ohnmächtig hinsanken, — das dritte Mal der Tod durch Erschießen. Dennoch kam die Desertion so häufig vor, daß Friedrich Wilhelm I. von Preußen jeden Bürgerlichen verpflichtete, jeden ihm begegnenden Soldaten anzuhalten, nach seinem Ausweise zu fragen, und wenn dieser nicht befriedigend war, zu verhaften und abzuliefern, — was aber natürlich nicht durchführbar war. Einregistrirte Soldaten, welche dies schon als Kinder geworden, deren man aber gerade nicht bedurfte, konnten zwar ihrer bürgerlichen Beschäftigung nachgehen, mußten aber stetsfort, gleich kontrolirten Hunden, ein rothes Halsband tragen. So sehr das Volk die Soldaten im Dienste haßte, so eifrig schenkte es bezeichnender Weise den Deserteuren seine Sympathie und suchte ihnen nach Kräften behülflich zu sein.

Keine geistige Anregung hob und versüßte das Schicksal des Soldaten, ausgenommen etwa in der verhätschelten Riesengarde zu Potsdam; denn die Offiziere selbst waren bis auf Friedrich den Großen roh, dem Trunke und der Völlerei ergeben, und so raufluſtig, daß trotz aller Verbote fortwährend Duelle vorkamen, auf Degen zu Fuß und auf Pistolen zu Pferde. Oft sogar wurde vorher von einem der Kämpfenden ein tödtlicher Ausgang verlangt, was er symbolisch andeutete, indem er seinen Mantel auf den Boden legte oder, seit die Mäntel abgeschafft waren, mit dem Degen ein viereckiges Grab zeichnete! Die ungebildeten Soldaten beschäftigte man im Frieden mit Auf- und Abladen von Waaren auf Schiffen, Zimmerarbeit, Spinnen u. s. w., — sie sich selbst mit Trinken, Spielen, Rauchen, Liebschaften u. s. w.

B. Im Frieden.

Unsere Periode ist arm an Friedenszeiten; letztere bildeten die Ausnahmen, der Krieg die Regel. Auf den furchtbaren dreißigjährigen Kampf folgten die Einbrüche der vandalischen Horden Ludwig's XIV. in die Pfalz und über den Rhein, dann der spanische Erbfolgekrieg, der die Engländer Marlborough's bis in das Herz Deutschlands und die Schaaren Eugen's nach Italien führte, hierauf wieder an den kaum zur Erholung gelangten Stätten des dreißigjährigen Krieges die böhmisch-schlesischen Feldzüge, der österreichische Erbfolgekrieg, der siebenjährige Streit um die Hegemonie in Deutschland und der bairische Erbfolgekrieg, und zuletzt noch die weltumgestaltenden Völkerkämpfe der französischen Revolution und des korsischen Imperators! Zweihundert Jahre voll Blut und Eisen! Es war unmöglich für das Volk, in solchen Zeiten vom Ende des einen bis zum Anfange

des folgenden Krieges, das durch den ersten Eingebüßte wieder einzubringen. Die Kriegsfurie traf daher zuletzt nur noch Arme, die schon hundertfach ausgesogen waren, und bei denen sich nichts mehr zu holen vorfand. So mußte denn das barbarische Plündern nach und nach aufgegeben werden, wie die zunehmende Kultur und Humanität zu gleicher Zeit auch das absichtliche Morden und Brennen zum Schaden Unschuldiger in Kriegszeiten aufhören gemacht hat. Eine ewig schändende Ausnahme machten in neuester Zeit blos noch die blutigen Horden Jellachich's bei der Erstürmung Wiens im Oktober 1848, wo wahrhaft Tilly'sche Scenen vorfielen.

Vor dem dreißigjährigen Kriege hatte sich Deutschland noch in verhältnißmäßig blühendem Zustande befunden. Das Land war reich an Dörfern (reicher als jetzt), die als wohlhabend gelten konnten und sich durch Reinlichkeit auszeichneten. Meist waren die Dörfer, ähnlich den Städten, von Schutzwehren, nämlich Mauern oder wenigstens Zäunen und Gräben umschlossen. Die Häuser waren von Holz und Lehm gebaut, mit Stroh bedeckt, aber von fruchtbaren Obstbäumen und Gärten und klar fließenden Brunnen umgeben und von Geflügel umschwärmt, die Ställe mit gutgenährtem Vieh und Pferden gefüllt. Ackerbau mit Dreifelderwirthschaft (die Felder durch Steinreihen abgegrenzt) und Wollzucht brachten den Bauern ein schönes Einkommen. Geschnitzte Tische und Bänke füllten die Stuben, Würste und Schinken das Kamin, — harte Thaler die sorgfältig versteckte Truhe. Die Felder trugen Getreide, Waid, Anis und Saflor, Rübsen und Raps, Mohn, Hirse und manchen Orts Wein oder Hopfen. In Erfurt wurde schon damals bedeutender Handel mit Samen, Blumen und Obst getrieben.

Als Schattenseite kam dazu die theilweise noch fortdauernde Leibeigenschaft; doch hatte die Einführung des römischen Rechts in Deutschland wenigstens den Vortheil, daß dasselbe die Leibeigenen zu Grundbesitzern machte, wo es durchdrang. Dagegen war der Druck, welchen die Wehrlosigkeit gegen den durch das Wild des Adels verursachten Schaden mit sich führte, überall ein unerträglicher. Dazu kam die sich schon damals breit machende Bureaukratie und polizeiliche Volksbevormundung. Die regierungssüchtige väterliche Obrigkeit mischte sich in alle möglichen Privatangelegenheiten der Bauern, welche in den Städten als dumm, trunk- und händelsüchtig verschrien waren.

Wie anders wurde der Zustand der Bauern nach angebrochener Kriegszeit! Die Kirchen und Häuser waren geplündert, die alterthümlichen Formen ihrer Mobilien und Schmuckgegenstände zufällig vorhandene Seltenheiten geworden, die Masse des Hausrathes bei dem Mangel an Vertrauen und Geld und an Hoffnung auf Frieden roh und plump. „Mehr als hundert Jahre nach dem (dreißigjährigen) Kriege," sagt Freytag, „vegetirte der Bauer fast ebenso eingepfercht, wie die Stücke seiner Heerde, während ihn der Pastor als Hirt bewachte und durch das Schreckbild des „„Höllenhundes"" "

in Ordnung hielt und der Gutsbesitzer oder sein Landesherr alljährlich abschor. Eine lange Zeit dumpfen Leidens! Die Getreidepreise waren in dem menschenarmen Lande fünfzig Jahre nach dem Kriege sogar niedriger als vorher, die Lasten aber, welche auf die Grundstücke gelegt wurden, so hoch gesteigert, daß noch lange der Acker mit Haus und Hof geringen Werth hatte, zuweilen umsonst gegen die Verpflichtung gegeben wurde, Dienste und Lasten zu tragen. Härter als je wurde der Druck der Hörigkeit, am ärgsten in den früheren Slavenländern, in denen ein zahlreicher Adel über den Bauern saß. Ein unnatürlicher Zwang bevormundete ihre Verheiratung, streng wurde vorgesehen, daß der Sohn des Landmanns sich nicht durch die Flucht der Dienstbarkeit, die auf seiner Zukunft lasten sollte, entzog. Nur mit schriftlicher Erlaubniß sollte er Reisen machen, sogar den Schiffern und Floßleuten wurde bei harter Strafe verboten, solche Flüchtlinge als Knechte fortzuschaffen."

Mit dem Friedensschluß im Jahre 1648 waren die Lasten des Krieges noch keineswegs beseitigt. Noch zwei Jahre lagen die Heere im Lande, bis die Kriegssteuern bezahlt waren, und drückten das Volk noch ebenso hart wie vorher, so daß sich dasselbe oft durch von den Söldnern erlernte Raubzüge im Gebiete andern Glaubens helfen zu müssen glaubte. Noch länger aber dauerte nach endlicher Entfernung der Kriegsvölker das durch den Krieg herbeigeführte Elend, wozu auch noch milde Gaben an verschiedenartige das Land durchstreifende Menschen kamen, die durch den Krieg aus ihrer Heimat vertrieben worden waren, selbst Engländer, welche vor der dortigen Revolution flohen u. s. w.

Ein ärmlicher Trost waren die Friedensfeste, welche 1650 überall gefeiert wurden, sowol in den Prunksälen der friedenschließenden Generale und Gesandten, als auf den bescheidenen Dörfern, wo gelehrte Pfarrherren musikalische Productionen von Chorälen auf den Kirchthürmen und allegorische Aufzüge auf den Dorfplätzen anordneten, bei denen sich Frauen und Männer, festlich gekleidet, betheiligten, die „Gerechtigkeit" in „einem schönen weißen Hemde" die Hauptrolle spielte, den „Frieden", der in grüne Seide gehüllt war, begrüßte und umarmte, und „Mars", als Soldat ausstaffirt, mit Schmach entwaffnet, gebunden und fortgejagt wurde.

Es sollte sich zeigen, daß diese im allegorischen Geschmacke jener Zeit arrangirten Schaustellungen eitler Schein waren. Der westfälische Friede brachte dem Landvolke nicht viel Gutes. Murrend fügte es sich in das ihm nach der Zuchtlosigkeit des Krieges auferlegte härtere Joch. Man mußte, um die zu Kriegern gewordenen Leute zu beschwichtigen, Diejenigen, welche unter den Waffen (nicht im Trosse) gedient hatten, von der Leibeigenschaft befreien, die in vielen Staaten nie aufgehört hatte (in Pommern schon ein Jahr vor dem Kriege sogar wieder hergestellt worden war). Heftig widersetzten sie sich den Maßregeln, welche ergriffen wurden,

ſie aus ſelbſtgewähltem Aufenthaltsorte mit Gewalt zu dem urſprünglichen Gutsherrn zurückzubringen. Aber ſie wurden endlich gebändigt, und die ganze Laſt alter Feudaldienſte legte ſich wieder auf ihren Nacken, — der Zehnten an Staat, Gutsherrn und Pfarrer, die Frondienſte, die Abgabe des „beſten Hauptes“ (ehemals eines Stückes Vieh, jetzt einer Summe Gelt) bei Beſitzänderungen durch Tod oder Verkauf, Beiſteuern bei Heiraten in der gutsherrlichen Familie, Zinshühner und Eier, der ſcheußliche Druck durch das Verbot aller Angriffe auf das die Fluren verwüſtende Jagdwild, der entwürdigende Treiberdienſt bei den herrſchaftlichen Jagden und viele andere Abgaben und Beſchränkungen. Bis auf Friedrich den Großen (außerhalb Preußens noch länger) konnten die Gutsherren ihre Bauern, welche die Abgaben nicht willig leiſteten, zum Verkaufe ihrer Grundſtücke zwingen, und wenn ſich kein Käufer fand, dieſelben zu zwei Drittheilen des Preiſes an ſich ziehen; ja ſie durften ſie austreiben und in's Elend jagen! Der große Friedrich fand bei der Eroberung Schleſiens „viel tauſend Bauerngüter ohne Wirthe, die Hütten lagen in Trümmern, die Äcker waren in den Händen der Gutsherren.“ Sie wurden wieder mit Bauern beſetzt und dieſen das Land als volles erbliches Eigenthum übergeben. Auch wurde die Loskaufsſumme für Leibeigene auf einen Dukaten vom Kopfe herabgeſetzt, während ſie in Rügen (unter ſchwediſcher Herrſchaft) noch ſpäter für einen ſtattlichen Burſchen 150, für eine hübſche Magd fünfzig bis ſechszig Thaler betrug und von der Schätzung des Herrn abhing. Die Leibeigenen mußten bei allen Bauten ihrer Herrſchaft helfen, ihr Botendienſte thun, durften nicht ohne Bewilligung eine Nacht außer dem Dorfe bleiben, auch je nach Laune dieſe oder jene Thiere (z. B. Ziegen, Schafe, Tauben) nicht halten, mußten alles Feile der Herrſchaft zuerſt anbieten, und wenn ſie es nicht brauchte, noch eine gewiſſe Friſt auf den Markt auslegen, bis ſie es verkaufen durften; dagegen mußten ſie der Herrſchaft Alles abkaufen, was dieſe feil bot, auch wenn ſie deſſen nicht bedurften, ſo namentlich in Böhmen, Mähren und Schleſien in den nächſten hundert Jahren nach dem dreißigjährigen Kriege. Außerdem war der Gutsherr unumſchränkter Gerichtsherr und durfte die Bauern nach Gutfinden körperlich züchtigen laſſen, — ja er that dies oft höchſteigenhändig! Dies muß arg getrieben worden ſein; denn es wurde als ein Fortſchritt angeſehen, als Friedrich der Große nach der Eroberung Schleſiens den Bauern geſtattete, ſich über ſtrenge körperliche Züchtigung bei der Regierung zu beklagen. Und zu allen dieſen Laſten kam noch der dem Fürſten zu leiſtende Kriegsdienſt, die Kontributionen in Kriegen und zu guter Letzt noch die allgemeine Reichsſteuer! Nicht leibeigen war der größte Theil der Landleute (beziehungsweiſe ihre Geſammtheit) nur an den Ufern der Nordſee, am linken Ufer des Niederrheins und in den Alpenländern. Im übrigen Deutſchland gab es weſtlich von der Elbe noch hie und da eine ſchöne Anzahl Freie und auch die Eigenen

wurden beſſer behandelt als öſtlich von jenem Strome, wo der Druck auf dem Volke überall unerträglich war, beſonders in Böhmen, Mähren, Pommern und Mecklenburg. In Böhmen lag in Folge dieſes Druckes noch im achtzehnten Jahrhundert, im weſtfäliſchen Münſterlande noch am Ende desſelben der vierte Theil des Bodens unbebaut. Dieſe Zuſtände entriſſen dem Bauer ſo ſehr allen moraliſchen Halt, daß die pommerſchen Leibeigenen, als nach 1700 Friedrich I. von Preußen ſie befreien wollte, dieſe Gunſt nicht annehmen wollten, weil ſie durch dieſelbe ihre ökonomiſche Lage zu verſchlimmern fürchteten. Die Theologen, welchen an der Freundſchaft der reichen Gutsherren lag, thaten ihr Möglichſtes, um den Unterthan in ſeiner Unwiſſenheit und in ſeiner Untüchtigkeit zur Freiheit zu erhalten, indem ſie ihn ſowol ſich ſelbſt als Anderen verächtlich machten. Einen Beweis hievon liefert u. A. das den Bauer ſo ſchlecht als möglich darſtellende Buch „Des Neunhäutigen und Hainbuchenen ſchlimmen Baurenſtandes und Wandels Entdeckte Uibel-, Sitten- und Laſterprob von Veroandro aus Wahrburg“ (1684). Wen man ſchlimm haben will, der wird es auch, und ſo darf man ſich nicht verwundern, daß die gehetzten und mißhandelten Bauern einerſeits gegen Jeden, der nicht Ihresgleichen war, mißtrauiſch wurden und ſich keiner Gegenſtände bedienten, welche zu ſtehlen der Mühe werth war, anderſeits ſich aber gegen Fremde, die in Landwirthshäuſern einkehrten, abſcheuliche Neckereien mit ſog. Feuerteufeln u. dergl. erlaubten.

In England machten am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts das urbare Land und die Wieſen nicht mehr als die Hälfte des geſammten Staatsgebietes aus; der Reſt beſtand aus Wald, Moor und Sumpf. In einer Gegend von fünfundzwanzig Meilen im Umkreiſe bei Enfield ſtanden blos drei Häuſer und kaum ein einziges eingefriedigtes Feld. Rehe lebten dort frei zu tauſenden. In der Revolution waren die letzten zum Jagdvergnügen des Königs gehegten Wildſchweine ausgerottet worden, der letzte Wolf in Großbritannien unter Karl II. in Schottland erlegt. Die Füchſe wurden von den Landleuten mit Eifer verfolgt und ohne Erbarmen getödtet, und im „langen Parlament“ forderte Saint-John auf, den Miniſter Strafford wie einen Fuchs zu behandeln. Wilde Ochſen gab es in den ſüdlichen Gegenden noch über das ſiebenzehnte Jahrhundert hinaus. An den Küſten gab es rieſige Adler und wurden große Truppe von Trappen gejagt. Ungeheure Schwärme von Kranichen lebten in den Sümpfen.

Nach der Zeit Karls II. wurde in hundert Jahren der vierte Theil Englands „aus einer Wildniß in einen Garten verwandelt“. Im Jahre 1696 noch wuchſen an Weizen, Roggen, Gerſte, Hafer und Bohnen in England etwas weniger als zehn Millionen Quarter (jetzt im ſchlechteſten Falle zwölf, durchſchnittlich aber dreißig Millionen!). Damals kannte man weder Fruchtwechſel, noch Stallfütterung, und man hatte daher

Noth, das Vieh während des Winters mit dem spärlich vorhandenen Grase zu ernähren. Wenn es kalt wurde, schlachtete man eine große Anzahl Vieh und pökelte das Fleisch ein, und genoß daher im Winter niemals frisches Fleisch.

Landwirthschaftliche Arbeiter erhielten damals einen täglichen Lohn von vier Pence mit und von acht Pence ohne Kost und befanden sich dabei nicht schlecht. Vier Schillinge wöchentlich galten schon als ein guter Lohn, und in manchen Gegenden gab es fünf bis sieben Schillinge wöchentlich ohne Kost. Ungefähr eben so hoch belief sich der Lohn der Gewerbearbeiter, und es äußerte sich darob keine Unzufriedenheit. Strikes waren noch nicht bekannt. Damals wurden auch häufig Kinder zur Arbeit in den Tuchfabriken benutzt und erzeugten z. B. in Norwich damit ein Vermögen, welches ihren eigenen Unterhalt um 12,000 Pfund jährlich überstieg.

Die unterstützten Armen betrugen damals ein Fünftel der englischen Bevölkerung (jetzt in schlechten Zeiten ein Zehntel, in guten ein Dreizehntel!) und die Armensteuer wuchs unter Karl II. von sieben- bis auf neunhunderttausend Pfund (jetzt beträgt sie sechsmal soviel).

Seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts begann man an der Verbesserung des Loses der deutschen Bauern zu arbeiten. Voran ging die kaiserliche Regierung 1704 mit Erhebung der vorher verachteten Schäfer zu einer Art mit Rechten ausgestatteter Zunft. Umfassender und tiefer aber verfuhr, wie bereits einige Male angedeutet, Friedrich der Große, zwar nicht ohne despotisches Eingreifen, das aber unter den damaligen Umständen die einzige auf Erfolg Aussicht bietende Manier war. Er führte als billige Nahrung für das Volk die Kartoffeln ein und unterdrückte alle Bauarten, welche keine Gewähr gegen Feuersgefahr darboten. Mit diesem Streben gingen Presse und Literatur Hand in Hand; am nachhaltigsten wirkte in dieser Beziehung die 1786 erschienene Schrift Garve's über den Charakter der Bauern, welche zum ersten Male in gründlich untersuchender Weise die Bauern gegen die über sie herrschenden Vorurtheile vertheidigte und die wahre Quelle der denselben schuldgegebenen und theilweise auch vorhandenen sittlichen Mängel in dem auf ihnen bislang lastenden Joche nachwies. Mit Recht empfahl er als bestes Heilmittel der gerügten Übelstände: bessere Dorfschulen.

Es war dies allerdings das dringendste Bedürfniß. Aber daß nicht nur die Erziehung der Jugend, sondern auch jene der Erwachsenen noth that, zeigt die Art und Weise, wie die Religion und Kirchlichkeit an manchen Orten vom Volke aufgefaßt wurde, wofür folgender Vorfall als Beispiel dienen mag:

Als im Jahre 1663 Preußen durch den Kurfürsten von Brandenburg in Besitz genommen wurde, gelangten die Landleute von Ragnit an die Kommissarien desselben mit einem Memorial nachstehenden Inhalts: Bisher seien ihre Vorfahren, welche seit undenklichen Jahren das Land

beſeſſen, wenn ſie ihren Dienſt gethan und den Beamten und Paſtoren ihre Pflicht geleiſtet, mit nichts weiterem beſchwert worden; jetzt aber unterſtänden ſich ihre Paſtoren, eine höchſt ſchädliche und ganz unerträgliche Neuerung einzuführen, indem ſie ſie zwingen wollten, nicht allein alle Sonntage zweimal in die Kirche zu gehen, ſondern auch noch „das Gebete zu halten", wodurch ſie in ihrer Haushaltung und im Ackerbau „merklich verhindert würden". Sie bäten deshalb den Kurfürſten, dieſe „hochſchädliche Sache" entweder ganz abzuſchaffen oder dahin zu vermitteln, daß das „Kirchengehen und Betenlernen" nach der Anzahl der Huben Landes, welche Einer beſitzt, auferlegt und der Arme nicht ſo ſehr wie der Reiche beſchwert werden möchte. — Man kennt den Beſcheid auf dieſes gewiß originelle Geſuch leider nicht. Es geht indeſſen aus demſelben hervor, daß die Religion dem Volke nicht als das, was ſie ſein ſollte, als eine Erhebung zu höheren Ideen, ſondern ſtets nur als eine läſtige Pflicht eingeprägt wurde.

Es bedurfte der ſpäteren Stürme der Revolutions- und Kriegszeit, um die Mahnſtimmen der Männer von der Feder in die Wirklichkeit überzutragen und die Reformanfänge erleuchteter Staatsmänner allgemeiner Verbreitung und ſegensreicher Vollendung entgegenzuführen.

In nicht unbedeutendem Maße wirkten dann in der That die Ereigniſſe der franzöſiſchen Revolution auf das deutſche Landvolk ein. Schon vor ihrem Ausbruche hatte die Inſel Rügen Bauernaufſtände geſehen, in welchen ſogar einzelne Edelleute erſchlagen wurden. Seit 1790 bemerkte man unter den Bauern, wenn ihnen der Schulmeiſter die Zeitungen vorlas und erklärte, eine wachſende Aufregung. Sie begann ſich zu äußern in Unruhen und Dienſtverweigerungen in der Pfalz und am Oberrhein und ſtieg noch in demſelben Jahre in Kurſachſen, zuerſt auf den Gütern der Grafen von Schönburg, zu völligem Aufruhr. Ein Schriftſtück eines Unbekannten ging voran, mit der Aufforderung, vom Kurfürſten Abſetzung Aller, die bisher Sachſen „unglücklich" gemacht, Errichtung einer Nationalgarde, Beſchränkung der Rittergutsbeſitzer, Aufhebung des Wildhegens u. ſ. w. zu verlangen, und drohte den ſich nicht Anſchließenden mit Plünderung. Der Verfaſſer wurde in einem gewiſſen Geißler entdeckt und als Wahnſinniger in Torgau eingeſperrt (1809 aber entlaſſen). Die Bauern verweigerten die Abgaben, bewaffneten ſich mit Keulen, ſchlugen und verjagten die Gerichtshalter, zwangen die Ruhigbleibenden, mitzumachen, indem ſie ihnen mit Feuer und Schwert drohten, und verlangten in ſtets anwachſenden Haufen den Nachlaß ihrer Laſten, ſogar die Rückerſtattung bezahlter Geldbußen. Schon drohten die Gräuel des Bauernkrieges von 1525 ſich zu erneuern, als die Staatsgewalt der Empörung ohne vieles Blutvergießen Herr wurde, ſie theilweiſe auch durch bloßes Zureden von Beamten beſchwichtigte, aber auch, aus Furcht vor den Überwundenen, etwa 200 Gefangene ſchonend behandelte und binnen einem Jahre

nach und nach in Freiheit setzte. Zu gleicher Zeit kamen auch vereinzelte Erhebungen gegen die Belästigung der Bauern durch das Wild vor, das die Geplagten vertrieben oder erlegten. Der Kurfürst von Sachsen half durch verbesserte Verordnungen den Beschwerden ab, so gut es ging, und bestrafte Niemanden. Hie und da, namentlich in den Damastweberdörfern Groß- und Neu-Schönau bei Zittau, kamen beträchtliche Unruhen wegen der Wahl mißbeliebiger Pfarrer vor und waren mit sehr unkirchlichen Äußerungen der Betheiligten verbunden. — Als die Franzosen dem Rheine zu marschirten, wurden überall, wo man von ihnen Befreiung hoffte, Freiheitsbäume aufgepflanzt, die rothe Mütze darauf gesetzt und das Volk tanzte rings umher. Mit fieberhafter Hast wurde in allen Gegenden, welche die Heere der Revolution und später Napoleons besetzten, die Leibeigenschaft mit allen ihren Zubehörden abgeschafft. So folgte denn auch der Niederlage des alten Preußen bei Jena, im Jahre darauf (1807) die Anhandnahme dieser Maßregel.

Auch die Städte befanden sich in der Zeit zunächst vor dem dreißigjährigen Kriege in befriedigenden Zuständen. Von ihren Mauern mit Zinnen, Thürmen und Thoren und ihren tiefen Gräben umringt, trugen sie sich mit stolzem Selbstgefühl und glaubten der Welt Trotz bieten zu können. Sie besaßen schöne und große steinerne, in spitzen Giebeln zulaufende, mit Ziegeln gedeckte Häuser, weite Marktplätze, mehr oder weniger gut gepflasterte, oft auch blos mit Feldsteinen besetzte reinliche und mit Wasserleitungen versehene Straßen, die aber noch nicht beleuchtet wurden, ausgenommen bei Feuersbrünsten mit Pechpfannen. Es bestanden sorgfältige, jedoch noch sehr unvollkommene Löschanstalten, ebenso gut eingerichtete Gasthäuser, neben welchen noch die Stadtgemeinden selbst in Kellern für die Bürger Wein und Bier ausschenkten, und zahlreiche Badstuben mit warmen und kalten Bädern, die aber durch den Krieg für lange Zeit außer Gebrauch kamen. Für Alterthümer und deren Erhaltung hatte man dagegen nicht den geringsten Sinn und zerstörte sie gleichgültig, wenn sie Verschönerungsprojekten nach dem Zopfgeschmacke der Zeit im Wege standen. Düngerhaufen in den Straßen, wie sie früher vorgekommen, wurden nicht mehr geduldet, ebenso das früher umherlaufende Vieh in die Ställe hinter den Häusern verbannt. In den „geistlichen" Städten war man indessen weiter zurück, jene veralteten Übelstände waren z. B. am Ende des Jahrhunderts in Köln immer noch vorhanden, wo an den Kirchthüren fünftausend, eine „Gilde" ausmachende Bettler lungerten und die Bürger brandschatzten. In den Häusern der reichen Bürger bediente man sich prachtvollen Silber-, in denen der weniger reichen glänzenden Zinngeschirrs mit frommen oder scherzhaften Inschriften. Die Bekleidungsfreiheit wurde noch bis zur französischen Revolution durch amtliche Vorschriften zu beschränken gesucht, doch selten mit Erfolg. Der Gewerbebetrieb war durch das Zunftwesen stark eingeengt. Auch zeichnete sich

jede Stadt durch Leiſtungen in einem oder einigen beſtimmten Gewerben aus. Sehr mannigfaltig war die Bierbrauerei, in welcher beinahe jede Stadt ihre beſondere Methode übte. Daneben beſchäftigten ſich jedoch die Bürger aller Städte, die größten ausgenommen, auch mit Ackerbau in der Markung der Stadt oder mit Weinbau, wo das Klima es geſtattete. Alle menſchliche Thätigkeit ſtand übrigens unter polizeilicher Vormundſchaft und wurde bureaukratiſch kontrolirt.

Gegeſſen und getrunken wurde noch ebenſo üppig, wie in der vorigen Periode. Man theilte die großen Mahlzeiten in „Gänge“, deren jeder aus einer Menge Speiſen (bei hohen Feſten bis auf 150!) zur Auswahl beſtand. Delikateſſen waren wohl bekannt, auch der Kaviar bereits. Oft trieb man den Luxus ſoweit, Speiſen zu — vergolden.

Unverwüſtlich blieb die Fähigkeit und Neigung der Deutſchen zur Verſorgung namhafter Quantitäten Getränkes, und der damit verbundene Humor und Freimut. Es galt als unhöflich, beim Geſundheittrinken etwas im Glaſe zu laſſen, wie ein Trinklied aus dem Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts zeigt:

So hatten es auch
die Alten im Brauch,
wenn ſie vor Jahren
fein luſtig waren.
Sie ſchenkten voll ein
und trunken ſo rein,
daß man das Glas von oben
konnt' auf den Nagel proben:
das war zu loben!

Man nannte dies die Bartneige. Und es wurden, wie die Zeitgenoſſen ſagen, „mächtige, ungeheure“ Becher dazu gebraucht, auf welche man oft, zum Andenken an tüchtige „Süffe“, die Namen der Vollbringer ſolcher ſchrieb. Der brandenburgiſche Rath Zaſtrow, welcher 1641 an einer Tafel den Zutrunk eines preußiſchen Edelmanns nicht erwiedern konnte, wurde in dem darob ausgebrochenen Streite erſtochen. Am Hofe Heinrich's IV. von Frankreich hatte Landgraf Moritz von Heſſen den Mut, in Anweſenheit des ſpaniſchen Geſandten, auf die Geſundheit des Königs von Frankreich und „das Verderben“ desjenigen von Spanien zu trinken. Unter den Proteſtanten galt es als unerlaubt, auf die Geſundheit des Papſtes einen Trunk zu thun.

Der dreißigjährige Krieg that der Leiſtungsfähigkeit auf dieſem Gebiete wenig Eintrag. Die Kellerordnung Herzog Ernſt des Frommen von Sachſen, vom Jahre 1648, rechnete auf die jungen Herren „und Fräulein“ bei jeder Mahlzeit „insgeſammt zwei Maß Wein und fünfthalb Maß Bier, — auf die Mägde- und Offizierstiſche: auf jede Perſon eine Maß Bier, drei und eine halbe Maß Landwein, — an den Feiertagen auf jede Perſon zu Mittag eine halbe Maß Wein, — für das „gräfliche

und adelige Frauenzimmer" zum Früh- und Vespertrunke vier Maß Bier und des Abends zum Abschenken drei Maß Bier, für die Dienerschaft Vormittags neun Uhr auf jede Person eine Maß Bier und Nachmittags um vier Uhr wieder ebensoviel." Dieser Hof war der mäßigste in Deutschland. Bedeutender muß der Bedarf in der Pfalz gewesen sein. Im Jahre 1664 ließ Kurfürst Karl Ludwig das berühmte große Heidelberger Faß bauen und eine Denkmünze darauf schlagen. Große Familienpokale waren allgemein üblich. Der Alchemist Johann Kunkel, gestorben 1702, welcher die Kunst, aus Asche Glas zu machen, vervollkommnet, befahl, seinen Leib nach dem Tode zu verbrennen und aus der Asche einen Familienpokal zu verfertigen. Die Stände von Osnabrück mußten 1695 eine starke Beschwerde gegen das überhandnehmende Branntweintrinken eingeben.

Eine bedeutendere Abnahme des Trinkens ist seit der weitern Verbreitung des Kaffee-Genusses gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts zu bemerken. Das erste Kaffeehaus wurde zu Hamburg durch den niederländischen Arzt Bontekoe gegründet, welcher dieses sein Lieblingsgetränk darauf auch zu Berlin in Aufnahme brachte, wo er Leibarzt des Kurfürsten wurde. In den Weinländern fand die neue Einrichtung schwerer Eingang als in den Bierländern. Noch 1729 traf man an manchen Höfen — betrunkene Edelleute. Ein würzburgischer Geheimerath trank täglich zehn Maß Burgunder (?) und fünf dortige Bürger sollen es ihm gleich gethan haben. Dortige Gelehrte versorgten des Morgens einen Krug Bitterwein, des Mittags eine „Sündflut Steinwein" und des Abends „wieder Wein" zum Kartenspiel. Am Ende des Jahrhunderts hatten Thee und Kaffee bereits das Wein- und Biertrinken zu einem bloßen Schatten dessen herabgedrückt, was es früher gewesen.

Sehr beliebt waren in den Städten die Fastnachtsvergnügungen, verbunden mit Verkleidungen und oft mit Schlittenpartien im Kostüm. Den mit vielen Unfugen verbundenen Tanz suchte die Obrigkeit stets noch zu beschränken. Für Freunde der körperlichen Übung waren Rennbahnen mit Vorrichtung zum Ringelstechen, sowie Schießplätze vorhanden, auf denen oft glänzende Schützenfeste abgehalten wurden. Wir theilten über solche im vorigen Bande (S. 584 ff.) Näheres mit. Sie dauerten in ungeschwächter Pracht bis kurze Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege fort. Noch 1614 wurden starkbesuchte Schützenfeste zu Koburg und Dresden, 1615 eines in dem später während des Krieges arg verwüsteten und fast verödeten schlesischen Städtchen Löwenberg gehalten. Zu Koburg stand auf dem Scheibenbau ein Männchen, das nach einem guten Schusse eine Fahne schwenkte, nach einem schlechten gegen den Schützen eine höhnende Bewegung machte. Auch dort trieben die Pritschenmeister ihr Wesen, alle in grotesken Verkleidungen; sie mußten auf fürstlichen Befehl jeden, auch den harmlosesten Störer des Schießens öffentlich auf

einem beſondern Gerüſte mit ihren Pritſchen bearbeiten, einmal ſogar „einen der — Bären des Herzogs“ und denſelben zu dieſem Zwecke vorher an die Kette legen. Am Stahlſchießen zu Dresden betrug die Einlage (Doppel) des Schützen zwölf damalige Reichsthaler (dreißig jetzige preußiſche Thaler). Wer ſchlecht ſchoß, erhielt ein Geſchenk zum Hohn, welches eine Karrikatur der Preiſe für einen guten Schuß darſtellte. Der ſchlechteſte Schütze mußte in Koburg und anderswo eine große rothe Fahne tragen und war von den Pritſchenmeiſtern umgeben.

Während des dreißigjährigen Krieges, dieſes langen, ernſten, blutigen Schießens, kamen die friedlichen Schützenfeſte in Abgang, ohne daß man jedoch ganz auf Vergnügungen und Schauſtellungen verzichtet hätte. Noch 1624 war an der Meſſe zu Leipzig ein Glückstopf von ſiebenzehntauſend Gulden aufgeſtellt, und an der von 1630 producirten ſich Perſonen ohne Hände, die mit den Füßen Alles konnten, bärtige Kinder, Feuerfreſſer, ſeltene Thiere u. ſ. w. Noch häufiger ſah man ſeit dem weſtfäliſchen Frieden mancherlei Raritäten und Schauſtellungen, ſo z. B. zu Frankfurt am Main Rieſen, Zwerge, ſeiltanzende Kinder und — Affen (den Pavian nannte man „Fabian“), bärtige Frauen, ſehr ſchwere und fette Kinder, Schafe mit ſechs Füßen und zwei Köpfen, Pferde mit zwei Hufen übereinander an jedem Fuße, Strauße, Stachelſchweine, Feuerwerke, Ochſen-, Kuh- und Bärenhatzen u. ſ. w.

Die Fechter (Bd. I. S. 561) erhielten ſich nach dem Kriege, adoptirten jedoch meiſt franzöſiſche Kunſtausdrücke. Zu Nürnberg verbot man das Fechten 1700 und zu Breslau fand 1741 auf dem Magdalenenkirchhofe das letzte große Fechterſpiel ſtatt. Neben den Fechterſchulen wurden auch Tanz-, Voltigir- und Reitſchulen gehalten. Ganz aber hatten auch die Schützenfeſte nicht aufgehört; in kümmerlicher Weiſe tauchten ſie noch hie und da auf, ſo z. B. wurde 1738 eines zu Breslau abgehalten. Der „Schützenkönig“ war dabei die Hauptperſon und bei aller Kleinlichkeit wurden die alten Bräuche noch gewiſſenhaft beobachtet.

Die hervorragenderen Perſönlichkeiten der Städte, die „Honoratioren“ genannt, wozu Geiſtliche, Juriſten, Ärzte und reiche Kaufleute gehörten, unter welchen um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die „Aufklärung“ immer mehr Anhänger gewann, — trafen ſich gerne des Vormittags in der Apotheke bei einem Glaſe gebrannten Waſſers, und beſprachen da alle Arten von Neuigkeiten. Noch intereſſantere ſolche aber erfuhr man bei der Poſt, wenn der ſchwerfällige Poſtwagen ankam, und man ſpazierte neugierig dahin, auch wenn er abfuhr. Dieſe Beförderungsmittel theilten jedoch ihre Gunſt noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſehr ſparſam aus. Die Poſt von Dresden nach Berlin fuhr z. B. damals — alle vierzehn Tage, nach den ſächſiſchen Städten jede Woche einmal, nach Meißen zwei Marktſchiffe in der Woche. Noch bis an das Ende des Jahrhunderts fuhr man vom Niederrhein (Cleve) nach Berlin elf Tage

und elf Nächte nacheinander; mit zweistündigem Aufenthalte auf jeder Station, in erbärmlichen Wagen, in welchen die Reisenden von Frachtgütern stetsfort belästigt wurden. Auf der Donau wurde das segellose Postschiff von Pferden gezogen; auf dem Rheine allein erfreute man sich gegen Ende des Jahrhunderts bereits besserer und bequemerer Schiffe. Die Straßen waren noch schlecht bis zum Ende des siebenjährigen Krieges, wo die ersten Chausséeen, doch noch keine vorzüglichen, gebaut wurden. Im Tage gelangte man in der Regel nicht weiter als fünf Meilen. Zu Fuße durfte Niemand reisen, dem seine Sicherheit lieb war; für Naturschönheiten hatten ohnehin Wenige Sinn. Eine Reise war ein Ereigniß; wer sie unternahm, konnte sicher sein, „bei dieser Gelegenheit" mit den manigfachsten und nicht immer angenehmsten Aufträgen beehrt zu werden. Innerhalb der Städte bediente man sich zur Weiterbeförderung von Personen meist der Portechaisen. Männer ritten verhältnißmäßig öfter zu Pferde als gegenwärtig, namentlich Geistliche und Professoren.

Auch in England waren die Landstraßen noch schlecht, die Geleise tief eingesenkt, die Steigungen steil und im Dunkeln der Weg kaum von den uneingefaßten Heiden und Mooren zu beiden Seiten zu unterscheiden, in denen der Schlamm unergründlich war. Oft blieben daher die Wagen im Kothe stecken, oder sie konnten nicht vorwärts, weil mehrere zusammentrafen und nicht ausweichen wollten oder konnten. Oft auch blieben die Straßen lange unpassirbar, und die Wagen mußten auseinandergenommen und durch starke Männer weiter getragen werden. Die Unterhaltspflicht lag den angrenzenden Kirchspielen ob und die Landleute mußten sechs Tage im Jahre ohne Vergütung an der Straße arbeiten. Erst als man ein Wegegelt einführte und der Staat die Straßen übernahm, wurden die Zustände besser.

Wer es nicht bestreiten konnte, in der Kutsche oder zu Pferde zu reisen, legte sich in die Streu der Frachtfuhrwerke oder ritt auf Packpferden, welche in langen Reihen langsam die Waaren transportirten. Reiche reisten mit eigner Kutsche und so viel Pferden als möglich, nicht des Prunkes, sondern des schnellern Fortkommens wegen. Der Mittelstand benützte die öffentliche Stage-coach. Von London nach Oxford brauchte dieselbe zwei Tage, und es war 1669 eine allgemeines Erstaunen erregende Neuerung, als man sich erkühnte, jenen Weg in einem Tage zu machen, indem man von Morgens sechs bis Abends sieben Uhr fuhr, was man nun „flying coach" nannte. Bald ahmte das eifersüchtige Cambridge dieses Wagestück der Schwesteruniversität nach. Am Ende der Regierung Karls II. gingen „fliegende Kutschen" dreimal wöchentlich von London nach allen bedeutenderen Städten. Bis York oder Exeter, über welche Orte hinaus noch keine Kutsche ging, bedurfte man vier Tage, im Winter sechs; man legte täglich fünfzig, im Winter meist nur dreißig englische Meilen zurück. Einzelne reisende rüstige Männer aber bedienten sich nach

wie vor der Pferde, die man auf jeder Poststation erhalten konnte. Da die Gegend oft auf weite Strecken hin unbewohnt war, mußten die Reisenden sich mit Lebensmitteln versehen. Wo es jedoch Gasthäuser gab, und in bewohnten Gegenden war daran kein Mangel, da war man gut und billig bewirthet und viel besser aufgehoben, als in denjenigen des Festlandes.

Eine Postanstalt war in England unter Karl I. begründet, durch den Bürgerkrieg unterbrochen, unter der republikanischen Regierung wieder aufgenommen und nach der Restauration dem Herzoge von York, Bruder des Königs (später Jakob II.) übertragen worden, der den Nettoertrag für sich behielt. Jeden zweiten Tag langten die Postsäcke auf den Stationen der großen Straße an, in abgelegeneren Gegenden nur wöchentlich einmal. Der König erhielt seine Post täglich, ebenso die vornehmeren Gäste der Badeorte. Die Beförderung fand Tag und Nacht durch reitende Boten statt. In der Stadt London wurde unter Karl II. durch einen Privatunternehmer eine „Penny-Post" eingerichtet, welche in den belebteren Stadttheilen sechs- bis achtmal, in den übrigen viermal täglich Briefe austheilte. Der Herzog von York ließ jedoch diesen Eingriff in sein Monopol durch die Gerichte unterdrücken.

Der gesellschaftliche und häusliche Verkehr während der zweiten Hälfte des siebenzehnten und der ersten des achtzehnten Jahrhunderts war äußerst steif und förmlich. Jede Bewegung und Handlung hatte ihre vorgeschriebenen Formen. Selbst Gatten unter sich redeten einander, und die Kinder die Eltern, mit „Sie" an. Hohen Personen, deren Gunst man suchte, küßte man stets die Hand, der tiefen Verbeugungen und weitschichtigen Titulaturen nicht zu gedenken. Man liebte im geselligen Umgange das Rührende, Ergreifende, feierliches Anvertrauen von Geheimnissen, Freundschaftsbündnisse, Versöhnungsscenen, andächtige Stimmungen, Thränen u. s. w. In Briefen, Tagebüchern und gedruckten Werken liebte man die Erwähnung solcher Affekte und das Aufzählen öftern und langen Weinens und rührender Situationen. Der Anblick von Gräbern versetzte die Menschen in elegische Stimmungen; beim Anblicke schöner Gegenden fielen sie einander um den Hals und küßten sich. Freundschaftsbündnisse schlossen sie mit feierlichen Schwüren und Ceremonien. Wiedersehen von Bekannten nach langer Abwesenheit erfüllte sie mit Wonneschauern und die Scene des Zusammentreffens war reich an sentimentalen, ja oft bombastischen Äußerungen. Das ganze Fühlen und Treiben hatte etwas Weibisches, das zu den Puderlocken und den rasirten Gesichtern paßte. Starke Gemütsbewegungen machten die Leute schnell krank, — unglückliche Liebe gab ihnen oft den Todesstoß, daher der Erfolg, welchen Goethe's Werther hatte, und die theatralische Todtenfeier, welche man 1774 dem jungen Jerusalem zu Wetzlar hielt, — daher auch der Beifall, den der gefälschte Ossian mit seiner traumhaften Nebelscenerie

fand. Doch wurde, in seltsamem Kontraste, meist nicht aus Liebe, sondern aus praktischen Gründen geheiratet, weil man auf ein bequemeres und angenehmeres Leben hoffte oder mit bedeutenden Personen in Verbindung zu treten wünschte. Denn man war in Geltsachen weniger zart, als im Empfinden, und nahm Geschenke, selbst plump angebotene, meist ohne Bedenken an. (Wir verweisen übrigens auf die eingehenden Schilderungen Freytag's.)

Zu dieser Stimmung muß man sich noch die für uns jetzt mehr als irgend eine andere komisch wirkende Tracht des achtzehnten Jahrhunderts als Ergänzung des Bildes denken. Während uns die Figuren des siebenzehnten Jahrhunderts mit ihren martialischen Knebel- und Schnurrbärten, breiten Federhüten, weiten runden Krägen, kurzen Kollern, Büffelbeinkleidern und Kanonenstiefeln stets imponiren, lachen wir über die furchtbaren Haarberge oder Allongeperücken, die gegen Ende des Jahrhunderts aufkamen und das natürliche Haar bedeckten, so daß es überflüssig wurde, noch einen Hut darüberzusetzen, den man vielmehr, in kleinsten Dimensionen, unter dem Arme trug. Das Gezwungene und Gezierte dieser Erscheinung vermehrte sich noch durch die Halstücher, Halskrausen und Manschetten, welche zur Mode wurden, um ja keine freie Bewegung des Kopfes und der Hände zuzulassen. — Dazu kamen die immer längeren Röcke und die riesenhaften Westen, die kurzen Hosen, langen Strümpfe und Schnallenschuhe, bei den Frauen die beengenden Schnürbrüste, die lästigen Schleppen und die abscheulichen Reifröcke. Der Bart reducirte sich immer mehr, bis nur noch ein schmales Streifchen auf der Oberlippe blieb, das im achtzehnten Jahrhundert auch noch verschwand. Der ganze Rest desselben forderte gebieterisch das Rasiren mit Stumpf und Stiel. Zu gleicher Zeit aber machte die sogenannte Aufklärung auch der Perücke ein Ende. Als ob sie aber beweisen wollte, daß sie keine gründliche, sondern blos eine übertünchte sei, setzte sie an die Stelle des Haarberges den Haarbeutel, der sich nach und nach zum Zopf, dem Schibboleth jener Periode, zuspitzte; das Haupt bedeckte sich wieder mit dem dreieckigen Hute, der an Größe zunahm und wurde, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, mit weißem Puder bestreut und so das Mehl, das Tausende von Armen hätte nähren können, gewissenlos verschwendet, — das Gesicht aber mit Schminke und Schönpflästerchen entstellt. Die „Werthertracht" mit ihren Fräcken und Stulpstiefeln bildete den Übergang zur Kleidung der französischen Revolution, welche mit dem Abschneiden des Zopfes und dem Abwischen des Puders begann und in geschmackloser Weise neben der aufkommenden angeblich griechischen Tracht der Frauen mit schrecklich kurzer Taille, eng anliegendem Gewande, und abenteuerlichem Kopfputze, eine Vogelscheuche von Männerkostüm stellte, aus der man nicht wußte, was man machen sollte, deren charakteristisches Merkmal aber der runde Hut, die lange Hose und die kurze Weste wurden. Der Bart dagegen begann erst während der

Kriegszeit am Ende des Jahrhunderts und am Anfange des folgenden langſam wieder zu Ehren zu kommen.

Den Ton zu allen dieſen Veränderungen gab ſtets, wie auch in der Literatur und im Geſchmacke überhaupt, Frankreich an, deſſen Nachäfferei die vernünftigeren Deutſchen „Alamoderei“ nannten. Die franzöſiſche Sprache verdrängte nicht nur die allgemeinere Kenntniß der klaſſiſchen Sprachen, die von da an ſeltener wurde, ſondern verderbte und verhunzte auch die arme deutſche Sprache, die von nun an als ein charakterloſer Miſchmaſch von Fremdwörtern erſchien. Von Paris aus wurden alle Moden diktirt; dort beſtimmte man den Schnitt des Rockes und die Breite der Hutkrempe, die Länge der Perücke und die Höhe des Abſatzes. Von dort aus wurde ſeit 1670 die herrſchende Mode auch Militäruniform, welche es vorher nicht gegeben hatte, und gingen ſeitdem alle Veränderungen bürgerlicher und kriegeriſcher Tracht aus. Aber nicht nur dieſe, — auch die Geſtalt des Mobiliars wurde von dort diktirt, namentlich aber die Gartenkunſt mit ihren verſchnittenen Hecken und Bäumen, geradlinigen Beeten, allegoriſchen Statuen und Springbrunnen. Alle dieſe Erſcheinungen zuſammen begriff man unter dem ſonderbaren, bis jetzt noch nicht erklärten Worte Rococco. Im achtzehnten Jahrhundert dagegen wurden, mit dem Aufkommen der Naturſchwärmerei und Sentimentalität, die unregelmäßigen Parke mit ihren gewundenen Gängen und heimlichen Gebüſchen Mode.

Unter den engliſchen Provinzialſtädten gab es zur Zeit Karl's II. keine von 30,000 und nur vier von über 10,000 Einwohnern. Der erſte Hafenplatz außer London war Briſtol, die erſte Induſtrieſtadt Norwich. In der erſtgenannten Stadt betrachteten es Neulinge als etwas Außerordentliches, daß man, um ſich blickend, nichts als Häuſer ſehe; denn die übrigen Städte hingen ſehr loſe zuſammen. Die Straßen Briſtols waren ſehr enge und die Keller ragten in dieſelben hinein, ſo daß Fuhrwerke nicht ohne Gefahr paſſiren konnten und man die Waaren meiſt auf ſchmalen, von Hunden gezogenen Karren transportirte. Die reichen Kaufleute entfalteten indeſſen großen Pomp und ließen ſich, ſtatt in Kutſchen zu fahren, von einem großen Gefolge ihrer Diener begleiten. Sie machten ſich kein Gewiſſen daraus, die Bemannung ihrer Schiffe auf die hinterliſtigſte und gewaltthätigſte Weiſe zu preſſen. In Norwich hatten die Herzoge von Norfolk in ihrem Palaſte, dem größten Englands außerhalb Londons, eine Art von Hof und bewirtheten darin von Weihnachten bis zum Dreikönigsfeſte Jedermann. Das Schloß war reich an kunſtvollen Geräthen und beſaß Sammlungen von Gemälden und Gemmen. Die größeren Landſtädtchen waren der Sammelplatz der Landedelleute und zur Zeit der Gerichtsſitzungen, Wahlen, Milizübungen, Pferderennen und Märkte ſehr belebt. Mehrere hatten ihre bedeutende Induſtrie. Manchester fabrizirte in bedeutendem Maße Baumwolle; es zählte aber kaum

6000 Einwohner, war ärmlich gebaut, und hatte weder eine Kutsche noch eine Presse. Leeds arbeitete in Wolle, besaß aber erst ein steinernes Haus. Birmingham zeichnete sich durch Stahlarbeiten aus, daneben aber auch durch Falschmünzerei, hatte jedoch noch keinen Buchladen und blos 4000 Einwohner. Liverpool zählte nicht mehr und seine Seeleute erreichten kaum die Zahl von 200. Cheltenham war blos ein Landkirchspiel, Brighton ein Fischerdorf.

Die Hauptstadt London übertraf die Provinzialstädte viel weiter, als jetzt. Sie war siebenzehnmal so stark bevölkert, als Bristol, die zweite Stadt des Reiches, obschon sie kaum eine halbe Million Seelen zählte. Die jährliche Zolleinnahme in London betrug 330,000 Pfund (jetzt zehn Millionen!). Über die Themse führte erst eine Brücke, welche mit ärmlichen Häusern besetzt war. Die City war zur Zeit der Restauration größtentheils aus Holz und Mörtel erbaut; nach dem großen Brande von 1666, welcher in wenigen Tagen 89 Kirchen und 13,000 Häuser verzehrte, wurde sie zwar eng und winklig, aber solid und zum Theil prachtvoll aus Ziegelsteinen aufgebaut. In oft reich mit Parquettböden und Freskogemälden geschmückten Häusern wohnten die Kaufleute, während jetzt dort fast nur noch Comptoirs und Magazine sich befinden. Man lebte dort herrlich und gab glänzende Gastmähler. Der Aufzug des Lord-Majors der City, welcher zu Pferde, noch nicht in einer Kutsche, saß, gab an Pracht nur dem Krönungszuge des Königs nach, und auch zu gewöhnlicher Zeit erschien dieser Beamte nie ohne seinen reichen Ornat und sein großes Gefolge. Die City stellte 20,000 Mann Miliz, und dieser Macht war sowol das Durchdringen der Revolution, als das der Restauration zu verdanken. Außerhalb der City war die Stadt noch nicht stark ausgebreitet, auf dem Platze von Regent-Street wurden Schnepfen geschossen und am Ostende die Leichen der Pest von 1665 in eine große Grube geworfen. In der Stadt sah es oft unsauber aus; vor den Palästen von Herzogen und Bischöfen wurde Gemüsemarkt gehalten und die Reste desselben lagen unordentlich herum. In Lincolns-Inn wimmelte es von Bettlern und Strolchen, hetzte man Hunde auf Ochsen und ließen sich Marktschreier hören. In St. James-Square warf man ausgeglühte Kohlen, todte Hunde und Katzen hin. Das Straßenpflaster war erbärmlich, bei schlechtem Wetter bildeten die Straßen schwarze Bäche, und man schlug sich, um ihnen ausweichen zu können. Die Häuser waren nicht numerirt, man erkannte sie an bemalten Schildern mit den fantastischesten Zeichen. Abends wurden ohne Umstände zu den Fenstern hinaus Gefäße ausgeleert; Diebe trieben ungestört ihr Wesen; vornehme Wüstlinge und Trunkenbolde lärmten, warfen die Fenster ein, prügelten die Vorübergehenden und belästigten die Weiber. Es gab mehrere verschieden benannte Klassen solcher Ruhestörer. Erst gegen das Ende der Regierung Karl's II. wurde durch einen Unternehmer, Namens Heming, der Anfang

mit der Beleuchtung Londons gemacht. Während des Winters wurde in den Nächten ohne Mondschein von sechs bis zwölf Uhr vor jedes zehnte Haus ein Licht gestellt. Die Neuerung lief jedoch nicht ohne heftige Opposition von Seite der Freunde der Finsterniß ab. Letztere behielten indessen noch eine Stütze an dem ehemaligen Karmeliter-Ordenshause, White-Friars genannt, welches noch vom Mittelalter her ein Asyl für Verbrecher war, d. h. gesetzlichen Schutz fanden dort nur noch zahlungsunfähige Schuldner; aber begreiflicher Weise mischten sich unter dieselben Böse-wichter jeder Art, vor deren Angriffen kein vorübergehender Ehrenmann sicher war.

Um außerordentliche politische Neuigkeiten zu erfahren, wandte man sich in London stets nach dem Palaste von Whitehall. In gewöhnlicher Zeit aber waren die Kaffeehäuser der Sammelplatz Aller, welche die öffentliche Meinung vernehmen oder sich an den Äußerungen derselben betheiligen wollten. Es bestanden solche seit der Revolution, wo ein Kaufmann, der lange in der Türkei gewesen, das erste errichtete. Bald wurde es unter den Bemittelteren Mode, täglich das Kaffeehaus zu besuchen, und endlich so sehr ein Bedürfniß, daß ein Versuch der Regierung, diese Lokale schließen zu lassen, aufgegeben werden mußte. In jedem derselben traf man Redner, welche sich über die Zeitverhältnisse aussprachen. In dem einen versammelte sich diese, im andern jene Partei, in dem einen die Anhänger dieser, in dem andern die jener Geschmacksrichtung oder die Angehörigen dieses und jenes Standes. Es gab ein Kaffeehaus der Gecken, in welchem es nur nach Parfümerien roch und Tabak sowol, als ungestickte Röcke oder Köpfe ohne Perücken verpönt waren. Hier waren die Dichter und Kritiker, dort die Ärzte und Apotheker, hier die Puritaner, dort die Juden, da die Papisten zu treffen.

Im achtzehnten Jahrhundert traten, was öffentliche Bedeutung betrifft, an die Stelle der Kaffeehäuser, die nun harmloserer Natur waren, die Clubbs. Der berühmteste derselben, der Kit-cat-clubb, dem die Patrioten der Whigs angehörten, löste sich schon vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf. Nach dieser Zeit hatten die Vornehmen namentlich den Clubb der Whites, die mittleren und unteren Stände aber solche von oft höchst sonderbarer Benennung, z. B. der Sorgentödter, der Kinder des gesunden Verstandes, der Böcke, der Allerweltskerle u. s. w.

Selbst die vornehmsten Zirkel blieben aber nicht frei von den in jener Zeit förmlich grassirenden Abenteurern, Betrügern und Beutelschneidern. Selbst Räuber, welche die Straßen der Hauptstadt unsicher machten, drängten sich ein.

Den Leichtsinn, welcher London damals beherrschte, zeigt die Anwendung, welche man von dem furchtbaren Erdbeben in Lissabon (1755) machte. Während Bußprediger den Untergang von London verkündeten, ließen sich Frauen „Erdbebenmäntel“ machen; ein Apotheker verkaufte

Pillen, „gut gegen das Erdbeben“, eine Gesellschaft von Taugenichtsen fuhr auf das Land, um beim Kartenspiele den Untergang der Stadt abzuwarten, und Andere liefen in letzterer Nachts umher und klopften die Leute aus dem Schlafe, indem sie riefen: das Erdbeben beginne so eben. Ja man wettete, ob das Erdbeben komme oder nicht. Aus Anlaß der Furcht vor einem solchen Ereignisse wurden die Maskenbälle abgeschafft.

Diese Leichtfertigkeit ging Hand in Hand mit dem Reichthum, welcher seit der Erwerbung Ostindiens durch England in bedeutendem Maße zunahm. Darin wirkte namentlich Lord Clive's Beispiel ansteckend, welcher als armer Schreiber nach Indien gegangen war und 1760 mit einem Vermögen von zwölfmalhunderttausend Pfund heimkehrte, und dessen Frau ein Schmuckkästchen besaß, das zweihunderttausend Pfund werth war. Und dieser glückliche Mann schnitt sich zuletzt den Hals ab! Sir Thomas Rumbold war Aufwärter in einem Clubb gewesen; auch er kehrte reich wie ein Fürst aus Indien zurück. Diese „Nabobs“ wußten in der Regel ihr Gelt nicht besser todtzuschlagen, als durch unsinniges Spiel und rasende Verschwendung. Die ostindische Gesellschaft bestand um 1769 fast durchweg aus Spielern. An einzelnen Tagen wurden in Aktien hunderttausende von Pfunden gewonnen oder verloren. Man spielte zumeist an der Börse und sodann in den Clubbs, besonders in „Almak's“ und in den „Maccaronis“, welcher letztere seinen Namen von Herren erhalten hatte, die Italien bereist, denselben dann aber auf gezierte Jünglinge übertrug. Oft verloren Einzelne dort an einem Abend fünf- bis zwanzigtausend Pfund; es kamen aber auch Verluste von hunderttausend und mehr Pfunden vor. Es gab junge Leute, welche täglich eine halbe Guinee für einen Blumenstrauß ausgaben, um ihn im Knopfloch zu tragen; es gab Solche, welche Nachtessen veranstalteten, wo nur die kostbarsten Speisen aufgetragen wurden, z. B. Torten aus Früchten, die das Stück eine Guinee kosteten und von keiner Flasche der edelsten Weine mehr als ein Glas getrunken wurde. Bald war es Mode, für ausgestopfte Vögel, bald für Gemälde ohne Rücksicht auf Kunst, bald für gestochene Porträts berühmter Personen, den Werth weit übersteigende, enorme Summen auszugeben.

Fabelhafte, orientalische Pracht umgab und erfüllte die Häuser und Villen der Reichen, und London vergrößerte sich um diese Zeit so sehr, daß Leute, welche lange nicht ausgegangen waren, sich gar nicht mehr zurechtfinden konnten, und das Menschengedränge, das stetsfort stattfand, für Aufläufe hielten. Damit wuchs aber auch die ohnehin vorhandene Unsicherheit des Eigenthums. In den siebenziger und achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts durfte sich Niemand ohne Waffen durch die Straßen Londons bewegen, wenn er nicht angefallen sein wollte. Dem Lordkanzler wurde das große Siegel von England, dem Minister Pitt sein Silbergeschirr gestohlen, die französische Post in einer belebten Straße ausgeraubt. Die Assisen des Jahres 1766 fällten 223, das Old-Bailey-

Gericht 1786 allein 133 Todesurtheile. Unter den Betroffenen befanden sich sogar Geistliche als Mörder und Fälscher. Während diese Erscheinungen ein trauriges Gegenbild der Erweiterung der Stadt, waren ein solches der Vermögenszunahme die Schulden und Bankerotte, bei deren einem, der Frau Cornelys, die als umherziehende Tiroler Musikantin nach England gekommen und ein prachtvolles Haus gemacht hatte, für Wachslichter allein dreizehntausend Pfund Schulden figurirten, — sowie die Selbstmorde, welchen übersättigte Wüstlinge nach sinnlosen Orgien zum Opfer fielen. Alle diese Zustände werden im Wesentlichen durch die drastischen, wenn auch nicht ästhetischen Schilderungen, die Hogarth's unerbittlicher Pinsel uns hinterließ, treffend illustrirt und in ihrer Wahrheit bestätigt. Sie führen uns nicht nur in die inneres Elend glänzend übertünchenden Säle einer „Heirat nach der Mode" mit erschütternden Katastrophen, persifflíren nicht nur affektirte Kunst und Gelehrsamkeit, und die Schwächen des öffentlichen und kriegerischen Lebens, — sie öffnen auch die von der Scham für die entartete Menschheit geschlossen gehaltenen Pforten der Räuberhöhlen in den abgelegenen Straßen der Weltstadt, des Jammers der Leihhäuser, Branntweinschenken, Bordelle, Gefängnisse und Irrenhäuser, und enthüllen so ein furchtbares Bild der sogenannten „guten alten Zeit".

Zu den Anlässen, die Unterschiede der Stände und Volksklassen eher zu vergessen, als im gewöhnlichen Leben, gehörten vor Allem die Badekuren. Einen hervorragenden Rang unter den Badeorten, wenn auch nicht mehr in dem Maße, wie im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, nahm auch im siebenzehnten und achtzehnten noch Baden im Aargau ein. Namentlich mit Bezug auf das benachbarte Zürich spielte Baden eine so wichtige Rolle, daß die Badegeschenke, deren wir (Bd. I. S. 587) erwähnten, seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts Gegenstand strenger Rathsbeschlüsse wurden, weil sie arge Mißbräuche mit sich geführt hatten. Sie wurden nämlich in dem Maße zu Erpressungen benützt, daß die Regierung sie 1595 zu verbieten begann, doch mit so wenig Erfolg, daß schon 1606 einem in Baden befindlichen Bürgermeister „unter Trommel- und Trompetenschall" ein Ochs und zusammengeschossenes Gelt überbracht wurde; ja die Regierung selbst schenkte 1609 dem in Baden weilenden Kurfürsten von Köln, Ernst von Baiern, einen silbernen und vergoldeten, die Weltkugel vorstellenden Becher, einen Hirsch und Fische, verbot jedoch noch in demselben Jahre anderen Sterblichen Badegeschenke von silbernen Bechern, ausgenommen zu Gunsten der „Herren Bürgermeister". Man beachtete natürlich dergleichen inkonsequente Verordnungen nicht, und die Sache besserte erst, seitdem der geachtete Antistes Breitinger 1618 sich nicht nur ein Badgeschenk feierlich verbat, sondern auch gegen diese Unsitte predigte, ohne die „Herren Bürgermeister" auszunehmen. Der Rath lud ihn zur Verantwortung vor, hörte jedoch von ihm nur die-

ſelben Ermahnungen wie ſeine Zuhörer in der Kirche. Die Herren fühlten ſich getroffen und beſchämt, konnten ſich jedoch erſt im Jahre 1636 entſchließen, ihr Verbot auch auf die „Herren Bürgermeiſter“ auszudehnen. Da indeſſen die Regierung ſich ſelbſt mehrfache Ausnahmen zu Gunſten angeſehener Männer und vornehmer Fremden geſtattete, ſo ging es langſam, bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, ehe der Unfug aufhörte. Die gute alte Zeit, von der wir ſprechen, war übrigens ſo ehrlos, daß Töchter aus vornehmen Häuſern den fremden Geſandten nach Baden und anderen Kurorten nachzogen, um von ihnen goldene Ketten und Armſpangen zu erbetteln, man kann denken, gegen welche Gefälligkeiten. Frauen und Töchter erregten in Baden durch leichtfertige Kleidung allgemeines Ärgerniß, ſpielten öffentlich mit Karten, ſchoben Kegel, und trieben es ſo, daß die Regierung von Zürich, wie die Badegeſchenke, ſo auch wiederholt den Beſuch Badens überhaupt verbot, — natürlich mit ebenſowenig Erfolg, ausgenommen ſeit 1659 ſechs Jahre lang, weil damals die Proteſtanten in dem katholiſchen Baden arg geneckt und in ihrem Glauben verhöhnt und bedrückt, am Beten in ihrer Weiſe verhindert und zum Faſten gezwungen wurden. Zuwiderhandelnde wurden damals in Zürich in das Waſſerſchloß Wellenberg eingeſperrt. Das Verbot wurde erſt zurückgenommen, als eine Deputation Badens in Zürich für die angethanen Unbilden demütige Abbitte leiſtete. Der Mutwille der Badegäſte war indeſſen nach beſeitigtem Hinderniſſe ſo groß, daß ſie die Damen im Bade beſuchten, dort „gymnaſtiſche Übungen“ anſtellten, mit entblößtem Degen über den Waſſerbehälter ſprangen, auch wol in den Kleidern hineinplumpſten und ſich darin bis zu Herausforderungen ſtritten.

Aus dem achtzehnten Jahrhundert liegt uns ein Bericht über Baden vor, welcher als Nachfolger derjenigen von Poggio und Pantaleon (Bd. I. S. 588 ff.) gelten kann. Es iſt das Buch des David Franz von Merveilleux, franzöſiſchen Officiers und Attaché's der Geſandtſchaft in der Schweiz, gebürtig aus Neuenburg, aber einer deutſchen Familie, Namens Wunderlich, entſtammend. (Er ſtarb 1748). Von ihm erſchien 1739 zu London anonym „Amusements des Bains de Bade en Suisse, de Schinznach et de Pfeffers,“ eigentlich eine Schmähſchrift gegen die allerdings damals dem franzöſiſchen Geſandten gegenüber auf unwürdige Weiſe ſich erniedrigenden Schweizer. Merveilleux erzählt, er habe ſich nach Baden begeben wollen, um dort die ſchweizeriſche Tagſatzung zu ſehen, welche beſondern Glanz entfaltete, weil ihr der franzöſiſche Geſandte beiwohnte; mit ihm und einem engliſchen Lord ſeien mehrere ſchöne Baslerinnen gereist, welchen Letzterer die Reiſe und Ausrüſtung (u. a. roſenfarbene Seidenſtrümpfe), der Franzoſe aber den Puder, ſowie Burgunder, Champagner und andere Weine geſpendet habe; die Gatten und Väter der Damen ſeien vorausgereist (!?). In Schinznach verließen die Letzteren ihre Cavaliere wieder, um nach Hauſe zurückzukehren, da ſie keiner Kur

bedurften (!?). Schon dies scheint müßiger Klatsch und Aufschneiderei zu sein, und ebenso müßig ist auch das Geschwätz, welches der windige Franzose über den Aufenthalt in Baden und die dortige Gesellschaft, wie nicht minder über die dort zu treffenden — Insektengattungen von sich gibt. Weit gravitätischer und solider erscheinen die Kurgäste in der Schilderung, welche David Heß nach den Erinnerungen seiner älteren Zeitgenossen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von ihnen entwirft, denen nach damaligen zürcherischen Gesetzen noch aller Aufwand in der Kleidung in genau vorgeschriebener Weise untersagt war, woran sie sich jedoch nicht streng hielten. Heß sagt u. A.: „In Pyrmont, Spaa, Aachen und anderen großen Bädern, wo durch öffentliche Anstalten für den Zeitvertreib der Gäste gesorgt ist, nimmt die Gesellschaft, wenn sie auch aus noch so ungleichartigen Theilen bestehen sollte, dadurch eine gewissermaßen bestimmte und allgemeine Richtung an. In Baden hingegen, wo es keinen einzigen solchen Mittelpunkt gibt, etwa einen öffentlichen Spiel-, Tanz- oder Kaffeesaal, Gott sei's gedankt, auch keine Pharaobank, wo die ganze, in den verschiedenen Höfen einquartierte Badegesellschaft zu gewissen Stunden in geschlossenem Raume sich näher sehen und kennen lernen könnte — ist und bleibt hier alles gesellige Leben immer nur Stückwerk." Die Glanzzeit Badens war eben, mit dem Auftauchen auch anderer Badeorte und mit der Ansammelung der feinen Welt an jenen, vorübergegangen, wie die einer jeden Einzelerscheinung im Kulturleben.

Mehrere Badeorte von Ruf gab es in England. Zu Buxton in Derbyshire waren die Gäste in niedrigen Holzschuppen zusammengepfercht, und ihre Kost bestand in Haferbrot und Hundefleisch, das man für Hammelfleisch ausgab. Besuchter war Tunbridgewells; es stand aber noch keine Stadt dort, sondern blos zerstreute ländliche Hütten, deren mehrere beweglich waren und auf Schleifen fortbewegt wurden. Bei der Quelle wurde auf freiem Felde ein Lebensmittelmarkt der Landleute und ein Lager von Juwelieren, Putzmachern und Händlern der Hauptstadt gehalten. In einem Zelte war ein Kaffeehaus eingerichtet und an schönen Abenden wurde auf dem Rasen getanzt. 1685 baute man dort eine Kirche, welche man dem „heiligen Karl, dem Märtyrer" widmete. Bedeutender war Bath, ein Städtchen von vier- bis fünfhundert Häusern, aber mit einem Bischofe. Die warmen Quellen, schon seit der Römerzeit bekannt, lockten Kranke aus ganz England herbei, und der König hielt dort zuweilen Hof. Aber die Patienten, soweit sie arm waren, lagen auf Stroh, und selbst die reicheren in Dachstuben, wie man sie anderorts den Bedienten anwies.

So wenig als durch irgend eine geistige Bewegung in der Geschichte die geschlechtliche Sittenlosigkeit gehoben wurde, weil eben der Trieb, welcher ihr zu Grunde liegt, stets und unter allen Umständen derselbe bleibt und gegen alle Vorstellungen des Verstandes und der Vernunft, wie gegen alle guten Vorsätze, taub bleibt, — so wenig daher das Christenthum, so wenig

auch die Reformation in dieſer Hinſicht Beſſerung herbeigeführt hatte, ſo wenig konnte dies der auf die Religionskämpfe folgenden Aufklärung zugemutet werden, und ſie hat dem alten Übel ebenſo wenig abgeholfen, als ſie, wie ihre Feinde behaupten, es verſchlimmert hat, was ja geradezu eine Unmöglichkeit wäre.

Zwar hatten gerade in der Zeit nach der Reformation die früheren öffentlichen Frauenhäuſer (ſ. Bd. I. S. 571 ff.) meiſt aufgehört zu exiſtiren, weil eben die Zeit jede Form ohne Ausnahme einmal zerſtört; aber es traten, wie dies ſtets geſchieht, dafür wieder andere Formen der Ausſchweifung an ihre Stelle.

Einen Übergang zu derartigen neuen Formen bildet eine in Italien einheimiſche — wir wiſſen nicht, ob wir „Sitte“ oder „Unſitte“ ſagen ſollen, welche an die Stelle der frühern, mit Schwert und Schild bewaffneten ritterlichen Galanterie eine friedliche ſolche ſetzte, deren unumſtößliche, die geſammte Geſellſchaft beherrſchende Geſetze forderten, daß eine verheiratete Dame nur während des erſten Jahres nach der Hochzeit, oder wenn ihr erſtes Kind früher geboren wurde, bis dahin öffentlich in Begleitung ihres Gatten erſchien, — ſeitdem aber niemals anders, als an der Hand eines ausgewählten Hausfreundes, welchen die melodiſche Sprache nach der flüſternden Unterhaltung, die er mit ſeiner Gebieterin führte, „Cicisbeo“ nannte. Dieſes von da an unentbehrliche Möbel jeder italieniſchen Familie ſtattete der Dame, deren Dienſten er ſich gewidmet hatte, jeden Morgen bei ihrer Toilette einen Beſuch ab, referirte ihr über alle Stadtneuigkeiten, begleitete ſie zu Wagen und zu Fuß, auf den Corſo und in die Kirche, in's Theater und überallhin. Nur beim Mittageſſen und bei Nacht war ſie die Gefährtin ihres Mannes. War der Cicisbeo reich, ſo beſtritt er alle Vergnügungen, zu denen er ſeine Dame führte, — war er arm, ſo bezahlte er für Beide aus ihrem Beutel, den ſie ihm anvertraute. Er war zu blindem Gehorſam gegen ſie verbunden und hatte ihre Launen ohne Widerſpruch zu erdulden. Es begnügten ſich jedoch nicht alle Italienerinnen mit dieſem zarten Verhältniſſe. Wir erfahren von dem berühmten Maſſimo d'Azeglio, daß ein Herr, der vor der franzöſiſchen Revolution lange Zeit in Rom gelebt hatte, zu ihm ſagte: „Wir haben kaum eine Dame in der Geſellſchaft, die nicht neben dem Liebhaber in Amt und Würde noch irgend einen Kutſcher, Soldaten oder dergl. zu ihrem Vergnügen unterhält.“

Überließ der italieniſche Gatte ſeine Frau in galanter Weiſe dem Hausfreunde, ſo war dagegen der engliſche ſo brutal, die ſeinige, wenn ſie ihm läſtig war, an einem Stricke auf den Markt zu führen und zu verkaufen. Es iſt jedoch nicht ganz ausgemacht, unter welchen Verumſtändungen und Formen dies geſchah und geſchehen durfte.

Solchen ehelichen Verhältniſſen gegenüber herrſchte dagegen die außereheliche Proſtitution unumſchränkt in Spanien. Noch im fünf-

zehnten Jahrhundert war auf der pyrenäischen Halbinsel der bezahlte geschlechtliche Umgang bei Strafe des Auspeitschens für Männer und der Einsperrung für Weiber verpönt und die Kuppelei im zweiten Rückfalle gar mit dem Galgen bedroht, und im sechszehnten Jahrhundert hatten Karl V. und Philipp II., welche Bordelle bereits duldeten, wenigstens den Kupplern noch schwere Strafen angekündigt, während dagegen Philipp III. und IV. nur noch die Überschreitungen der Bordellreglemente bestraften. Die amtlich autorisirten Bordelle wurden seit ungefähr 1500 ärztlich untersucht. Im Jahre 1625 dagegen bewirkten die Jesuiten, unter Mißbilligung anderer Theologen, die Aufhebung der Bordelle in ganz Spanien, was indessen so wenig gute Folgen hatte, daß 1696 die Alcalden von Madrid über Maßregeln gegen die heimliche Prostitution ernstlich beriethen und 1795 der Arzt Cabarus dem „Friedensfürsten" Godoy einen Entwurf zur Regelung der Prostitution überreichte. Man gelangte jedoch niemals zu einem Entschlusse und überließ die Sache sich selbst.

Das Eldorado der Prostitution war indessen stets Frankreich und ihr Hauptsitz das „moderne Babylon", Paris. Bis auf Ludwig XVI., diesen sittenreinen Abkömmling einer Reihe der verworfensten Wüstlinge, lesen wir nichts von Schritten, welche gegen jenes Übel ergriffen wurden. Erst unter seiner Regierung versuchte 1778 der Polizeilieutenant Lenoir ein Verbot der Prostitution, nach welchem vagirende Dirnen geschoren und eingesperrt, im Rückfalle aber ausgepeitscht werden sollten, — und die Vermiethung von Wohnungen an unsittliche Personen bei 500 Livres Strafe untersagt wurde, — was aber natürlich nichts nützte. Es soll im achtzehnten Jahrhundert in Paris sogar ein eigener weiblicher Prostitutionsbund der „Tribaden" zur Ausübung der sogenannten lesbischen Liebe (sonderbare abnorme Neigung von Weibern unter einander) mit ausgebildeten Kultusformen und Ceremonien bestanden haben. Während der Revolution war die Prostitution ohne alle Schranken und ganz Paris ein großes Bordell. Durch besondere Zuchtlosigkeit aber zeichnete sich schon vor jenem Weltereignisse und besonders während desselben das „Palais-Royal" aus, in welchem die sinnreichsten und raffinirtesten Anstalten zur Befriedigung der Wollust getroffen waren.

Und wieder nach Italien, der Heimat der Cicisbei, zurück führt uns das barbarische Gegentheil der Prostitution (wenn auch hie und da für selbe benützt), — das Castratenthum. Man verschnitt dort nämlich die Knaben entweder theilweise, so daß sie zuchtlosen Frauen ohne Gefahr einer Empfängniß genügen konnten, oder ganz, damit sie eine hohe Singstimme behielten. Derlei Sänger wurden in vorgerückten Jahren fettleibig, blieben bartlos und hochstimmig und boten daher eine widerliche Erscheinung dar. Man machte ihrer im Kirchenstaate jährlich durchschnittlich viertausend (die natürlich nicht alle am Leben blieben und ihren Zweck erreichten!), bis Clemens XIV., der Herakles der Jesuitenhyder, dem Un-

fug Einhalt gebot. So wenig als die jesuitische, konnte jedoch der trefflichste der Päpste diese Pest ganz beseitigen, und sie wucherte noch lange fort; — ja, es schämten sich Charlatans nicht, an den Straßenecken ihre Fertigkeit in Wegnahme der männlichen Kraft anzupreisen.

Zweiter Abschnitt.

Die gebildeten und bevorzugten Stände.

A. Die Gebildeten und Gelehrten.

Über das Niveau des eigentlichen Volkes erheben Familie, Reichthum und Bildung, die ersteren beiden an sich blos äußerlich, die letztere auch innerlich und im wahren Sinne. Das einfachste und volksthümlichste Mittel zur Verbreitung allgemeiner Bildung ist die Presse, und dieselbe nach Form und Inhalt war stets ein Werthmesser für den Grad jener Verbreitung. Genau mit dem ersten Beginne der Popularisirung wissenschaftlicher Kenntnisse am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts waren auch die ersten Spuren der Verbreitung von Neuigkeiten durch den Druck aufgetaucht. Bald auf der einen Seite eines einzelnen Bogens, bald in größerm, broschürenartigem Umfange, meist mit Bildern, erst Holzschnitten, seit Ende des genannten Jahrhunderts auch Kupferstichen, wurden Himmelserscheinungen, besonders Kometen, Schlachten, Friedensschlüsse, fürstliche Heiraten, Krönungen erzählt, oft mit der Tendenz, für einen Hof oder eine Regierung Parteigänger zu gewinnen. Diese Zeitungen erschienen noch nicht regelmäßig, wurden einzeln verkauft, und Buchhändler (damals „Buchführer"), Buchdrucker und Buchbinder wetteiferten darin, nicht ohne Gehässigkeit gegeneinander.

Kurz vor dem dreißigjährigen Kriege, 1612, erschienen die ersten fortlaufenden, numerirten Zeitungen in Deutschland (zu Venedig schon seit 1536, regelmäßig seit 1600, die Nummer zum Preise einer dort gazetta genannten kleinen Münze, daher der spätere Name). Egenolf Emmel, Buchhändler und Buchdrucker zu Frankfurt am Main, gab seit 1615 die erste wöchentliche Zeitung heraus, welcher seit 1616 der Reichspostverwalter Johann von der Birghden mit den „politischen Avisen" entgegentrat. Beide Unternehmen bestehen noch, das erste als „Frankfurter Journal", das andere als „Oberpostamtszeitung". Die damaligen Zeitungen beschränkten sich jedoch neben den Neuigkeiten auf politische oder konfessionelle Parteinahme, — von grundsätzlichem Verfechten derselben, von über-

zeugendem oder überzeugen ſollendem Raiſonnement oder wiſſenſchaftlicher Belehrung war noch keine Rede. An Zahl und Geiſt überwog in der Preſſe ſtets die proteſtantiſche Partei; die katholiſche that ſich beſonders im Hohn auf den fliehenden Winterkönig (Kurfürſt Friedrich V. von der Pfalz) hervor; in den Jahren 1621 bis 1625 war die Entrüſtung gegen die Kipper und Wipper der Hauptinhalt der Zeitungen. Der forttobende religiöſe Kampf erforderte ſeit 1628 größere polemiſche Schriften. Es erſchienen ſolche mit pikanten Titeln, zuerſt des Kurfürſten von Sachſen, „Vertheidigung des Augapfels“ (d. h. der augsburgiſchen Konfeſſion gegen die Vergewaltigungen Öſterreichs), dann, als Antwort, „Brill auf den evangeliſchen Augapfel“, als Replik „Scharfes rundes Aug auf den römiſchen Papſt“, als Duplik u. ſ. w. „Wer hat das Kalb in's Aug' geſchlagen?“, „Katholiſcher Okuliſt oder Staarſtecher“, „Venetiſche Brillen auf lutheriſche Naſen“ u. ſ. w. Die Grauſamkeiten Wallenſtein's in Pommern boten ebenfalls reichlichen Flugſchriftenſtoff. Nachdem der Krieg aus einem religiöſen ein reiner Vernichtungskampf geworden, ſchwiegen die Gegenſätze des Glaubens, und die Deutſchen empörten ſich gegen das Treiben der Fremden aus Norden, Weſten und Süden auf ihrem Boden, ſo zuerſt 1636 in der Flugſchrift „der Deutſche Brutus, das iſt: ein abgeworffenes Schreiben“. Es wurde darin gegen die Exceſſe der Schweden von einem grundſätzlich mit ihnen Sympathiſirenden ſcharf losgezogen. Er ſagt unter Anderm ächt patriotiſch und prophetiſch: „Die Deutſchen laſſen ſich wol bewegen, gegen ihren Kaiſer aufzuſtehen; aber ſie nehmen Keinen an, der nicht ihrer Sprache und ihrer Geburt iſt. Hat das Haus Öſterreich mißgethan, ſo wird Gottes wol finden. Den Franzoſen betreffend, ſo weiß ich wohl, daß Gott Deutſchland mit ihm ſtrafen wird; denn wir haben dieſer Nation Affengeberden, Schlaraffenkleider und leichtfertige Unart täglich in Sitten, Ceremonien, Geberden, Gaſtmählern, in Sprache und Kleidung ſammt der Muſik nachgeahmt. Wie ſoll es uns beſſer gehen, als daß wir ihnen in die Hände fallen? Aber der Franzoſe wird deßhalb nicht zum Kaiſer, u. ſ. w.“ Im ſiebenzehnten Jahrhundert hatten bereits alle bedeutenderen deutſchen Städte Zeitungen, welche die Titel „Relation“, „Korreſpondent“, „Courier“, „Chronik“ u. ſ. w. führten. Der Hamburgiſche Korreſpondent war die wichtigſte politiſche Zeitung; in literariſcher Beziehung ragten die Voß'ſche und Spener'ſche Zeitung in Berlin hervor. Bis zur franzöſiſchen Revolution waren aber die deutſchen Zeitungen überhaupt von geringem Einfluſſe.

In England erſchien das erſte regelmäßige Wochenblatt ſeit 1622. Die Revolution erzeugte heftige Parteiorgane mit pikanten Titeln. Zwar wurde bald nach der Reſtauration der Stuarts ein Cenſurgeſetz erlaſſen, aber 1679 wieder aufgehoben. Dieſe wiederhergeſtellte Preßfreiheit wurde jedoch von den Gerichten nicht auf die Veröffentlichung poli-

tiſcher Neuigkeiten ausgedehnt, dieſe Ausnahme jedoch wenig in Anwendung gebracht. Es erſchienen ungefähr ſeit 1680 mehrere Blätter ein- oder zweimal die Woche, in ſehr kleinem Format. Der Inhalt eines Jahrganges einer ſolchen Zeitung war nicht größer als jener, welchen die „Times" in zwei Tagen bringen. Gegen Ende der Regierung Karl's II., als die „Tories" an das Ruder kamen, durfte keine Zeitung mehr ohne Genehmigung des Königs erſcheinen, und dieſe erhielt blos die „Londoner Zeitung", welche Montags und Donnerstags je zwei Seiten mit amtlichen Bekanntmachungen, kurzen Nachrichten und einigen Ankündigungen brachte. Um dieſer Zwangsjacke zu entgehen und dem Bedürfniß nach Neuigkeiten zu genügen, kamen nun die „Neuigkeitsbriefe" auf, welche von Unternehmern geſammelt und verbreitet und, namentlich auf dem Lande, mit um ſo größerer Begierde aufgenommen wurden, als es außerhalb Londons nur in den beiden Univerſitätsſtädten und in York Buchdruckereien gab (1724 noch in 34 Grafſchaften keine). Ebenſo ſchadete dem Gedeihen der Preſſe die Stempeltaxe von 1712; aber nichtsdeſtoweniger ſtieg die Zahl der jährlichen Zeitungsnummern in der Mitte des Jahrhunderts auf ſieben und eine halbe und am Ende desſelben auf fünfzehn Millionen. Eine Tochter der engliſchen Preſſe war die franzöſiſche. Regelmäßiges Erſcheinen (der einfach ſogenannten Gazette) datirt von 1631, das erſte tägliche Blatt, Journal de Paris, von 1777. Erſt die Revolution von 1789 aber machte die franzöſiſche Preſſe ſelbſtändig und rief eine wahre Flut von Blättern hervor.

Einen zweiten Faktor der öffentlichen Bildung machten die Schulen aus. — Seit Beginn des ſiebenzehnten Jahrhunderts waren folgende deutſche Univerſitäten (Bd. I. S. 413) geſtiftet worden: Gießen 1607, Paderborn 1616, Rinteln 1621, Salzburg 1622, Osnabrück 1632, Bamberg 1649, Duisburg 1655, Kiel 1665, Innsbruck 1677, Halle 1694, Breslau 1702, Göttingen und Fulda 1734, Erlangen 1743, Stuttgart 1781, und Bonn 1786. Die Verbindungen unter den Schülern derſelben hatten eine neue Geſtalt angenommen. An die Stelle der abgeſchafften Burſen traten nämlich Gruppen der jüngeren Studirenden, welche je einem ältern Solchen oder einem Graduirten zur Aufſicht zugetheilt wurden oder auch ſich ſelbſt zutheilen konnten. Aus dieſen Gruppen, welche man, gleich den älteſten Studentenverbindungen (ſ. Bd. I. S. 73) „Nationen" nannte, entwickelten ſich die „Landsmannſchaften", und die Aufſeher blieben die ſtereotypen Peiniger und Tyrannen ihrer jüngeren Schutzbefohlenen. Erſtere nannte man „Schoriſten," Letztere „Pennäle", ſeit dem achtzehnten Jahrhundert aber „Füchſe" (ohne Zweifel verwandt mit „Schulfuchs", d. h. Einer der ſich in das Loch der Schule verkriecht). Die neu ankommenden Studenten, Bachanten genannt, mußten ſich zuerſt der Ceremonie der ſogenannten Depoſition unterwerfen, welche in lächerlichen Prüfungen und Situationen, jedoch mit unterlegter moraliſcher Be-

deutung, beſtand. Man ſteckte ihnen z. B. einen Eberzahn in den Mund und zog ihn mit einer Zange wieder heraus, um den neuen Pennal zu erinnern, daß er nicht biſſig ſein und Anderer guten Namen benagen ſolle, u. ſ. w. Der die Handlung leitende „Depoſitor“ war eine Art amtlicher Perſon und bezog von der Univerſität einen Gehalt an Bier und für jeden neuen Studenten ein Stück Gelt. Weil man aber dabei mit dem Geprüften nicht ſehr ſchonend umging, kam die Unſitte auf, künftige Studenten ſchon als Knaben die Depoſition durchmachen zu laſſen, die man dann natürlich ſanft behandelte, und die ſomit von der Ceremonie für die Zukunft befreit waren. Es kam ſo weit, daß zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in Leipzig mehr als die Hälfte der immatrikulirten Studirenden aus Knaben beſtand. Erſt 1834 machte man dieſem Mißbrauche ein Ende, obſchon die Depoſition ſchon Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts aufgehoben worden war.

Die Pennäle wurden von den Schoriſten weit ärger mißhandelt, als in neuerer Zeit die Füchſe von den Altburſchen, man kann eigentlich ſagen: wie Hunde. Sie wurden geſchlagen, mußten die niedrigſten Dienſte verrichten, was ſie Gutes und Neues hatten, ihren Peinigern geben und ſelbſt nur ſchlechte und alte Kleider und Bücher benützen. Nach Verfluß eines Jahres wurden die Pennäle „abſolvirt“, — wenn ihnen die Schoriſten dies gnädig bewilligten und nicht etwa die Laune hatten, ſie in ihrer entwürdigenden Lage länger ſchmachten zu laſſen; denn oft wurde das Verlangen der Abſolution mit den empörendſten Mißhandlungen beantwortet. Freilich erlaubten ſich die Pennäle ſelbſt ähnliche Unbilden, wie ſie erduldeten, gegen die Bürger, und wenn ſie ſelbſt Schoriſten geworden, gegen ihre früheren Leidensgenoſſen.

Schon ſeit Beginn des ſiebenzehnten Jahrhunderts kämpften die Univerſitäten gegen die mit dem „Pennalismus“ und „Nationalismus“ verbundenen Mißbräuche, und ſeit der Mitte deſſelben Jahrhunderts die Obrigkeiten ſelbſt gegen dieſe Inſtitute in ihrer Geſammtheit. Erſtere Bemühung war fruchtlos geweſen; letztere begann ſeit den ſechsziger Jahren nach und nach durchzudringen. In dem auf Gießen bezüglichen Edikte von 1660 werden die Schoriſten als „asini superciliosi, basilisci venenati, cyclopes clamosi, bibones et comedones abjectissimi, dracones horrendi, excrementa Diaboli, filii terrae maledictae“ u. ſ. w. bezeichnet. An vielen Orten dauerte das Unweſen jedoch bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, und wo es aufgehört hatte, trat es in veränderter, wenn auch milderer und anſtändigerer Form, wieder auf. An die Stelle der Nationen traten, entſprechend der Geheimbundſucht des Jahrhunderts, zunächſt die Studentenorden, die in ihrer Organiſation und ihren Gebräuchen meiſt dem Freimaurerbunde nachgeahmt, mit pompöſen Ceremonien ausgeſtattet und nicht an einzelne Orte gebunden, ſondern je über mehrere Univerſitäten verbreitet waren. Die Mitglieder

hielten ſich durch Freundſchaft an einander gefeſſelt, ſtanden einander gegen jeden Angriff bei, veranſtalteten gemeinſame geſellige Vergnügungen, wirkten für Aufklärung und gegen den Aberglauben, lieferten zu dieſem Zwecke ſchriftliche Arbeiten und übten daneben Wohlthätigkeit gegen Arme. Der älteſte Studentenorden war jener der Moſellaner oder Amiciſten; die meiſte Verbreitung erlangten die Schwarzen Brüder, auch Harmonie-Orden genannt; andere waren die Konkordiſten, Konſtantiſten, Unitiſten, der Lilien-, Kreuz- oder Faßbinder-, Hoffnungsorden u. ſ. w. Wie den Freimaurerbund, ſo verfolgten mehrere Regierungen auch die Studentenorden, weil ſie hinter deren pompöſem und geheimnißſüchtigem Weſen die Harmloſigkeit nicht ſuchten, die wirklich dahinter ſteckte. Abgeſehen jedoch von ihrer Verfolgung gingen die Orden nach kurzem Beſtehen an dem Widerſpruche zu Grunde, der in ihrem Beginnen lag, und ſtatt ihrer blühten die Landsmannſchaften auf, die theils ſchon neben ihnen aus den früheren Nationen entſtanden waren, und in welche ſich theils manche Orden ſelbſt umwandelten. Aus den Reſten der von den Schoriſten willkürlich eingeführten Verhaltungsregeln beim Trinken und anderen Beſchäftigungen ſetzte ſich das Geſetzbuch der Landsmannſchaften, der geiſttödtende und die perſönliche Freiheit knebelnde Comment zuſammen. Zugleich kam auch die noch jetzt übliche burſchikoſe Nomenklatur auf. Einen von den Landsmannſchaften ſich fern haltenden Studenten nannte man einen „Renoncen“, einen Studenten im erſten Semeſter „kraſſen Fuchs“, im zweiten „Brander oder Brandfuchs“, im dritten „Jungburſch“, im vierten bis ſechsten „Altburſch“, nachher „bemooſtes Haupt“, Einen, deſſen Eltern in der Muſenſtadt wohnten, „Pflaſtertreter oder Quark“, Einen vom Lande aus der nächſten Umgebung der Stadt „Kümmeltürken“. Die Namen der Landsmannſchaften wurden von deutſchen Ländern genommen, wie Saxonia, Luſatia, Franconia, Bavaria u. ſ. w. Dieſelben hatten theilweiſe ihre beſtimmten Werbebezirke, über welche ſie, beſtimmte Ausnahmen vorbehalten, nicht hinausgreifen durften. Einen andern Zweck als den, Geſelligkeit zu pflegen und die Ehre des Corps zu wahren, kannten die Landsmannſchaften nicht. An der Spitze einer jeden ſtand ein Senior, und zu deſſen Seite ein Subſenior und ein Sekretär. Die Aufnahme geſchah meiſt höchſt einfach durch Handſchlag und Ehrenwort, die Geſetze der Verbindung zu halten, und darauf folgenden Bruderkuß. Jede Landsmannſchaft hatte ihre Farben, damals entweder eine oder zwei, die ſie an Bändern trugen.

Schon 1717 wurden die Landsmannſchaften in Halle fruchtlos verboten, in Jena 1765, wozu allerlei Bedrückungen und Verführungen der jüngeren Studenten durch die älteren Anlaß geboten hatten, — ſo auch an anderen Orten, und ſtets ohne allen Erfolg.

Es iſt ſehr begreiflich, daß während und in Folge des dreißigjährigen Krieges an den damaligen deutſchen Hochſchulen nichts weniger als fleißig

ſtudirt wurde. Lehrer und Schüler traten je nach Laune und Umſtänden in Kriegsdienſte; die Zurückbleibenden, deren Beſoldungen ausblieben, verloren die Luſt, den Studirenden gegenüber Autorität auszuüben, und die Hörſäle wurden zu Kaſernen und Lazarethen benutzt. Das Übel war ſo tief eingewurzelt, daß nach Beendigung des Krieges die Behörden beinahe nicht im Stande waren, Zucht und Ordnung wieder herzuſtellen. Es war guter Ton, die Univerſitäten nur des Vergnügens, und nicht des Studirens halber zu beſuchen und namentlich den adeligen Studenten galt es als ein Schimpf, fleißig zu ſein. Die Zeit dieſer angeblichen Muſenjünger theilte ſich buchſtäblich in Rauſch und Katzenjammer, welche beiden Zuſtände nur von Raufereien, Spiel und Unzucht unterbrochen wurden. Lottichius erzählt, daß man in jener Zeit unter den deutſchen Studenten ſtatt der Bücher nur Streitigkeiten, ſtatt der Hefte Dolche, ſtatt der Federn Degen und Federbüſche, ſtatt gelehrter Unterhaltungen blutige Kämpfe, ſtatt des Studirens Saufen und Toben, ſtatt der Studirzimmer und Bibliotheken Wirths- und Hurenhäuſer wahrgenommen habe. Getrunken wurde meiſt Bier, von den Reichen und Vornehmen auch theure Rhein- und franzöſiſche Weine, oft ſogar Branntwein, an deſſen Genuß 1658 ein Student zu Jena ſtarb. Im Jahre 1716 ſtarben zu Halle mehrere Studenten ſammt ihrem Wirthe und deſſen Tochter an übermäßigem Trinken mehrere Tage und Nächte hindurch. In der Trunkenheit benahm man ſich völlig viehiſch. Man benützte Trinkgeſchirre von den abenteuerlichſten Formen, z. B. Laternen, Windmühlen, Schreibzeuge, Thiere aller Art, Mönche, Nonnen u. ſ. w. Der Trinkregeln war Legion, ebenſo der Ausdrücke für verſchiedene Arten des Trinkens. Viele Profeſſoren gaben übrigens in Anſehung des Trinkens den Studenten kein gutes Beiſpiel. Auch das Tabakrauchen riß im ſiebenzehnten Jahrhundert unter den Studenten auf die unmäßigſte Weiſe ein. —

Jede Univerſität ſtand im Rufe beſonderer ſchädlicher Einwirkung auf die guten Sitten; ſo hieß z. B. ein damaliger Vers:

„Wer von Tübingen (oder: Leipzig) kommt ohne Weib,
Von Wittenberg mit geſundem Leib,
Von Helmſtedt ohne Wunden,
Von Jena ohne Schrunden,
Von Marburg ungefallen,
Hat nicht ſtudirt auf allen.“

Nicht nur wimmelte es förmlich von ſchlechten Dirnen in den Univerſitätsſtädten, — ſogar Töchter der Profeſſoren ließen ſich leichtfertiges Leben zu Schulden kommen, beſuchten die Studenten auf deren Stuben, — und es herrſchten — anſteckende Krankheiten. Auf dem Lande um die Stadt führten die Studenten nach Herzensluſt die Bauernmädchen an. In Kneipen wurden von Studenten Vorleſungen über „Zotologie“ gehalten und Compendien darüber abgefaßt und in die Stammbücher die unflätigſten

Einfälle eingeſchrieben. Die Rohheit war ſo groß, daß rechte Taugenichtſe, wenn ſie je zur Abwechslung einmal Collegien beſuchten, darin zu ſpät erſchienen, mit Stiefeln und Sporen hereintrabten, die brennende Tabakspfeife im Munde, Nüſſe aufknackten und mit den Füßen ſcharrten, daß der Profeſſor nicht mehr verſtanden werden konnte.

Die Kleidung der deutſchen Studenten des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts entſprach in der Regel der allgemeinen Mode. Es war zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, als die Studenten, welche bis dahin eine Art geiſtlicher Kleidung getragen hatten, dieſe mit kriegeriſcher vertauſchten, d. h. blos die Schoriſten; die Pennäle kamen zerlumpt und ſchmutzig daher, wie Bettler. Die maleriſche Tracht der Krieger Wallenſtein's wurde auch nach dem weſtfäliſchen Frieden beibehalten. Knotenſtock und Degen fehlten nie zur Ausſtattung; bisweilen trugen die Schoriſten ſogar Hämmer mit ſich herum. Gegen Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts wurden Schlafröcke unter den Studenten beliebt, ſogar im Freien, oft ſelbſt, ohne Beinkleider darunter zu tragen! Unanſtändig zerſchnittene Hoſen waren nichts Seltenes; dabei kamen ſchon damals Zöpfe in Gebrauch.

Noch verletzender als jene Auszeichnung der Schoriſten in der Tracht waren die Vorrechte der Adeligen vor den Bürgerlichen, der Reichen vor den Armen, welche bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts aufrecht erhalten wurden. In Wien hatten die adeligen Studenten ſogar den Vortritt vor den bürgerlichen Profeſſoren und in Ingolſtadt riſſen die Adeligen den Bürgerlichen die Federbüſche von den Hüten, was der Senat aber mißbilligte. Zu Göttingen hatten fürſtliche und gräfliche Studenten ein eigenes prachtvolles Inſkriptionsbuch, das ihnen in das Haus gebracht wurde, erhöhte Bänke im Collegium und beſondere Sitze in der Kirche. Zu dieſen Vorrechten geſellte ſich noch dasjenige der Profeſſorenburſchen, d. h. derjenigen Studenten, welche bei Profeſſoren Koſt und Wohnung hatten, — nicht bei Bürgern oder im Konvikte. Sie hatten im Collegium Tiſche, durften ihre Hunde, deren Halsbänder die Buchſtaben P. P. H. (Profeſſoren-Purſchen-Hund) trugen, dorthin und ſogar in die Kirche mitnehmen, mußten zuerſt gegrüßt werden, wichen Niemanden aus, hießen bei Bettlern „Ihro Gnaden" u. ſ. w., — welche empörenden Lächerlichkeiten im Jahre 1661 abgeſchafft wurden.

Im achtzehnten Jahrhundert richtete ſich die Kleidung der deutſchen Studenten ganz nach dem franzöſiſchen Geſchmacke. Sie trugen dreieckige Hüte, Allongeperücken, Schnallenſchuhe u. ſ. w. Zu Altdorf waren 1671 die Perücken noch verpönt, — 1744 war es bereits der Mangel an einem ſolchen Möbel. Die Degen entzog in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Friedrich der Große den Studenten ſeiner Staaten. Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution traten an die Stelle der Perücken „Stürmer" (lederne Helme mit Federbuſch), „Goller" und „Kanonen". Noch 1796 unter-

ſagte man in Heſſen-Kaſſel den Studenten Knotenſtöcke, runde Hüte, abgeſchnittene Haare und Backenbärte!

Verkleidungen, Maskenzüge, Gaſſen- und Nachtlärm, Störungen des Gottesdienſtes und der Leichenbegängniſſe waren Hauptvergnügungen der Studenten des ſiebenzehnten Jahrhunderts, beſonders zu Jena. Im achtzehnten Jahrhundert liebten ſie vorzüglich erſt das Armbruſtſchießen, dann das Federballſpiel, Fechten, Tanzen und Reiten. In der letztgenannten Zeit kamen auch die eigenthümlichen, charakteriſtiſchen Kneip- und Commerslieder in Aufnahme, die ſich theilweiſe noch heute erhalten haben, oft lateiniſch, oft gemiſcht deutſch und lateiniſch, und oft ſehr ſtark mit Zoten verſetzt waren. So ſtammt namentlich das unſterbliche „Gaudeamus igitur“ aus jener Zeit. Das damalige ſtudentiſche Treiben ſchildert am beſten Zachariä's komiſches Heldengedicht „der Renommiſt“.

Die hervorſtechendſte, folgenreichſte und unſeligſte Äußerung des ſtudentiſchen Übermutes war aber das Duelliren, welches im Gefolge der Sitte des Waffentragens beſonders ſeit dem dreißigjährigen Kriege einriß. Voran ging demſelben arges Tumultuiren. Die Studenten forderten Nachts ohne Urſache einander heraus, indem ſie vor den Häuſern mit den Degen auf die Steine hieben, daß die Funken davon fuhren, wie Thiere brüllten und ſich mit einander blutig ſchlugen. Förmliche Schlachten fanden zwiſchen Studenten und Nachtwächtern oder Soldaten ſtatt, wobei es häufig genug Todte gab. Solche Tumulte ſetzten oft mehrere Tage hindurch die Univerſitätsſtadt in Schrecken, ſo 1660, 1724 und 1756 in Jena, 1702 in Halle u. ſ. w. Oft drangen die Studenten in die Hörſäle der Profeſſoren, auf die Stadtwache, ja ſogar in die Häuſer von Beamten ein und ſchlugen Alles zuſammen. 1724 erſtürmten und zerſtörten die Studenten in Halle die Synagoge und mehrere Judenhäuſer, weil ein Jude einen Studenten, der ihn angriff, geſchlagen hatte. In Tübingen war es an der Tagesordnung, den Carcer zu erbrechen und die Verhafteten zu befreien, in Altdorf: Nachts Feuerwerke abzubrennen, in Göttingen: ſich mit den Handwerksgeſellen herumzubalgen. In Jena's Umgegend ſchlugen ſich die Studenten mit den Bauern herum und plünderten deren Obſtgärten. Auch kam es ſehr häufig vor, daß man mißbeliebigen Profeſſoren und anderen Perſonen die Fenſter einwarf. — Duelle waren ſchon vor dem dreißigjährigen Kriege vorgekommen; wurden aber erſt ſpäter häufig. Mandate gegen das Duelliren wurden nicht vor 1684 erlaſſen, das erſte in Jena, wo der Fechtmeiſter Wilhelm Kraußler ſeit 1620 eine eigene Fechtart eingeführt hatte, indem er den bisherigen Haudegen zum Stoßen zu verwenden lehrte. Dieſes Mandat bedrohte nicht nur die Duelle, ſondern ſchon Provokationen dazu mit Zuchthausſtrafe, ſelbſt die Sekundanten mit Gefängniß. Dennoch wurden dort, wie auch in Halle, eine Menge Studenten im Duell erſtochen, und von vielen Univerſitäten kamen die Studenten meiſt elend zugerichtet oder gar als Krüppel nach

Hauſe. Trotz aller Verbote fanden Duelle und Rencontres ohne Scheu ſogar auf offener Straße ſtatt. Auch führten Streitigkeiten zwiſchen Studenten oft auf der Stelle zu Tödtungen. Selbſt die 1709 in Jena den Duellanten angedrohte Todesſtrafe brachte keine Abhülfe, und der Unfug dauerte auch das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch.

Da mit der Rohheit der Sitten natürlicher Weiſe der Aberglaube Hand in Hand geht, ſo ſpukte auch letzterer in den Köpfen mancher Studenten. Es iſt in dieſer Beziehung namentlich ein Vorfall bekannt worden, welcher ſich zur Weihnachtszeit 1715 bei Jena zutrug. Am Abende jenes Feſtes ging der dortige Student der Medicin, Johann Gotthard Weber aus Reichenbach, mit einem Bauer und einem Schäfer nach dem Weinberghäuschen eines Schneiders der Stadt, nach deſſen Ausſage in demſelben ein Schatz verborgen liegen ſollte. Sie nahmen dort, nachdem ſie mit Kohlen eingeheizt, allerlei Ceremonien und Beſchwörungen aus Fauſt's „Höllenzwang" vor, bis ſie einſchliefen. Am andern Morgen fand der Schneider den Studenten beſinnungslos, die Landleute aber todt. Man trug den Studenten auf einer „Miſttrage" in die Stadt, nahm ihm abenteuerlich bezeichnete Amulette und abergläubiſche Schriften ab, ſtieß ihn aus der Hochſchule und verwies ihn, wie auch den Schneider, des Landes. Die Bauern verſcharrte man unter dem Galgen. Über die Urſachen der Erſcheinung waren die drei hochweiſen Fakultäten zu Leipzig befragt worden. Die überfrommen und gelehrten Theologen ſchrieben dieſelbe natürlich dem Teufel zu, — die profanen und freigeiſtigen Juriſten und Mediciner aber, die ſich zu dieſer Höhe des Gedankens nicht emporſchwingen konnten, dem — Kohlendampfe!

In wiſſenſchaftlicher Beziehung lagen die deutſchen Univerſitäten, im Einklange mit dem rohen Leben und Treiben ihrer Jünger, während des ſiebenzehnten und der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beinahe vollſtändig brach. Manche Profeſſoren laſen Jahre lang keine Collegien; Die aber, welche es thaten, begnügten ſich damit, ihren Zuhörern recht dicke Hefte zu diktiren. Ein Tübinger Theolog las in der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts über vier Jahre nacheinander fortlaufend über den Daniel, dann fünfundzwanzig Jahre lang über den Jeſaias und darauf noch ſieben Jahre über den Jeremias, bis er achtzigjährig ſtarb. Ein Mediciner (!) zu Marburg legte 1660—1673 fortwährend die — Pſalmen aus! Zu den beliebteſten Schauſpielen eitler und hohler „Gelehrſamkeit" gehörten die ſogenannten Diſputationen, welche auch unter Studenten allein gehalten wurden und oft in Schwänke ausarteten. — Ein ernſteres Streben begann um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Jünger der Wiſſenſchaft zu ergreifen. In Jena wurde 1756 verordnet, daß die Studirenden ſich bei ihren Docenten erſt dann ſollten einſchreiben laſſen, wenn ſie ſich mit deren Lehrart befriedigt erklärt, und 1784, daß

die Professoren ihre Lehrgegenstände stets in den Zeitraum eines Semesters zusammenfassen und denselben nicht überschreiten sollten.

Die religiösen Ansichten betreffend, herrschte der empörendste Despotismus. Bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war jeder freie Gedanke, jede Abweichung von den herrschenden Dogmen verpönt, und Büchern von derartiger Tendenz der Eintritt in die Universitätsstädte versperrt. Im Jahre 1616 wurden zu Altdorf Schüler des im Jahre vorher verstorbenen Professors Soner, welche von demselben socinianische Ansichten angenommen hatten, verhaftet, mußten widerrufen, und ihre Bücher und Schriften wurden auf offenem Markte verbrannt.

Nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts griff ein freierer Geist Platz, welcher indessen in Heidelberg bis zur äußersten Frivolität ausartete, während in Halle zeitweise der Pietismus seinen Sitz aufschlug.

Es war ein beliebter Gebrauch unter den Studirenden, Schauspiele aufzuführen. Die Wildheit der Zeit begnügte sich indessen bald nicht mehr hiermit; sondern wenn herumziehende Schauspieler dazu kamen, schlossen sich ihnen die Studenten oft an und besuchten eine Zeit lang als Schauspieler verschiedene Städte. Es gab aus Studenten bestehende Theatergesellschaften, welche sich im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert großen Ruf erwarben. Einen theatralischen Anstrich hatten indessen auch die Festlichkeiten, welche von den Universitäten zur Feier des Jahrestags, besonders im Säkularjahre ihrer Gründung, bei Anwesenheit fürstlicher Personen, zu Ehren des Hubertsburger Friedens von 1763 u. s. w. gegeben wurden, wobei die Anführer der Landsmannschaften in prächtigem Aufzuge einherstolzierten*).

Die letzte auffallende Erscheinung im deutschen Studentenleben des achtzehnten Jahrhunderts war der Auszug, welchen im Jahre 1792, wo bereits die Ideen der französischen Revolution eingewirkt hatten, die Studenten von Jena unternahmen. Bei Anlaß der Feier, welche die dortigen Ungarn zu Ehren ihres neuen Königs (Kaisers) Leopold II. veranstalteten, wurde das Gartenhaus des durch sein strenges Verfahren gegen Excesse verhaßten Prorektors Ulrich zerstört und dessen Anhänger, der Student Politzo, ein Grieche, mißhandelt. Da man in Folge dessen die Strenge nur verdoppelte, sogar gegen frühere Zusicherung Soldaten nach Jena marschiren ließ, gab es auch neue Tumulte, und da das Verlangen nach Entfernung der Soldaten unberücksichtigt blieb, zogen die Landsmannschaften mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, fünfhundert Mann stark, zum Thore hinaus, Weimar zu, von wo aus man ihnen jedoch den Eintritt untersagte. Es kam zu Unterhandlungen zwischen

*) Bezüglich aller weiteren Details verweisen wir auf Oskar Dolch, Geschichte des deutschen Studententhums (Leipz. 1858) und Rich. und Rob. Keil, Geschichte des jenaischen Studentenlebens (Leipz. 1858).

ihnen und einem herzoglichen Kommissär, man machte ihnen Concessionen, und sie kehrten nach vier Tagen von Kötschau, wo sie geblieben waren, in die Musenstadt zurück.

Unter die Gelehrten muß auch die Geistlichkeit gerechnet werden, wenn auch nicht nach ihren Leistungen, doch nach ihren Ansprüchen.

Wir finden aus unserer Periode die meisten Spezialitäten über den anglikanischen Klerus. Die englischen Landgeistlichen waren aus nahe liegenden Gründen eifrige Anhänger des Königthums, mit dem ihre Kirche und daher auch deren Einkommen stand und fiel. Die Früchte, welche die Kirche trug, waren vornehmlich die Zehnten, deren damaliger Betrag zwischen 480,000 und 540,000 Pfund schwankte (jetzt ist er siebenmal so groß als letztere Summe). Im Vergleiche zu den Edelleuten waren sie daher ziemlich arm zu nennen. Dies war der Reformation zuzuschreiben, welche die früher sehr beträchtlichen Güter der Geistlichkeit und die von Gliedern derselben bekleideten hohen Staatsstellen größtentheils in weltliche Hände gebracht hatte, namentlich in Folge Aufhebung der Klöster und Verbreitung der Schulbildung. Unter zweihundert Pfarreien gab es kaum eine mehr, welche ihren Inhaber nebst Familie ernähren konnte. Es kam daher selten mehr vor, daß Adelige sich dem geistlichen Berufe widmeten. Am Ende der Regierung Karl's II. gab es unter den Bischöfen zwei, unter den reicheren Pastoren vier oder fünf Peerssöhne. Höchstens einer unter zehn Geistlichen hatte das Aussehen eines Gentleman; die übrigen glichen Bedienten. Viele Geistliche, welche keine oder zu magere Pfründen besaßen, wohnten in Bürgerhäusern, und dies that ihrem Ansehen starken Eintrag. Während der Revolution, welche die anglikanischen Priester brotlos machte, konnten sich die Vermögenslosen unter denselben blos im Gefolge der herumirrenden und fliehenden royalistischen Edelleute erhalten. Die rohen Squires aber behandelten ihre „Leviten", wie sie sie nannten, und denen sie oft nur den Mittagstisch, eine Bodenkammer und zehn Pfund jährlich gaben, gleich Knechten, die den Garten, ja sogar die Pferde besorgen und Botendienste verrichten mußten, und wenn die besseren Speisen auf den Tisch kamen, an dem sie im Ornat das Tischgebet verrichtet hatten, waren sie gehalten, sich davon zu schleichen. Die Frauen der ärmeren Pfarrer waren gewöhnlich die Mägde ihrer Vorgänger, wenn nicht gar noch etwas Schlimmeres gewesen, und es war eine Schande für junge Damen von guter Familie, einen Geistlichen zu heiraten, auf welchen Stand Advokaten und Apotheker auf dem Lande mit Verachtung herabsahen. Die armen Prediger des Wortes Gottes mußten, um ihr Brot zu verdienen, selbst auf dem Lande arbeiten, die Schweine füttern, Dünger aufladen, und trotzdem waren sie nie vor Pfändung sicher, und, wie Macaulay sich drastisch

ausdrückt, die Löcher auf ihren Dächern und in ihren Röcken wurden mit jeder Vermehrung ihrer Nachkommenschaft größer. Letztere wuchs wie die der Bauern auf, die Söhne kamen an den Pflug, die Töchter in einen Dienst. Glücklich schätzte sich der Pfarrer, wenn er von der Dienerschaft des Gutsherrn mit Speise- und Bierresten regalirt wurde. An eine Bibliothek konnte er nicht denken und Gelehrte waren selten unter seinen Berufsgenossen; sie waren fast nur an den Universitäten oder in den größeren Städten zu finden, und gelangten meist zu Bischofssitzen. Unter diesen gebildeteren Geistlichen gab es auch mehrere Tolerante, welche in den Dissenters keine Ungeheuer erblickten, vielmehr freundlich mit ihnen verkehrten, ihre Duldung empfahlen und sogar zu Concessionen bereit waren, um sie zum Eintritt in die Hochkirche zu bewegen, während dagegen die armen und ungebildeten Landpfarrer Fanatiker waren und blieben und in diesem Geiste auch ihre Gemeinde beherrschten, die außer durch die Predigt nichts von der Welt vernahm; die Kanzel war ihre Zeitung und ihre Bibliothek, so daß der Einfluß der armen zerlumpten Prediger nicht zu unterschätzen war.

B. Der Adel.

In der Periode, deren Kulturerscheinungen wir schildern, hatte das Raubritterthum sein Ende erreicht. Die zunehmende Macht der Fürsten hatte es untergraben und der dreißigjährige Krieg, welcher nichts mehr zu rauben übrig ließ, ihm vollends den Todesstoß versetzt. Der letzte Raubritter, dessen Namen wir kennen, war der pommer'sche Gutsherr Georg Behr von Düvelsdorf. Die Nachkommen dieser Menschenklasse, welche die edle Beschäftigung ihrer Ahnen unter den veränderten Zuständen nicht mehr treiben konnten und doch nichts gelernt hatten, um sich einer nützlichern zu widmen, schlugen ihre Zeit mit Trinken, Spielen, Jagen und Raufhändeln todt. Sie bewiesen ihren Heldenmut, nachdem sie ihre Kleider mit verborgenen Eisenschienen ausgefüttert hatten, durch Herausforderung der Leute vom Volke und der Wirthshausgäste, und übten gegenüber dem weiblichen Geschlechte schamlosen Mutwillen. So wenig sie sich indessen durch feine Sitte und Bildung auszeichneten, so sehr suchten sie sich durch Hochmut auf ihre Abstammung hervorzuthun, und die Sucht, Wappen und Stammbäume zu malen und anzufertigen, war nie größer als damals. Wer an der Ächtheit dieser Machwerke zweifelte, wurde bis auf's Blut verfolgt und mißhandelt. Es war natürlich, daß diese sogenannten Edelleute aus Mangel an Beschäftigung sich gerne als Söldner verdingten; besonders in Frankreich sah man viele heruntergekommene deutsche Junker dienen, und sie verpflanzten dann französische Sprache und Sitten mit Eifer nach ihrer Heimat.

Höherſtrebende, welche im Lande blieben, und auch Heimgekehrte, die ſich nicht mehr der alten Rohheit ergeben mochten, ſammelten ſich an den Fürſtenhöfen und ſuchten ihre Unterhaltung in lärmenden Zerſtreuungen, wie Hoffeſten, Maskeraden und den an die Stelle der alten Turniere getretenen Ringelrennen und Scheingefechten, die ſorgfältig ſo eingerichtet waren, daß keinem Kämpfer ein Leid geſchehen konnte. Bei allen Feſtlichkeiten herrſchte in Verzierungen, Darſtellungen, Reden, Gedichten u. ſ. w. überall der Geſchmack an Allegorieen. Alle Ideen mußten durch allegoriſche Perſonen dargeſtellt werden, und der griechiſche Olymp wurde zu dieſem Zwecke nicht nur völlig ausgeplündert, ſondern auch noch in's Endloſe vermehrt.

Durch den dreißigjährigen Krieg wurden die Reihen des deutſchen Adels ſtark gelichtet. Bei der durch denſelben genährten Liebe zu Glanz und Pracht ſuchten ſich nun Leute von ſog. niederer Geburt in die Lücken einzudrängen, und zwar thaten dies vorzüglich die Offiziere und die hervorragenden Bürger der vom Kaiſer und von den Fürſten abhängigen Städte. Erſtere ſuchten aus ihrer Beute, Letztere aus dem Verdienſte durch Handel und Gewerbe Adelstitel zu kaufen, und das in Geltnoth gerathene Reich kam dieſen Beſtrebungen nur allzu willig entgegen und adelte um Geld ſogar die ſpießbürgerlichen oder bäuerlichen Ahnen der Adelsluſtigen. Der neue oder Briefadel bildete ſich auf ſeine Titel und Wappen wo möglich noch mehr ein als der alte, und beide zuſammen regierten die Welt von der Mitte des ſiebenzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts unbedingt. Wer der Titel und Wappen entbehrte, exiſtirte nicht für die ſog. vornehme Welt, innerhalb welcher ſich wieder der alte Adel umſonſt gegen das Anwachſen des neuen wehrte und ſträubte, und ſich wenigſtens dadurch entſchädigte, daß er den neu Geadelten den Zutritt in ſeine Orden, Stifter und Korporationen verſchloß. So durften es denn auch die Fürſten nicht wagen, die von ihnen mit Adelsbriefen für ſich und ihre Ahnen Bedachten neben Altadeligen zu Hofämtern bis zum Pagen herab zuzulaſſen. Man klagte und ſpottete darüber, daß ſogar Spezereikrämer und ſelbſt — Schornſteinfeger geadelt worden ſeien, und nannte daher die neuadeligen Städter „Häringsnaſen“ oder „Pfefferſäcke“. Die Geſchmähten und Zurückgeſetzten ſuchten ſich durch möglichſtes Zurſchautragen ihres Reichthums in luxuriöſen Kleidern, Zimmern, Möbeln und Gaſtmählern zu rächen, verkleideten ihre Knechte, Lehrlinge u. ſ. w. in Lakaien und — ruinirten ſich oft zur Abwechſelung hiedurch. Auch ſuchten ſie ihren Adel nicht ſelten durch Duelle, welche als ritterliche Thaten galten, zu legitimiren. Auf dem Lande wohnten die Neuadeligen, ſowie die verarmten Altadeligen, welche man Beide „Krippenreiter“ nannte, oft recht ärmlich, ſogar unter Strohdächern, kämpften in ewigen Proceſſen um ihr elendes Daſein und ſchmarotzten bei Bekannten und Verwandten in der unverſchämteſten Weiſe, oder ließen auch ihre zerlumpten Frauen

und Kinder mit Karren bei Denſelben Lebensmittel einſammeln, — ſie waren daher nicht ſelten nahe daran, in das alte Raubritterthum zurückzuſinken. Ergötzliche Spezialſchilderungen aus dieſem tollen Leben gibt der Schleſier Paul Winckler, politiſcher Rath und Agent des großen Kurfürſten von Brandenburg zu Breslau (geſtorben 1686), in ſeiner nach ſeinem Tode erſchienenen Erzählung „Der Edelmann“, aus welcher Freytag in den „Neuen Bildern aus dem Leben des deutſchen Volkes“ einen Auszug liefert.

In Folge der aufkeimenden nationalen Bildung und Literatur wurden ſeit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Sitten des niedern Adels geregelter; ſeine Glieder begannen ſich Kenntniſſe zu erwerben; aber charaktervoll und ſittlich tüchtig wurden ſie deshalb noch lange nicht. Es ließe ſich vielmehr fragen, was vorzuziehen war, die alte Rohheit, oder die raffinirte Frivolität, die nun an ihre Stelle trat. Der Bedarf an Hofbeamten, welche die zunehmende Prunkſucht der Höfe ſchuf, wurde ſo ſtark, daß der ärmere Adel faſt ganz im Hofdienſte aufging und ſich in demſelben ſo ſehr erniedrigte und den letzten Reſt ſeiner Würde verlor, daß Mütter ihre Töchter und Männer ihre Frauen willig dem überhandnehmenden Mätreſſenthum der Fürſten als Opfer hingaben. Den Reſt des Adels verwendete man im Staats- und Militärdienſte, und es wurde Brauch, die höheren Beamten- und Offiziersſtellen nur noch mit Edelleuten zu beſetzen, welchen überdies noch die Müßiggängerpfründen der Domſtifter zu Gebote ſtanden. Gierig haſchten da die Bürgerlichen wenigſtens nach Titeln; die Sitte kam auf, die Handwerker, welche für den Hof arbeiteten, als Hofſchneider, Hofſchuſter u. ſ. w. zu tituliren und ihnen das Anbringen des fürſtlichen Wappens über ihrer Thüre zu geſtatten.

Soweit die Adeligen nicht Verſorgungen an den Höfen fanden, ſondern auf dem Lande blieben, verwilderten ſie auch im achtzehnten Jahrhundert wieder, wenn ſchon nicht mehr in der abſchreckenden Weiſe wie im ſiebenzehnten. Sie waren jetzt wenigſtens auf Ausbildung ihrer Kinder bedacht und hielten ihnen Lehrer oder „Hofmeiſter“, wie man ſagte, die nicht ſelten ſpäter als Profeſſoren einen bedeutenden Namen erlangten. Bei den Katholiken bekleideten dieſe Stelle meiſt Jeſuiten, welche zugleich als Beichtväter der Eltern figurirten und zu gleicher Zeit auch andere Geſchäfte beſorgten, wie z. B. Proſelyten zu machen, proteſtantiſche Familien, bei denen ſie in dieſer Beziehung nichts ausrichteten, hintereinanderzuhetzen, die Kinder derſelben aufzugreifen und in ihren eigenen Erziehungszwinger zu ſperren. Zahlreich waren die Gerüchte, daß dieſe und jene Perſonen von Bedeutung ihren Tod dem Gifte der Jeſuiten zu verdanken hätten. Witwen mit minderjährigen Kindern waren vor den zudringlichen Bekehrern nie ſicher, und es kam vor, daß ſie ſich bei Nacht und Nebel mit dem Nothwendigſten flüchteten und in ein Land ihres Glaubens begaben. Manche adelige Familien verarmten und luden dann

dieſen und jenen Andern die Schuld daran auf, woraus ſich eine ſolche Erbitterung entſpann, daß nicht ſelten die Söhne der Einen denen der Anderen nach dem Leben trachteten und dieſes wirklich bisweilen nahmen, — ja ſogar aus nicht hinlänglich unterſuchten Gründen oder bloßen Gerüchten von dieſer und jener böswilligen Abſicht hinterliſtige Mittel wählten, die Verhaßten aus dem Wege zu räumen, z. B. bei ſcheinbar freundlicher Einladung durch Anbieten eines kollerigen Pferdes, deſſen Reiter dann Hals und Bein brach.

Die jungen Adeligen, welche das unnütze Herumtreiben auf dem Lande nicht befriedigte, begaben ſich in Geſellſchaft ihrer Hofmeiſter oder auch allein an eine Univerſität oder auf Reiſen oder richteten gar ihren kühnſten Wunſch auf die Stelle eines Cavaliers oder Stallmeiſters an einem Hofe. Das Reiſen wurde nämlich damals immer mehr zur Mode, und zwar ſo ſehr, daß ſeit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts förmliche Lehrbücher über „Die Kunſt zu reiſen“ erſchienen und dieſe „Kunſt“ ſogar ihren unvermeidlichen griechiſchen Namen erhielt*). Wir erfahren aus einem ſolchen Buche, daß junge Adelige, im Gegenſatze zu reiſenden Künſtlern und Gelehrten, in der Regel von ihren Reiſen, auf die ſie doch große Summen und viele Jahre verwendeten, wenig Nutzen hatten, was größtentheils daher komme, daß ſie ohne beſtimmten Zweck reisten; „ſetzten ſie ſich aber auch irgend einen nützlichen Zweck vor, ſo mangelte es ihnen doch an den zur Erreichung des Zweckes erforderlichen Eigenſchaften und Vorkenntniſſen, oder ſie hatten ſich zu ihrer Reiſe nicht gehörig vorbereitet.“ Es wurden damals ſatiriſche Verſe auf ſolche Reiſende gedichtet, welche folgendermaßen beginnen:

So geh'n Sie nach Paris, nach Rom und London? — „Ja.“
Warum? — „Mein ſeliger Papa,
„Mein Oheim und mein Bruder waren da.“
Die Herren kamen wol gelehrt von ihren Reiſen? —
„O, ganz gewiß; ſie fehlten keinem Schmaus;
„Es iſt in ganz Paris kein einzig Kaffeehaus,
„Das ſie nicht auf der Karte weiſen.“

Sie wollen wol nach Rom, dann nach Neapel geh'n,
Das Grabmal des Virgil, Horaz, Catull zu ſeh'n,
Und alle Dichter zu verſteh'n? —
„Nein, — Dichter ſind nicht eben meine Sachen.“

Ebenſo lehnt der hoffnungsvolle Sprößling eines edeln Geſchlechtes in ähnlichen Ausdrücken auch die Bekanntſchaft der Alterthümer, des

*) Apodemik oder die Kunſt zu reiſen. Ein ſyſtematiſcher Verſuch zum Gebrauch junger Reiſenden aus den gebildeten Ständen überhaupt, und angehender Gelehrten und Künſtler insbeſondere. Leipzig 1795.

Schauspiels, der schönen Natur, der Sitten, berühmter Personen und zuletzt auch die Zumutung ab, nach einem Plane zu reisen.

„Was braucht man einen Plan,
„Da man von Post zu Post die Welt wol finden kann?"

Gewöhnlich hatte man nun die Ansicht, der Zweck des Reisens junger Leute „von Stande" sei, daß sie lernen, „sich in der großen Welt mit Anstand zu zeigen, sich ein ungezwungenes Betragen, Artigkeit der Sitten und feine Lebensart anzugewöhnen und die Kunst der angenehmen Unterhaltung zu erwerben." Solche Vorurtheile nun bekämpften die angedeuteten Bücher und zeigten den „jungen Leuten von Stande", daß sie ebenso gut wie die Bürgerlichen die Ausbildung für einen bestimmten Beruf im Auge haben müßten, sei dies nun der Civil- oder Militärdienst oder die Verwaltung ihrer Güter.

Reiche adelige Gutsbesitzer benahmen sich oft gleich kleinen Fürsten und wetteiferten mit solchen an Luxus und Ansprüchen, ja überboten sie sogar. So erfahren wir von einem Oberstlieutenant Johann Friedrich von Flemming auf Weißig in Sachsen, welcher weit gereist war und zwei Bücher „der vollkommene deutsche Jäger" und „der vollkommene deutsche Soldat" geschrieben hatte, daß seine fünf Bedienten eine eigentliche Kapelle vorstellten, deren Instrumente in einem Dudelsack in Gestalt eines „Wolfes mit gläsernen Augen", nebst Violinen und Waldhörnern bestanden. Seine dreißig Bauern waren uniformirt und bewaffnet und von einem abgedankten Lieutenant kommandirt; täglich wurde eine Wachtparade gehalten und fünf Schildwachen aufgestellt. In seinem Vorhause standen zehn Kanonen; dazu besaß er noch dreißig Doppelhaken, hundert Flinten und einige Trommeln. Wegen eines auf von ihm angesprochenem Gebiete durch die Jäger der Herzogin von Sachsen-Weißenfels erlegten Hirsches erklärte er Derselben den Krieg, rückte mit seiner Mannschaft und zwei Kanonen aus, nahm den Amtmann der Herzogin gefangen und ließ ihn, als er ihn beleidigte, zu dreitägigem Reiten auf dem „hölzernen Esel" verurtheilen. Auf Klage der Herzogin bei der Regierung der Lausitz wurde Flemming in eine Strafe von 50 Mark löthigen Goldes verfällt, was die beleidigte Dame aber zu gelinde fand, so daß sie den Bestraften selbst dann nicht mehr sehen wollte, als ihm sein Vetter, der Feldmarschall von Flemming, Urheber der Wahl Augusts II. von Sachsen zum König von Polen, das Kriegshandwerk gelegt hatte, — sondern erst, als er auf den streitigen Gebietstheil verzichtete.

Es kam vor, daß bei Anlaß von Hochzeiten Streitigkeiten über die Mitgift und Mißhelligkeiten über erworbenes Frauengut entstanden, die bis zu Duellen führten. In solchen Dingen wurden auch Processe geführt, die oft Generationen, ja Jahrhunderte hindurch dauerten und kein Ende nehmen wollten.

In Ämtern und Würden glaubten sich die Adeligen Alles erlauben zu dürfen und wurden in diesem Glauben auch oft von den sie arg verziehenden Fürsten bestärkt. Der hannoversche Minister von dem Busch, unverheiratet und reich, schenkte einst zur Abwendung einer besorgten Ungnade, der Königin zehn „Karolinenkuxe", deren jährlicher Ertrag auf zwanzigtausend Thaler geschätzt wurde. Bei Tafel konnte er gewisse Kleiderfarben nicht sehen und nöthigte seine Gäste, sich auszuziehen und aus seiner Garderobe zu versehen, ohne Rücksicht darauf, ob ihre Statur dazu paßte. Andere forderte er je nach Laune auf, ihren Platz ein oder mehrere Male zu wechseln; wenn sie sich aber weigerten, sagte er auch nichts mehr. Er liebte es, Wasser aus allen berühmten Brunnen, sogar italienisches und spanisches, auf seinem Tische zu haben, und ließ alle Vierteljahre den Rest davon, nebst ebenso vielen Flaschen Wein, an die Prediger vertheilen, damit sie es nicht verriethen, daß er die Kirche nie besuchte, weil er — die Orgel nicht hören konnte. Der preußische General von Walrawe, ein geborener Holländer, war katholisch geworden und hatte dem Papste mit der Drohung, wieder abzufallen, ein Kruzifix abgezwungen, das er in seinem Schlafzimmer auf einem Altar stehen hatte. In demselben Schlafzimmer standen auf beiden Seiten seines Bettes dasjenige seiner Frau und dasjenige — seiner Mätresse, welche letztere — die Frau seines Regimentsquartiermeisters war und auf sein Verlangen vom König Friedrich dem Großen für ihren Mann den Hofrathstitel erlangt hatte, „weil es, so schrieb der König, billig, daß die Mätresse eines Generals mit einem so ansehnlichen Titul beehrt werde." (!) Diese Mätresse denuncirte ihn, als er Geheimnisse des Staates nach Wien verrathen wollte, was ihn (1748) in die von ihm selbst errichteten Gefängnisse der Festung Magdeburg brachte. Walrawe, den schon längst Niemand für ehrlich hielt, hatte auf all sein Silbergeschirr Raben, sein Wappen, stechen lassen, worüber einst der bei ihm speisende „alte Dessauer" sarkastisch sagte: „Walrawe, ihr machet euch mit den Raben zum voraus bekannt, damit sie euch künftig nicht fremde vorkommen!"

So gab es noch allerlei sonderbare Käuze unter dem deutschen Adel. Der regierende Graf Erdmann von Promnitz zu Sorau, Sohn der erwähnten Herzogin von Sachsen-Weißenfels aus erster Ehe, polnisch-kursächsischer Kabinetsminister, war so fromm, daß er stets mit seiner Familie knieend betete. Seine Mutter sagte darüber: „ich habe meinen Sohn Erdmann recht lieb; allein er muß nicht von mir verlangen, daß ich täglich einige Stunden mit ihm beten soll; denn das würde mir bei meiner Korpulenz viel zu schwer fallen." Seine Töchter tanzten sehr gerne, mußten aber damit immer warten, bis ihr Vater im Bette war, worauf dann für Musik und Tänzer gesorgt wurde. Er fand sein Ende 1745 durch Mißhandlung und Ermordung von Seite österreichischer Husaren. Sein Bruder Friedrich ward von seiner Gattin Charlotte, geborenen

Gräfin von Tenczin, einer „trunksüchtigen, lüderlichen, abergläubischen und rohen Person", in jungen Jahren zu Tode geärgert. „Als er (1712) starb, fiel sie in Ohnmacht; da ihr aber ein Bedienter angezündeten Schwefel unter die Nase hielt, sprang sie auf, ergriff ein Pistol, dergleichen sie stets bei sich führte, und drohte ihn zu erschießen. Er schlug ihr die Waffe aus der Hand und lief weg." Sie verheiratete sich in zweiter Ehe 1716 mit dem Grafen Johann Alexander von Callenberg zu Muskau, welcher, um sie wieder los zu werden, behauptete, sie befände sich von ihrem Mohren (!) in anderen Umständen und sie in Dresden verhaften ließ. Sie schrieb an den König August I. und legte ein ärztliches Zeugniß bei, daß sie gar nicht schwanger sei. Der König ließ sie zwar zu sich kommen, wendete sich aber mit Ekel ab, als er, wie er sie küssen wollte, den Branntwein roch, den sie getrunken hatte. Sie wurde entlassen; aber ihr Mann, der sich möglichst bemühte, ihre Untreue zu erweisen, ließ sich von ihr scheiden. Da ihre einzige Tochter erster Ehe natürlich schlecht bei ihr aufgehoben war, ließ deren Großmutter, die Herzogin, sie durch einen Hofkavalier entführen und zu sich bringen. Dies bedauernswerthe Werkzeug aber wurde auf Befehl der lüderlichen Gräfin überfallen und auf Anklage wegen protestantischer Proselytenmacherei (sie selbst war katholisch!) nach der Aussage der Einen auf die Festung Olmütz gebracht, wo er bis zu seinem Ende geblieben sei, nach der Meinung Anderer — bei Wasser und Brot eingemauert, wo ihn 1741 preußische Soldaten mit langem Bart, ohne Nase und Ohren und irrsinnig getroffen hätten; vier Tage nachher sei er gestorben. Die Gräfin setzte dann Himmel und Erde in Bewegung, bis sie ihre Tochter wieder hatte und ließ sie in Wien katholisch erziehen, wo sie den Grafen Althan, spanischen Granden, heiraten mußte, aber bald vor Gram starb. Die unnatürliche Mutter selbst wurde wegen angeblich politischen, wahrscheinlich aber einen ganz andern Charakter tragenden Einverständnisses mit preußischen Offizieren auf Befehl des österreichischen Generals Neipperg als Landesverrätherin verhaftet, von ihren katholischen Unterthanen im Bette gebunden, auf einen Leiterwagen geworfen und in die Festung Neisse gebracht, wo sie, kurz vor deren Eroberung durch die Preußen, vor Verdruß starb. Ihr Sohn Balthasar Friedrich, der bei der Herzogin erzogen worden, wurde auf einer Reise von Seeräubern ergriffen und nach Algier als Sklave verkauft, jedoch wieder ausgelöst.

Ein tragisches Ende nach hohen Ehren nahm der kursächsische Graf Karl Heinrich von Hoym. Er wurde 1719 Kammerherr, 1720 Gesandter in Paris, wo er sich vollständig französirte, 1723 Geheimer Rath, 1724 Kabinetsminister, 1730 Vorsitzender des Geheimen Rathes. Im Jahre 1731 aber wurden achtzehn Anklagepunkte gegen ihn aufgesetzt, welche meistens sehr vag auf Ungehorsam, Anmaßung, schlechte Behandlung Anderer, Fälschungen und unanständige Reden lauteten. Er wurde

seiner Ehrenstellen entsetzt, von Dresden und dem Hofe verbannt, zu 100,000 Thaler Buße verurtheilt, nachträglich aber 1734 auf dem Königstein eingesperrt, wo er sich 1736 erhängte. Man ließ ihn vierzehn Tage hängen (!), bis Befehl aus Warschau kam, ihn abzunehmen und zu begraben, was auf der Festung selbst geschah.

Es gab indessen auch Adelige, welche, obschon mit den zur diplomatischen Laufbahn erforderlichen Talenten und dem solche unterstützenden Ehrgeize ausgestattet, doch im Vaterlande keinen hinlänglichen Raum zur Entfaltung ihrer Kräfte fanden. Es begegnen uns in jener bewegten Zeit namentlich Solche, welche die nöthige Luft zum Auskochen ihrer vulkanischen Leidenschaften im Oriente suchten. Einen Deutschen, bei welchem dies der Fall war, sehen wir in dem Baron Johann Wilhelm von Ripperda aus Ostfriesland. 1680 geboren, wurde er bei den Jesuiten erzogen, trat aber in reiferen Jahren, angeblich wegen einer projektirten Heirat, zur protestantischen Kirche über. Er diente im spanischen Erbfolgekriege den Niederländern. Bei einer Sendung nach Spanien gefiel ihm das Land so gut, daß er wieder katholisch wurde und sich dort niederließ. Da er von dem mißtrauischen Minister Alberoni lange nicht beachtet wurde, schlug er dem Hofe den Gedanken einer Allianz mit Oesterreich vor und wurde zur Beförderung derselben nach Wien gesandt. Seine Mission ward nach langem Warten mit Erfolg gekrönt und er stieg zum spanischen Minister, Herzog und Grande. Seine Ungeschicklichkeit und Prahlerei führte jedoch schon 1726 seine Entlassung als Minister herbei, worauf er sich einbildete, fliehen zu müssen, obschon es nicht nothwendig war. Er suchte Schutz beim englischen Gesandten, was aber nun die spanische Regierung so bedenklich fand, daß sie ihn verhaften ließ. Eine Dame, mit der er ein Liebesverhältniß anknüpfte, half ihm zur Flucht nach Holland. Er suchte sich dann Einfluß in England zu erringen, aber ohne Erfolg, und ging nun mit seiner Geliebten nach Marokko, wo ihn der Sultan huldvoll empfing. Seinem Ehrgeize stand nur der Übertritt zum Islam entgegen. Er fühlte indessen keine religiösen Skrupel, sondern blos Furcht vor der Beschneidung, welche sein Kammerdiener zuerst erproben mußte. Endlich entschloß er sich auch dazu und erhielt den Titel Osman-Pascha. Von Spanien seiner Würden entsetzt, führte er Krieg gegen diese Macht und suchte Ceuta zu erobern, was ihm aber nicht gelang. Hiedurch in Ungnade gefallen, grübelte er an einer Verschmelzung der mohammedanischen und jüdischen Religion. Im Geheimen soll er später, auf Antrieb seiner spanischen Geliebten wieder Katholik geworden sein, wurde aber nach seinem Tode (1737) als Mohammedaner beerdigt.

Ein Gegenstück zu ihm und zugleich einen Typus des französischen Adels bietet der Graf Claude Alexandre von Bonneval dar. In Limousin 1675 geboren und ebenfalls bei den Jesuiten erzogen, diente er in der Marine seines Vaterlandes, dann im Landkriege gegen die Nieder-

lande, konnte aber wegen seiner frivolen Spöttereien unter der Herrschaft der frömmelnden Maintenon keine Beförderung erlangen. Er beleidigte deshalb den Kriegsminister, trat, um der Strafe zu entgehen, zu den Feinden über, d. h. in österreichische Dienste, und diente ohne Bedenken gegen sein Vaterland. Nach dem Frieden besuchte er Paris, als ob nichts geschehen wäre und wurde auch ehrenvoll behandelt. Sein zügelloses Leben und seine Streitsucht, während er in Brüssel lebte, führten seine Citation nach Wien, und als er nicht gehorchte, seine Verhaftung, Einsperrung auf dem Spielberg und Verurtheilung zum Tode herbei. Vom Kaiser zur Verbannung begnadigt, suchte er umsonst venetianische und russische Dienste und ging nun in die Türkei, wo er 1730 zum Islam übertrat, Pascha wurde und das türkische Kriegswesen reformirte. Achmed-Pascha, wie er jetzt hieß, betrieb vorzüglich aus Privatrache den Krieg gegen Oesterreich, bis er zu Stande kam, und leistete dabei so gute Dienste, daß er hohe Ehrenstellen erhielt. Er lebte nun luxuriös, verachtete die mohammedanischen Speisegebote, hielt ein zahlreiches Harem neben seiner christlich gebliebenen Gattin, und starb 1747. In Pera wurde ihm ein prächtiges Denkmal gesetzt.

An Bildung und feiner Sitte stand der schottische Adel hinter demjenigen anderer Länder noch weit zurück. Das erfuhr unter Andern in besonders reichem Maße Lady Eleanor Campbell, welche in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lebte. Ihr erster Gatte, James Viscount Primrose, ein ausschweifender, trunk- und rachsüchtiger Mensch, der dessenungeachtet zum Peer erhoben wurde, faßte gegen sie wegen ihrer beständigen Vorstellungen über seine Laster einen solchen Haß, daß er nach einem wilden Zechgelage mit dem Schwert in ihr Zimmer schlich, um sie zu ermorden; sie bemerkte ihn jedoch im Spiegel und entfloh durch das Fenster. Er verließ nun das Land und wollte auf dem Kontinent die Tochter eines reichen holländischen Kaufmanns heiraten, als der Bruder seiner Gattin es erfuhr und in der Kirche mit ihm handgemein wurde. Primrose starb 1706 und Eleanor ehelichte den Earl von Stair, der aber wieder so sehr dem Trunke ergeben war, daß er seine Frau beständig schlug, wenn er berauscht war. Einst hatte er sie vollkommen blutig geschlagen, worauf sie in diesem Zustande verharrte, bis er wieder nüchtern war und nun sich so schämte, daß er von nun an nichts mehr trank, was nicht von ihren Händen ihm zugemessen war. Derselbe Stair war 1709 englischer Gesandter in Dresden und 1741 General der englischen Armee in Flandern.

Der niedere Adel Englands lebte im siebenzehnten Jahrhundert noch ziemlich ärmlich. Nur die mit großem Grundbesitze Gesegneten konnten es sich erlauben, London häufig zu besuchen oder gar den Kontinent zu bereisen. Von den Squires, die damals Friedensrichter oder Lieutenants waren, kam von Zwanzig kaum Einer in fünf Jahren einmal nach der

Residenz oder in seinem Leben soweit als nach Paris. Ihre Erziehung war meist nicht weit her, ihre Umgebung ungebildet, ihre Schule vor dem zwanzigsten Jahre vollendet und das Gelernte bald vergessen, ihre Beschäftigung Korn- und Viehgeschäfte, ihre Vergnügungen roh und lärmend, ihre Ausdrucksweise pöbelhaft. Dicht vor dem Hause stand der Düngerhaufe und das Gemüse wuchs vor der Thüre. Der Heerd war gastfrei; aber getrunken wurde ohne Maß und Ziel, besonders starkes Bier, oft bis Alles unter dem Tische lag. Der Gesichtskreis des englischen Landedelmanns war beschränkt; er haßte Alles, was nicht seinen Anschauungen am Nächsten lag, alle fremden Nationen, zu welchen auch die Schotten und Iren gehörten, ja sogar schon die Londoner, und alle fremden Religionen, besonders Papisten und Puritaner, Quäker und Juden. Die Frauen und Töchter dieser Herren befaßten sich mit nichts Höherm, als Nähen und Spinnen und der Bereitung von Speisen und Getränken.

Dabei war aber der Familienstolz groß und zu dessen Nährung die Kenntniß der Wappen und Stammbäume aller adeligen Geschlechter höchst gründlich. Auch verwalteten die Landedelleute, wenn auch nicht immer mit großer Weisheit, die Justiz, und zwar unentgeltlich; sie waren Offiziere der Miliz und die älteren von ihnen hatten in der Revolution mit den Rundköpfen Hiebe gewechselt. Sie waren Anhänger des Königthums, aber keineswegs des Hofes, über dessen Verderbtheit sie laut schimpften. Noch mehr aber waren sie der Hochkirche ergeben, nicht aus Überzeugung von der Wahrheit ihrer Dogmen, sondern aus angelerntem Fanatismus, daher sie es auch mit den Sittengeboten des Christenthums keineswegs genau nahmen.

Unter dem höhern englischen Adel war Narrheit, Unwissenheit und Sittenlosigkeit gleich stark vertreten. Ein Lord Sandys soll in seinem ganzen Leben blos einmal gelacht haben, — als sein bester Freund ein Bein brach! Sir John St. Germain vermachte dem Sir Matthäus Decker eine ansehnliche Summe, weil er glaubte, derselbe habe das Evangelium des Matthäus geschrieben. Der Minister Herzog von Newcastle, dessen Geschäftskreis der „nordische" hieß und unter Anderm auch die Angelegenheiten Hannovers umfaßte, glaubte alles Ernstes, Hannover liege im Norden von England. Lord Thomas Pembroke, der seinen Sohn so sehr tyrannisirte, daß derselbe das Haus verließ, bestand nichtsdestoweniger darauf, ihn stetsfort als anwesend zu betrachten und ließ ihn täglich durch den Bedienten zum Essen rufen. Dieser Sohn fluchte, wenn er böse war, so gotteslästerlich, und schlug so blind darein, wie der gemeinste Boxer. Der Sohn des Letztern, welcher jährlich zehntausend Pfund einnahm und die schönste Frau Englands besaß, lief im 28. Altersjahre mit einem einfältigen und nur leidlich hübschen Mädchen davon, schrieb aber auf der Flucht zärtliche Briefe an seine Gattin und lud sie ein, ihn zu begleiten. Er kehrte dann wieder zurück, entführte aber später zu

Venedig eine Braut in der Hochzeitnacht. Lord Bath war so geizig, daß er einen Handwerker, dem er achthundert Pfund schuldete, fortwährend hinter sich herlaufen ließ, ohne ihn zu bezahlen, und dies erst that, als der Gläubiger sich in der Kirche, wo über den Geiz gepredigt wurde, neben ihn setzte und Skandal verursachte. Lord Mountfort brachte sein Leben mit Wetten zu und erschoß sich dann, als er beinahe nichts mehr hatte. Lord Rockingham und Lord Oxford veranstalteten zwischen fünf Truthähnen und fünf Gänsen einen Wettlauf von Norwich nach London. Lord Cobham wettete, er werde dem Lord Hervey ungestraft in den Hut speien, that es und kam mit Entschuldigungen davon, und daß er den Speichel wieder abwischte. Ein Bruder dieses Hervey hatte die Manie, alle seine Privatangelegenheiten, selbst die geheimsten ehelichen Verhältnisse, in gedruckten Flugblättern öffentlich bekannt zu machen! — — Sir William Burdett war ein Beutelschneider von Profession und verlockte junge Leute zum Spiele, wobei er sie auf die unverschämteste Weise betrog und ausplünderte. Lord Chesterfield, der das Alter aller anderen Adelsgeschlechter überbieten wollte, hängte unter seinen Ahnenbildern zwei mit der Bezeichnung „Adam von Stanhope" und „Eva von Stanhope" (Familienname der Chesterfield) auf.

Die Liebe war es, welche andere Adelige gegen gemeine Herkunft blind machte. Der Herzog von Hamilton und der Graf von Coventry heirateten zwei arme Schwestern aus Irland, die aber so schön waren, daß Alles still stand, wo sie hinkamen oder ihnen nachlief. Lady Coventry verderbte ihre Gesundheit durch Schminken, bis sie an der Schwindsucht starb. Lady Hamilton aber heiratete nach dem Tode ihres Gatten den Herzog von Argyle und gebar so den zwei größten schottischen Geschlechtern Erben.

Nicht weniger reich an Thorheiten und Sonderbarkeiten war die Frauenwelt des hohen Adels in England. Dieselbe wurde nämlich, gleich den Männern, sehr schlecht erzogen. Schamlos kokettirten die Schönen mit ihren Reizen, tanzten wollüstig, sprachen und sangen keck und unanständig, zogen zur Ausübung verwegener Streiche Männerkleider an und rangen auch wol mit Männern. Auch kümmerten sie sich weit weniger um die Pflege des Schönen, die ihnen so wohl angestanden wäre, als um die Politik, die sie nichts anging. Das Haus der Lords beschloß einst, daß auf seiner Gallerie Niemand mehr Zutritt erhalten sollte, als die Mitglieder des Hauses der Gemeinen. Das ärgerte die Damen der Peers; sie bildeten eine Verschwörung, erschienen um neun Uhr Morgens vor dem Versammlungssaale und verlangten Einlaß. Als sie bestimmt abgewiesen wurden, dennoch aber auf ihrem Willen beharrten, beschloß das Haus, alle Zugänge zu besetzen und die Frauen auszuhungern, was sie jedoch bis Abends fünf Uhr aushielten, während welcher Zeit sie so heftig an die Thüre klopften und stießen, daß man im Saale die Redner nicht verstand. Da befahlen die an der Spitze stehenden Herzoginnen von Queensbury

und Ancaſter ein Schweigen von einer halben Stunde. So ſchwierig dies war, es wurde ausgeführt; das Haus ſchloß daraus, die Belagererinnen ſeien abgezogen und öffnete die Thüre, in welche dieſelben nun ſiegreich einſtürmten und die Gallerien beſetzten. Unter Winken, Lächeln und Lachen, als Zeichen des Beifalls und Mißfallens, blieben ſie bis zum Schluſſe der Sitzung um elf Uhr Nachts. Die erwähnte Herzogin von Queensbury nahm einſt Poſtpferde, fuhr auf das Land zu einer Freundin, um ihr, wie ſie ſagte, eine wichtige Mittheilung zu machen. Dieſelbe beſtand — in einer Art von Zubereitung der Beefſteaks! — Die Herzogin von Newcaſtle, Gattin des erwähnten Miniſters, miſchte ſich ebenfalls ſtark in Politik, wozu ſie, wie Walpole bemerkt, der Bart berechtigte, den ſie trug; zu Hauſe hielt ſie in ihrem Zimmer ein — Schwein, das ſie aus Hannover mitgebracht hatte! — Ein Fräulein Strafford war von des franzöſiſchen Dichters Crebillon Werken ſo ſehr entzückt, daß ſie nach Paris reiste, ihm Hand und Vermögen anbot und ihn bis an ſein Ende pflegte.

Im September 1771 allein lieferte der engliſche Adel dem geiſtlichen Gerichte fünfundzwanzig Ehebruchsproceſſe, — mehr als im vorhergehenden halben Jahrhundert zuſammen! In den ſiebenzehn erſten Jahren der Regierung Georg's III. kamen mehr Eheſcheidungen vor, als während der ganzen vorangehenden engliſchen Geſchichte.

C. Die Finanz.

Durch den dreißigjährigen Krieg und ſeine Verwüſtungen kam Deutſchland in nationalökonomiſcher Beziehung namenlos herunter. Die nämliche Zeit benutzte dagegen England zur Erweiterung ſeines Handelsverkehrs und legte damit den Grund zu ſeinem erſteres Land ſo weit hinter ſich zurücklaſſenden Nationalreichthum, und zwar ungeachtet unverantwortlich verkehrter nationalökonomiſcher Maßregeln, deren Durchführung ſeine Machthaber aus politiſchen Gründen ertrotzten. Dies geſchah namentlich durch die Navigationsakte Cromwell's, welche allen nicht engliſchen Schiffen den Handel in den Kolonien und an den Küſten Großbritanniens bei Strafe der Konfiskation des Schiffes und der Ladung unterſagte, — ſo daß die andern Staaten mit Recht Repreſſalien ergriffen, indem ſie engliſchen Schiffen nicht geſtatteten, in ihren Häfen Waaren aufzuladen, daher Englands Schiffe ſtets leer zurückkehrten und die Hälfte ihrer Fracht einbüßten.

In Frankreich waren es zur ſelben Zeit zahlreiche Staatsmänner, welche durch nationalökonomiſche Experimente die finanziellen Übelſtände zu heben ſuchten. Der große Freund Heinrich's IV., Sully, war der

Erſte unter ihnen. Er ging von dem Grundſatze aus: um die Fürſten zu bereichern, müſſe man zuerſt das Volk bereichern; er ſchaffte daher viele auf dem Boden ruhende Laſten ab und befreite den Güterumlauf von den ihn hemmenden Feſſeln; er bekämpfte den Luxus, die Monopole und den Verbrauch fremder Erzeugniſſe in Frankreich, ſowie die Ausfuhr von Metallgelt und erwies ſich damit als noch im falſchen Wahne des Merkantilſyſtems befangen. Was er indeſſen trotz dieſes Irrthums Gutes geſchaffen, zerſtörten wieder die Verſchwendungen der rückſichtsloſen Deſpoten Richelieu und Mazarin, welche zu Gunſten der königlichen Macht die Kräfte des Landes ausſogen. In Sully's Fußtapfen trat erſt wieder Colbert, der große Miniſter Ludwig's XIV. Er begünſtigte die Anſammlung des Privatvermögens, hob innere Zölle und Abgaben auf, ſetzte die Aus- und Eingangszölle herab, machte den läſtigſten ein Ende, that ſo den erſten Schritt aus dem verderblichen Merkantilſyſtem heraus und beförderte durch Straßen, Kanäle, Entſumpfungen, Baumſchulen, Wechſel- und Handelsgeſetze, Häfen, Poſten, Verbeſſerung des Forſtweſens, der Viehzucht u. ſ. w. die öffentliche Wohlfahrt.

Zwiſchen dieſen drei großen Ländern, in welchen auf ſo verſchiedene Weiſe mit dem Lande und Volke experimentirt wurde, lag in der Mitte ein kleineres, das ſie aber an Reichthum verhältnißmäßig bald alle übertraf, — es war Holland, das vermittels der Handelsfreiheit ſo erſtaunliche Reſultate lieferte, und zwar ohne irgend welche Erzeugniſſe ſeines Bodens auszuführen, — blos durch den ſich dort treffenden Verkehr der Induſtrie der ganzen Erde. Die einzelnen Städte ergänzten einander gegenſeitig in dieſem Beginnen. Middelburg trieb Weinhandel, Sluys Häringsfiſcherei, Saardam Schiffsbau, Vließingen Handel mit weſtindiſchen Kolonialprodukten. Es war der Kampf der Handelsfreiheit und des ſterbenden Merkantilſyſtems, welcher die Flotten der beiden von geſunder Politik zum Bunde berufenen proteſtantiſchen Seeſtaaten Holland und England gegeneinander bewaffnete, bis ſchließlich das kriegeriſch beſſer gerüſtete England trotz ſeiner erwähnten fehlerhaften Nationalökonomie den Sieg errang.

Dieſe nationalökonomiſchen Verhältniſſe der Länder, welche ſeit dem Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts die Träger der europäiſchen Kultur wurden und deren Hauptſitz ſomit vom Mittelmeere, deſſen Anwohner in die Dunkelheit zurücktraten, an die Ufer des atlantiſchen Oceans verlegten, beſtimmten ſo ziemlich die Art und Weiſe, wie ihre Angehörigen auf dem Felde der Gütervertheilung emporkamen oder zurückblieben. Suchte ſich der gelehrte Stand auf dem Felde der Wiſſenſchaften, der Adel auf dem des Hof- und Kriegsdienſtes Ruhm und eine oft zweifelhafte Ehre zu erringen, ſo begann nun neben dem Lehr- und dem oft uneigentlich ſogenannten Wehrſtande auch der früher zurückgeſetzte Nährſtand durch Zuſammenraffung von Glücksgütern ſich emporzuringen und an Glanz die Männer der Feder und des Degens zu überbieten. In Deutſchland mußte ſich

dieſes Streben mühſam aus dem rauchenden Schutte des dreißigjährigen Kampfes herausarbeiten, in Frankreich ſich der Vormundſchaft entweder harter, deſpotiſcher oder das Volk gegen deſſen Willen zu beglücken ſuchender Miniſter zu entwinden ſuchen, in England durch Fleiß und Unternehmungsgeiſt Das wieder gut machen, was die Regierung zur Befeſtigung ihrer politiſchen Macht verderbte, — während es endlich in Holland die Freiheit hatte, ſich naturgemäß zu entwickeln.

Dieſes in ſo verſchiedener Weiſe ſich äußernde Streben der Jünger des Mammon, der Finanzmänner, mußte ſelbſtverſtändlich Kriſen hervorrufen, — Handelskriſen, deren Beginn gerade mit demjenigen des ſiebenzehnten Jahrhunderts zuſammenfällt. In dieſen Kriſen ſpielten jene Mittel des Handelsverkehrs eine hervorragende Rolle, welche geeignet ſind, durch ihre Abhängigkeit von den Ereigniſſen, welche die Welt erſchüttern, Schwankungen in der Vertheilung der Glücksgüter hervorzurufen, — nämlich die Banken und der Wechſel. Bekanntlich entſtand das Wechſelgeſchäft in Italien, im dreizehnten Jahrhundert in Folge der damals herrſchenden öffentlichen Rechtloſigkeit und Unſicherheit, indem die Kaufleute, um ihres Metallgeltes nicht beraubt zu werden, oder auch, um der Mühe des Mitſchleppens vielen Geltes überhoben zu ſein, dasſelbe in Anweiſungen ihrer Geſchäftsfreunde auf deren Schuldner verwandelten, oder, weil ſie vielleicht nicht genug Gelt bei ſich hatten, mittels einer ſolchen Anweiſung auf ihre eigenen Schuldner oder Geſchäftsfreunde bezahlten. Nach den Tiſchen oder Bänken nun, auf welchen das Gelt aufgezählt und gegen Anweiſungen vertauſcht wurde, nannte man die Orte oder Häuſer, wo ſolcher Tauſch oder „Wechſel“ ſtattfand, — Banken. Dieſe Art des Verkehrs fand man indeſſen mit der Zeit ſo bequem und zeitgewinnend, daß man ſie auch, nachdem die urſprüngliche Veranlaſſung der Unſicherheit des Reiſens nicht mehr beſtand, nicht nur beibehielt, ſondern im Gegentheil noch mehr ausbildete und verbreitete. Die erſte eigentliche Bank beſtand ſeit 1157 zu Venedig; es folgten ihr welche in unbeſtimmter Zeit zu Florenz, 1349 zu Barcelona, 1407 zu Genua. Häufiger wurden die Banken im ſiebenzehnten Jahrhundert; es entſtanden welche 1609 zu Amſterdam, 1619 zu Hamburg, 1635 zu Rotterdam, 1657 die ſchwediſche zu Stockholm, 1694 die von England zu London, 1695 die von Schottland, 1716 die franzöſiſche von Law, 1736 die däniſche zu Kopenhagen, 1765 die preußiſche u. ſ. w.

Die Geſchäfte dieſer Banken theilten ſich nach und nach in vier Gattungen. Zuerſt waren die Banken bloße Girobanken, d. h. ſie beſchränkten ſich darauf, in einem beſtimmten Kreiſe (neulateiniſch girum) von Kaufleuten deren Guthaben gegen einander umzuſchreiben; es kam dazu das Depoſitogeſchäft, indem man bei den Banken Gelt hinterlegte, dafür Scheine erhielt, die ſich nach und nach zu den Banknoten oder Zetteln entwickelten, und Zins bezog. Um dieſen Zins aufzubringen,

mußten natürlich die Banken das ihnen anvertraute Geld wieder ausleihen und dafür Zins empfangen. Manche Banken blieben bei einer oder zweien dieser Geschäftsgattungen; die meisten aber machten alle vier zu den ihrigen. Die meisten neueren Banken entstanden durch den Staat, und zwar durch Vergesellschaftung der Gläubiger desselben, deren Schuldforderungen zusammen das Kapital der Bank bildeten, das man dann, zur leichtern Berechnung der Zinse, in gleiche Theile theilte, die man Aktien nannte. Dies ahmten nun die Regierungen nach, indem sie gleich bei Aufnahme der Anleihen, deren sie bedurften, Obligationen von gleichlautenden Beträgen ausgaben. Aktien und Obligationen wurden verkäufliche Handelsartikel; zu ihrem und der Wechsel, wie auch der Waaren, gegenseitigem Umtausche entstanden wieder neue Institute, die Börsen; die erste im siebenzehnten Jahrhundert in Holland.

Der so zunehmende und sich immer weiter ausdehnende Verkehr nun konnte, indem er zu gewagten Spekulationen führte, nicht ohne die bereits erwähnten Handelskrisen bleiben. Die erste derselben traf zwischen 1608 und 1620 das durch die Entdeckung von Amerika und die ihr folgende Entfernung des Handelsverkehrs von der Ostsee heruntergekommene und in den Anstrengungen, sich wieder zu erheben, fehlgreifende Lübeck, wo die bei enormer Nachfrage nach Kapital emporgeschraubten Zinse das Kapital selbst verschlangen. Eine ebenso ernste, wenn gleich mit Rücksicht auf ihre Veranlassung komische Krise entsprang der zwischen 1634 und 1638 Holland erfassenden Manie für Tulpen, welche so grassirte, daß diese Blumen einen künstlichen, bisweilen zu enormer Höhe steigenden Werth erhielten. Alle Stände des Volkes ohne Unterschied wurden von dieser Manie ergriffen; man spekulirte auf Tulpenzwiebeln, die man nie gesehen hatte, und bezahlte fabelhafte Summen von mehreren tausend Gulden für einzelne Stücke; ja man wagte das ganze Vermögen, Haus und Hof in der Hoffnung auf günstige Differenzen. Eine einzige holländische Stadt machte Geschäfte von mehr als zehn Millionen in Tulpen; ein Einzelner gewann in wenigen Wochen sechszigtausend Gulden und der Schwindel verpflanzte sich nach London und Paris. Endlich aber schwand das Vertrauen; man wollte nichts mehr für die Tulpen bezahlen, und die Reichgewordenen, welche diese thörichten Spekulationen fortgesetzt hatten, wurden arm. Man verfaßte jetzt, zu spät, Spottgedichte auf die „Blumisten", wie man die Tulpenspekulanten hieß, und zeichnete Karrikaturen auf sie und die von ihnen Betrogenen.

Weitern Schwindel, und zwar einen für die politische, wie für die Kulturgeschichte höchst folgenschweren, veranlaßten die Kolonieen der seefahrenden Völker Europa's in fremden Erdtheilen. Die Regierungen, welche solche besaßen, verpachteten Handel und Industrie in denselben an Handelsgesellschaften und schlossen dagegen nicht nur alle fremden Kaufleute, sondern auch alle eigenen, welche nicht Mitglieder jener Gesellschaften

waren, von allem Verkehr in den Kolonieen aus. Der Vater dieſer Idee war der Schotte John Law aus Edinburg (geb. 1671), der, als Spieler und Duellant aus ſeinem Vaterlande entflohen, 1716 Gründer der erſten franzöſiſchen Bank wurde, durch welche der in Folge der Verſchwendung Ludwig's XIV. zerſtörte Kredit ſich ſo ſehr hob, daß ſie mit einem Kapital von ſechs Millionen bis auf fünfzig Millionen Noten ausgeben konnte. Indem Law nun den Gedanken faßte, ſeine Bank zur Beherrſcherin des Kredits in Frankreich zu machen, gründete er die weſtindiſche Compagnie zur Anſiedlung und Ausbeutung der Miſſiſſippi-Länder mit einem Kapital von hundert Millionen in Aktien zu 500 Livres, welche zu drei Viertheilen in Staats-Rentenſcheinen eingezahlt werden konnten. Der vorgeſchützte Zweck wurde natürlich nie in Angriff genommen; Law zahlte die Dividende aus den Zinſen der Staatsſcheine und erreichte ſo, daß die hieraus Vortheil ziehende Regierung 1718 ſeine Bank zur königlichen erhob, den Aktionären derſelben ihr Kapital heimbezahlte und ihr den Alleinhandel nach Oſtindien übertrug, wofür nun Aktien ausgegeben werden durften. Law wurde durch die Maßregeln, welche er anwandte, dieſe anzubringen, der Vater der Agiotage, indem er die inzwiſchen gefallenen weſtindiſchen Aktien über pari aufkaufte und zugleich durch ſeine Agenten die oſtindiſchen Papiere anpreiſen und deren Werth ſo in die Höhe ſchrauben ließ, daß man ſich Tag und Nacht vor ſeinen Bureaux in der langen und engen Rue Quincampoix drängte und drückte, um Aktien zu erhalten, die nun auf fabelhafte Weiſe, zuletzt bis auf das Dreißigfache, ſtiegen und Viele in kurzer Zeit bereicherten; es gelangten damals Bediente dazu, in den Kutſchen zu fahren, auf denen ſie kurz vorher hinten auf geſtanden. Manche gewannen Millionen und trieben fabelhaften Luxus, bis ſie wieder ruinirt waren.

Da indeſſen Law mit ſeiner Bank die Ausſchweifungen des Regenten (Herzogs von Orleans) und ſeiner lüderlichen Geſellen und Mätreſſen begünſtigte und die Parlamente deshalb ihr das Recht beſtritten, als öffentliches Organ der Einnahmen und Ausgaben des Staates zu figuriren, auch eine ſolidere Oppoſitionsbank von hundert Millionen durch die Brüder Paris entſtand, ſanken die Aktien von Law's königlicher Bank, und als dieſelbe kraft ihres offiziellen Charakters verſuchte, dem Metallgeltverkehre Hinderniſſe in den Weg zu legen, ja ſogar die Ablieferung von Gold, Silber und Edelſteinen zu befehlen, bewirkte dies gerade das Gegentheil; man ſuchte die Papiere, mit denen in Folge der Law'ſchen Schwindeleien Frankreich überſchwemmt war, mit Schaden los zu werden. Umſonſt erhob der Regent 1720 Law zum Staatsrathe und Generalcontroleur der Finanzen, in welcher Stellung er gefolgt von Herzogen, Pairs, Marſchällen und Biſchöfen einherſchritt, — umſonſt trat derſelbe zum Katholicismus über, worauf der Witz entſtand: Law ſei gewiß guter Katholik, da er an die Transſubſtantiation von — Gelt in Papier glaube! Umſonſt ſchaffte der

Verzweifelnde den Gebrauch des Goldes als Münze ab; er mußte endlich dazu ſchreiten, ſeine Papiere herabzuſetzen, und dies erregte ſolchen Unwillen, daß er, als „Inquiſitor" verſchrien, ſeine Ämter niederlegen und die Bank ihre Zahlungen einſtellen mußte, in Folge deſſen die Bankzettel auf den zehnten und die Aktien auf den tauſendſten Theil herabfielen. Law floh, vom Volkshaſſe gefolgt, ſein Vermögen dem Staate zurücklaſſend, nach Flandern; nach langem Umherirren mit ſeiner Familie, umſonſt durch Spiel ſich zu erholen ſuchend, ſtarb er 1729 in dürftigen Umſtänden zu Venedig und hinterließ nur einen Diamanten von 40,000 Livres an Werth. Sein Fall hatte tragiſche Folgen. In Paris ermordete der flämiſche Graf von Horn, Verwandter des Regenten, nebſt zwei Genoſſen, einen Wucherer mit Staatspapieren; er wurde ungeachtet aller Fürſprachen lebendig gerädert. —

Als würdiges Seitenſtück zu dem in Frankreich aufgeführten weſtindiſchen Schwindel wurde zu derſelben Zeit in England der Südſeeſchwindel in Scene geſetzt. Es war der damalige neue Premierminiſter, der Graf von Oxford, welcher im Jahre 1711 die Kapitaliſten über die Eingehung von Kriegsſchulden dadurch zu beruhigen ſuchte, daß er einen Fond zur Bezahlung der rückſtändigen Schuldenzinſe ausſetzte und zur Gründung einer Handelsgeſellſchaft Hand bot, welche das Vorrecht des Alleinhandels an den amerikaniſchen Küſten des Großen Oceans und an einzelnen Theilen der Oſtküſte Südamerika's (Braſilien ausgenommen) erhielt. Dagegen übernahm dieſelbe aus eigenen Mitteln der Aktionäre die Abzahlung der Staatsſchuld von neun und einer halben Million Pfund Sterling, wofür ſie ſechs Procent Zinſen in Geſtalt des Zolles auf verſchiedene ſpeciell bezeichnete Waaren bezog, was den Betriebsfond der Geſellſchaft bilden ſollte. Der Handel nach der Südſee ſchlug jedoch fehl, und die Geſellſchaft, welche ihr Glück ebenſo vergeblich mit dem Walfiſchfange verſuchte, warf ſich nun auf verſchiedene Finanzſpekulationen und ſchwindelhafte Aktienſteigerungen, welche ſelbſt das Parlament blendeten, das Publikum aber mit einer förmlichen Raſerei nach finanziellem Gewinn erfüllten. Die Direktoren und Verwalter der Geſellſchaft wurden mit Ehren, ſelbſt mit Adelstiteln ausgezeichnet und ihre Papiere ſammt den ebenfalls ſteigenden der oſtindiſchen Geſellſchaft und der Bank von England erhielten 1720 einen imaginären Werth, welcher (etwa fünfhundert Millionen Pfund Sterling betragend) alles damals in Europa umlaufende baare Gelt um das Fünffache überſtieg. Der Schwindel fand zahlloſe Nachahmungen, die man charakteriſtiſch als „bubbles" (Seifenblaſen) bezeichnete. Eine eigene gegen dieſelben gerichtete „Bubbles-Akte" des Parlaments fruchtete wenig; die Spekulationsſucht und Verſchwendung nahm zu; alle Wein- und Kaffeehäuſer waren Börſen der Schwindler und die Putzläden ſolche der — Schwindlerinnen, und die unſinnigſten, aus Gewinnſucht ausgeheckten Projekte fanden willige Aktionäre, ja ſogar ſolche, deren

Zweck man verſchwieg! Neben Gaunern verſuchten es auch Witzlinge mit Ankündigungen neuer Unternehmungen, um zu erproben, wie weit die Narrheit der Menſchen gehe, — und zwar mit Erfolg! Den erſten Schritt zum Sturze dieſer Ungeheuerlichkeit gab die Südſeegeſellſchaft ſelbſt, indem ſie, um die ihr entgegenſtehende Konkurrenz zu tödten, eine neue Einſchärfung der Bubbles-Akte bewirkte. Nun fielen plötzlich alle Aktien, und mit ihnen auch jene der Südſee, Alles noch im Jahre 1730, und große Noth folgte der durch den Schwindel verurſachten allgemeinen Theuerung. Nachträglich wurden in der Verwaltung und Buchführung der Südſeegeſellſchaft großartige Betrügereien und Fälſchungen entdeckt, bei welchen ſogar Parlamentsmitglieder betheiligt waren, die theils ausgeſtoßen wurden, theils fliehen konnten. Die Geſellſchaft vermochte zwar ihre Exiſtenz zu retten, löste ſich jedoch, da ihr Kapital unrettbar verloren war, um die Mitte des Jahrhunderts auf.

Bald hernach folgte dieſen beiden Handelskriſen in Frankreich und England auch eine ſolche in Deutſchland. Die bedeutendſte Handelsſtadt war hier, wie noch jetzt, Hamburg, deren gewinntragende Geſchäfte vor allen der Kornhandel, der Holzhandel und das Wechſelgeſchäft waren. Letzteres nährte ſich vorzüglich durch die Subſidien, welche England während des ſiebenjährigen Krieges an Friedrich den Großen zahlte, und zwar meiſt in Wechſeln auf Holland und Hamburg. Dies veranlaßte manche Kaufleute, Lieferungen für den Krieg zu übernehmen, welche ihr Vermögen und ihren Kredit überſtiegen, ſo daß ein arger Schwindel mit Wechſeln und zugleich üppiges Wohlleben einriß, während zugleich der Krieg eine Münzverſchlechterung herbeiführte und Schweden maſſenhaftes Papiergelt ausgab, was Alles dazu half, daß im Jahre 1763 ein großes Handlungshaus in Amſterdam (de Neuf-Ville) und mit ihm nicht weniger als 95 große und mehrere kleinere Hamburger Häuſer fielen. Weiterm Übel begegnete die Admiralität mit einem Vorſchuſſe von einer Million auf Waaren.

Alle dieſe Verirrungen im finanziellen Leben und Treiben waren Folgen des (Bd. I. S. 576 erwähnten) Merkantil- oder Prohibitiv-Syſtems, dieſes Überganges aus der Herrſchaft der Monopole im Alterthum und Mittelalter zur Aufhebung derſelben in der Neuzeit oder zu dem ſogenannten liberalen Syſtem der Nationalökonomie. Mit dem Monopol-Syſtem hat das Merkantil-Syſtem die Ausbeutung der Unterthanen durch ihre Herrſcher und den rückſichtsloſen Egoismus der einzelnen Völker gemein, mit dem Liberalismus aber die Anerkennung des freien Verkehrs im Innern eines Landes und die Verwerfung der Monopole. Als nun aber die Unrichtigkeit ſeines Grundſatzes, daß Gelt reich mache, durch das Scheitern ſo vieler Anwendungen desſelben klar genug wurde, traten ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts andere Syſteme an ſeine Stelle, welche mit den älteren Anſchauungen vollſtändig brachen, völlig in das „liberale“ Fahr-

waſſer einlieſen und die freie Konkurrenz zu ihrem Grundſatze erhoben. Es waren dies weſentlich zwei Syſteme, ein franzöſiſches und ein engliſches. Das erſte, auch das Agrikultur- oder phyſiokratiſche Syſtem genannt, ſetzte an die Stelle des Geldes die Kraft der Natur, d. h. den Werth der Bodenprodukte. Wie daher die Merkantiliſten das Kapital überſchätzten, ſo unterſchätzten es die Phyſiokraten und verirrten ſich zugleich in den Wahn, daß nur der Ackerbau, und keine andere Arbeit, Werthe erzeuge. Der auf dem Lande geborene und erzogene Franz Quesnay, Leibarzt Ludwig's XV., war der Gründer dieſes Syſtems, das er zu Verſailles über den Zimmern der Pompadour, in der Geſellſchaft der damaligen Philoſophen, Naturforſcher und Staatsmänner aufſtellte; er und ſeine Jünger Gournay und Mercier de la Rivière, ſahen im Bauernſtande die Grundlage der Nationalwohlfahrt. Ihr Wahlſpruch hieß: Arme Bauern, armes Land; armes Land, armer König, oder: Reiche Bauern u. ſ. w., und dieſer Spruch, den Quesnay's Gönner, der die Buchdruckerkunſt als Liebhaberei betreibende Ludwig XV., auf des Erſtern „ökonomiſcher Tafel", einer, wie man damals glaubte, der Schrift und der Münze an die Seite zu ſetzenden wunderbaren Erfindung, — ſelbſt druckte, beſtach die Fürſten ſeiner Zeit ſo, daß ſie, wie Marlo ſagt, zu Quesnay's Vaſallen, zu „ſelbſtmörderiſchen" Vollſtreckern ſeiner Ideen wurden. Katharina II. von Rußland, Joſef II., Markgraf Karl Friedrich von Baden und die franzöſiſchen Miniſter Turgot und Necker waren des anſpruchsloſen Leibarztes Schüler und Verehrer ſeiner Grundſätze. Dieſe letzteren ſind in keinem großen Werke niedergelegt; Quesnay ſchrieb nur kleinere Abhandlungen und Artikel der „Encyklopädie". Nach denſelben theilt ſich die menſchliche Geſellſchaft in zwei Stände, einen produktiven, zu welchem die Grundherren, Pächter und Landwirthe, und einen ſterilen, zu welchem alle übrigen Berufsarten, alſo auch die Handel- und Gewerbtreibenden, gehören, die nach Quesnay's Anſicht ihren Unterhalt von der Mutter Erde beziehen und keinen Beitrag zur Vermehrung des Nationalreichthums liefern. Der durch ſie vermehrte Werth der Stoffe ſoll nur dem Betrage der während der Arbeit verzehrten Unterhaltsmittel gleichkommen! Daher hängen die ſterilen Klaſſen von den produktiven ab, ſie dienen ihnen und die Intereſſen beider ſind auf das Engſte verbunden. An die Stelle aller Abgaben ſoll nur eine einzige, die den Reinertrag des Bodens treffende Grundſteuer, treten und damit uneingeſchränkte Handels- und Gewerbefreiheit verbunden werden. Das überlieferte Recht, dem dieſe Forderungen widerſprechen, ſoll dem natürlichen weichen und letzteres verlangt: Einheit der höchſten Gewalt, Alleinherrſchaft des produktiven Standes, Heiligkeit der geſetzlichen Ordnung, volle Freiheit des Erwerbs für den ſterilen Stand und gründliche Geiſtesbildung für alle Glieder der Geſellſchaft.

Der Irrthum des phyſiokratiſchen Syſtems beſteht nach Marlo in

dem Verkennen der Thatsache, daß weder der Mensch ohne Hülfe der Natur, noch die Natur ohne Einwirkung der Menschen Güter hervorbringt, Natur und Arbeit also zwei sich in ihren Wirkungen wechselseitig bedingende produktive Kräfte sind. So begingen die Anhänger der Alleinherrschaft des Ackerbaus den Unsinn, die produktiven arbeitenden Klassen als steril, die nicht arbeitenden, weil blos über die Naturkräfte verfügenden dagegen als produktiv zu betrachten. Ebenso war auch ihre Ansicht, daß der Erwerb der nicht Landwirthschaft Treibenden blos ihren Unterhalt decke, offenbar den Thatsachen entgegen, was der Reichthum der Handelsstädte beweist. Auch machte gerade die von den Physiokraten proklamirte freie Konkurrenz ihre Anschauungen zu nichte, und die von ihnen gepredigte Ungleichheit der Rechte widerspricht den Forderungen der Natur.

Quesnay's Schüler Gournay, seines Zeichens ein Kaufmann, schloß sich dem Vorurtheile, daß der Handelsstand nicht produktiv sei, nicht an, hielt aber irriger Weise dafür, daß der Vortheil der Privaten stets mit dem der Gesellschaft zusammenfalle, und konzentrirte im Wesentlichen seinen Standpunkt in die Worte: „Laissez faire, laissez passer" und „Pas trop gouverner!" Er glaubte also, daß sich die Sache so ziemlich von selbst mache.

Während dem ackerbautreibenden Frankreich die nationalökonomische Ansicht entsprang, welche allen Werth dem Boden zuschrieb, entwickelte sich im industriellen Großbritannien die entgegengesetzte, welche das Hauptgewicht auf die Arbeit legte. Es ist dies das Industrie-System, welches seinen Ursprung dem Schotten Adam Smith zu verdanken hat. Derselbe, dessen Leben das achtzehnte Jahrhundert größtentheils ausfüllte, war ein Gelehrter von Beruf, vertauschte schon früh die Theologie mit der Philosophie, lernte 1764 in Frankreich die Physiokraten kennen, und legte seine Ansichten nieder in dem 1776 erschienenen Werke „An inquiry into the nature and causes of the wealth of nations."

Smith erblickte die Quelle aller ökonomischen Güter in der Arbeit, und ihre Produktion in der Erzeugung von Werth, nicht von Stoff. Durch ihn werden also die Gewerbe- und Handeltreibenden aus dem Helotenthum, zu welchem sie Quesnay, den Landwirthen gegenüber, verurtheilte, erlöst. Jede Arbeit ist nach ihm nützlich, wenn sie auf Vermehrung des Gesammtvermögens zielt; er beschränkt jedoch letzteres auf das materielle, die gewöhnlichen menschlichen Bedürfnisse befriedigende, und rechnet also unter die produktive Klasse der Arbeitenden nur die Landwirthe, Gewerbtreibenden und Kaufleute, während er zur inproduktiven Klasse nicht nur die Hofleute und Soldaten, wie recht und billig, sondern auch die Gelehrten, Künstler, Beamten und Dienstboten zählt, von denen doch die ersten Beiden wirkliche Werthe erzeugen, die zwei Letzten solche erzeugen helfen oder die Erzeugung solcher befördern. Die Produkte der Arbeit nun werden entweder verzehrt, oder, als Kapitalien, zur Pro-

duktion neuer Güter verwendet, womit er dem von den Merkantilen allein berücksichtigten Kapital die richtige Stelle anweist. Die Hauptbedingung des größten Reichthums eines Landes sieht Smith in völlig freier Entwickelung der Industrie und des Handels, in der Theilbarkeit der Landgüter, in der Beschränkung der Steuern auf das reine Einkommen, und in der freien Konkurrenz.

Das Industrie-System ist zwar in Bezug auf die Gleichberechtigung der Erwerbsklassen ein Fortschritt gegenüber dem physiokratischen und merkantilen; aber es leidet an ebensolcher Einseitigkeit wie jene beiden. Denn nicht nur das Kapital oder die Natur oder die Arbeit, sondern alle drei erzeugen Güter; das System jedoch, welches das Gleichgewicht aller drei Faktoren herstellt und den Menschen gegen die schlimmen Folgen einseitiger Ausbeutung der Einen durch die Andern schützt, muß erst noch gefunden werden.

Über die finanziellen Zustände der Staaten in unserer Periode finden wir folgende Angaben:

In England warf die Accise, die bedeutendste Einnahmequelle, im Jahre 1685, ohne alle Abzüge 585,000 Pfund ab; die Nettoeinnahme aus den Zöllen betrug damals 530,000 Pfund. Diese Steuern drückten jedoch das Volk weit weniger, als die „Rauchfangsteuer", obschon diese jährlich blos 200,000 Pfund einbrachte. Sie konnte nur mittels Hausuntersuchungen erhoben werden und erbitterte daher die auf die Freiheit ihrer Wohnungen stolzen Engländer doppelt. Konnten die Armen diese Steuer, was meistens der Fall war, am festgesetzten Tage nicht bezahlen, so wurde ihr Hausgeräthe ohne alle Barmherzigkeit gepfändet, selbst die Betten nicht ausgenommen; denn die Steuer war verpachtet und die Pächter suchten sich daher ohne Rücksicht auf die Betroffenen zu bereichern. Kamen ihre Angestellten („Rauchfangmänner") auf die Häuser zu, so schrieen die Kinder, und die Weiber eilten, ihr Geschirr zu verbergen. — Außer den genannten Steuern waren die königlichen Domänen die bedeutendste Einnahmequelle; mit ihnen betrug die jährliche Einnahme der Krone eine Million und vierhunderttausend Pfund, über welche der König frei verfügte; denn die auf ihm lastenden achtzigtausend Pfund an Zinsen für seine Gläubiger wurden jeweilen nur bezahlt, wenn ein gewissenhafter Minister regierte, was vor Wilhelm's III. Thronbesteigung einzig unter Danby der Fall war.

Der größte Theil der Civilregierung kostete übrigens die Krone nichts; die Beamten der höhern Justiz lebten von Sporteln, diejenigen der niedern auf Kosten der Städte und Grafschaften.

Einen eigentlichen Gesandten hatte England nur in Konstantinopel, wo ihn größtentheils die „türkische Compagnie" erhielt; in Frank-

reich war nur ein Geschäftsträger; das gesammte diplomatische Personal kostete unter Karl II. nicht viel mehr als zwanzigtausend Pfund. Nur um etwa die Hälfte stieg dieser Kostenpunkt unter seinem Nachfolger Jakob II., obschon derselbe auch nach Spanien, Dänemark und Schweden Geschäftsträger sandte.

Während so an den arbeitenden Leuten gespart wurde, überhäufte Karl II. seine Günstlinge und Kreaturen mit öffentlichem Gelde. Sein Zurückführer Monk, Herzog von Albemarle, bezog jährlich fünfzehntausend Pfund aus liegenden Gütern, der Minister Buckingham beinahe zwanzigtausend Pfund. Die höchsten Staatsstellen wurden eifrig zur Bereicherung benutzt. Das Einkommen eines weltlichen Peers schätzte man auf dreitausend, eines Oberkammerherrn auf fünftausend, eines Lord-Lieutenants von Irland auf vierzigtausend, eines ersten Lords des Schatzes oder Staatssekretärs auf hunderttausend Pfund jährlich!

Frankreich war im achtzehnten Jahrhundert in fünfunddreißig sehr ungleich große Provinzen getheilt, an deren Spitze Intendanten standen. Von denselben waren altfranzösisch: Angoumois, Anjou, Artois, Auvergne, Béarn, Berry, Bourbonnais, Burgund, Bretagne, Champagne, Comtat-Venaissin, Dauphiné, Foix, Franche-Comté, Gascogne, Guienne, Isle-de-France, Languedoc, Limousin, Lyonnais, Manche, Maine, Navarra, Nivernois, Normandie, Orleanais, Picardie, Poitou, Provence, Roussillon und Touraine, wozu noch das niederländische Flandern, das deutsche Lothringen und Elsaß und das italienische Corsica kamen. Die Bevölkerung betrug 1700 (ohne Lothringen, Avignon und Corsica) 19,669,320, 1762 (mit ersterm, aber noch ohne die beiden letzteren) 21,769,163 und 1790 (mit all jenem Zuwachs) 26,363,000 Seelen.

Die französischen Staatseinkünfte, welche im Jahre 1285: 240,000 Livres und 1500 neun Millionen betragen hatten, stiegen 1635 auf achtzig, 1655 auf sechsundneunzig, 1675 auf hundert, 1715 auf hundertfünfundsechszig und eine halbe, 1724 auf 332, 1774 auf 370 und 1789 auf 475 Millionen Livres. Die Staatsschulden (1500: 1,800,000 Livres), welche 1575 auf 340 Millionen gestiegen waren, sanken 1635 auf 250, 1655 auf 180, 1675 auf 27 Millionen herab, stiegen aber 1715 schon wieder auf 953 Millionen. Im Jahre 1774 betrugen sie zwar nur noch 235, 1789 aber wieder 557 Millionen!

Dritter Abschnitt.

Die Höfe.

A. Allgemeines.

Während der dreißigjährige Krieg dem Volke auf über hundert Jahre hinaus Freiheit und Wohlstand raubte, stärkte er auf der andern Seite im Gegentheil die Macht und den Besitz der Fürsten. Sie hatten sich während des Krieges mit Söldnern umgeben; sie behielten dieselben und hatten nun stehende Heere zu ihrer Verfügung, in deren Stärke, Geübtheit und Glanz sie mit einander mehr wetteiferten, als in dem Bestreben, ihre Völker glücklich zu machen oder die Kunst und Wissenschaft zu befördern. Im Bewußtsein ihrer Unüberwindlichkeit, ja Unantastbarkeit thaten und trieben sie, was ihnen gefiel. Vor einem Masaniello oder Cromwell oder einer Fronde glaubte man in Deutschland sicher sein zu können. War ja das Volk nicht nur ohne Waffen; — es hatte durch den Krieg Alles verloren, was es besessen, und brütete in dumpfer Verzweiflung dahin. Das geistige Streben der Zeit war nicht geeignet, das Leben der Höfe zu veredeln. Eine selbständige, frische, schöpferische deutsche Literatur und Kunst gab es schon seit Ende des sechszehnten Jahrhunderts nicht mehr; man zehrte unablässig von antiken Mustern, die man zudem fast nur noch durch die entstellenden Bearbeitungen und mißverstandenen Nachahmungen der Italiener und Franzosen kannte, — und auch diese entartete Literatur und Kunst diente nicht zur Erhebung und Bildung des Geistes, sondern nur dazu, durch pikante Erzählungen die Langeweile zu vertreiben und durch schlüpfrige Schilderungen die Phantasie zu erhitzen. Im Übrigen bestand die Beschäftigung der höheren Stände, namentlich der Höfe, aus politischen und persönlichen Intriguen, Putz und Klatsch, Trunk und Banketten, Spiel und Liebeleien, von unsittlicher Ausartung der letzteren in den verschiedensten Formen zu schweigen. Der Ton der Unterhaltung war diesem Leben angemessen, daher im höchsten Grade frivol, im Stile des Boccaccio, des französischen Heptameron Margaretha's von Valois und der englischen Canterbury tales Chaucer's. Man feierte einander durch Gedichte in den schwülstigsten Ausdrücken und voll von überschwänglichen allegorischen Vergleichungen, aber arm an Geist, an Charakter und an Grundsätzen. So war denn auch der innere Verkehr der Familien, trotz jenes gegen Außen angenommenen Firnisses, ein äußerst roher und rücksichtsloser. Es kam nicht nur oft genug vor, daß Fürsten neben ihren Gemahlinnen noch andere tiefgehende Verbindungen anknüpften, sondern daß sie sogar der sich darüber beschwerenden hohen Ehehälfte in Gegenwart der fürstlichen Familie mit

„Maulschellen" aufwarteten, sie einsperren und bewachen ließen, sich von ihr, als kirchliches Oberhaupt des Landes, eigenmächtig schieden, um die bevorzugte Geliebte zu heiraten u. s. w.

Bei alledem herrschte vor der Welt, und besonders bei Festlichkeiten, ein äußerst steifes und unerbittliches Ceremoniell, dessen Nichtbeachtung oder Umgehung ernste Folgen herbeiführen konnte. Ja, ein Ceremonienstreit führte einmal beinahe zu einem Kriege zwischen zwei deutschen Kleinstaaten. Der Herzog Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen (1687 bis 1763) hatte eine Bürgerliche, Philippine Cesar, geheiratet, und war, weil Kaiser und Reich die Ebenbürtigkeit seiner Kinder nicht anerkennen wollten, auf den Adel so erbittert, daß er einst (1746) aus Laune einer geborenen Gräfin, aber Frau eines neugeadelten Bürgerlichen den Vortritt vor der ersten Dame des Hofes aus dem alten Geschlechte Gleichen zuerkannte und die sich dieser Demütigung nicht fügende Letztere so hart behandeln ließ, selbst mit Einkerkerung, auch ihres Mannes, daß das Reichskammergericht, an welches sich die Freunde der Verfolgten gewendet, dem Herzoge Friedrich III. von Gotha den Auftrag ertheilte, die Gefangenen zu befreien. Es kam zu bewaffneter Exekution; der Krieg, der sich entwickelte, beschränkte sich jedoch auf die Gegend des Städtchens Wasungen, welchem man ähnliche Geniestreiche nachsagte, wie den mythischen Schildbürgern; dasselbe wurde mit dem Verluste eines Mannes eingenommen, worauf man in Meiningen Herrn und Frau von Gleichen sofort in einen Wagen setzte und dem gothaischen Heere zusandte. Die Erbitterung zwischen den thüringischen Häusern dauerte jedoch fort, bis Friedrich der Große den Schiedsrichter zwischen ihnen machte, und zwar charakteristischer Weise gegen Überlassung — zweihundert weimarischer Gardisten, über welche der Herzog von Gotha als Vormund des minderjährigen Herzogs von Weimar verfügte.

Dieser Menschenschacher ist leider nicht der einzige des achtzehnten Jahrhunderts. Solcher Handel erreichte seine Blüte zur Zeit des Krieges zwischen England und seinen aufständischen Kolonien in Nordamerika. Mehrere deutsche Fürsten benutzten diesen Anlaß, zur Befriedigung ihrer Gelüste und Launen, zur Ausstattung ihrer Mätressen, Küchen, Keller und Jagdreviere, ihre Unterthanen um gutes Gelt loszuschlagen, d. h. dem Elend und Tode zu weihen, damit sie selbst sich des Lebens freuen konnten. Die Kleinherrscher von Hessen-Kassel (auf welches allein mehr als die Hälfte nachstehender Summen kommt), Braunschweig, Hanau, Ansbach, Waldeck und Anhalt-Zerbst verkauften während jenes Krieges 29,166 Mann an England, von welchen nicht weniger als 11,843 umkamen, und empfingen für jeden Verstümmelten oder Todten vom Käufer eine Entschädigung, die sie aber nicht den armen Hinterlassenen gaben, sondern in ihre Privat- (nicht einmal in die Staats-)Kasse fließen ließen. Der Landgraf von Hessen-Kassel erhielt für jeden Lebenden dreißig, für

jeden Todten zwanzig (für jeden Solchen also im Ganzen fünfzig) Thaler. Ja, in einem Briefe, der von diesem Fürstenmuster vorliegt (vom 8. Februar 1777 an den Grafen Schaumburg, Oberbefehlshaber seiner Truppen in Amerika) drückte derselbe förmlich seine Freude darüber aus, daß in einer Schlacht so viele Hessen gefallen, sowie seine Besorgniß, daß ihm weniger Todte angerechnet werden könnten, und endlich seine Unzufriedenheit mit einem Major, welcher dreihundert Entflohene gerettet, statt sie zu opfern, wie — setzte er heuchlerisch-pathetisch bei — Leonidas in den Thermopylen. — Nur daß der Landgraf sich nicht selbst zu opfern gedachte wie der spartische König, und Letzterer seine Mitbürger nicht verkauft hatte, sondern mit ihnen für die Freiheit starb! —

Solche Schmach war übrigens nur die Konsequenz eines Regierungssystems, welches zwar dem Faustrechte des Mittelalters ein Ende gemacht hatte, aber von der Kultur und Humanität der neuern Zeit noch so wenig durchdrungen war, daß sein Verfahren gegenüber den Regierten wol geordneter, aber im Grunde wenig besser war, als das Faustrecht der Raubritter. Es war das System des modernen Absolutismus, welcher sich blos unter hervorragenden Geistern, wie Friedrich der Große und Josef II., zum „aufgeklärten Despotismus" veredelte, vor der französischen Revolution aber noch nirgends dem humanen Rechtsstaate Platz machte, zu welchem zu gelangen es blutiger Krisen bedurfte.

Das angedeutete Regierungssystem, welches in Europa während der zweiten Hälfte des siebenzehnten und der ersten des achtzehnten Jahrhunderts unbedingt herrschte, ordnete ohne Rücksicht alle Interessen der Einzelnen Dem unter, was die jeweiligen Regierenden nach ihrer persönlichen Ansicht für das Wohl des Staates hielten. Man nannte dies lateinisch die Ratio status, in der beliebten deutsch-französischen Mischsprache: die Staatsraison. Dieser Name wurde zum ersten Male angewandt in der Schrift: „De ratione status in imperio nostro romano-germanico, welche 1640 von Bogislaw Philipp Chemnitz herausgegeben worden, und erhielt eine satirische Schilderung in dem ihr folgenden „Idolum Principum, das ist: Der Regenten Abgott, den Sie heutigs Tags anbetten und Ratio Status genannt wird, ꝛc.", welches Buch 1678 erschien. Es enthält die Schilderung der Art und Weise, wie ein neu ernannter Rath von seinem Schwiegervater, dem Vicekanzler, in die Geheimnisse des Staatswesens eingeweiht wird. Der Letztere führt ihn in die (fingirten) Staatskammern, und zeigt ihm dort zuerst die „Staatsmäntel von allerlei Farben, von außen schön verbrämt, inwendig ganz schlecht gefüttert, zum Theil außer dem lüderlichen Futter mit Wolfs- und Fuchspelzen unternäht," — „dann zu gebrauchen, wenn man den Unterthanen eine verdächtige Sache vorzutragen hat, um sie zu überreden, schwarz sei weiß; dann muß man nothwendig mit Staatsraison dem Dinge ein Mäntelchen umgeben, um die Unterthanen zur Kontribution, Schatzung und anderen Auflagen willig

zu machen," worauf die einzelnen Mäntel, wie: Eifer des Glaubens, Freiheit des Vaterlandes u. ſ. w. ſarkaſtiſch beſchrieben werden. Der abgeſchabteſte unter denſelben iſt aber die „Wohlmeinung", welche umgehängt wird, wenn man die Leute mit Frohndienſten bis auf's Blut peinigt, unnöthigen Krieg anfängt, Unſchuldige in's Gefängniß wirft, ungerechte Urtheile ſpricht u. ſ. w. Es folgen in einer andern Kammer die Staatslarven, welche ſchön bemalt ſind, „Eid, Läſterung, Betrug" u. ſ. w. heißen und die Leute täuſchen, welche gegen die Mäntel mißtrauiſch geworden ſind. Die dritte Kammer enthält „Scheermeſſer, meſſingene Becken, Schröpfköpfe, Schwämme, Beinſchrauben, Brechzangen" und dergleichen „Baderzeug", welches dazu dient, ſowol dem eigenen Volke, als fremden Staaten das Blut abzuzapfen. In der vierten Kammer ſah man die Staatsbrillen, welche den Unterthanen die Augen blenden müſſen, Geſchenke der Regierung an das Volk unendlich mal größer, auferlegte Laſten unendlich mal kleiner, mißbeliebige Maßregeln aber in einem günſtigen Lichte erblicken zu laſſen, — auch eine Schachtel mit Staatspulver, um es den Leuten in die Augen zu ſtreuen, und ein Fäßlein mit Hoferbſen, welche ausgeſtreut werden, damit verhaßte Perſonen ausgleiten und den Hals brechen, u. ſ. w. Zuletzt erzählt der Schwiegervater noch, wie er ſich durch Schandthaten aller Art bereichert habe, und mit ſchneidendem Mißklange endet die erbarmungslos biſſige, aber mit für jene Zeit ſtaunenswerthem, männlichem Freimute die Krebsſchäden der abſolutiſtiſchen Staatsform aufdeckende Schrift.

Eine von den Liebhabereien nun, welchen zu fröhnen die Fürſten das eben ſarkaſtiſch geſchilderte Regierungsſyſtem der „Staatsraiſon" auf ihrem unglücklichen Lande laſten ließen, war die Religion. Wir hatten ſchon im erſten Bande Gelegenheit, darauf hinzuweiſen, welche ſcheußliche Folgen der barbariſche Grundſatz „Cujus regio, illius religio" hatte und haben mußte, und zwar bei Proteſtanten ſowol, als bei Katholiken. Ein Muſter von Fürſten dieſer Art, die ihr Land und Volk in eine konfeſſionelle Zwangsjacke zu ſtecken liebten und ihrer Paſſion für eine beſtimmte Species von Religion ihr Land und deſſen Ehre und Glück opferten, war Maximilian I., Kurfürſt von Baiern, geboren 1573. Seit ſeinem ſiebenten Jahre wurde er auf Befehl ſeines fanatiſchen Vaters Wilhelm V. von den Jeſuiten, und zwar zuerſt von dem famoſen Pater Poſſevin (ſ. Bd. I. S. 296) erzogen, unter deſſen Anleitung er bald darauf bereits einen in Demut erſterbenden Brief an den Papſt ſchrieb. Nebſt ſeinen Brüdern mußte er dem Prieſter bei der Meſſe dienen, Roſenkränze und Amulette tragen, das Leben der Heiligen als bevorzugte Lectüre benützen und den Katechismus des Caniſius „neben dem täglichen Brot als die geiſtliche Speiſe" ſtets in Händen haben. Die ganze Tagesordnung der fürſtlichen Schüler entſprach der jeſuitiſchen Formenreiterei und Geiſtesknebelung. Nach der zur Leitung ihrer Studien aufgeſtellten Inſtruktion ſollten „in der Schule der Prinzen keine anderen, als chriſtliche gute Bücher geſehen

und gebraucht werden. Dieſe ſollen das Feld behalten, die heidniſchen Schwätzer und Fabelhanſen (d. h. Cicero, Salluſt, Livius, Virgil, Terenz und Horaz!) aber ausgetrieben werden!" Die Jeſuiten nahmen Maximilian bei Zeiten in die „Verbindung der unbefleckten Empfängniß Mariä" auf und machten ihn zum Präfekten dieſer Kongregation. Er drückte offen ſeine Freude über die Ermordung Heinrichs III. von Frankreich aus. Auf einer Reiſe nach Italien erregte er in dem Papſte die Hoffnung, Deutſchland, ja ſogar die übrigen proteſtantiſchen Länder zum alleinſeligmachenden Glauben zu bekehren. Seit 1597 durch Abdankung ſeines Vaters Herzog, that er zwar Manches zum Wohle des Volkes, aber weit mehr zu dem der Kirche und der Jeſuiten insbeſondere. Er wallfahrtete fleißig nach Andechs, wo das Moosrohr Jeſu, das Tiſchtuch des Abendmahls und das Tiſchtuch Maria's aufbewahrt wurden, ſorgte für die Verehrung der Heiligen, die würdige Aufbewahrung von Reliquien, brachte mehrere Stunden täglich in der Jeſuitenkirche zu, wählte Maria zu ſeiner ſpeciellen Beſchützerin, betrieb nach Kräften die Heiligſprechung des Stifters ſeines Lieblingsordens, Ignaz von Loyola, welcher der fürſtlichen Neigung zulieb Wunder verrichten mußte, bewies in allen Lagen ſeine Demut und Unterwürfigkeit gegenüber dem geiſtlichen Stande, duldete, daß die Jeſuiten das Volk bei Hunderten zu blutigen Geißelungen und übertriebenem Faſten, zum Gebrauche des Weihwaſſers bei allen möglichen Gelegenheiten, zur Annahme von Abläſſen u. ſ. w. anhielten. Die Stadt Donauwörth brachte er, einen Streit derſelben mit dem Kaiſer benützend, in ſeine Gewalt und unterdrückte dort die reformirte Religion mit empörender Strenge, indem er z. B. die Proteſtanten an ihren Feſttagen zu Frohndienſten zwang. Er war es bekanntlich, welcher 1609 dem proteſtantiſchen Bunde der Union die katholiſche Liga entgegenſetzte, — zwei Bündniſſe, denen der fürchterliche dreißigjährige Krieg ſeine Entſtehung verdankte.

Es iſt Aufgabe der politiſchen Geſchichte, unter Anderm nachzuweiſen, wie Maximilian der thätigſte Betreiber dieſes Krieges, deſſen vollen Verlauf er (er ſtarb 1651) erleben mußte, und der intellektuelle Urheber aller auf katholiſcher Seite verübten Greuel war und wie er die Abtretung des Elſaß an Frankreich betrieb, in der Hoffnung, von dieſer Macht Hülfe gegen die Proteſtanten kommen zu ſehen. Als durch den Krieg ſein Land, wie alle deutſchen, zerſtört und verheert dalag, war ſeine erſte Sorge, die — Leiber der Martyrer Kosmas und Damian mit den verloren geglaubten Köpfen zu vereinigen und nach München zu bringen!

Eine zweite Liebhaberei, welcher die Fürſten in der angegebenen Weiſe Glück, Eigenthum und Leben ihrer Unterthanen rückſichtslos darbrachten, war das Soldatenſpielen; denn keinen andern Namen verdient der Mißbrauch des Lebens der Landeskinder zu anderm Zwecke als der Vertheidigung des Vaterlandes, namentlich zur Entfaltung un-

nützen Glanzes und leerer Pracht. Darin zeichnete ſich kein Fürſt in ſolchem Grade aus, wie Friedrich Wilhelm I. von Preußen, für welchen ſeine Unterthanen nichts waren als Stoff zu Soldaten. Schritt und Tritt im Marſchiren, Blitz und Knall im Schießen ganzer Regimenter auf einen Nu, lärmende Trommeln, gewaltige Muſik, glänzende Uniformen und Waffen waren ſeine höchſten Ideale, die aber noch übertroffen wurden durch große, ſchlanke Leute. Dieſe ſeine hiſtoriſche Leidenſchaft koſtete viel Blut, Thränen und Gold. Die Rieſen aus ganz Europa wurden zuſammengeſtohlen, um die berühmte Garde von Potsdam vollzählig zu erhalten; ja er opferte ihnen „Familie, Recht, Ehre, Gewiſſen und den Vortheil ſeines Staates.“ Ein Irländer koſtete ihn neuntauſend Thaler und die Gefahr eines diplomatiſchen Bruches mit England. Sogar Geiſtliche, Studenten und Edelleute befanden ſich unter ihnen; denn der Lohn war größer als jeder andere; die Pfeifer waren Mohren. Seine Offiziere zog der Korporal-König den Beamten weit vor. Einſt durfte ihn Einer, den er „Bärenhäuter“ genannt, ungeſtraft „Hundsſott“ ſchimpfen. Er wollte ſich blos mit ihm ſchlagen, obſchon er Tödtung im Duell mit dem Tode beſtrafte, litt aber, daß ſich ein anderer Offizier für ihn ſchlug, dem er dann den Torniſter mit Thalern füllte und ſie ihm ſelbſt nach Hauſe zu tragen befahl. Und dieſe Offiziere waren im Ganzen ungebildete Leute; denn die Früchte des vom Könige geſtifteten großen Kadettenhauſes in Berlin kamen erſt ſeinem berühmten Sohne zu gut.

Mehrere kleine Fürſten beſtrebten ſich, die Soldatenmanie Friedrich Wilhelms I. und ſeines Sohnes nachzuäffen, und dies Beſtreben hatte Folgen, welche lächerlich geweſen wären, wenn unter ihnen nicht das arme Volk zu leiden gehabt hätte. Der Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe z. B. unterhielt noch in den letzten Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts, an der Grenze ſeines winzigen Ländchens gegen Hannover, in dem See, den man das „Steinhudermeer“ nennt, die mittels koſtſpieliger Befeſtigung des Bodens erbaute Feſtung Wilhelmſtein, welche im tiefſten Frieden mit ungeheuren Koſten nach allen Regeln der Kriegskunſt ſtets kriegsmäßig unterhalten wurde, und nicht nur, natürlicher Weiſe, nichts nützte, ſondern die Regierung auch verhinderte, wichtigeren und wohlthätigeren Angelegenheiten ihr Augenmerk zu ſchenken. — Auf ähnliche Weiſe hielt Ludwig IX., Landgraf von Heſſen, eine Kaſerne zu Pirmaſens, und darin ein nutzloſes Regiment, das er mit großen Koſten aus allen möglichen Nationen zuſammengebracht hatte und ſtets vollzählig erhielt, bis nach ſeinem Tode (1790) ſein Sohn der Narrheit ein Ende machte.

Neben der Liebhaberei für das Militär verdient zunächſt erwähnt zu werden diejenige für Pracht und Glanz überhaupt, beſonders die Sucht der kleinen Fürſten, durch ſolche Mittel groß zu ſcheinen. Dieſe kleinen Gernegroße, dieſe Zaunkönige graſſirten beſonders im mittlern und weſtlichen Theile des deutſchen Reiches, dieſem Paradies der Kleinſtaaterei,

dieſer lächerlichen Heckeanſtalt für liliputiſche Throne, Armeen und Bureaukratien, dieſem unerſchöpflichen Stoffe zur Verhöhnung menſchlicher Thorheiten. Ohne Hülfsquellen und zugleich, wären auch ſolche vorhanden geweſen, ohne die Kraft, ſie richtig anzuwenden und nutzbar zu machen, ja auch nur ohne die leiſeſte Einſicht in ihre wahre Aufgabe und in das Weſen des Staates, kannten dieſe kleinen Fürſten kein anderes Intereſſe, als dasjenige, ihre Perſon möglichſt wichtig und, wie ſie meinten, groß zu machen, ohne ſich im mindeſten darüber zu beunruhigen, daß ſie dabei ihr Volk zu Grunde richteten und ihren ſelbſtſüchtigen Planen opferten. Jeder von ihnen wollte ſeit dem ſiebenzehnten Jahrhundert ein Ludwig XIV. ſein und das „l'état c'est moi" in's Werk ſetzen; ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war Friedrich der Große das beliebte Vorbild, und Keiner merkte, wie er dabei zum Affen wurde und blos ein Zerrbild deſſen lieferte, was er ernſtlich bezweckte.

Als Typus dieſer Race führen wir den jüngſt von Karl Braun (Preuß. Jahrbücher Okt. 1869) draſtiſch geſchilderten Fürſten Hyazinth von Naſſau-Siegen an. Dieſe Herrſchaft, von den übrigen, manigfach zertheilten Erbſtücken des Hauſes Naſſau getrennt, lag in Weſtfalen an der Sieg, beſtand aus dem alten engen Städtchen Siegen und einigen Dörfern und war ſo glücklich, zwei Herren zu dienen und ſomit etwas zu vollbringen, was ſelbſt das Evangelium für unmöglich erklärt hatte. Dieſe beiden Herren waren die ältere, ſeit 1626 katholiſch gewordene und die jüngere, reformirt gebliebene Linie des Zweiges Naſſau-Siegen. Die Landgemeinden waren zwiſchen beiden zur Hälfte getheilt, das Städtchen aber — beiden gemeinſam; es hatte zwei Schlöſſer für die beiden Fürſten, die ſich in ſeinen Straßen nicht ſelten — Gefechte geliefert haben ſollen. Hyazinth gehörte der ältern Linie an, war 1666 geboren, lebte der damaligen Erziehungsmethode für Fürſtenſöhne gemäß, in ſeiner Jugend höchſt lüderlich, war den Jeſuiten, der franzöſiſchen Lebensweiſe und dem ſpaniſchen Regierungsſyſtem ergeben, haßte Alles, was deutſch war und beſonders was deutſch fühlte, und litt an der fixen Idee, König werden zu wollen, wie es ſein Verwandter und Zeitgenoſſe Wilhelm III. von Oranien geworden war, nach deſſen bevorſtehendem kinderloſem Tode er den erſehnten Titel leicht zu erringen hoffte. Sobald dieſer Tod 1702 eingetreten, nahm Hyazinth das Prädikat „Königliche Hoheit" an und wies alle Briefe zurück, auf welchen dasſelbe fehlte. Seinen Hofſtaat vergrößerte er in lächerlicher Weiſe und ließ ſeine Unterthanen hiefür tüchtig ſteuern. Ein pfiffiger italieniſcher Kammerdiener wurde zu den höchſten Ämtern und in den Grafenſtand erhoben, die deutſchen Beamten dagegen mißhandelt und verjagt. Gegen die für Letztere ſich verwendende reformirte Siegener Linie ließ er mitten durch die Stadt eine Mauer und einen Thurm errichten und auf dieſem ein Muttergottesbild und zwei Kanonen aufſtellen. Das von Wilhelm III. hinterlaſſene Fürſtenthum Oranien (Orange) in

Südfrankreich ſuchte er an ſich zu reißen; Ludwig XIV. kam ihm aber zuvor und vereinigte es kurzweg mit ſeinem Reiche. Während er nun den Kaiſer und das deutſche Reich für ſeine Erbanſprüche in Bewegung ſetzte, behandelte er zugleich Siegen mit der empörendſten Tyrannei und ſog das Ländchen jämmerlich aus. Da rief der reformirte Mitfürſt in ſeiner und des Volkes Noth die Preußen herbei, welche 1705 Siegen mit Zuſtimmung der Bevölkerung beſetzten, worauf letztere Mauer und Thurm niederriß. Ein Vertrag ſetzte jedoch Hyazinth wieder in ſeine Stellung ein und die alte Wirthſchaft begann von Neuem, indem z. B. der Kammerdiener Graf einen armen Greis von ſiebenzig Jahren, der vor einer Proceſſion nicht ſchnell genug auf die Kniee fiel, ſo mit dem Stocke ſchlug, daß er daran ſtarb. Da ſchritt endlich das Reich ein, aber ſo langſam, daß die Geduld riß und das Volk ſelbſt den Fürſten vertrieb, der zwar wieder zurückkehrte und neuerdings wütete, und einen Bauer ohne Recht und Gericht enthaupten ließ, 1707 aber endlich vom Kaiſer entſetzt und den Unterthanen alle Steuerzahlung an ihn verboten wurde, was ſie ſich gewiß nicht zweimal ſagen ließen. Umſonſt waren alle ſeine Bemühungen, wieder eingeſetzt zu werden, bei der Theilung der oraniſchen Beſitzungen erhielt er nichts, und nun verließen ihn auch die Jeſuiten. Er führte ein unſtetes Leben, erhielt jedoch noch 1742, ein Jahr vor ſeinem Tode, das Fürſtenthum Hadamar.

Und ſolche Schand- und Spottgeſchichten von Kleinſtaaterei fielen zu tauſenden vor, bis das alte morſche Gebäude vor den Schlägen der franzöſiſchen Revolutionsarmee zuſammenbrach und das deutſche Volk lernte, auf ſich ſelbſt zu vertrauen und ſeine neuen Dränger vertrieb, wie es längſt die alten hätte vertreiben ſollen.

Die Sucht zu glänzen trat beſonders bei fürſtlichen Hochzeiten hervor. Als 1686 Ludwig XIV. eine von ſeinen und der Monteſpan Töchtern verheiratete, wurde die erſt zwölfjährige Braut von dem Gewichte der Edelſteine beinahe erdrückt. Ihr Kopfputz war ſchwerer als ſie ſelbſt. Ein Jahr darauf wurde ohne beſondern Anlaß in Verſailles ein Prachtfeſt gegeben. In einem Saale errichtete man vier Kaufläden, welche mit Allem verſehen waren, was man in den vier Jahreszeiten zu tragen pflegte. Jeder Laden wurde von einem Herrn und einer Dame gehalten; die Herren waren Prinzen des königlichen Hauſes, unter ihnen der Dauphin, die Damen aber die beiden königlichen Mätreſſen, Monteſpan und Maintenon, und zwei andere Hofdamen! Die Läden enthielten für mehr als fünfzehntauſend Louis Goldſtoffe, Juwelen und Edelſteine, um welche die Hofleute ſpielten, ohne Gelt einzulegen, und was ſie gewannen, durften ſie davontragen.

Am kurſächſiſchen (damals zugleich polniſchen) Hofe in Dresden, dem verſchwenderiſchſten aller deutſchen Höfe, wimmelte es unter Auguſt dem Starken, dem Verführer der Aurora von Königsmark und Verehrer

der berüchtigten Cosel und so vieler anderer Weiber, die er regelmäßig nach ihrer ersten oder zweiten Geburt, oder auch früher verstieß, — von Günstlingen, Kastraten, Mätressen, Tänzerinnen, natürlichen Kindern (deren er 354 gehabt haben soll) und — Goldmachern. Für die Hochzeit seines Sohnes und Nachfolgers 1719, vergeudete er vier Millionen, während sein Land Hunger litt.

Eine der schädlichsten Liebhabereien der Fürsten war auch die Jagd. Sie hielten zum Zwecke derselben zahlreiche Heere von Bedienten, welche sich gegen die armen Bauern, deren Felder und Weinberge vom Wilde verheert wurden, die empörendsten Mißhandlungen erlauben durften. Jede Selbsthülfe, welche sich die Geplagten erlaubten, wurde mit Festungshaft oder Zuchthaus bestraft, und das Gefolge der Jagd zog unbedenklich durch die blühenden Saaten. Auf den Bauerhöfen, welche diesfälliger Verpflichtung unterlagen und in den herrschaftlichen Zwingern wurden in die Tausende von Jagdhunden unterhalten, und wenn die Jagd anging, mußten die dazu gepreßten Bauern ihre Arbeiten verlassen und den Fürsten als Treiber dienen, ja sogar Teiche graben und mit weithergeholtem Wasser füllen, um dem Mächtigen das Vergnügen einer Wasserjagd zu verschaffen.

Während das System der „Staatsraison" die Fürsten und ihre Höflinge auf diese Weise schalten und walten und das Mark der Völker verzehren ließ, gebar sie, um von dieser Praxis jede Störung fern zu halten, das scheußliche Institut der geheimen Polizei. Das Vaterland derselben war Frankreich und ihr Vater der Minister Kardinal Richelieu. In einem Edikte von 1667 anerkannte Ludwig XIV. dasselbe zum ersten Male förmlich. Unter den verschiedenen Mitteln, welche diese Anstalt der Knebelung jedes freien Willens anderer als der regierenden Personen zur Erreichung ihrer Zwecke anwandte, ist eines der interessantesten die geheime Polizeischrift, diese „Höllenschrift", wie sie Avé-Lallemant nennt. Ihre Vervollkommnung verdankt sie dem Minister des Äußern unter Ludwig XVI. (seit 1774), dem Grafen von Vergennes (gest. 1787), unter welchem sie die französischen Agenten im Auslande benützten, um auf den Empfehlungskarten, welche sie nach Paris reisenden Fremden mitgaben, in gewissen harmlos scheinenden Zeichen den Charakter und sämmtliche Verhältnisse derselben zu schildern, so daß jeder Träger einer solchen Karte gewissermaßen einen Uriasbrief mit sich führte, ohne es zu wissen. Diese Zeichen bestanden vorzugsweise in den Verzierungen der Empfehlungskarten. Die Farbe derselben bezeichnete das Vaterland des „Empfohlenen", und zwar bald einfarbig, bald in zwei Farben getheilt. Roth bedeutete z. B. Spanien, blau Frankreich, gelb England u. s. w. Die Form der Einfassung (z. B. kreisrund, oval, acht-, viereckig u. s. w.) bezog sich auf das Alter, die Linien derselben auf den Wuchs, eine Blume oder andere Zeichnung am obern Rande auf die Gesichtszüge (z. B. eine

Rose — schöne, ein Widderkopf — häßliche); ein um die Einfassung gewundenes Band zeigte den ehelichen Stand an, Knöpfe an derselben die Vermögensverhältnisse, verschiedene Verzierungen die mit der Reise verbundene Absicht, die Interpunktion hinter dem Namen die Religion oder philosophische Richtung, eine Linie unter dem Namen den Charakter, eine wie zur Registratur angebrachte Nummer die Kenntnisse.

Da jedoch diese Schrift zu zeitraubend und wegen des Erfordernisses eines Zeichners das Geheimniß gefährdet war, führte Vergennes statt ihrer eine bloße Chifferschrift ein, welche die Empfehlungskarte schmucklos und einfach erscheinen ließ. Das N vor der Numer der Registratur bezeichnete nun die Statur, der Strich oder das o hinter dem N die Verheiratung, die Numer selbst das Vaterland und das Alter, andere dabei angebrachte Zahlen den Charakter, das Vermögen, den Wuchs, die Mienen, den Zweck der Reise, den Stand und die Kenntnisse, Linien unter dem Namen je nach ihrer Form den Grad der Ehrlichkeit des Betreffenden, die Interpunktion, wie oben, die Religion u. s. w.

Neben der geheimen Polizei, und mit ihr in Verbindung, bestand auch eine geheime Diplomatie. Seit dem Tode des Kardinal-Ministers Fleury lenkte dieselbe in Frankreich der Prinz von Conti mit dem Könige hinter dem Rücken der Minister. Sie bezweckte zuerst die Verhinderung einer Allianz zwischen Österreich und Rußland, die Wahl Conti's zum Könige von Polen, und die Gewinnung der übrigen Mächte zur Mitwirkung hiebei. In diesem Sinne wurden auch die Gesandtschaften größtentheils neu bestellt, und mit ihnen eine Korrespondenz in geheimer Chifferschrift gepflogen. Der König und Conti scheiterten jedoch schmählich am Willen Choiseuls und der Pompadour, welche die Allianz Frankreichs mit Österreich und Rußland gegen Preußen durchsetzten. Conti trat zurück und an seine Stelle kam der bisher als Gesandter in Polen mit ihm in Verbindung gestandene Graf von Broglie. Aber auch ihm gelang es nicht, den russischen Einfluß in Polen zu brechen, und er fiel in Ungnade. In dieses Getriebe nun war auch der französische Gesandtschaftssekretär in Petersburg, Ritter d'Eon, eingeweiht, welcher 1728 zu Tonnerre in Burgund geboren und (faktisch!) auf die Namen Charlotte Genoveva Louise Auguste Andreas Timotheus d'Eon de Beaumont getauft war. Er wuchs als Knabe auf und bekleidete seit 1757 die erwähnte Stelle, in welcher er auf Befehl Ludwigs XV., zur Auskundschaftung politischer Geheimnisse, unerkannt in Weiberkleidern der Kaiserin Elisabeth als Vorleserin diente, welche Aufgabe seine zarte Gestalt und Stimme erleichterten. Er kehrte im folgenden Jahre nach Frankreich zurück, machte den Feldzug von 1761 als Dragoner-Hauptmann mit, zeichnete sich aus, wurde verwundet, und ging dann als Gesandtschaftssekretär nach London, wo er die Seele der Gesandtschaft war und bald selbst bevollmächtigter Minister wurde. Als er aber dem neuen Gesandten,

dem Grafen Guerchy, weichen und wieder Sekretär werden ſollte und darob mit demſelben in Streit gerieth, erlaubte er ſich im Zorne ſolche Exceſſe, daß er zurückgerufen wurde. Er verweigerte den Gehorſam, gab ſeine „Briefe, Memoiren und geheimen Verhandlungen“ heraus und verfuhr dabei ſo indiſcret, daß man in Paris daran dachte, ihn mit Gewalt zu entführen und in die Baſtille zu ſtecken. Seine Drohungen, mehr zu ſagen, brachten ihm eine Penſion ein, wie er denn ſtets exorbitante Forderungen an ſeine Regierung ſtellte, die ſich zuſammen auf mehr als dreihunderttauſend Livres beliefen! Seit den ſiebenziger Jahren aber verbreitete ſich das ſonderbare Gerücht, daß d'Eon ein Weib ſei, ohne daß man weiß, ob dies die Folge ſeiner allerdings auffallenden Taufnamen oder gewiſſer für weiblich geltender Charakterzüge, oder der erwähnten in Petersburg geſpielten Rolle oder noch unerklärter Intriguen war. — Noch unbegreiflicher aber iſt, daß der franzöſiſche Hof ihm 1775 förmlich befahl, Weiberkleider anzuziehen, und daß d'Eon dieſen ſonderbaren Befehl ſofort befolgte! Es war der zu Vielem brauchbare Beaumarchais, der ihn überbrachte, und von d'Eons Weiblichkeit feſt überzeugt geweſen ſein ſoll, da derſelbe förmlich mit ihm kokettirte! Man ſtritt ſich über ſein Geſchlecht; die Franzoſen hielten ihn für ein Weib, die Engländer für einen Mann, und man wettete ſogar darüber. Ja, Geſchworene entſchieden bei Anlaß einer Wette, d'Eon ſei ein Weib, und es erſchien ein Roman über ſein Leben, nach welchem er aus Erbſchaftsgründen früher als Mann ausgegeben worden ſein ſollte. Ja, er wurde ſogar, obſchon fünfzigjährig, beſungen und erhielt Heiratsanträge! Nichts von allem Dem aber bewog ihn zu einer offenen Erklärung über ſein wahres Geſchlecht! Unterdeſſen kehrte er nach Frankreich zurück, und zwar in Männerkleidern, erhielt aber ſogleich von Ludwig XVI. die Weiſung, wieder Weiberkleider zu tragen, und man nannte ihn und er ſich ſelbſt: die Chevalière d'Eon. Als man ihn, der das Ludwigskreuz über ſeiner Tracht trug, öffentlich neckte, ließ ihn die Regierung in Dijon einſperren, entließ ihn aber 1783 nach England. Der Nationalverſammlung von 1791 bot er ſich als Offizier an, indem er ihr ſchrieb, ſein Herz empöre ſich gegen ſeine Weiberkleider. Er wurde aber abgewieſen und trug trotz der Revolution, durch die doch alle königlichen Befehle aufgehoben waren, fortwährend die ihm verhaßte Tracht, wahrſcheinlich um ſeiner Eitelkeit zu genügen und nicht in den Strom der Vergeſſenheit zu ſtürzen; ja er gab ſogar — Fechtſtunden im Weiberrocke und ſtarb in demſelben, von bittrer Armut heimgeſucht, 1810; aber die Unterſuchung ſeiner Leiche ergab, daß er ein vollkommener Mann war. Wir haben ein ungelöstes Räthſel vor uns!

Als ein Überreſt fürſtlicher Liebhabereien früherer Zeiten kam in der Periode, welche uns beſchäftigt, noch das Halten von Hofnarren vor.

Als Don Juan von Öſterreich, natürlicher Sohn König Philipps IV. von Spanien, auf ſeiner Heimreiſe aus den Niederlanden (1659) durch

Paris kam, befand ſich in ſeinem Gefolge eine Perſon, von welcher ein Memoirenverfaſſer ſagt, daß ſie drei Jahrhunderte früher den franzöſiſchen Hof nicht in Erſtaunen geſetzt hätte, nämlich eine Närrin in Männerkleidern, den Degen an der Seite, ſehr häßlich, mit wilden, verſtörten Blicken, aber „viel Geiſt“. Sie fand ſo viel Beifall, daß man Don Juan bat, ſie da zu laſſen, als er abreiste; aber ſie ſagte Wahrheiten, die ſie verhaßt machten, und man verabſchiedete ſie bald wieder.

Später lebte am Hofe Ludwigs XIV. eine kleine und alte Frau, mit vorſtehenden Lippen und rothunterlaufenen Augen, deren Anblick Übelkeit erregte, eine Art von Bettlerin, welche am Hofe die Rolle einer Hofnärrin ſpielte und bei den Mahlzeiten des Königs und der Prinzen anweſend war, wobei ſie ſang, die Leute beſchimpfte und ihnen derbe Wahrheiten ſagte. Man nannte ſie Madame Pannache, und Jedermann beluſtigte ſich damit, ihren Zorn zu erregen und ſie dann durch Süßigkeiten zu beſänftigen, die man ihr mit anderen Speiſen vermengt in die Taſchen ſteckte. Die Einen gaben ihr ein Goldſtück, die Anderen Naſenſtüber, worüber ſie wütend wurde, da ſie nicht wußte, von wem ſolche kamen. Wider ihre Abſicht machte ſie den Grafen von Roye unglücklich, einen Huguenoten, der mit ſeiner Familie nach Dänemark geflohen war, und deſſen Gattin ſo unklug war, in der vortigen Königin Ähnlichkeit mit der Pannache zu finden, über deren Charakter die Königin ſich ſofort in Paris erkundigte, worauf die Familie Roye das Land verlaſſen mußte, aber ſpäter in England Zuflucht und eine Pairie erlangte.

Selbſt kleine Höfe beſaßen Hofnärrinnen; ſo befand ſich z. B. um 1722 am Hofe der verwitweten Herzogin Emilie Agnes von Sachſen-Weißenfels-Dahme, gebornen Gräfin von Reuß-Schleiz, die Hofnärrin Kathrin Lieſe und ihr Sohn, und man hielt ſie für die einflußreichſte Perſon in der Umgebung der Herzogin.

Unter den zahlreichen Hofnarren unſerer Periode erwähnen wir nur einige Wenige. — Des Kaiſers Matthias Hofnarr Nelle trug am Reichstage zu Regensburg 1613 ein nettes Büchlein unter dem Arme. Als der Kaiſer fragte, was darin ſtehe, antwortete er: die Reichstagsakten, und als Jener das Büchlein öffnete und nur leeres Papier fand, erhielt er die Auskunft, es ſei eben nichts verrichtet worden. Lips, der Narr Markgraf Philipps von Baden, rieth, die Juden, um welche es ſich gerade handelte, in's Land aufzunehmen; man habe dann alle Religionen darin, ausgenommen die chriſtliche, welche noch fehle! Friedrich I., König von Preußen, ließ ſeinen luſtigen Rath Putzmann, gerade weil die Geiſtlichkeit ihm ein ehrliches Begräbniß verweigerte, in der Peterskirche ſelbſt mitten unter den Geiſtlichen beſtatten, weil er „ein Prediger der Wahrheit“ geweſen ſei. Friedrich Wilhelm Freiherr von Kyau war Luſtigmacher am Hofe ſächſiſcher Kurfürſten bis zu Auguſt II., König von Polen, und ſtarb 1733 als Kommandant der Feſtung Königſtein. Ein wirklicher Hof-

narr des letztern Königs und seines Sohnes war der Baier Joseph Fröhlich; er trug einen ungeheuern Kammerherrnschlüssel, der ihm zugleich als Trinkbecher diente. Bei einem Besuche seines Herrn in Potsdam wollte er mit dem nachher zu erwähnenden Gundling Brüderschaft machen, was aber Dieser nicht annahm. Fröhlich erhielt einen förmlichen komischen Nekrolog, der zugleich eine Satire auf den Minister Grafen von Brühl war. — In Frankreich war unter Ludwig XIV. der Herzog von Roquelaure, ein Zwerg, der berühmteste Lustigmacher. Einst wegen eines schlimmen Streiches nach Spanien verbannt, kehrte er auf einem Wagen voll spanischer Erde nach Versailles zurück und erhielt Verzeihung. Nachher war er Gesandter nach Spanien und nach Rom. Er verstand es, den höchsten Herren ungestraft Nasenstüber und Fußtritte zu geben. — Killigrew, Karls II. von England Kammerdiener und Narr, drohte diesem lüderlichen Fürsten, Cromwell aus der Hölle zu rufen, wenn er sich der Staatsgeschäfte nicht besser annehme. Bei einem Besuche in Paris stellte er sich vor Ludwig XIV. dumm; aber als er das Bild Christi zwischen dem dieses Königs und dem des Papstes aufgehängt sah und der König ihm die Namen der Dargestellten nannte, antwortete er, er habe wohl gewußt, daß der Heiland zwischen zwei Schächern gekreuzigt worden, nicht aber, wie sie heißen. — Ein besonderer Liebhaber von Hofnarren war Peter der Große von Rußland; er soll deren nach und nach gegen hundert gehalten haben; manche wegen ihrer körperlichen Mißgestalt, Andere zur Strafe für begangene Dummheiten, dann Solche, die sich verrückt stellten, um einer Strafe zu entgehen und Solche, die er in's Ausland geschickt, um sich auszubilden, die aber unwissend heimgekehrt waren u. s. w. Ein solcher Narr wider Willen war der Hauptmann Aschakoff, welcher sich jedoch leicht in seine Rolle fand und Europa bereiste, um mittels seiner Thorheiten Gelt zu sammeln, wobei er zweitausend Thaler „verdiente". Ein andrer Narr ließ sich am Hofe bald Patriarch von Rußland, bald König von Sibirien nennen, saß stets an des Kaisers Seite und Dieser belustigte sich oft damit, ihn sammt seinem Stuhle umzustoßen, daß er die Füße gen Himmel streckte. Als die russische Geistlichkeit mit der Betitelung eines andern Narren als Patriarch unzufrieden war, ernannte Peter denselben — zum Papste. Ein Narr bekleidete stets die Stelle eines Königs der Samojeden. Ein Koch des Zaren mußte als Narr dienen, weil er Hahnrei und deshalb zum allgemeinen Gespötte geworden war. Unter der Zarin Anna wurde ein Prinz Gallizin zum Hofnarren gemacht, weil er seine Religion gewechselt, und mußte ein gemeines Mädchen heiraten und die Hochzeit in einem Hause von Eis, mit lauter Möbeln und sogar dem Bette aus diesem Stoffe, feiern. Ein öffentlicher, gleichsam aller Welt Hofnarr, war der halbverrückte Bäcker Teichmann aus Hirschberg in Schlesien, welcher seinen Beruf verließ, weil er sich einbildete, Dichter zu sein, um die Mitte des achtzehnten Jahr-

hunderts im Lande umherzog und von Spaßvögeln Schreiben verſchiedener Monarchen erhielt, die ihn zu hohen Ämtern erhoben, z. B. zum chineſiſchen Mandarin, zum türkiſchen Paſcha, und die er in vollem Ernſte aufnahm. Der Fürſtbiſchof von Breslau beluſtigte ſich viel mit ihm. —

Mit den Hofnarren konkurrirten auch in unſerer Periode noch die Zwerge. Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. von Preußen hielten welche, deren Einer an den Tag brachte, daß die Bedienten des erſtern Königs täglich für achtzehn bis zwanzig Thaler Wachslichter ſtahlen! In Petersburg wurde 1710 eine Zwergehochzeit gefeiert, bei welcher zweiundſiebenzig Zwerge zuſammenkamen. Die kleinen Leute pflanzten ſich in jenem Lande ordentlich fort. Sehr bekannt war im achtzehnten Jahrhundert Nikolaus Ferry aus Salins in Burgund, welcher Hofzwerg des Ex-Königs Stanislaus von Polen, damals Herzogs von Lothringen, und „Bebe“ genannt wurde. Er ſtarb 1764, 23 Jahre alt und 33 Zoll hoch und erhielt eine lateiniſche Grabſchrift. Noch 1785 figurirten im Münchner Hofkalender drei „Hofzwerge“!

Ein Narr, François le Metel de Boisrobert, Spaßmacher des Kardinals Richelieu, zugleich Dichter, ſpäter Abt (!) zu Chatillon, Almoſenier des Königs und Staatsrath, aber von ausſchweifenden Sitten (geſt. 1662), und ein Zwerg, Anton Godeau, ebenfalls Dichter, ſpäter Biſchof zu Vence (geſt. 1672), hatten großen Antheil an der Errichtung der franzöſiſchen Akademie.

Den erſten Anſtoß zur Abſchaffung der Hofnarren gab der deutſche Dichter Moſcheroſch in ſeinen Satiren, in denen er dieſe Unſitte unerbittlich verſpottete. Während des achtzehnten Jahrhunderts wurden die Narren nach und nach zu luſtigen Räthen, wie wir geſehen, und verſchwanden in der zweiten Hälfte desſelben allmälig. —

Eine förmliche Ausdehnung des Hofnarrenweſens in's Große war das weltgeſchichtliche Tabakskollegium des uns bereits durch ſeine Leidenſchaft für die Soldaten bekannten Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der ſich mit dieſer Einrichtung in der Geſchichte des Humors eben ſo unſterblich machte, wie in jener des Kamaſchenthums. Zutritt hatte in der genannten merkwürdigen Geſellſchaft, welche in der Regel alle Abende ſtattfand, und zwar je nach dem Aufenthalt des Königs in Berlin, Potsdam oder Wuſterhauſen, Jeder, der dazu gerufen wurde. Jeder Beſuchende, der König voran, erhielt ſeine Tabakspfeife nebſt Tabak und Feuerzeug, ſeinen Krug Bier und ſein Glas. Bald war die Unterhaltung ernſthaft, bald ſcherzhaft. Die launigſte Rolle ſpielte da ohne Zweifel Jakob Paul, Freiherr von Gundling, Sohn eines Landpaſtors und Bruder des Profeſſors Gundling zu Halle. Er ſtudirte, war Hofmeiſter und wurde 1705 Profeſſor der Geſchichte an der Ritterakademie zu Berlin. Nach Aufhebung derſelben, mit dem Tode Friedrichs I., berief ihn deſſen Nachfolger als Hofrath und Zeitungsreferenten. Seine Trunkſucht aber,

ſein Hochmut und die ihm anhaftende komiſche Erſcheinung machten ihn immermehr zur Zielſcheibe des Spottes und Witzes am Hofe, ſo daß zuletzt Alles ihn neckte und ſich an ſeinem Zorne weidete. So wurde ſeine nicht unbedeutende Gelehrſamkeit durch ſeine entwürdigende Stellung am Hofe in den Hintergrund gedrängt, obſchon er für gelehrte (freilich nicht geiſtreiche) Werke vom kaiſerlichen und vom ruſſiſchen Hofe großartige Geſchenke erhalten hatte. Indeſſen bezog er eine anſehnliche Penſion, erhielt den Freiherrn-, mehrere Raths-Titel und die Kammerherrnwürde, ja ſogar jene eines Präſidenten der Societät der Wiſſenſchaften, mußte aber als Ober-Ceremonienmeiſter eine höchſt komiſche Kleidung tragen, einen rothen Rock, rothen Federbuſch auf dem Hute, rothe Strümpfe und rothe Abſätze an den Schuhen. Einſt ließ man einen Affen in ganz gleicher Kleidung eintreten, als er bei Tafel ſaß, und eine Bittſchrift überreichen, die ihn als Gundlings Sohn auswies. So ſpielte man ihm einen Poſſen über den andern, bis er 1731 zu Potsdam an den Folgen ſtarker Getränke ſtarb, die ihm ein Loch in den Magen gefreſſen hatten. Sein längſt verfertigter Sarg hatte die Geſtalt eines Weinfaſſes, und die Inſchrift darauf war in entſprechendem Geiſte abgefaßt und endete mit den Worten: „Sage, Leſer, wenn du lieſt, ob das nicht ein Schweinpelz iſt!“ Die Grabſchrift war wo möglich noch unflätiger. Ein Freund und Günſtling Gundlings war der Profeſſor der Pandekten Bartholdi zu Frankfurt an der Oder, welcher wegen ſeiner Neigung zu Beſchimpfungen ſchon in der Hausvogtei geſeſſen, am Hofe bei öfterm Beſuche als Narr behandelt wurde und im Spitale zu Berlin an der Kette endete. Am Hofe zu Potsdam lebte auch Hackemann, vorher Profeſſor zu Helmſtädt, als Hofrath und Bibliothekar, lief einſt davon, wurde in Wien katholiſch, kehrte zurück und wurde wieder lutheriſch, dann Profeſſor zu Halle und ſpäter Landſtreicher, als welcher er den Staupbeſen erhielt. Ein andrer Narr des Tabakskollegiums war Salomon Jakob Morgenſtern, welcher an der Univerſität zu Frankfurt 1737 in Anweſenheit des Königs, — in poſſenhafter Kleidung, einen Fuchsſchwanz ſtatt des Degens an der Seite, eine öffentliche Disputation über die Narrheit halten mußte, welcher alle übrigen Profeſſoren zu opponiren hatten. Friedrich Wilhelm I. liebte auch komiſche Patente. Einen Grafen von Stein ernannte er unter allerlei aſtrologiſchen und kabbaliſtiſchen Phraſen nach Gundlings Tode zum Vicepräſidenten ſeiner Societät der Wiſſenſchaften; dem Memoirenverfaſſer Freiherrn von Pöllnitz beſcheinigte er zum Abſchied von Berlin feierlich, daß er dem Hofe durch ſeine Spaßmachereien wichtige Dienſte geleiſtet, weder Straßenräuber, noch Beutelſchneider, noch Giftmiſcher geweſen, keine Jungfrauen geraubt noch verführt habe u. ſ. w. Pöllnitz wurde wiederholt katholiſch und wieder proteſtantiſch, um zu reichen Heiraten zu gelangen, ſo daß ihm Friedrich II. zuletzt rieth, ſich auch noch beſchneiden zu laſſen. Der Schriftſteller David Faßmann war der komiſche Ge-

ſchichtſchreiber all' dieſer wirklichen und unwillkürlichen Narren des Tabakskollegiums.

An den deutſchen Höfen graſſirte im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert das Laſter der Gallomanie, der blinden Verehrung des Franzoſenthums und der ſklaviſchen Nachahmung und Einführung aller Übelſtände, an denen Frankreich krankte, ſo ſehr, daß alle Angelegenheiten des Staates und namentlich das arme Volk furchtbar darunter litten. Beſonders peinlich berührt es, einen politiſchen und wiſſenſchaftlichen Geiſt wie Friedrich den Großen dieſe Galeerenkette nachſchleppen zu ſehen. Wie er überhaupt nur in der franzöſiſchen Sprache ſich gebildet ausdrückte und die deutſche wie ein Bauer ſchrieb, wie er blos die franzöſiſche Literatur ſchätzte, die deutſche verachtete und mißkannte, ſo franzöſirte er auch die Finanzverwaltung ſeines Reiches. Um die überwuchernde Schmuggelei zu verbannen, führte er bald nach dem ſiebenjährigen Kriege 1766 die „General-Acciſe und Zollverwaltung" ein und übergab ſie durchweg Franzoſen. An der Spitze ſtanden fünf Regiſſeurs mit je zwölftauſend Thalern Gehalt, unter ihnen in den Provinzen zwölf Direktoren und unter dieſen ein ganzes Heer von Inſpektoren, Kontroleuren, Viſitatoren, Plombeurs und Garden zu Fuß und zu Pferde, — Alles Franzoſen. Der Handel wurde gelähmt, das Volk ausgeſogen und deſſen Moralität durch das übermütige und leichtfertige Perſonal untergraben.

Dieſe Schmachzuſtände vereinigten ſich mit der ohnehin herrſchenden Verſchwendung der Kleinſtaaterei, ſo daß Deutſchland, als es von der franzöſiſchen Revolution überraſcht wurde, ſich in einem Zuſtande jämmerlichſter Zerriſſenheit befand. Unter dem „Reiche" verſtand man, wie unter dem Landvolke zum Theil noch heutzutage, blos die kleinen Staaten im Südweſten; weder Öſterreich noch Preußen zählten ſich dazu und wurden von denen „im Reich' draußen" ebenſo ſehr gehaßt, wie ſie ſelbſt einander haßten. Um den Kaiſer kümmerte ſich außerhalb Öſterreichs Niemand, als wer Wappen oder Titel brauchte, die allein er ertheilen konnte; ſonſt hing nur der Doppeladler an den Poſthäuſern, und wenn der Kaiſer ſtarb, ertönte Trauergeläute. Die Rathsherren der elenden ſchwäbiſchen Reichsſtädtchen fühlten ſich als Souveräne und nannten ſich gleich den Römern pompös: Senatus populusque. Als die Franzoſen Mainz nahmen und von den Bürgern Wünſche zu einer Konſtitution verlangten, gingen dieſelben nicht über die engherzigſten Begriffe der einzelnen Zünfte hinaus, — von politiſchen Ideen keine Spur!

Die erſten empfindlichen Folgen der Revolution, welche Deutſchland ſpürte, war der ſeit 1790 ſtattfindende Einbruch der von jenem Weltereigniſſe vertriebenen ſtarren Anhänger des geſtürzten Regierungsſyſtems und der lüderlichen Bourbonenſippſchaft, der ſog. Emigranten. Es war, wie Alle erfuhren, die mit ihnen zu thun bekamen, in der Mehrzahl rohes, ſittenloſes Geſindel, ſchlechter als der „Pöbel", vor dem ſie flohen.

Von geblendeten deutſchen Landesherren, namentlich aber von dem geiſtlichen Kurfürſten von Trier, deſſen Reſidenz Koblenz auch ihr Hauptſitz wurde, gaſtfrei, ja zuvorkommend aufgenommen, benahmen ſie ſich, wo ſie zu imponiren wußten und vermöge ihrer Anzahl ſogar gewaltthätig auftreten konnten, wie die ehrloſeſten Schufte. Familienglück zu zertreten war ihnen Kleinigkeit, Frauen und Töchter zu verführen — Zeitvertreib, Deutſche zu verhöhnen und zu mißhandeln — königliches Vergnügen. Lug und Trug, Gewiſſen- und Zuchtloſigkeit und — anſteckende Krankheiten kamen in ihrem Gefolge, und ihre zuſammengelaufenen Heere, welche gegen die Freiheit ihres Vaterlandes kämpfen ſollten, wurden ſelbſt von den verkommenſten Reichsſtadt-Truppen verachtet.

Solches Gelichter war wenig geeignet, in Deutſchland Sympathieen für das geſtürzte Regiment Frankreichs zu erwecken. Man zollte vielmehr, im Hinblick auf die eigenen unbefriedigenden Zuſtände, den Ideen der Revolution an vielen Orten und in vielen Kreiſen offenen Beifall und beſang ſie ungeſcheut. Selbſt unter „Vornehmen“ wurde die Tricolore Mode, man trällerte arglos das Ça ira und die Marſeillaiſe und ſchwärmte für die Menſchenrechte. Seitdem jedoch der Kerker die königliche Familie umfing, und noch mehr, ſeitdem die Guillotine ihre ſchauderhafte Arbeit begann, waren alle gebildeten und beſitzenden Deutſchen bitter enttäuſcht und wandten ihr Herz kopfſchüttelnd und trauernd vom weſtlichen Nachbarlande,

„wo der Sklave die Kette brach“,

ab; ja der blutige Fortgang des welterſchütternden Dramas trieb die Erſten der deutſchen Geiſter ſo weit von jeder antimonarchiſchen Idee weg, daß ſie die einfachſten Grundlagen freier Zuſtände vergaßen und ein Goethe dichten konnte:

„Der Menſch iſt nicht geboren, frei zu ſein,
Und für den Edlen gibt's kein höher Glück,
Als einem Fürſten, den er ehrt, zu dienen,“

ja ſogar der Dichter Fiesco's und Tells jammerte:

„Wo ſich die Völker ſelbſt befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n!“

Doch war damit noch nicht alle Oppoſition gegen ſchlimme Zuſtände todtgeſchwiegen. Gegen ſolche erhob ſich in Preußen, wo indeſſen ſchon unter Friedrich dem Großen und noch mehr unter deſſen elendem Nachfolger politiſche Schmähſchriften gegen die Regierung keine Seltenheit waren, — der Oberzollrath von Held, welcher in ſeinen heftigen Schriften „Das ſchwarze Buch“, „Die preußiſchen Jakobiner“, „Das geprieſene Preußen“, hohe Beamte, wie den Gouverneur in Schleſien und dem getheilten Polen, Grafen Hoym, den Kanzler Goldbeck, den General Rüchel u. A. des Betruges und der Erpreſſung anklagte, und in der Haft, in welche er mit ſeinen Freunden fiel, ſogar den König beſchuldigte, daß er „keine Wahr-

heiten mehr hören, redliche Männer, wahre Patrioten, in den Kerker werfen und die angezeigten Betrüger zu Dirigenten einer gegen sie niedergesetzten Kommission ernennen wolle.“ Helds Schriften wurden konfiszirt, er selbst jedoch nach längerer Haft und schließlicher Verurtheilung, endlich freigesprochen. Die gerügten Zustände aber führten zu dem traurigen Falle des deutschen Reiches und Preußens am Anfange unseres Jahrhunderts.

B. Einzelne Höfe.

Das Land, in welchem die soeben erwähnten Auswüchse der „Staatsraison“ vorzüglich ihren Sitz hatten, namentlich aber der sie alle an Gehässigkeit und allgemeiner Verbreitung weit überbietende Unfug des Mätressenthums, der mit dem ganzen übrigen Hofleben in so inniger Verbindung stand, — welches Land daher sämmtlichen übrigen Ländern, wo jene Auswüchse grassirten, zum Muster diente, war Frankreich, und der König, welcher jenes System vorzugsweise hegte und pflegte und dessen berüchtigter Ausspruch „l'état c'est moi“ so zu sagen zum Gesetze Europa's und der von uns behandelten Periode wurde, war Ludwig XIV. Dieser Typus des Regenten im siebenzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurde schon von Jugend auf, nach dem Willen des die Regierung führenden Kardinals Mazarin, derart erzogen, daß man bedacht war, ihn stets männlicher und seinen nachgeborenen Bruder, Philipp von Orleans, stets weibischer zu machen*), wozu die stets wieder auftauchende und noch nie widerlegte Sage passen würde, daß sein beseitigter Zwillingsbruder der bekannte Mann mit der eisernen Maske war. In einem Alter, wo junge Leute sonst blos zu gefallen suchen, imponirte er daher bereits, während dagegen seinem Bruder blos Geschmack für Schmuck und Kleidung des weiblichen Geschlechts eingeflößt, ja von der Königin-Mutter sogar darauf gehalten wurde, daß er weibliche Kleidung trug und in solcher, umgeben von ebenso angethanen jungen Höflingen, öffentlich erschien. Mazarin war jedoch darauf bedacht, daß Ludwig's königliches Auftreten mehr den Schein wahre, als sein Wesen ausmache, und sorgte daher bei Zeiten für Umgarnung des jungen Königs mit Vergnügungen, damit er sich nicht zu stark in die Staatsgeschäfte einmische und in Abhängigkeit vom Kardinal verbleibe. Letzterer nahm keinen Anstand, hierzu eine seiner sieben Nichten zu benutzen, die er aus Italien hatte kommen lassen, — Töchter seiner zwei Schwestern, zwei Fräulein Martinozzi und fünf Fräulein Mancini. Erstere fingen in ihren Netzen einen Prinzen von Conti und einen Prinzen von Modena. Von den Mancini wurden die beiden älteren

*) Anquetil, Louis XIV., sa cour et le régent. 4 tomes. Paris 1793.

Herzogin von Mercoeur und Gräfin von Soiſſons, die beiden jüngeren Herzoginnen von Meillerai (deren Mann den Namen „Herzog von Mazarin“ annahm) und von Bouillon, während die Mittelſte, Marie, dem Hauptzwecke des Oheims diente. Nichts weniger als hübſch, mit gelb-bräunlichem Teint, langem und magerem Halſe und ebenſolchen Armen, großem Munde und glanzloſen Augen, wußte ſie doch zu kokettiren und ging mit keinem geringern Gedanken um, als das Herz und wo möglich ſogar die Hand des mächtigſten Monarchen ſeiner Zeit zu erringen.

Ihre Verſuche waren nicht mit Erfolg gekrönt. In den kleinen Cirkeln, welche ſie gab, erregte nicht ſie, ſondern die jugendfriſche, hübſche und anmutige Mademoiſelle de la Motte d'Argencour Ludwigs Begierden, widerſtand ihnen aber, obſchon ihre Mutter ſo gewiſſenlos geweſen war, ſich Mazarin als Hinterbringerin der Geheimniſſe des Königs anzubieten, die ſie erführen würde, wenn derſelbe ihre Tochter ſeiner Liebe würdigte! Dem ſchlauen Italiener war dies Waſſer auf ſeine Mühle; er erzählte dem Könige Alles und erkältete dadurch gründlich deſſen Neigung zur ſchönen Argencour, die — natürlich — in ein Kloſter ging. Ludwig machte ſich über ſeine fehlgeſchlagenen Abſichten religiöſe Skrupel, vergaß dieſe aber bald (erſt ſechszehn Jahre alt!) in den Armen der weniger ſpröden Kammerfrau Beauvais, — zu derſelben Zeit, da er ſeine erſten Feldzüge unter Fabert und Turenne mitmachte (1654). Die intriguante Marie Mancini gab indeſſen ihre Hoffnung nicht auf und brachte es wenigſtens dahin, daß die Königin-Mutter die Anweſenheit des Königs in den Soiréen der Gräfin von Soiſſons, Mariens Schweſter, begünſtigte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Mazarin ſich in der ſtolzen Hoffnung gewiegt hatte, unter ſeinen herzoglichen und gräflichen Nichten auch eine Königin auftauchen zu ſehen. Er fühlte jedoch bei Zeiten, daß er darauf verzichten mußte, und ſuchte nun wenigſtens die Heirat des Königs mit Margaretha von Savoien zu Stande zu bringen, weil der Graf von Soiſſons mit dieſem Hauſe verwandt war. Jetzt war es aber Marie, welche des Oheims Abſichten durchkreuzte und durch ihre Einflüſterungen bei dem Könige, über den ſie bereits nicht unbedeutenden Einfluß errungen hatte, bewirkte, daß er die ſavoiſche Prinzeß verſchmähte, — und dies benützte ſofort die Königin-Mutter, welche des Sohnes Verbindung mit einer ihrer Verwandten wünſchte, indem ſie deſſen Heirat mit Maria Thereſa, Infantin von Spanien, betrieb. Da nun Mazarins Pläne geſcheitert waren, ſah er ſich genöthigt, Maria und ihre Schweſtern (!) in ein Kloſter zu ſchicken. Ihr Abſchied vom Könige war rührend; Ludwig konnte ſeine Thränen nicht zurückhalten. „Sie weinen!“ ſagte Maria, halb zärtlich und halb vorwurfsvoll. „Sie ſind ja König und ich gehe fort!“ Die Liebenden unterhielten noch einige Zeit einen Briefwechſel, deſſen Unterhändler aber verbannt wurden. Einmal beſuchte der König

auch, doch nachdem ſeine Liebe bereits erkaltet war, das Aſyl der Kardinalsnichten. Um nun einer ſeiner Nichten, wo nicht einen König, doch wenigſtens einen königlichen Sproſſen zu geben, beabſichtigte Mazarin die Verbindung einer derſelben mit einem Herrn von Courtenai, welche Familie ſich von Ludwig dem Dicken herleitete; aber der in Ausſicht genommene Schwiegerſohn erwies ſich als ein geiſtloſer Vergnügling.

Ludwig XIV. heiratete 1660 die ſpaniſche Infantin und hielt mit ihr am 26. Auguſt einen pompöſen Einzug in Paris. Marie Mancini aber gerieth beinahe in Verlegenheit, welche Krone ſie auf ihr Haupt ſetzen wollte. Denn kein Geringerer, als Karl II. von England hatte, bevor er König war, um ſie geworben, ſie aber nach ſeiner Thronbeſteigung, trotz von Mazarin angebotener fünf Millionen Mitgift verſchmäht; dann wollten die Herzoge von Lothringen und Savoien ſie heimführen, aber nicht ohne Mitgabe einer franzöſiſchen Feſtung, was Mazarin natürlich verweigerte, — worauf er ſie endlich dem römiſchen Connetable Colonna gab, welcher hunderttauſend Livres Renten zu verzehren hatte. Es war des ränkevollen Miniſters letztes Werk; er ſtarb 1661. Während der zwanzig Jahre ſeiner Regierung hatte er ungeheure Reichthümer aufgehäuft. Eine einzige ſeiner Nichten hinterließ ihrem Sohne, dem Herzog von Mazarin, achtundzwanzig Millionen Livres. Marie aber trennte ſich ſpäter von ihrem brutalen Manne, führte ein herumziehendes Leben und verſcholl vollſtändig!

Von Mazarins Todesſtunde an regierte Ludwig XIV. allein, ohne Premierminiſter und ohne je wieder einen Geiſtlichen in ſeinen Rath aufzunehmen. Als Harlai de Chanvelon, Präſident der Verſammlung des Klerus, ihn nach dem Tode des Kardinals zu fragen wagte, an wen man ſich von nun an in Geſchäften wenden müſſe, vernahm er das kurze und inhaltſchwere Wort „à moi!“ Der wohlunterrichtete Memoirenſchreiber Saint-Simon ſagt von Ludwig: „Er hatte einen über die Mittelmäßigkeit erhabenen Geiſt, das heißt mehr geſunden Verſtand, als glänzenden, aber einen der Ausbildung und Verfeinerung fähigen; er wußte von Andern zu entlehnen, ohne daß es ſchien, als ob er ſie nachahme oder ihnen diene. Als er zu regieren begann, waren ſeine Miniſter im In- und Auslande die kräftigſten, ſeine Generale die geſchickteſten in Europa. Er lernte Alles von ihnen.“ Am Hofe herrſchte ſtatt der frommen Königin-Mutter und der ſchüchternen Königin, die Herzogin von Soiſſons, eine der Nichten Mazarins; „ſie wohnte in den Tuilerien, und ihre Gemächer waren der Mittelpunkt der Galanterie und der Intriguen. Man lebte dort en famille, unter mit Titeln geſchmückten Perſonen, welche faſt Alle verwandt, befreundet oder verbündet waren, und man empfing keine „„neue““ oder unbekannte Leute.“ Hier bildete der König ſich zu dem Grade der Liebenswürdigkeit, Höflichkeit und Majeſtät heran, welche ihm ſpäter ſo ſehr eigen waren.

Ludwig ſtand des Morgens gegen acht Uhr auf, betete, kleidete ſich an, las Bücher, frühſtückte einfach, erſchien um zehn Uhr im Conſeil ſeiner Miniſter, verließ es Mittags, beſuchte die Meſſe, widmete die Zeit bis zum Diner und nach demſelben ſeiner Familie, arbeitete dann mit den Miniſtern, gab Audienzen, brachte den Abend mit Konverſation bei den Königinnen oder der Herzogin von Soiſſons mit Spiel, Spaziergängen oder im Theater zu und ließ dem Nachteſſen noch Tanz oder kleine Bälle folgen. Zu dieſen verwendete man namentlich die „Filles d'honneur", eine lebhafte und mutwillige Geſellſchaft, welche unter dem Schutze der Herzogin von Navailles, einer Protégée Mazarin's, ſtand, und von deren Titel ein boshafter Beobachter jener Zeit ſagte: er ſei in jenem Lande ſchwer aufrecht zu erhalten. Die Dame d'honneur, wie die Herzogin hieß, hatte denn auch einen harten Stand gegen die Begierden des Königs, der ihre Schäflein zu ſeiner Auswahl beſtimmt glaubte und ſie im Falle der Widerſpenſtigkeit mit ſeiner Ungnade bedrohte, ihr aber verzieh, als ſie zu ſeinen Füßen ihren Entſchluß kundgab, ihre Ehre aufrecht zu erhalten. Da aber die Soiſſons die Navailles eine „fanfaronne de vertu" nannte, begann der König ſeine Angriffe auf die Unſchuld der Filles d'honneur neuerdings, bis deren Duenna ihre Gemächer mit eiſernen Gittern verſehen ließ. Der König nahm ihr aber einfach ihre Stelle und übertrug ſie — ſeiner Kupplerin, der Soiſſons, worauf ſeinen Wünſchen nichts mehr im Wege ſtand. Wir greifen hier unſerer Erzählung voraus, indem wir einſchalten, daß die Soiſſons ſpäter zu Brüſſel in Armut und Verachtung ſtarb, obſchon ſie die Mutter des berühmten Prinzen Eugen von Savoien war.

Kurze Zeit nach jenem Abenteuer gerieth aber der König in die ſüßen Bande der Vallière (wovon ſpäter). Als Opfer dieſer Neigung fiel der Miniſter Fouquet, welcher, ohne von derſelben Kenntniß zu haben, der königlichen Geliebten tauſend Piſtolen anzubieten gewagt hatte. Fouquet war ein gewiſſenloſer Menſch, der mehrere hohe Staatsſtellen nacheinander gekauft hatte und vom Volke ein Gelt-Henker, von Madame de Motteville ein Hauptdieb genannt wurde. Durch Dienſte, welche ſein Bruder, ein Abbé, dem Kardinal Mazarin geleiſtet hatte, ſtieg er zum Finanzminiſter empor. Der Abbé, ein intriguanter und frecher Burſche, „miſchte ſich in Alles, entzweite die Familien, ließ Männer prügeln, ſchändete Frauen und Mädchen." Als eine Madame de Chatillon einſt in ſeiner Abweſenheit in ſeinem Hauſe Briefe wegnahm, die er ihr nicht hatte zurückgeben wollen, begab er ſich in ihrer Abweſenheit in ihr Haus, durchwühlte es, zerſchlug die Spiegel und Porzellangeſchirre und warf Möbeln zum Fenſter hinaus. Mit ſeinem Bruder entzweite er ſich und warf ihm öffentlich, zu großem Skandale, vor, er habe fünfzehn Millionen verſchwendet, beſteche Alle, welche ſich's gefallen laſſen, und habe Damen, deren Namen er nannte, bald drei-, bald viertauſend Piſtolen geſandt.

Der Minister seinerseits blieb nichts schuldig, obschon er noch mehr that, als der Bruder sagte. Während in seinem prachtvollen Landhause, wo er sein Arbeitskabinet hatte, der ganze Hof antichambrirte und den unermüdlichen Fleiß des „großen Mannes“ lobte, stieg er auf einer geheimen Treppe in den Garten hinab, wo ihn „mit Gold aufgewogene Nymphen“, die man theilweise wohl kannte, erwarteten! Den König suchte er zu betrügen, wo er konnte, und stellte falsche Rechnungen aus, auf welche aber Colbert, den Mazarin noch in den Staatsdienst eingeführt hatte, den König aufmerksam machte. Ludwig ließ dieses Treiben einige Monate hingehen, da Colbert stets den Schaden zu wenden wußte, und sann indessen nach, wie er den untreuen, aber mächtigen und in Folge seiner Bestechungen allseitig beliebten Diener verderben könne. Fouquet wurde von dieser Absicht bei Zeiten unterrichtet und suchte auf einer Reise mit dem König in Nantes, wo dieselbe in's Werk gesetzt werden sollte, unter der Volksmenge zu entkommen, als ihn Artagnan, Kommandant der Musketiere, ergriff und in das Schloß Angers führte. Von da brachte man ihn in die Bastille. Ende 1664, nach zweijährigem Processe, wurde er zu ewiger Verbannnng verurtheilt und seine Güter konfiszirt. Die Minister hatten auf die Todesstrafe gehofft, und um ihnen einigermaßen gerecht zu werden, verwandelte Ludwig das Urtheil in lebenslänglichen Kerker, den der Gestürzte in der Alpenfestung Pinerol aushielt; sein Nachfolger wurde Colbert.

Als die einst von Ludwig angebetete „Madame“ (so war ihr offizieller Titel), die Gattin seines Bruders, des „Monsieur“, starb, gedachte er diese Stelle seiner Cousine zuzuwenden, welche den Hoftitel „Mademoiselle“ führte. Dieselbe liebte jedoch einen reichen jungen Edelmann aus der Gascogne von extravagantem Charakter, Peguilin, später Graf von Lauzun. Er war ein Günstling des Königs und erhielt von ihm die Zusage der Ernennung zum Großmeister der Artillerie, welche aber der König, als der Kriegsminister Louvois sich dagegen erklärte, brach, worauf Lauzun erbittert seinen Degen zerbrach, der König aber schon den Stock aufhob, ihn für diese Unverschämtheit zu züchtigen, sich jedoch ermannte, den Stock zum Fenster hinaus warf und Lauzun in die Bastille sandte, wo sich derselbe wie ein Verrückter benahm. Der König bot ihm nun die Stelle eines Hauptmanns der Garden an, deren bisheriger Inhaber die ihm entzogene Würde erhalten hatte, und Lauzun nahm nach anfänglicher Weigerung an. Sonderbarer Weise ging die wiedererlangte Gunst soweit, daß Ludwig Lauzun's Verehelichung mit „Mademoiselle“ erlaubte. Als aber der Hof sich entsetzte und Zeter schrie, nahm Ludwig auch dieses königliche Wort wieder zurück. Lauzun versuchte sein Glück bei der Montespan und verbarg sich unter ihrem Bette, als der König sie besuchte. Da hörte er, daß er, statt empfohlen — verrathen wurde, und nannte bei der nächsten Begegnung die Favoritin, welche ihm erzählte, wie sie

zu ſeinem Gunſten geſprochen, eine ſchändliche Lügnerin. Sie berichtete es weinend dem König, und Lauzun wurde zum zweiten Male in die Baſtille geſperrt, dann aber in ein niedriges Gewölbe zu Pinerol gebracht, wo Fouquet noch weilte. Die Beiden, gleich begierig, einander zu ſehen, gelangten dazu, ſich heimlich zu beſuchen, und Fouquet fürchtete, nachdem er des Genoſſen märchenhafte Geſchichte gehört, einen Wahnſinnigen vor ſich zu haben!

„Mademoiſelle“ vermachte ihr Vermögen einigen der Kinder, welche die Monteſpan vom Könige hatte, um die Freiheit Lauzuns und ihre Vereinigung mit ihm zu erlangen. Der König verweigerte letzteres entſchieden und geſtattete dem Gefangenen blos eine Badekur und eine Reiſe unter Bedeckung. Aber er war, als er die Geliebte wieder ſah, gegen ihre inzwiſchen ein halbes Jahrhundert alt gewordenen Reize unempfindlich, benahm ſich kalt und — ließ ſich wieder nach Pinerol zurückführen. Später finden wir ihn in England, wo ihm der entſetzte König Jakob II., Ende 1689, auftrug, die Königin und den Prinzen nach Frankreich zu bringen, was er inmitten vieler Gefahren glücklich bewerkſtelligte. In Verſailles begab er ſich wieder an den Hof, als ob nichts geſchehen wäre, und begann von Neuem zu intriguiren, wozu er die Maintenon gewinnen wollte, was dieſe aber ablehnte. Mit „Mademoiſelle“ führte er tolle Verzeihungs- und Verſöhnungsſcenen auf, bis ſie ſtarb, heiratete dann noch, führte ein glänzendes Haus und ſtarb in unverwüſtlichem Humor, 90 Jahre alt, 1723.

Solche orientaliſche Schickſalswechſel fielen an einem Hofe vor, welchen Madame de Sévigné folgendermaßen ſchildert: „Dieſe angenehme Verwirrung alles Deſſen, was es vom Auserwählteſten gibt (die Hofzirkel nämlich), dauert von drei bis ſechs Uhr. Wenn Couriere ankommen, ſo zieht ſich der König einen Augenblick zurück, um ſeine Briefe zu leſen, und kommt dann wieder. Es gibt immer etwas Muſik zu hören, was eine ſehr gute Wirkung ausübt. Er plaudert mit den Damen, welche an dieſe Ehre gewöhnt ſind. Beim Spiele ſpricht man ohne Ende: Wieviel Herzen haben Sie? Ich habe zwei, ich drei, ich eines, ich vier; er hat nur drei, nur vier, und man iſt entzückt von dieſem Geklatſch. Um ſechs Uhr begibt man ſich zu Wagen oder man fährt auf dem Kanal in Gondeln, wo man Muſik hört. Um zehn Uhr kommt man zurück und findet die Komödie bereit. Mitternacht ſchlägt, und man macht Media noche (ſpaniſcher Ausdruck für die nächtlichen Spaziergänge, Spiele, Intriguen u. ſ. w., unten S. 99).“

Dieſer Hof nun wurde damals für anderthalb Jahrhundert aus der rauſchenden Capitale, wo ſich Parteien befehdeten, deren Streit den König anwiderte, wo die galanten Abenteuer nicht geheim gehalten werden konnten und wo ihn die gaffende Menge des Volkes und die zudringliche der Stellenjäger inkommodirte, — entfernt und an einen Ort verlegt, welcher vorher förmlich der Natur entriſſen werden mußte, — Verſailles.

Ludwig XIII. hatte dort ein Schlößchen gebaut, um nicht in einer elenden Herberge oder in einer Windmühle übernachten zu müssen, wie ihm schon begegnet war, wenn er im Walde von Saint-Léger jagte, in dem es weder Straßen noch Ruhestationen gab. Ludwig XIV., der sich aus den angegebenen Gründen bereits nach St. Germain-en-Laye zurückgezogen hatte, entschloß sich, Versailles zu vergrößern und zu verschönern, und nachdem die Gartenkunst seines berühmten Lenôtre ihre steiflinigen Triumfe gefeiert, verlegte er den Hof 1680 dahin, wohnte aber selbst erst seit dem Tode der Königin, 1683, beständig dort. Mit den Arbeiten wurde stets fortgefahren. Getrennte Gebäude wurden durch neue solche verbunden, Hügel abgetragen, Höhlungen ausgefüllt, das sandige und feuchte Erdreich befestigt, Kanäle gegraben und Wasser gesucht, um sie zu füllen. Prächtige Aquädukte nach Art der Römer wurden aufgeführt, um das Wasser der entfernten Eure herzuleiten, sie mißlangen aber und blieben nutzlos. Täglich arbeiteten zweiundzwanzigtausend Menschen und sechstausend Pferde in Versailles. Man fabelte, im Angesichte dieser Anstrengungen, daß Versailles vier Milliarden Livres gekostet habe. Die Rechnungen jedoch, welche nach der Sage verbrannt worden sein sollten, sprechen blos von 180 Millionen Livres. Bald wurde auch dieser Ort dem König zu lärmend, und er wählte zu seinem Aufenthalte das tiefe Thal von Marly, wo im Sumpfe Kröten und Schlangen hausten, und das erst ausgetrocknet werden mußte. Man experimentirte dort in einem fort, und des Königs Laune ließ bald Wälder in Seeen, bald Wasserfälle in plastische Gruppen verwandeln. Ein damaliger Schriftsteller sagt mit Bezug auf diese Verschönerungswut: „Ein Privatmann, der damit behaftet ist, ruinirt nur sich selbst; ein König aber ruinirt sein Reich.“ Neben dieser Verschwendung huldigte aber Ludwig auch der Pflege des Schönen. Er ließ mit großen Kosten aus Rom Modelle kommen und gründete die Akademieen der Malerei, Bildhauerei und Baukunst. Großmütig unterstützte er die Schüler dieser Anstalten durch Ankauf ihrer Werke, mit denen er seine Schlösser und Gärten schmückte. Den gelähmten Handel belebte er durch Gründung der indischen Kompagnie, durch Anlegung von Kanälen und Straßen. Er schuf Frankreich eine Flotte, verbesserte die Gesetze, verbot die Duelle, begünstigte die Akademie der Wissenschaften, errichtete die Sternwarte und das Invalidenhaus und organisirte die Sicherheitspolizei.

Die bereits erwähnten Liebhabereien Ludwig's XIV. verdunkelte indessen, mittels allgemeinen Aufsehens und gebieterischer Geltendmachung, diejenige seiner Mätressenwirthschaft. In diesem Punkte benahm sich der französische Hof seit Langem mit der größten Schamlosigkeit, indem er seine daherige Frivolität öffentlich zur Schau trug. Schon in der Zeit, welche Gegenstand unseres ersten Bandes war, erlangte König Franz I. traurige Berühmtheit als der erste Fürst, welcher, und zwar erwiesener Maßen durch eigene Schuld, mit der damals neuauftretenden Weltseuche

der Syphilis angesteckt war, führte die heuchlerische Katharina von Medici, die Mutter der drei letzten Valois, stets eine Anzahl schöner und feiler Damen mit sich, mit welchen sie die Männer zu politischen Zwecken zu ködern suchte und welche sie in der schamlosesten Koketterie abrichtete, trug Heinrich III. die höfische Verdorbenheit und Zügellosigkeit von der Weiberliebe auf die ihm eigenthümliche krankhafte Neigung zu jungen Männern über und ließ seine ausgeschämten „Mignons" in Weiberkleidern die Rolle frecher Dirnen spielen, — benahm sich endlich der sonst so volksthümliche Heinrich IV. in keineswegs volkgewinnender Weise als ausschweifender Verführer. Doch war bei all diesem ekelerregenden Treiben die königliche Würde noch nicht so tief gesunken, daß sie den von ihren Trägern zur Befriedigung sinnlicher Lüste benutzten Personen je einen Einfluß auf die Regierung oder gar einen Antheil an derselben eingeräumt hätte. Bei all' der Keckheit, mit welcher diese Werkzeuge der Unzucht auftraten, bei all' der Freiheit, die ihnen gestattet war, würde es im höchsten Grade verpönt gewesen sein, wenn sie sich über die ihnen angewiesene Sphäre erhoben hätten. Diese Ungeheuerlichkeit war der Periode vorbehalten, welche den Inhalt gegenwärtigen Bandes bildet, und in welcher sie so recht augenfällig die Schwäche und Entwürdigung des Stufe für Stufe sinkenden Königthums und des Landes Reife zu einer Revolution beweisen sollte.

Die eigentliche Mätressenherrschaft entwickelte sich allmälig unter der Regierung Ludwig's XIV. Die erste Vertreterin derselben, und zwar noch in der mildesten und unschädlichsten Weise, war Louise Françoise de la Baume Le Blanc de la Vallière, von alter Familie aus Bourbonnais, geboren 1644. Im Dienste der Orleans erzogen, wurde sie Ehrendame der Herzogin von Orleans, Henriette Stuart, in Fontainebleau und machte dort 1661 die Bekanntschaft des Königs, welcher ihrer Herrin (seiner Schwägerin) ganz besondere Aufmerksamkeit widmete und mit ihr und ihrem fröhlichen Hofhalte nächtliche Spazierfahrten, Spiele und Feste feierte. Ludwig war seit einem Jahre mit Maria Theresa von Spanien vermählt, fand aber an ihrer steifen Etikette wenig Gefallen; um seine Liebe zur Schwägerin zu verbergen, spielte er den Ritter der la Vallière, und aus dem Scherze wurde bald Ernst. Ohne schön zu sein, verdrängte sie, allein durch ihre Hingebung, auf einige Zeit alle anderen Neigungen im Könige, der für sie Versailles verschönerte und pompöse Feste abhielt, bei welchen in feenhafter Beleuchtung der Gärten und glänzender Kostümirung allegorische Aufzüge und Scenen aus den Rittergedichten aufgeführt wurden. Dabei lebte sie einfach und bescheiden, nur ihrer Liebe und der Frömmigkeit und suchte weder Einfluß noch Reichthümer. Ihrem Bruder aber, der ihr bei einer Begegnung in Anwesenheit des Königs zugenickt, was des Letztern Eifersucht erregte, gewährte Ludwig, als er seine Stellung zu ihr erfahren, bedeutende Gnade, und sein Sohn wurde später Herzog von La Vallière.

— Louiſe gebar insgeheim und erſchien, um das Ereigniß zu verbergen, am Abend desſelben Tages an einem Balle der Herzogin. Von ihren zwei erſten Kindern ſtarb eines im zarteſten Alter, das andere war todt geboren. Der König ſchuf ihr 1667 ein Herzogthum und erhob ihre zwei ſpäteren Kinder, einen Sohn und eine Tochter, in den Grafenſtand. Auf des Königs erſtem Feldzuge im zuletztgenannten Jahre begleitete ihn die Geliebte und erlaubte ſich, zum Entſetzen der Königin, ihr vorzufahren, um den König zuerſt zu treffen. Aber auf derſelben Reiſe geſchah es auch, daß eine der Hofdamen der Königin, Françoiſe Athenais de Mortemart de Rochechouard, Gattin des Marquis von Monteſpan, eine volle üppige Schönheit im Gegenſatze zur ſchmächtigen und blaſſen La Vallière, zwar ohne Herz, aber reich an Eſprit, den König für ſich gewann. Von da an verlebte Louiſe eine traurige Zeit; ſie mußte den ſteigenden Einfluß der Nebenbuhlerin, die zunehmende Gleichgültigkeit und Härte des Königs mit anſehen, aber ſie fügte ſich reſignirend, diente der Monteſpan ſelbſt bei deren Toilette und fuhr mit ihr und der Königin in einem Wagen, den der König lenkte, ſo daß das Volk rief: Da kommen die drei Königinnen! Der franzöſiſche Hof näherte ſich immer mehr orientaliſchen Sitten; er hatte bereits einen Harem, — nicht umſonſt war er mit dem Großtürken gegen Deutſchland verbündet. Zweimal ſchon hatte ſich die Vallière in ein Kloſter geflüchtet, — zweimal hatte ſie der König, erſt ſelbſt geholt, dann durch den Miniſter Colbert holen laſſen. Sie wurde, je mehr ihre Reize ſchwanden, ſtets frömmer, aber auch zugleich fanatiſcher und ſuchte im Vereine mit Gleichgeſinnten Proſelyten zu machen. Endlich, im Jahre 1674, vollführte ſie ihren lange gehegten Entſchluß und zog, vom Könige kalt entlaſſen, ins Kloſter zum Karmel an der Rue d'Enfer zu Paris, wo ſie im folgenden Jahre, nach einer Predigt Boſſuet's, die Gelübde ablegte, von der Königin ſelbſt den Schleier erhielt und ſich „Soeur Louise de la Miséricorde“ nannte. Nur noch frommen Übungen lebend, ſchrieb ſie auch ein myſtiſches Buch über die Barmherzigkeit Gottes, und ſtarb 1710.

Ihre Nebenbuhlerin und Nachfolgerin, die Monteſpan, 1641 geboren, lebte auch nach Beginn ihres Verhältniſſes zum König immer noch mit ihrem Manne, obſchon Dieſer ſie ſchlimm behandelte, alſo in doppeltem Ehebruche. Mit ihr begann das Mätreſſenthum ſeine gehäſſige und häßliche Periode. Die Kirche, deren eigene Häupter übrigens nicht beſſer lebten, ſchritt ſchon ein Jahr nach dem Einzuge der Vallière ins Kloſter ein und verweigerte der königlichen Buhlerin die Sakramente, worauf ſich Ludwig, auf Zureden des eifrigen Boſſuet, von ihr trennen wollte. Aber er vermochte es nicht, und das Verhältniß nahm wieder ſeinen Fortgang, wenn auch unterbrochen durch öftere „Skrupel“ Beider, welche der Miniſter Louvois oft zu beſchwichtigen ſuchte. Die Monteſpan ſuchte zwar noch nicht im Staate zu herrſchen, deſto mehr aber am Hofe, und ihr cyniſches Benehmen ſtach ſehr gegen die ſtille Zurückgezogenheit ihrer Vor-

gängerin ab. — Sie ſuchte auch für den Ruhm des Königs zu wirken und veranlaßte die Abfaſſung der Geſchichte ſeiner Thaten durch Boileau und Racine, die aber nicht vollendet wurde und ſogar unbekannt blieb. Dem Könige gebar ſie acht Kinder und hielt für dieſelben eine Erzieherin, die ihr ebenſo unheilvoll werden ſollte, wie ſie der Vallière. Françoiſe d'Aubigné, ſo hieß ſie, Enkelin des berühmten Huguenoten Theodor Agrippa d'Aubigné, war 1635 im Gefängniſſe ihres Vaters zu Niort geboren und nach einem Aufenthalte in Weſtindien, wohin ſie mit ihren Eltern gereist war und wo ihr Vater ſtarb, durch unermüdliche Intriguen weiblicher Verwandten zur alleinſeligmachenden Kirche bekehrt. Sie hatte dann den alten und lahmen Dichter Scarron geheiratet, welcher 1660 ſie als gefeierte Witwe hinterließ, welche die Hand des lüderlichen Marquis von Villarceaux, mit dem ſie Bekanntſchaft pflog, ausſchlug, desſelben, welcher ſeine eigene Nichte dem König anbot, aber die lachende Antwort erhielt: „Bah, wir ſind Beide zu alt, um Mädchen von fünfzehn Jahren zu verführen!“ Durch das Ausbleiben einer ihrem Gatten gebührenden Penſion ward ſie bewogen, die bereits genannte Stelle bei der Monteſpan anzunehmen. Nun gelangte ſie nach und nach dazu, ihre Herrin zu verdunkeln, indem Beide in Entfaltung von Pracht und Glanz wetteiferten, erhielt klingende Gunſtbezeugungen vom König und 1674 kaufte er ihr das Schloß und Gut Maintenon, welches er ſofort zum Marquiſat erhob. Ehe ſie in ein innigeres Verhältniß zu ihm trat, begab er ſich in die Feſſeln der Marie Angélique Scoraille de Rouſſille, die er zur Herzogin von Fontanges ernannte, aber, da ſie in Folge einer Entbindung ihre Reize verlor, bald verließ, worauf ſie in ein Kloſter ging und darin 1681, erſt zwanzig Jahre alt, ſtarb. Ihr Andenken verewigte ſie durch die Erfindung eines Kopfputzes. Auf der Jagd wehte ihr der Wind einſt eine Haarlocke aus der richtigen Lage. Sie ließ dieſelbe mit einem Bande befeſtigen, deſſen Verknüpfungen auf die Stirne fielen, was dem König ſo gut gefiel, daß er ſie bat, dieſe Coiffüre beizubehalten. Alle Hofdamen erſchienen nun in „Fontangen“. Der außerdem herrſchende Kopfputz war damals ein Haargebäude von zwei Fuß Höhe, ſo daß ſich das Geſicht einer Dame faſt in der Mitte ihrer Geſtalt befand. Ein Ende machte dieſer Ungeheuerlichkeit die Gräfin von Shaftesbury, Gattin des engliſchen Geſandten in Paris, deren Ungenirtheit, Unbeſcheidenheit, Schönpflaſterchen und ſchlechtes Franzöſiſch allgemeines Aufſehen erregten und entzückend gefunden wurden. Die aufgegebene Monteſpan aber ergab ſich, nach vierzehnjähriger Herrſchaft, — großer Sittenſtrenge, ſuchte ihr Gewiſſen durch Wohlthaten zu beſchwichtigen und ließ ſtets Leute in ihrem Schlafzimmer wachen, da ſie ſich ſehr vor dem Tode fürchtete, der im Jahre 1707 eintrat. Nun rückte die Maintenon an die vielbegehrte Stelle einer Gebieterin des Gebieters vor, der bereits Großvater war, und ihr war es vorbehalten, die Religion und das Mätreſſenthum mit einander in Ein-

klang zu bringen. Sie war im höchſten Grade devot und bigott und nahm ſich vor, den König „zu Gott zurückzuführen.“ Ihr Einfluß ſtieg, als 1683 die Königin ſtarb, welche den König nie ohne Zittern angeredet und mit ſeinen Mätreſſen in gutem Einvernehmen geſtanden. Sie hatte eine mißgeſtaltete Negerin aus Spanien mitgebracht und ſoll in Folge des beſtändigen Anblicks derſelben dem König ein Mädchen mit negerhaften Zügen geboren haben. Ein ſolches wurde wenigſtens thatſächlich im Kloſter Moret bei Fontainebleau auferzogen und durfte Niemanden ſehen als die Königin und nach ihr die Maintenon. Letztere nahm beinahe alle Rechte der Verſtorbenen ein und wurde ſogar 1685 nächtlicher Weile im Kabinette des Königs und in Anweſenheit ſeines Beichtvaters, des Jeſuiten Père La Chaiſe, durch den Erzbiſchof von Paris mit demſelben getraut. Sie ſtieg eine Stufe weiter als ihre Vorgängerinnen, indem ſie ſich direkt in die Staatsangelegenheiten einmiſchte. Umſonſt vereinigte ſich gegen ſie die Eiferſucht der Monteſpan, welche ſie um die Liebe des Königs, des Miniſters Louvois, der ſie um ihren Einfluß, und der Frau von Richelieu, die ſie um ihre Stellung am Hofe beneidete. Man ſuchte ihre Protektion in allen möglichen Angelegenheiten, und die Gunſt, bei ihr vorgelaſſen zu werden, war ſchwerer und ſchwerer zu erlangen. Die Vorträge der Miniſter wurden in ihrem Zimmer gehalten. Sie und der König ſaßen in Lehnſtühlen, ein Tiſch ſtand vor ihnen und an dieſem zwei Tabourets, eines für den Miniſter, das andere für deſſen Portefeuille. Während des Vortrags las, ſtickte oder ſpann ſie und hörte zu, was geſprochen wurde. Selten jedoch ſagte ſie etwas dazu, und noch ſeltener war, was ſie ſagte, von Wichtigkeit. Wenn der König ſie um ihre Anſicht fragte, geſchah es mit dem Titel „Votre solidité (!).“ Er ging oft zu Fuß und den Hut in der Hand neben ihrer Kutſche her! Seit ihrer Herrſchaft begann der König, Moralität und Religioſität zu affektiren und verabſcheute das Theater, während die Maintenon ſich nicht ſcheute, Lotterien zu veranſtalten und glänzende Feſte damit zu verbinden. Ob ſie Antheil an der Verfolgung ihrer früheren Glaubensgenoſſen gehabt habe, iſt ungewiß, doch fielen dieſelben gerade in die von ihr bewirkte frömmelnde Periode des Königs. Auf ihren Antrieb ſtiftete Ludwig die Erziehungsanſtalt für verarmte Edelfräulein zu St. Cyr, in welche ſie ſich nach ſeinem Tode zurückzog und wo ſie 1719 ſtarb.

Ludwig XIV. liebte es, einen zahlreichen Hof zu haben. Er verlangte die beſtändige Anweſenheit aller Hofleute. Beim Aufſtehen, beim Zubettegehen, beim Eſſen, in den Gärten, auf der Jagd, ſchaute er nach rechts und links, bemerkte Jedermann bis auf Jene, welche ſich nicht träumen ließen, ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen, und nahm die Abweſenheit Aller, die zu ſeinem Dienſte gehörten, und ſelbſt Jener, deren Erſcheinen blos die Sitte verlangte, ſofort wahr. Auch hielt er auf ſtrenge Zeitordnung, in welcher ſein eigenes Beiſpiel vorleuchtete.

Seine Siege berauſchten die gloireſüchtigen Franzoſen ſo ſehr, daß man ihn auf Inſchriften den „unſterblichen Mann", den „wiedererſtandenen Heinrich IV." nannte und Saint-Simon ſchrieb, er habe aus den Erniedrigungen, deren Zeuge er war, geſchloſſen, daß Ludwig, wenn er ſich hätte wollen anbeten laſſen, auch wirklich Anbeter gefunden hätte! Es erſchienen in jener Zeit zu Paris Kalender im größten Folio-Format, welche, außer der ganz winzigen Tabelle der Monate und Tage, in groß und ſcharf gezeichneten Stahlſtichen bisweilen ſatiriſch-humoriſtiſch gehaltene Scenen aus dem ſocialen Leben (Theater, Duelle, Liebesintriguen u. ſ. w.) oder Karrikaturen, meiſtens aber, beſonders von 1672 an, im herrſchenden allegoriſchen Geſchmacke der Zeit gehaltene, Ideen durch Perſonen verſinnbildlichende Verherrlichungen der Thaten Ludwig's XIV. enthielten. Die Tendenz derſelben war ſtets, einerſeits den König als den eigentlichen Herrn der Erde geltend zu machen und anderſeits die politiſchen Zuſtände der Zeit ſo zu zeichnen, daß Frankreich als der unſchuldig angegriffene und darum auch billiger Weiſe ſchließlich triumfirende Theil, die übrigen Länder aber als die mutwilligen und boshaften Friedensſtörer erſchienen, welche Auffaſſung ja in Frankreich und bei deſſen blinden Bewunderern bis auf den heutigen Tag herrſcht. Jene Kalender hatten kein Bedenken, Ludwig als Apollo im Sonnenwagen mit der Deviſe „Je plais à tous!" und dann wieder als Mars, von den Tugenden bedient, mit der Inſchrift „Invincible héros, la gloire te couronne, le temps est étonné de tes faits glorieux etc." zu vergöttern. Schon 1674 wurde er ohne Umſchweife „Empereur des Français" genannt und von ihm geſagt, daß er „alle Nationen der Erde mit Bewunderung und Schrecken erfülle!" Komiſch nahmen ſich dabei die altrömiſchen Koſtüme aus, in welchen der König und ſeine Generale dargeſtellt wurden, jedoch ohne die Allongeperücke auf dem Kopfe zu vergeſſen, auf welcher gravitätiſch ein Lorbeerkranz ruhte! Im Jahre 1681 wurde ohne Schamröthe die Einnahme von Straßburg gefeiert, deſſen Magiſtrat knieend vor dem Könige erſchien, im Jahre 1687 die Ankunft einer ſiameſiſchen Geſandtſchaft mit ihren ſpitzen Hüten zu Paris, im Jahre 1688 der gleichzeitige Triumf des „wahren Chriſtenthums" über Calvin und Mohammed! Auf einem andern Bilde huldigen alle vier Erdtheile dem König, und die Überſchrift heißt „la réligion chrétienne établie ou maintenue dans les quatre parties du monde par la piété et le zèle de Louis le Grand (ſein ſtereotyper Titel)." Bei einem Schlachtbilde heißt es in unverſchämteſter Großſprecherei: „Louis sur le champ de Mars va plus loin qu'Aléxandre!" Bei Anlaß der Verwüſtung der Pfalz werden die dortigen Städte mit ihren Wappen als Frauen dargeſtellt, die in unwürdiger Stellung über von franzöſiſchen Helden (!) gehaltene Piken ſpringen müſſen, und dann wieder die deutſchen Staaten als Kegel, nach denen die Franzoſen werfen, mit der Inſchrift: „Je les abats tous!" Auf ähnliche Weiſe werden auch alle übrigen Gegner des Königs

verhöhnt, so z. B. Wilhelm III. von England als Usurpator, dessen unschuldiges Opfer Jakob II. von Ludwig feierlich aufgenommen und beschützt wird, besonders aber Savoien, dessen Devise F. E. R. T.*) so ausgelegt wird: „Français espérez, Ramoneurs (!) tremblez!“ Auf einem weitern Bilde erscheint Ludwig als Schulmeister und die übrigen europäischen Herrscher als ungezogene Buben, die er züchtigt. Im Jahre 1695 wird das Bombardement von Brüssel gefeiert, das von der Nacht des 13. bis zu jener des 15. August jenes Jahres zwei Drittel der Stadt in Asche legte. Beim Ryswicker Frieden (1697) heißt es: „Vive le Roi qui donne la paix à toute l'Europe!“ und Europa liegt kniend zu den Füßen des Königs. Im Jahre 1699 feierte man die Errichtung seiner Reiterstatue. Gleich ihm wurden auch die Glieder seiner Familie vergöttert, so besonders sein lüderlicher Enkel, der Herzog von Burgund, und zwar schon als Wickelkind mit Lorber, Scepter und Hermelin. Übrigens fanden diese Kalender auch in anderen Ländern Nachahmung, so in Deutschland (Augsburg) zur Verherrlichung der Siege über die Türken, in Amsterdam zur Feier des Sieges Wilhelm's III. am Boynefluſſe. Zu Paris erschienen auch welche auf die jeweiligen Papstwahlen in Rom.

Die Kriege Ludwig's XIV., deren Triumfe auf die angegebene Weise gefeiert wurden, hatten indessen ebenso leichtfertig und gewissenlos vom Zaun gebrochene Veranlassungen, wie die später von den Franzosen unternommenen bis zu dem hoffentlich letzten von 1870. Als drastisches Beispiel erzählt Saint-Simon folgendes: Als der König das Schloß Trianon baute und dieser Arbeit, da er keine Mätresse mehr hielt, alle seine Aufmerksamkeit schenkte, entdeckte er, daß ein Fenster zu eng war. Louvois, der Kriegsminister, behauptete das Gegentheil. Der König ließ es messen und hatte Recht, und Louvois war vor dem ganzen Hofe blamirt. Um sich aus der Schlappe zu ziehen und wieder zu Ehren zu bringen, wußte er nichts anderes zu thun, als die Wahl des Kardinals Fürstenberg zum Erzbischof und Kurfürsten von Köln zum Vorwande eines Krieges zu machen, indem er selbe als den Interessen des mit Frankreich verbündeten Hauses Baiern widerstreitend erklärte. In diesem Kriege wurde die Pfalz mit Feuer und Schwert verwüstet, Deutschland und Italien verheert und der Herzog von Savoien durch schmähliche Behandlung in das Lager der Feinde Frankreichs getrieben. So führten die Franzosen Krieg, und so hätten sie ihn auch 1870 als Sieger geführt! Die Eigenmächtigkeiten, die sich Louvois erlaubte, erschöpften indessen doch endlich die Geduld des Königs, der ihn 1690 in die Bastille setzen lassen wollte, — als Louvois den Tag vorher starb, — man glaubte allgemein — an Gift.

Der Halbgott (oder gar Ganzgott?) der Franzosen wurde indessen

*) Heißt: Fortitudo ejus (des Johanniter-Ordens, als dessen Nachfolger das Haus Savoien sich betrachtete) Rhodum tenuit.

auf unsanfte Weise an seine Sterblichkeit erinnert. Er litt an einer Pestbeule und an einer Fistel. Um sie heilen zu können, in welcher Kunst man noch unsicherer war, als heutzutage, machte man in den Spitälern Versuche an Leuten, welche man entweder dafür zu bezahlen verhieß, oder denen man die Heilung vorspiegelte. Die Meisten starben als Opfer der königlichen Äskulape, und man beerdigte sie Nachts, Einige aber aus Unvorsichtigkeit am Tage, worauf sich das Gerücht erhob, sie seien wegen einer Verschwörung gegen den König heimlich vergiftet oder zu Tode gefoltert worden, und allgemeiner Schrecken sich verbreitete. Endlich unterwarf sich der König den für nöthig erachteten Operationen, und in allen Kirchen betete man für seine Heilung, die auch wirklich (post hoc, non propter hoc) eintrat.

Der Urheber des Gedankens: „l'état c'est moi" bedrückte sein Volk sowol in religiöser Beziehung, wie wir später sehen werden, als in politischer. Im Jahre 1667 wurde das berüchtigte Edikt gegen die Auswanderungen erlassen. In Erneuerung eines ähnlichen tyrannischen Gesetzes des Kardinals Richelieu von 1629 wurden alle Auswanderungen ohne spezielle Erlaubniß des Königs verboten.

Das Tyrannenleben lief indessen nicht ohne Opposition ab. Viele junge und ehrgeizige Höflinge dienten im Heere des Kaisers, zwischen welchem und Frankreich der Krieg beständig in der Schwebe war, gegen die Türken. Unter ihnen befand sich der große Prinz Eugen. Um zu erfahren, wer es ihnen nachzuthun Lust hätte, fing der Minister Louvois die Briefe der jungen Höflinge auf und brachte sie in einem versiegelten Packete dem König. Es befanden sich darunter aber auch solche vom Sohne und vom Schwiegersohne Ludwig's, und sie enthielten scharfe Satiren auf das herrschende Regiment. Der König wurde darin als ein Spießbürger verspottet, welcher mit seiner „Campagnarde" (Maintenon) vor der Zeit alt wurde; seine Vorliebe für Belagerungen und seine Abneigung gegen Schlachten wurden durchgehechelt, die langweiligen Hoffeste lächerlich gemacht und die königliche Mätresse in keiner Weise geschont. Man kann denken, welche Gefühle diese Lectüre im Innern des Abgottes seiner Zeit hervorrief. So hörte der unberechtigte Brieferöffner, gleich dem Horcher an der Wand, seine eigene Schande, und das System der Verletzung des Briefgeheimnisses, das damals am Hofe allgemein geübt wurde, rächte sich selbst. Die Briefsteller erlitten Verbannungen und die Prinzeß von Conti, Tochter des Königs, welche ebenfalls betheiligt war, mußte zur Strafe täglich vor dem hohen Vater erscheinen und seine vorwurfsvollen Blicke aushalten. Ihr Mann starb kurze Zeit nach der gestatteten Rückkehr.

Mit noch weit mehr Grund rächten sich die durch Aufhebung des Edikts von Nantes gereizten Protestanten mittels bitterer Satiren am Könige.

Ludwig XIV. büßte die Unthaten seiner Kriege und der Vertreibung

der Proteſtanten durch den Verluſt beinahe ſeiner ganzen Familie vor ſeinem Tode, den er verlaſſen und einſam erleiden ſollte. Im Jahre 1711 ſtarb ſein Sohn, der Dauphin, im Jahre 1712 ſein Enkel, ſowie deſſen Gattin und älteſter Sohn, ſo daß ſein jüngerer Urenkel, Ludwig XV., als Kind dem Herrn Europa's folgen mußte. Es fehlte damals nicht an Stimmen, welche dieſe auffallend raſch ſich folgenden Todesfälle dem — Gifte des Herzogs Philipp von Orleans, des Neffen des Königs, zuſchrieben, der nach dem Ausſterben der königlichen Familie die nächſten Thronanſprüche hatte und nun an der Stelle des minderjährigen Thronfolgers die Regentſchaft übernahm. Wäre er indeſſen ſchuldig geweſen, ſo hätte er auch den erſt fünfjährigen ſchwächlichen Thronfolger beſeitigt und ſo ſein Werk vollendet. Der König ſtarb 1715 im Alter von 77 Jahren, von denen er 72 regiert hatte, nach einer Reihe frommer Übungen, — man ſagte als Affiliirter der Geſellſchaft Jeſu, welche ihn unter der Vorgabe gewonnen habe, ſo ſeine Sünden am beſten abbüßen zu können!

Den größten Einfluß auf den neuen Regenten übte ſein verworfener Lehrer, der Abbé Wilhelm Dubois (geb. 1656 in Limouſin) aus, der ihn frühzeitig in allen Ausſchweifungen unterrichtet und ihm ſogar die Gelegenheit zu ſolchen verſchafft hatte, ſo daß er vorzüglich die Schuld trägt, die Leidenſchaft angefacht zu haben, vor welcher kein Mädchen ſicher war und welche den von dieſen Verführungen Überſättigten noch überdies in die ſcheußlichſten Schlupfwinkel der Proſtitution trieb. Dubois war von der engliſchen Regierung erkauft, die franzöſiſche Politik nach ihrem Sinne zu leiten, was er gegen eine Penſion von vierzigtauſend Pfund Sterling that. Durch ihn kam auf dieſe Weiſe jene Anglomanie in Schwung, welche während des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich graſſirte, übrigens aber auch ihre Vortheile hatte, indem ſie die Neignng zur Philoſophie und Naturwiſſenſchaft nährte und ſo dem Aberglauben und der Bigotterie entgegenarbeitete. Die Regierung des Regenten und ſeines Lehrers bedeutete jene charakterloſe und frivole Richtung, welche mit der wiſſenſchaftlichen Forſchung liebäugelte, keineswegs aber Willens war, ihr im Kampfe gegen den ſie verdammenden kirchlichen Glauben das geringſte Recht widerfahren zu laſſen und zugleich durch die genaueſte Beobachtnng aller kirchlichen Vorſchriften ſich nicht im Mindeſten von der Ausübung zügelloſeſter Unſittlichkeit abhalten ließ, — eine Richtung, welche für das achtzehnte Jahrhnndert ſo verhängnißvoll werden ſollte.

Das Leben des Regenten hatte folgende Tagesordnung: Den Morgen, der im Verlaufe ſeiner Herrſchaft immer weiter hinaus geſchoben wurde, widmete er den Geſchäften, und zwar einem jeden ſolchen ſeinen beſtimmten Tag und ſeine beſtimmte Stunde. Einige erledigte er vor dem Ankleiden, empfing Leute bei ſeinem Lever, welches kurz war und welchem weniger wichtige Audienzen vorangingen und nachfolgten, wie z. B. ſolche, welche die Vergnügungen betrafen und nicht die kürzeſten waren. Darauf wurden

nach einander die Geschäftsträger, die Vorsteher der Behörden, die fremden Gesandten vorgelassen, bis zur Messe. An Sonn- und Festtagen hörte er dieselbe in seiner Kapelle, an großen Festen ging er in Prozession nach seiner Pfarrkirche. Um zwei Uhr sah ihn alle Welt (?) seine Chokolade nehmen. Er plauderte mit der Gesellschaft, sprach mit Denen, welche wollten, verschmähte Niemanden, und diese Volksthümlichkeit trug viel bei, ihm die Herzen der Pariser zu gewinnen. Nach diesem Frühstücke gab er noch einige Audienzen, besonders den Damen. Er trat für einige Augenblicke bei seiner Mutter (Elisabeth Charlotte von der Pfalz) ein, welcher er stets viele Achtung bezeugte, und er ließ keinen Tag vergehen, ohne den König zu begrüßen. So oft er mit diesem Monarchen-Kinde verkehrte, geschah es mit Verbeugungen und mit einer Ehrfurcht, welche entzückte und aller Welt als Vorbild der Lebensart galt. Um fünf Uhr Abends bekümmerte man sich nicht mehr um Geschäfte. Im Winter kam die Oper oder andere Schauspiele an die Reihe, im Sommer Spaziergänge in den Umgebungen von Paris, Mahlzeiten bald bei ihm, bald im Luxembourg-Palaste bei seiner Tochter, der Herzogin von Berri. Dieselben sahen eine sonderbare Gesellschaft von einem Dutzend Hofleuten, welche der Regent ohne Umstände niemals anders als seine Roués (wörtlich: Geräderte!) bezeichnete, sowie von übelberüchtigten Weibern, welche er mit Frauen von Stand, mit seinen Mätressen und mit seiner Tochter zusammenbrachte, und von obskuren Leuten, wenn sie Geist hatten und die Ausschweifungen zu verfeinern wußten. Die Speisen waren stets auserlesen. Bei diesen Orgien wurden Freunde und gleichgültige Personen, Männer und Frauen von ehrbarem Rang und Lebenswandel mit einer Freiheit kritisirt, welche man zügellose Frechheit nennen konnte. Die skandalösesten Äußerungen wurden am besten aufgenommen. Von Außen aber waren alle Zugänge verrammelt, so daß selbst in den wichtigsten Angelegenheiten der Zutritt zum Regenten bis am folgenden Morgen unmöglich war.

Eine der ersten Maßregeln des Regenten war die, daß er den legitimirten Prinzen, d. h. den Kindern Ludwig's XIV. und seiner Mätressen, die Rechte königlicher Prinzen entzog, obschon seine eigene Gattin eine Tochter der Montespan war. Es galt dies besonders seinem persönlichen Feinde, dem Herzog von Maine, auch einem Sohne der Montespan, dessen Gattin, die Enkelin des großen Condé, erzürnt zu ihm sagte: „Nun bleibt mir nur noch die Schande übrig, Sie geheiratet zu haben.“ Beide Gatten vereinigten sich jedoch zur Rache. Im Jahre 1718 stellten sie sich mit dem spanischen Gesandten in Paris, Cellamare, an die Spitze einer Verschwörung, deren Mitglieder dem höchsten Adel angehörten, deren Zweck der Sturz des Regenten und dessen Ersetzung durch den König von Spanien war. Sie wurde jedoch entdeckt und alle Theilnehmer verhaftet, aber nach einiger Zeit wieder freigelassen. Die Folge war ein Krieg mit Spanien und der Sturz des dortigen mächtigen Ministers, Kardinal Alberoni.

Die eigene Tochter des Regenten, durch ihre Mutter von nicht besserer Abkunft, sich selbst aber besser dünkend, machte auf Verlangen ihres Vaters bei dem Besuche des Czaren Peter in Paris die Honneurs des französischen Hofes, und trat überall ihrer Mutter vor. Im Theater saß sie unter einem Thronhimmel umgeben von eigenen Garden und einem glänzenden Hofe. Von ihrem Vater schlecht erzogen, an die Gegenwart seiner Mätressen gewöhnt und einst auf seine Anordnung „ohne viele Draperien" gemalt, wurde sie seit dem Tode ihres Gatten, eines Enkels Ludwig's XIV., noch zügelloser. Ihre zahlreichen Liebhaber waren weder durch Charakter, noch durch Schönheit ausgezeichnet. Den langen dürren Stallmeister ihres Gatten, La Haie, wollte sie bereden, sie zu entführen, und ihr Gardenkapitän, der kurze, dicke Graf Riom, herrschte in ihrem Palaste ebenso, wie einst Lanzun, der mit ihm verwandt war, bei „Mademoiselle". Mit einem Ungenannten soll sie heimlich vermählt gewesen sein; von Zeit zu Zeit aber machte sie religiöse Übungen in einem Kloster mit, fastete streng und hörte die Vorstellungen der Nonnen über ihr Leben mit Gleichmut an, ohne sich zu bessern. Sie starb erst 24 Jahre alt in Folge ihrer Ausschweifungen und durchwachten Nächte am Schlagflusse (1719) zu großer Betrübniß ihres Vaters, dem in Bezug auf sie dasselbe vorgeworfen wurde, wie dem Papst Alexander VI. und der Lucrezia Borgia; er betrauerte sie auch mehr wie ein Liebhaber, als wie ein Vater. Eine von ihr heimlich geborene Tochter soll in einem Kloster Flanderns erzogen worden sein.

Der Abbé Dubois, auf den wir hier zurückkommen, verheiratete sich insgeheim in seiner Heimat Limousin; der Akt dieses Schrittes wurde jedoch von den Behörden unterdrückt und seiner Frau Stillschweigen auferlegt. Es scheint, daß Dubois gute Miene zum bösen Spiele machte, indem er von nun an allen seinen Ehrgeiz auf hohe geistliche Ämter setzte. An die Stelle des edeln und frommen Fenelon ließ sich der sittenlose Pfaffe zum Erzbischof von Cambrai ausrufen, indem er die Ernennung dem darüber spottenden Regenten durch unverschämte Zudringlichkeit ablockte, wurde, nachdem er an einem Morgen schnell alle Weihen durchgemacht, 1720 feierlich installirt und stieg schon im folgenden Jahre, mittels der Protektion des Regenten, zum Kardinal, welche Würde ihm der Papst wegen seiner „großen Dienste" verlieh, die er der Kirche geleistet hatte. Die Franzosen, die ihn kannten, lachten und zeichneten Karrikaturen auf den neuen Kardinal, der trotz seines Purpurhutes fortfuhr zu fluchen und zu prassen wie vorher und selbst Personen, die seine Fürsprache nachsuchten, zu mißhandeln, wenn sie ihm ungelegen kamen. Auf geistlichem Gebiete konnte Dubois in Frankreich nicht höher steigen, und sein Ehrgeiz verlangte daher auch nach hoher politischer Stellung. Durch Intriguen schwindelte er sich schon im nächsten Jahre zum Premierminister empor. Als darauf der Graf Nocé dem Regenten, der nach seiner Meinung von dieser Wahl fragte, antwortete, Derselbe könne Dubois wol noch zum Papste, nicht aber

zum ehrlichen Manne machen, wurde er in die Verbannung geschickt. Dubois genoß jedoch seiner Ehre nicht lange; er starb schon im folgenden Jahre an einer venerischen Krankheit, nach Empfang der Sakramente, und hinterließ enorme Schätze an Gold- und Silbergeschirr und über eine Million Livres an baarem Gelte, was aber nicht viel erscheint, wenn man erfährt, daß er von seinem Erzbisthum, von sechs Abteien, die er besaß, von seiner Ministerstelle, von der Oberintendanz der Posten, von seiner Kardinalspension und von seiner englischen Pension jährlich anderthalb (nach Anderen gar zwei) Millionen Livres bezogen hatte. Man dichtete auf ihn folgende beißende Grabschrift:

Rome rougit d'avoir rougi
Le maquereau qui gît ici.

Dubois hatte den Regenten zu seinem Universalerben eingesetzt, was aber dieser nicht annahm, weil er ungerechtes Gut doch nicht antreten mochte; da indessen der König gleichzeitig volljährig geworden und gekrönt war, und die Regentschaft damit aufhörte, übernahm deren bisheriger Inhaber selbst die Stelle eines Premierministers, in welcher Ordnung zu schaffen ein schweres Stück Arbeit war. Um schneller au courant zu sein, verbrannte er einfach eine Menge uneröffneter Briefe. Er überlebte jedoch seinen Vorgänger nicht lange, ein Schlagfluß machte 1723 seinem Leben ein Ende; er war 49 Jahre alt und von Ausschweifungen durchaus erschöpft, aber in Geltsachen redlich geblieben und vom Streben erfüllt, das Land glücklich zu machen, das diese Absicht jedoch nicht anerkannte, sondern ihn um seiner Unsittlichkeit willen verhöhnte und verfluchte. Die damals unter dem Titel „Philippiques" gegen ihn geschleuderten Satiren ließen das Stärkste hinter sich, was das sinkende römische Kaiserthum in diesem Fache geleistet hatte.

Der Herzog von Bourbon-Condé, welcher dem Regenten als Premierminister gefolgt war, wurde bald durch einen neuen jener intriganten Kardinäle gestürzt, welche im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert Frankreich beherrschten, durch den Kardinal Fleury, gewesenen Bischof von Fréjus und Erzieher des verstorbenen Vaters Ludwig XV. und des Letztern selbst, welcher solchen Ministerwechsel aus Unverstand vor sich gehen ließ, was nicht zu verwundern ist, wenn man weiß, daß dieser junge König auf den Antrag des Herzogs von Orleans, die Verbannten zurückzurufen, antworten konnte: „Ich habe Niemanden verbannt*)." Seine Unschuld war übrigens damals noch so groß, daß er den Versuchen seiner Verführer, die ihm dies und jenes Mädchen überliefern wollten,

*) Les Fastes de Louis XV., de ses ministres, maîtresses, généraux, et autres notables personnages de son regne. 2 parties. A Ville-franche, chez la Veuve Liberté MDCCLXXXII.

ſtets mit den Worten widerſtand: „Ich finde die Königin (Tochter des Polenkönigs Leszynski) noch ſchöner.“ Das Paar auf dem Throne lebte höchſt glücklich und fromm. Nachdem ihnen nach einander drei Töchter geboren worden, baten ſie die heilige Jungfrau, unter Empfang der Communion, um einen Prinzen. Die Erfüllung dieſes Wunſches (es war der Dauphin, Vater Ludwig's XVI.) ſoll genau neun Monate ſpäter eingetreten ſein; ſie verurſachte unendlichen Jubel in Frankreich.

Und wie kam nun dieſer muſterhafte junge Mann dazu, ein zweiter Tiberius zu werden? Es war das Werk des bald neunzigjährigen Pfaffen Fleury. Dieſer Elende ſah voraus, daß der König, wenn er von der ihre Reize nach und nach verlierenden Königin überſättigt wäre, auf den Einfall kommen könnte, ſelbſt regieren zu wollen. Um dies zu verhüten, beſchloß er, ihm andere Objekte des ſinnlichen Vergnügens zu verſchaffen. Der Beichtvater (!) der Königin wurde angewieſen, ihr, nachdem ſie nun durch die Geburt eines Thronfolgers ihre Pflicht gethan, von nun an Beobachtung der Keuſchheit anzuempfehlen. Ihre kalte Natur, verbunden mit Frömmigkeit, ließ ſie dieſem Rathe folgen, und es beſtärkte ſie darin der Umſtand, daß der König einſt betrunken bei ihr erſchien. Er ſchwur, ſich keine zweite Zurückweiſung gefallen zu laſſen, und nun hatten die Verführer gewonnenes Spiel. Sie übergaben ihm zuerſt die Hofdame Madame de Mailly, die weder jung noch ſchön, aber ſinnlich und frech war, und die Gaben geſchmackvoller Toilette und anziehender Unterhaltung beſaß. Es bedurfte großer Verführungskunſt, um den immer noch ſchüchternen König ſo weit zu bringen, als man ihn haben wollte, daß er nämlich „den Monarchen ganz über dem Menſchen vergeſſe;“ aber das Werk der erfahrenen Buhlerin gelang endlich. Bald war das Verhältniß kein Geheimniß mehr, und der Gatte der Ehrloſen, der Graf Mailly, erhielt einfach die Weiſung, ſich alles Umgangs mit ſeiner Frau künftig zu enthalten, während man ihrem Vater, welcher proteſtiren wollte, durch Geld den Mund ſtopfte! Fleury trieb die Heuchelei ſo weit, ſeinem Schüler Vorſtellungen zu machen und erhielt die höchſt willkommene Antwort: er ſolle ſich um die Staatsverwaltung bekümmern und den König ſeine eigenen Angelegenheiten ſelbſt beſorgen laſſen. Die Mailly miſchte ſich übrigens ſo wenig in die Regierung, wie die Vallière; ſie ſuchte weder Einfluß noch Reichthum. Auf einige Zeit wurde ſie durch ihre jüngere und intriguantere, zugleich auch herrſchſüchtige Schweſter, die noch nicht lange verheiratete Madame de Vintimille, verdrängt, die jedoch bald an der Geburt eines Sohnes ſtarb, der dem Könige glich wie ein Ei dem andern und am Hofe Demi-Louis, offiziell Graf du Luc genannt wurde. Später theilte die Mailly die Gunſt des Königs mit Mademoiſelle de Charolois, Schweſter des vertriebenen Herzogs von Bourbon-Condé und der Gräfin von Toulouſe, welche beide Damen die berüchtigten Orgien der „Petits appartements“ einführten, wo, umgeben von den wollüſtigſten Verzierungen, ein

förmlich ceremonieller Kultus des Bacchus und der Venus von feierlich installirten Prieſtern und Prieſterinnen gefeiert wurde, welchem der König ſelbſt als Oberprieſter und ſeine jeweilige Favoritin als Oberprieſterin vorſtand.

Dieſe Vorfälle erregten allgemeine Entrüſtung; es erſchienen Spottverſe und Karrikaturen, in denen man des Königs nicht ſchonte. Inzwiſchen ſtarb der elende Fleury 1743, jedoch nicht reich, wie Dubois, ſondern in ſehr mäßigen Glücksumſtänden. Aber das Land befand ſich in noch ſchlimmeren. Wo der König ſich blicken ließ, rief man, ſtatt „Vive le roi,“ „Hunger, Elend, Brot!“ Es ſtarben in zwei Jahren mehr Menſchen vor Hunger, als die Kriege Ludwig's XIV. hingerafft hatten. Der König war beinahe die einzige Perſon, welche den Kardinal beweinte; aber er nahm ſich vor, nun ſelbſt zu regieren. Er ſetzte ungeachtet der Hungersnoth die blutigen Eroberungskriege ſeines Urgroßvaters und der ſeit deſſen Tode regierenden Miniſter fort und ließ auch natürlich Deutſchland wieder verwüſten, was kein richtiger franzöſiſcher Machthaber je verſäumen durfte (bis endlich der Riegel geſteckt worden iſt!). Und ſo unterſtützte er auch den Prätendenten Karl Eduard Stuart, um den Erbfeind England zu Grunde zu richten.

Über der Politik vernachläſſigte er indeſſen ſeine übrigen Liebhabereien keineswegs. Nach wie vor jagte er mit Leidenſchaft, verderbte ſeine Geſundheit durch Freuden der Tafel, kochte ſogar ſelbſt, drechſelte, plauderte über Phyſik, Aſtronomie, Botanik, lateiniſche Sprache und beſonders über Theologie, in welcher feſt zu ſein er ſich gerne rühmte. Mit Skrupuloſität beobachtete er alle kirchlichen Gebräuche Tag für Tag. Dadurch hoffte er ſein lüderliches Leben gut zu machen. Madame de Mailly fiel nach einiger Zeit in Ungnade und es folgten ihr zwei weitere ihrer Schweſtern, ſo daß der König aus dem Hauſe Neſle, dem ſie angehörten, vier Mätreſſen beſaß; die Mailly aber ergab ſich von nun an natürlich der Frömmigkeit und verſäumte keine Predigt und Meſſe, ſcheute ſich auch nicht, offen als Büßerin aufzutreten.

Die dritte der Schweſtern, die er zur Herzogin von Chateau-Roux erhob, übte bereits mächtigen Einfluß auf ſeine Regierung; ſie war es, die ihn dazu brachte, ſelbſt in den Krieg zu ziehen und damit ſeine ſardanapaliſche Exiſtenz zu unterbrechen. Schon damals nannte man es: eine freche Invaſion bekämpfen, wenn es dem angegriffenen und gereizten Feinde gelungen war, die Grenze zu überſchreiten. Der „geheiligte Boden Frankreichs“ durfte nicht „beſudelt“ werden, die Franzoſen hingegen wol auswärtigen, der nicht „heilig“ war, verwüſten! Die patriotiſche Buhlerin folgte dem Könige ſelbſt in den Krieg, ebenſo ihre weniger begabte, aber üppigere Schweſter; zuſammen wohnten ſie zwar im Quartier nicht, aber es wurde Vorſorge getroffen, daß ihre Wohnungen an einander ſtießen und eine geheime Verbindung zwiſchen ihnen hergeſtellt wurde, welche die

Arbeiter indeſſen ganz offen zu Stande brachten. Da wurde aber der König zu Metz ſo bedenklich krank, daß man für ſein Leben fürchtete, und das ganze ſo langmütige Volk vergaß ſeine Sittenloſigkeit und trauerte um ihn! Der Biſchof von Soiſſons, welcher ihm die Sakramente verabreichen ſollte, verlangte Entfernung der Mätreſſen und eine öffentliche Reue über ſeine Sünden. Der König zitterte vor der geiſtlichen Macht und that, was man verlangte; er genas aber und zog triumfirend in Paris ein (1744). Dies war kaum geſchehen, ſo bereute er wieder ſein Benehmen gegen die geliebte Chateau-Roux; er gab ihr alle Ehren (?) zurück und grenzte den Biſchof von Soiſſons in ſeine Diöceſe ein; ſie ſtarb aber ſchnell hinweg, — man meinte durch Schuld des Miniſters Argenſon, deſſen Entſetzung ſie verlangt, weil er ihr damals ihre Entfernung angekündet hatte.

Um den König auf's Neue mit einem Gegenſtande ſeiner unbändigſten Leidenſchaft zu verſehen, um welche Gunſt ſich viele Hofdamen umſonſt beworben hatten, veranſtaltete man bei Anlaß der Hochzeitfeier des ſechszehnjährigen Dauphin mit einer ſpaniſchen Infantin auf dem Stadthauſe von Paris einen Maskenball, und lud dazu Alles ein, was geeignet war, die Sinne des Monarchen zu feſſeln. Am meiſten gefiel ihm ſogleich eine reizende Diana; kaum aber hatte er ſie angeredet, ſo entfloh ſie und verſchwand ſpurlos; da gelang es einer Andern, mittels ausgelaſſenſter Koketterie, im höhern Maße, als bisher je, ihn zu fangen. Es war eine Perſon aus den niederſten Ständen, Tochter des gemeinen und trunkſüchtigen Fleiſchers Poiſſon, damals ſeit kurzer Zeit Gattin des Halbedelmanns Normant d'Etioles. Der chriſtliche Sultan warf ihr das Taſchentuch zu, das ſie hatte fallen laſſen, und die Sultaninſtelle war beſetzt! Sie benutzte ſchnell ihr Glück, erklärte ſich als abſolute Mätreſſe des Königs, ließ ihren Mann, deſſen Bitten und Vorſtellungen umſonſt waren, verbannen und erhielt den Titel einer Marquiſe von Pompadour, wie ihr Bruder Poiſſon denjenigen eines Marquis de Vandières, was der Volkswitz treffend in „Marquis d'avant-hier" abänderte.

Die Pompadour liebte Wiſſenſchaften und Künſte, ſpielte gut Komödie, wußte trefflich zu unterhalten und zu gefallen, die Neigung des Königs zu bewahren und an ſeiner Stelle zu regieren. Sie war die einflußreichſte unter allen Mätreſſen der beiden von uns behandelten Jahrhunderte. Das Miniſterium wurde ganz nach ihrem Sinne und von ihren Kreaturen beſetzt und die ihr nicht Ergebenen wurden verdrängt. Einzig Argenſon wurde wegen ſeiner Pünktlichkeit beibehalten, obſchon er beabſichtigt hatte, ſeine eigene Mätreſſe (!) zur königlichen Favorite zu erheben. Von dieſer Zeit an ließ bezeichnender Weiſe die bisherige Liebe des Volkes zum Könige nach, welcher ſelten mehr nach Paris kam. Die Marquiſe wurde geradezu verachtet, kümmerte ſich aber ſo wenig darum wie ihr Geliebter, der ihr die Ehrenbezeugungen einer Herzogin zuerkannte und ihr das reizende Landhaus Bellevue ſchenkte, wo ſie ihn durch Schauſpiele von ſeinen Regierungs-

ſorgen zu zerſtreuen ſuchte. Obſchon ſie wegen einer Krankheit, an der ſie litt, den vertrauten Umgang mit dem Könige meiden mußte, blieb der Letztere dennoch ihr Sklave; er ernannte ſie zur Oberaufſeherin ſeiner Vergnügungen, und aus ſeiner Geliebten wurde ſie zu ſeiner — Kupplerin! Im ganzen Reiche ließ ſie neue und bisher unbekannte Schönheiten aufſuchen, um den Serail zu bevölkern, welchen ſie nach ihrem Belieben regierte. So entſtand der berüchtigte Hirſchpark, jener Abgrund für Unſchuld und Natürlichkeit, von wo aus die wieder entlaſſenen Opfer die Neigung zur Sittenloſigkeit und Ausſchweifung in die Welt trugen, die ſie dort aufgeſogen hatten! Auf Staatskoſten wurden ſie von einer Menge Agenten und Unterhändler aufgeſucht, hingebracht, gereinigt, bekleidet, parfümirt und zu Koketten erzogen. Auf Staatskoſten wurden Jene, welche nicht das Glück hatten, dem verwöhnten Geſchmacke des Sultans zu entſprechen, entſchädigt und wieder heimgeſchickt, Jene, welche jenes beneidenswerthe Glück hatten, belohnt, und Jene, welche gar einer Frucht der königlichen Liebe ſich erfreuten, für deren Zukunft ſicher geſtellt. Man berechnete die durchſchnittlichen Koſten einer jeden dieſer Unglücklichen auf eine Million Livres und die Zahl der Aufgegriffenen auf zwei in der Woche, ſo daß in zehn Jahren eine Milliarde für dieſe königliche Laune darauf ging, ohne den fortdauernden Unterhalt der königlichen Baſtarde zu rechnen! Nach ſolchen Einrichtungen iſt es nicht zu verwundern, wenn das franzöſiſche Volk nicht mehr, wie bei des Königs Krankheit in Metz, weinte und jammerte, als des verrückten Damiens Meſſer ihn traf, ſondern blos noch mit unbefangener Neugier nach ſeinem Befinden fragte und keinen Schritt in die Kirchen that, um ſeine Rettung zu erflehen!

Nachdem die Pompadour zwanzig Jahre lang im vollſten Sinne des Wortes Frankreich beherrſcht hatte, fiel ſie 1764 während einer Luſtreiſe in eine gefährliche Krankheit und ſtarb, in das Schloß Verſailles gebracht, unter Bitten um Verzeihung für das durch ſie bereitete Ärgerniß, an alle anweſenden Hofleute, worauf man jedoch, unter den Augen des plötzlich kalt gewordenen Königs, ihren Leichnam auf einer Tragbahre in ihr eignes Haus nach Paris ſchaffte. Merkwürdig iſt nur, daß während der ganzen Zeit ihrer Herrſchaft kein Beichtvater des Hofes je ihre Entfernung zu verlangen gewagt hat! Eine auf ſie verfertigte Grabſchrift lautete:

Ci git qui fut quinze ans pucelle,
Vingt ans catin, puis huit ans maquerelle!
(Hier liegt, die Jungfrau fünfzehn Jahr',
Dann zwanzig Dirn', acht endlich Kupplerin war.)

Sie hinterließ ihrem Bruder, nun Marquis von Marigny genannt (um nicht mehr d'avant-hier zu heißen), mehrere Millionen, und der Verkauf ihres Mobiliars dauerte ein Jahr. Marigny, welcher die Stelle eines Generaldirektors der Gebäude, Gärten, Künſte und Fabriken des Königs erhalten und um ſich für dieſelbe auszubilden, Italien bereiſt hatte, ſich

aber nicht geringe Verdienste in jenen Angelegenheiten erwarb, verschied nach lüderlichem Leben ohne Nachkommen, noch Testament.

Unter den von der Pompadour erhobenen Ministern sind Zwei bemerkenswerth. Der Eine war der Abbé Bernis, von armer Herkunft, aber reich an Talenten. Sie ließ ihn bis zum Minister des Auswärtigen und zum Kardinal steigen; aber als er sich erkühnte, ihre verblühten Reize nicht mehr unwiderstehlich zu finden, erwirkte sie nach blos 16 Monaten Dienstleistung seine Entlassung. Nach dem Tode der mächtigen Feindin lachte ihm die Gunst wieder; aber er begnügte sich mit geistlichen Würden. Sein Nachfolger im Ministerium, auf den wir bereits hingedeutet haben, war der Graf von Stainville, später Herzog von Choiseul. Er erwarb die Gunst der Marquise dadurch, daß er ihr den geheimen Verkehr einer ihm verwandten Hofdame mit dem Könige verrieth; — sie wußte die gefürchtete Nebenbuhlerin schnell unschädlich zu machen, und protegirte nun Choiseul, der ihr Bewunderung zu heucheln wußte; seine Amtsverwaltung wurde indessen epochemachend für Frankreich.

Wie Ludwig XIV., so erreichte auch seinen Nachfolger die Nemesis für ein Leben und Wirken, wie es Fürsten nicht geziemt. Auch ihm starb sein einziger Sohn, der Dauphin, Vater Ludwigs XVI., erst 36 Jahre alt, (1765) an einer Brustkrankheit. Er theilte das Lasterleben des Hofes nicht und war überhaupt ein Vertreter der Lichtseiten der „guten alten Zeit." Ein friedlicher, väterlicher König war sein Ideal, und er verabscheute daher auch die damaligen Himmelsstürmer, die „Philosophen" des achtzehnten Jahrhunderts. Voltaire rächte sich in edler Weise durch eine den Todten sehr ehrende Grabschrift. Bald folgten ihm seine Gattin und die Königin nach.

Der König, weit entfernt, durch solche Verluste zur Besinnung zu kommen, begnügte sich, den scheußlichen Hirschpark abzuschaffen, fuhr aber in seinem Lasterleben, ungeachtet seines zunehmenden Alters, fort. Eine Mätresse löste die andere ab, doch ohne der Pompadour von ferne an Einfluß gleich zu kommen. Den Sohn einer derselben, der Demoiselle Romans, ließ er auf seinen Namen taufen und versprach, ihn einst anzuerkennen; der Hof nannte ihn nie anders, als „Monseigneur". Als aber die Romans, in Folge von Einflüsterungen eines Abbé, sich in die Geschäfte mischen wollte, veranlaßten die Minister, welche dies satt hatten, ihre Übersiedelung in — ein Kloster.

Die letzte Mätresse Ludwigs XV., welche sich einen Namen gemacht hat, war Marie Jeanne Vaubernier, genannt Manon, unehelich geboren 1746 zu Vaucouleurs, von mütterlicher Seite aus der Familie der Jeanne d'Arc stammend, aber, wie sie selbst sagte, mit größerer Neigung für die Rolle der Agnes Sorel begabt*). Nachdem sie mit ihrer Mutter nach

*) Mémoires de Madame la Comtesse Du Barri. 4 tomes. Paris 1829.

Paris gekommen, um ihren Unterhalt in einer dienenden Stellung zu ſuchen, verfiel ſie bald, da ſie ſchön und ſinnlich war, in lüderliches Leben, war in einem Bordell und die Mätreſſe mehrerer Biſchöfe und darauf eines Haarkräuslers. Endlich fand ſie des Königs Kammerdiener Le Bel, der mit den „Entdeckungen" beauftragt war, als Mätreſſe eines als Pflaſtertreter und Spieler lebenden Grafen Du Barry, der es jedoch mit ihrer Treue nicht allzu genau nahm. Le Bel führte ſie dem Könige zu, der in ihr alle ſeine ſinnlichen Erwartungen übertroffen fand und ſie ſogleich zur Favorite erhob. Um einen Titel zu haben, mußte ſie ſich zum Schein mit dem Bruder ihres letzten Geliebten verheiraten und hieß daher von nun an: Gräfin Du Barry. Doch brauchte es viel, um dem Hofe ein ungewohntes Joch wieder aufzulegen. Die Töchter des Königs wurden durch Rückſicht auf die „Geſundheit des Vaters" dazu gebracht, die neue Schmach zu dulden. Der König ſpeiste jeden Abend bei der neuen Beherrſcherin des Hofes, und bald ließen ſich Gräfinnen, Marquiſen, Herzoginnen, Prinzen u. ſ. w. herbei, die Einladungen anzunehmen, welche die Du Barry mit der Bemerkung verſah: „Sa Majesté m'honorera de sa présence." Endlich wurde die Macht der zweiten Pompadour ſo bedeutend, daß ſie es zu Stande brachte, den Herzog von Choiſeul, der ihr zu huldigen verweigert hatte, um ſein Miniſterium zu bringen. Der König entließ ihn in der ſchroffſten Weiſe. Es folgte ihm kein Mann von Bedeutung nach, ſondern von nun an beſetzte der Kanzler Maupeou, eine Kreatur der Du Barry, alle Miniſterien mit talent- und gewiſſenloſen Emporkömmlingen.

Unter ſolcher Wirthſchaft feierte der Dauphin, der tugendhafteſte und unglücklichſte aller Monarchen, der ſpätere Ludwig XVI., ſeine verhängnißvolle Hochzeit mit Marie Antoinette von Öſterreich (1770), bei welchem Anlaſſe in Paris, während eines Feuerwerkes, in Folge von Nachläſſigkeit der Polizei, 133 Menſchen todt gedrückt und 1100 bis 1200 verwundet oder verſtümmelt wurden und nachher ſtarben! Ein ſchreckliches Omen! Man hatte die Du Barry vom Hofe entfernen wollen, als die neue Dauphine anlangte; ſie blieb aber und wurde huldvoll begrüßt; denn die harmloſe junge Frau wußte in ihrer Unſchuld nicht, Wen ſie vor ſich hatte!

Maupeou, das Geſchöpf der Favorite, ſorgte indeſſen durch ſein ſkandalöſes Benehmen dafür, daß die prinzlichen Familien mit dem Könige zerfielen und in Folge deſſen den Hof verließen. Als der älteſte Bruder des Dauphin, der Graf von Provence, der ſpätere Ludwig XVIII., heiratete, lehnten die Prinzen die Einladung des Königs zu dieſem Feſte ab, und es befand ſich an demſelben ſo gute Geſellſchaft, daß an dem damit verbundenen Balle mehreren hochgeſtellten Perſonen die Uhren und Geldbeutel und einer Dame, während ein Herr ſie mit Limonade bediente, ein Armband geſtohlen wurden. Zugleich herrſchte Hungersnoth im Lande

und Arbeitsmangel in den Städten, und die Staatskasse machte Bankerott, — die Du Barry hatte ihr durch ihre Bedürfnisse noch den Todesstoß versetzt, sie schöpfte eben ihre achtzehnte Million daraus, als die Katastrophe eintrat. Ein gut Theil davon bezogen stets die beiden schamlosen Roués: ihr Scheingemahl und dessen Bruder, der sie einst unterhalten hatte. Maupeou trug reichlich bei durch Besoldung von Spionen, und der Minister Herzog von Aiguillon durch Unterhaltung geheimer Agenten an fremden Höfen. — König, Favorite und Minister wurden vom Volke verflucht, und bereits grollte das furchtbare Gewitter, das gegen den nächsten, ursprünglich schuldlosen König ausbrechen sollte!

Ludwig XV. sank immer tiefer. Selbst die Favorite bezeigte ihm Verachtung und nannte ihn, während er ihr, wie gewohnt, den Kaffee kochte, nur „La France“. Dabei fielen durch ihr Benehmen am Hofe öffentlich Scenen vor, mit deren Erzählung wir unsre Feder nicht beschmutzen wollen. Der Dauphin und seine Gattin trugen hinwieder auch ihre Verachtung der Mätresse zur Schau, welche Letztere hinwieder so weit ging, eine junge Hofdame von guter Familie, welche ihr nicht länger dienen wollte, — auspeitschen zu lassen! Einen jungen Neger, welcher die Favorite bediente, ernannte der König zum Gouverneur des Schlosses Lucienne. Hinwieder machten ihr zwei Minister, um durch sie in Gunst zu sein, die schwindelhafte Hoffnung, so gut als einst die Maintenon, die Gattin des Königs zu werden und zu diesem Zwecke durch den Papst von ihrem Scheingatten geschieden zu werden, weil sie vorher mit dessen Bruder gelebt hatte! Die Sache blieb eine Mystifikation; aber die Sultanin ihrerseits hatte die Keckheit, eine junge Verwandte des Prinzen von Condé mit dem Sohne ihres sogenannten Schwagers Du Barry zu verheiraten, und der Prinz von Condé die Gemeinheit, sich die Einwilligung hierzu — um anderthalbe Million abkaufen zu lassen, um mit dem Gelde seine Schulden zu bezahlen! Ein andrer Du Barry erhielt sogar vom König eine halbe Million als Heiratsgut, um eine reiche Erbin zu gewinnen. Und der Scheingatte der Favorite maßte sich an, bei einer Brot-Emeute das Volk im Namen des Königs anzureden! Es fehlte nicht an derben Satiren und Enthüllungen über diese letzte französische Mätressenwirthschaft. Die Du Barry wandte beträchtliche Summen auf, solche zu unterdrücken, wozu sich unter Anderen der Dichter Beaumarchais hergab. Jetzt erst, nach so viel Jammer, Schmach und Schande, ließ sich der Klerus herbei, der Sultanin ein ernstes Wort zu sagen; aber der Brief, den der Erzbischof Beaumont an sie richtete und in welchem er sie bat, sich in ein freiwilliges Exil zurückzuziehen, blieb ohne Erfolg; denn sie konnte den frommen Mann, den Anhänger der Jesuiten, höhnend an ein galantes Abenteuer aus früherer Zeit erinnern, und zwar an ein solches mit der Superiorin eines Nonnenklosters. Dem Abbé Beauvais, welcher gegen sie unter dem Bilde Salomons und seiner Frauen predigte, sandte sie keck eine

Digitized by Google

ſchriftliche Zurechtweiſung! Der König aber erhob ihn zum Biſchof, — damit er ſchweige! —

Dieſer Abgrund von Verworfenheit ſchloß ſich endlich am 10. Mai 1774 durch den Tod des elendeſten Königs der neuern Zeit. An den Folgen des Genuſſes eines jungen Mädchens, das man bethört hatte, ſtarb ſowol dieſes, deſſen bereits vorhandene Blatternkrankheit heftig hervortrat, als der alte Sünder, der von derſelben angeſteckt worden war. Noch auf dem Todbette hatte er keine anderen Gedanken als an die Reize der ihn pflegenden Sultanin, die es bald nicht mehr ſein ſollte. Er ließ ſie noch wegführen, ehe er todt war, um, wie er ſagte, die Scene von Metz nicht zu erneuern, empfing dann die Sakramente und verſprach (zu ſpät!) Beſſerung! Als er eine Leiche war, verließ der ganze Hof Verſailles, und ohne Begleitung wurde er beerdigt. Niemand beweinte ihn; dagegen erſchien das furchtbare Strafgedicht „L'ombre de Louis XV. devant Minos", welches ihn mit allen ſeinen Opfern und Mitſchuldigen vor den Richtern der Unterwelt erſcheinen ließ. Es wurde in den erſten Tagen der Regierung ſeines Enkels und Nachfolgers Ludwig XVI. durch den Henker zerriſſen und verbrannt; die Wahrheit darin aber konnte man nicht zerſtören!

Jean Du Barry, der Favorite ehemaliger Genoſſe, wurde 1794 in Toulouſe guillotinirt. Wilhelm, ihr Scheingatte, ſtarb dort 1811. Sie ſelbſt erlitt ihre Strafe ſeit Ausbruch der Revolution. 1791 wurde ihr Landgut geplündert, ihr damaliger Geliebter aber, Briſſac, guillotinirt und ſein Kopf ihr auf die Tafel in ihrem Salon geworfen! 1793 wurde ſie auf die Anklage eines von ihr emporgehobenen Dieners verhaftet; man beſchuldigte ſie des Verrathes gegen die Republik, weil ſie nach London gereist war, um ihre geraubten Diamanten zu ſuchen; ſie wurde zum Tode verurtheilt, und am 9. Dezember fiel ihr Kopf unter den heftigſten Angſtrufen, die ſie umſonſt um ihr Leben ausſtieß! —

Sic transit gloria mundi!

Zum getreuen Abbilde des franzöſiſchen Hofes wurde der ſpaniſche, ſeitdem ein Enkel Ludwig XIV. den dortigen Thron beſtiegen hatte. Das Leben und Treiben an demſelben in dieſer Periode knüpft ſich vorzüglich an die vielgewandte Perſönlichkeit der Prinzeſſin Orſini. Dieſelbe war zwiſchen 1642 und 1652 als Tochter des franzöſiſchen Edelmanns Ludwig de la Tremouille, Herzogs von Noirmantier geboren. Anna Maria, ſo hieß ſie, heiratete zuerſt, 1659, einen Herrn von Talleyrand, dem ſie nach Spanien, dann nach Italien folgte, der aber ſchon 1670 ſtarb. Eine zweite Ehe ſchloß ſie 1675 mit Flavio dei Orſini, Herzog von Bracciano, dem ihr Aufwand ſeine Beſitzungen nacheinander koſtete, ſo daß ſie oft vor

seinem Zorne nach Frankreich floh. Nach stattgefundener Versöhnung starb er 1698. Die Freundschaft, welche die Maintenon ihr schenkte, verschaffte ihr 1701 die Stelle einer Kammerfrau bei der Gattin des neuen Königs von Spanien. Immer noch schön und dabei kokett, intriguant und beredt, spielte sie bald eine bedeutende Rolle. Sie hatte die intimste Bedienung des Königs und der Königin auf sich, indem sie z. B. jeden Abend, wenn die Majestäten zu Bette gingen, den Degen des Königs, ein — Nachtgeschirr und eine Lampe wegtragen mußte, welche letztere sie regelmäßig auf ihre Kleider schüttete. Auch stand der König nicht auf, ehe sie den Vorhang seines Bettes geöffnet hatte. Dafür aber beherrschte sie Beide. Sie arbeitete namentlich dem französischen Einfluß entgegen, den der dortige Gesandte, Kardinal d'Estrées, gegenüber dem spanischen Minister Kardinal Portocarrero geltend zu machen suchte, und der sich denn auch mit Eifer gegen sie wandte, den sie aber mit Geschick so zu pariren wußte, daß Ludwig XIV. sogar, der einsah, daß sie ihm von Nutzen sein könne, sie eigenhändig ersuchte, in ihrer Stellung zu bleiben. Sie vermittelte nun sogar diplomatische Verhandlungen und Alles ging durch ihre Hände, was die spanische Politik betraf.

Ihrem Wirken nahte indessen eine Katastrophe, seitdem an die Stelle des Kardinals d'Estrées dessen Neffe, der Abbé d'Estrées, getreten war, welcher in einer geheimen, von der Orsini aufgefangenen Korrespondenz das Königspaar stark beleidigte und das Privatleben der Orsini, besonders ihr vertrautes Verhältniß mit ihrem Sekretär d'Aubigny arg blosstellte. Ludwig XIV. versprach den Abbé abzurufen, verlangte aber dafür die Entfernung der Orsini. Der Tauschhandel wurde abgeschlossen, und die beiden feindlichen Personen verließen Spanien. Es ging indessen nicht, wie man erwartet hatte; die Königin (aus dem Hause Savoien) arbeitete seit dem Wegzuge der Orsini nur noch eifriger gegen den französischen Einfluß, so daß man am Ende nichts besseres zu thun wußte, als die Orsini in Versailles glänzend empfangen, sie zu gewinnen suchen und wieder nach Madrid senden, wo sie 1705 im Triumfe einzog. Als die Königin 1714 starb, zog sich der König in den Palast eines Herzogs und die Orsini als Gouvernante des Prinzen von Asturien in ein benachbartes Kloster zurück, von wo sie eine Gallerie nach der Wohnung des Königs errichten ließ, um ihn zu beobachten, den sie nun ganz beherrschte. Sie säuberte das Ministerium in ihrem Sinne und von ihr hing der Beitritt Spaniens zum Frieden von 1715 ab. Ja sie hoffte, obschon nahe an siebenzig Jahre, nichts Geringeres als die Stelle der Königin einzunehmen. Vom Ehrgeize verblendet, suchte sie, als ihr klar wurde, daß dieser Plan fehlgeschlagen, nach einer möglichst unbedeutenden Braut, um selbe beherrschen zu können. Sie wählte aber, in eben so großer Verblendung, eine Prinzeß von Parma, bei der sie sofort in die schreiendste Ungnade fiel, ja sogar ohne Verzug verhaftet und über die Greuze geführt wurde, ohne daß man

den König nach seiner Einwilligung fragte. In Paris erhielt sie eine Pension vom König, ging nach dessen Tod nach Avignon und Genua und endlich nach Rom, wo sie 1722 starb. Ihre Werkzeuge fielen mit ihr.

Nach ihr übte in Spanien den größten Einfluß der Kardinal Julius Alberoni aus. Zu Piacenza als Sohn eines armen Gärtners 1664 geboren, erhielt er erst spät Unterricht, studirte bei den Jesuiten, wurde 1690 Geistlicher, welchen Beruf er jedoch bald mit dem eines politischen Abenteurers vertauschte. Er begann als Dolmetscher des französischen Feldherrn Herzogs von Vendome, den er 1710 nach Spanien begleitete. Dem dortigen Hofe empfohlen, wußte er sich nach seines Herrn Tode in schlauer Weise bei der Orsini beliebt zu machen, die ihm eine Pension verschaffte. In der Erwartung, sie dadurch zu stürzen, gab er ihr die Wahl einer zweiten Gattin des Königs ein, die er ihr als harmlos darstellte, während er ihren Ehrgeiz kannte. Seine Machination gelang, wie wir sahen, und Alberoni's Vorschläge waren für die Wahl neuer Minister maßgebend. Als ausschließlicher Rathgeber der neuen Königin beherrschte er durch sie den unfähigen König und das Reich. Durch Zulassung eines päpstlichen Nuntius erkaufte er sich von Rom den Kardinalshut und wurde sofort auch erster Minister (1717), als welcher er sich bemühte, in Europa so viel Lärm als möglich zu verursachen. Er ließ Sardinien und Sicilien wieder erobern und hetzte die Stuarts und Karl XII. von Schweden gegen England, sowie die Türken gegen Österreich, während er mit Rußland, das hiedurch seiner Feinde ledig werden sollte, Freundschaft pflog. In Frankreich unterstützte er sowol Hugenotten als Jesuiten gegen den Regenten Orleans und zettelte die Cellamare-Verschwörung an (oben S. 107). Die Folge des Mißlingens der letztern war (1719) ein Krieg Frankreichs gegen Spanien, die Quadrupelallianz gegen dieses Reich und Alberoni's eigener Sturz. Er wurde plötzlich entsetzt und verbannt. Als er sich nach Rom begeben wollte, wurde ihm auch dies durch den Papst versperrt, endlich aber, nachdem er ein Asyl in der italienischen Schweiz gefunden, (1721) geöffnet. Er fungirte nun als Kardinal, seit 1735 als Vicelegat in Ravenna und starb 1752 in Rom.

In England beginnt eine eigentliche Hofgeschichte nach der Beendigung der ersten Revolution, als die Stuarts durch Monk zurückgeführt waren (s. unten Buch II, Abschn. 2 A.). König Karl II., der Sohn des Hingerichteten, den das Volk, um die frömmelnde Soldatenherrschaft los zu werden, mit Jubel empfing und um seiner romantischen Erlebnisse auf der Flucht und im Exil willen liebte und bewunderte, wird uns vom großen englischen Geschichtschreiber jener Periode geschildert als ohne Ehrgeiz, arbeitscheu und unwissend in Geschäften, die kennen zu lernen er nicht das geringste Verlangen trug, so daß sich selbst subalterne Schreiber über seine Bemerkungen lustig machten. Er hatte keinen Wunsch, als die Zeit durch Vergnügungen todt zu schlagen, und betrachtete es als einen er-

habnen Einfall, als er, nach seiner Heimkehr zum ersten Male wieder einen ächt englischen Rinderbraten (loin) auf der Tafel erblickend, seinen Degen zog und den Braten — zum Ritter schlug (daher man solchen nun Sirloin nennt). Seine religiösen Ansichten waren so vag, daß sie beständig „zwischen Unglauben und Papstthum" hin und her schwankten. Er liebte gerade alles Das am meisten, was die Puritaner besonders haßten, daher er auch wieder nichts so sehr haßte, als diese Sekte, deren Gefangener er während seines Aufenthalts in Schottland so zu sagen gewesen. Für ihn regierte seit der Restauration sein erster Minister Eduard Hyde, Earl von Clarendon, geschätzt als politischer Schriftsteller, aber hart, von Rachedurst erfüllt gegen die Republikaner, die ihn vierzehn Jahre in der Verbannung zu leben genöthigt hatten, und fanatischer Anglikaner. Von derselben Gesinnung war auch das Parlament erfüllt, das nach der Restauration gewählt worden, daher beide, Minister und Parlament, den König verhinderten, seine den Gegnern versprochenen Concessionen und versöhnenden Maßregeln in's Werk zu setzen. — Dabei handelten aber die Unterdrücker des Landes stets im Namen des unfähigen Königs und brachten die Lehre von der absoluten Monarchie und von der Verwerflichkeit alles Widerstandes gegen die bestehende Gewalt zu allgemeiner Anerkennung, wozu die später zu erwähnende Rechts- und Staatslehre des Thomas Hobbes nicht wenig beitrug. Clarendons Tyrannei, sein hochfahrendes Benehmen gegen alle jüngeren Leute, die doch, bei seiner langen Abwesenheit, das Land besser kannten als er, und auf der andern Seite wieder seine Abneigung gegen das üppige Leben am Hofe, führten endlich seinen Sturz herbei; er mußte fliehen, wenn er seines Kopfes sicher sein wollte, und wurde auf Lebenszeit verbannt.

Seine Macht erbten jene fünf berüchtigten Männer, deren Namen für ewig durch das aus ihren Anfangsbuchstaben gebildete Schmachwort Cabal gebrandmarkt sind. Es waren dies: der herrschsüchtige Schatzkommissär, Sir Thomas Clifford, der intrigante Staatssekretär Heinrich Bennet, Earl von Arlington, eifriger Absolutist und Papist, der charakter- und sittenlose Georg Villiers, Herzog von Buckingham (welch' verhängnißvolle Familie in der englischen Geschichte!), der verrätherische Anton Ashley Cooper, Earl von Shaftesbury, später Lordkanzler, und der heuchlerische John, Herzog von Lauderdale, ehemaliger schottischer Covenanter und Verräther Karls I., jetzt Rathgeber seines Sohnes! Mit diesem „Cabal-Ministerium" begann, nach Macaulay, die Methode, das Parlament zu korrumpiren, statt es, wie früher, zu unterdrücken.

Mit ihm begann das „Cabinet", obschon die englischen Gesetze diese Einrichtung gar nicht kennen, dessen Bestellung daher auch jetzt noch nicht offiziell bekannt gemacht wird, seine Macht und seinen Einfluß auf die englische Politik kundzugeben.

Die Thaten der Cabal-Männer waren ihrem Charakter vollkommen angemeſſen, ſie waren, wie ſie alle, gewiſſenlos. —

Es war, zur großen Freude aller ehemaligen Republikaner und Puritaner und aller die katholiſirenden Tendenzen, die Deſpotie und die Sittenloſigkeit des Hofes haſſenden Männer anderer Parteien, ein dreifaches Bündniß Englands, der Niederlande und Schwedens gegen die Fortſchritte der Eroberungsſucht Ludwigs XIV. von Frankreich geſchloſſen worden. Die Konſequenzen dieſes Bündniſſes und die Art, wie es gegen ſein Syſtem ausgebeutet wurde, machten Karl II. beſorgt. Es empörte ihn unter Anderm, daß, als das Parlamentsmitglied Sir John Coventry im Hauſe über das Treiben des Hofes geſpottet und darauf von Raufbolden im Auftrage des Königs überfallen und mit geſchlitzter Naſe wieder entlaſſen worden, er die Akte unterzeichnen mußte, welche dieſe Böſewichter beſtrafte. Nun ging ſein Streben nach einer derjenigen des franzöſiſchen Königs ähnlichen Macht und nach einem dieſelbe unterſtützenden ſtehenden Heere. Um dies zu erreichen, wozu ihm in England keine Hülfe blühte, hatte er keine Scham, diejenige des Erbfeindes ſeines Landes anzurufen und ſich zu dieſem Zwecke der entwürdigendſten Demütigung zu unterwerfen. Mit ihm einverſtanden war ſein Bruder Jakob, — ſittenlos wie er, aber nicht, wie er, ſeine Laſter wenigſtens durch Geſchmack und Heiterkeit beſchönigend, ſondern ein finſterer Fanatiker, bereits katholiſch geworden und mehr für die Macht des Papſtes, als ſeines Vaterlandes eingenommen. Das ſaubere Brüderpaar ließ ſeinen landesverrätheriſchen und ſich ſelbſt herabwürdigenden Plan durch ſeine Schweſter, Henriette, Herzogin von Orleans, Schwägerin des geſuchten Lehnsherrn, befördern. Karl anerbot ſich, Katholik zu werden, die Tripel-Allianz aufzulöſen, Frankreich gegen Holland Hülfe zu leiſten, — gegen Unterſtützung mit Truppen und Geld, um das Parlament zu bändigen. Ludwig widerſtand ſcheinbar, ließ ſich aber endlich gnädig herbei, der „Sehnſucht nach Schmach“ zu willfahren, indem er ſich im Geheimen freute, einen ſo gefährlichen Gegner wie England los zu werden und zu ſeinen Füßen zu ſehen. Um den neuen Sklaven noch feſter an ſich zu feſſeln, benützte er deſſen ſchwächſte Seite, der auch er, doch nicht unter Vernachläſſigung der Intereſſen ſeines Landes, ergeben war, die Weiberliebe. Karl hatte neben ſeiner Gattin, einer portugieſiſchen Prinzeß, bereits zwei hervorragende Mätreſſen, die ſtattliche Barbara Palmer, ſpäter Herzogin von Cleveland und die gemein-üppige Eleonore Gwynn. Ludwig ſandte ihm nun eine dritte, die bald alle ihre Nebenbuhlerinnen überſtrahlte, die durch ihre bloße berückende Erſcheinung die Sinne mächtig aufregende, witzige und verſchmitzte Franzöſin Louiſe von Querouaille. Die Engländer nannten ſie kurzweg „Madame Carwell“, — Karl erhob ſie zur Herzogin von Portsmouth. Später wurde ſein Harem noch vermehrt durch Hortenſia Mancini, eine der Nichten des Kardinals Mazarin, welche ihren verrückten Gemahl, den Herzog von Mazarin, verlaſſen hatte

und nach manigfachen Irrfahrten, endlich bei dem englischen Könige eine Rolle spielte, der einst (oben S. 93) um ihre Schwester geworben und sie nachher verschmäht hatte.

Genau auf den Tag zehn Jahre nach seiner Rückkehr in das Vaterland (1670) verrieth Karl II. sein Volk, das ihn damals so vertrauensselig empfangen, an den französischen Despoten, durch einen Vertrag, in welchem er die erwähnten Verpflichtungen einging. Es wurde dem König, ungeachtet der Protestationen seines papistischen Bruders, gnädig gestattet, seinen Katholizismus nicht öffentlich zu bekennen, sondern noch fortwährend bei Festen den anglikanischen Gottesdienst mitzumachen, in dem nun Jakob nie mehr gesehen wurde. Auch wollte Karl nicht zugeben, daß die Töchter Jakobs aus seiner Ehe mit der Tochter des gestürzten Clarendon, welche ebenfalls Katholikin war und um diese Zeit starb, katholisch erzogen würden, — damit sein eigner Übertritt um so geheimer bleibe. — Und bei diesem schmählichen Spiele von Verrätherei und Heuchelei hatten die Cabal-Männer einander selbst betrogen. Clifford und Arlington, welche Katholiken waren, verheimlichten den Punkt der Conversion ihren drei protestantischen Collegen und legten ihnen eine Kopie zur Unterzeichnung vor, in welcher jener Artikel fehlte! Doch nahmen die Bethörten willig Gnadengeschenke von Ludwig an. Um nun den Schmachvertrag auszuführen, gaben der König und seine sauberen Minister dem Parlamente vor, es sei zur Bekämpfung Frankreichs eine Vermehrung der Flotte nothwendig, und die betrogenen Mitglieder bewilligten achthunderttausend Pfund, die jedoch kaum für ein Kriegsjahr ausreichten. Daher begingen die Cabal-Männer die Schändlichkeit, den Goldschmieden, welche nach damaligem Gebrauche der Regierung Gelt vorgestreckt hatten, das Kapital zu entziehen und blos noch die Zinsen zuzusprechen, in Folge dessen mehrere Häuser fielen und allgemeine Bestürzung eintrat. So betrog man das Land, um dessen Feinde zu unterstützen. Zugleich erließ die Regierung mehrere Gesetze, welche sonst nur das Parlament zu erlassen berechtigt war; eines derselben hob, nicht aus Toleranz, sondern aus berechneter Sympathie, die Strafgesetze gegen die Katholiken, und zugleich, damit es weniger auffalle, auch jene gegen die Dissenters auf. Nun waren aber damals die Freunde politischer Freiheit zugleich Feinde der kirchlichen, indem sie die Freiheit der katholischen Kirche, — nicht ganz mit Unrecht und mit deren eigenen Bestrebungen in Übereinstimmung, — für gleichbedeutend mit ihrer Herrschaft ansahen. Diese Partei zählte neunzehn Zwanzigstel des britischen Volkes, und mit ihnen waren sogar die Puritaner einverstanden, welche — ihre Freiheit nicht mit dem römischen Babel theilen wollten. So zwang das Parlament den König zur Aufhebung jener Befreiungsakte, und setzte an ihre Stelle die intolerante „Testakte", welche allen kirchlichen und weltlichen Beamten einen Eid und eine Erklärung zu Gunsten der — Hochkirche vorschrieb! Unter solchen Umständen sah Ludwig XIV. ein, daß er

gegen ſolch eiſenköpfiges Volk nichts vermöge; er kündete Karl II. die verſprochene Hülfe auf, und — das Cabal-Cabinet fiel, mit Schmach und Schande bedeckt. Die beiden Katholiken zogen ſich zurück und die drei Proteſtanten — ſuchten mit der Mehrheit zu ſchwimmen, wie vorher gegen ſie.

Karls II. Hof zu Whitehall war, nach Macaulay, „der Brennpunkt der politiſchen Intrigue und der faſhionablen Luſtigkeit; die Hälfte aller Makler- und Kupplergeſchäfte der Hauptſtadt wurde unter ſeinem Dache abgemacht.“ Über Ehrenſtellen und Vergünſtigungen entſchied nur die Laune des Königs und die Fürſprache ſeiner Mätreſſen; durch ſelbe wurden unbeſchäftigte Advokaten Richter, ſittenloſe Baronets Peers, unfähige Hofleute Kapitäne von Schiffen oder Landkompagnien. Der König verſtand es durch dies und anderes, ſich beliebt zu machen. Am Hofe Eingeführte hatten ſtets, auch ohne Einladung, Zutritt bei ihm, und er erzählte ſo trefflich Geſchichten, daß man ihn gerne hörte, ohne ſich dies aus obligater Schmeichelei erſt einzureden. In den Galerien von Whitehall ſammelte ſich ungehemmt alles Volk, ſo oft eine Neuigkeit erwartet wurde oder ſich verbreitete.

Karl II. ſchloß ſeine Laufbahn auf eine ſeiner würdige Weiſe. Am 1. Februar 1685 war die Galerie von Whitehall der Schauplatz lüderlichen Lebens und Treibens. Mitten unter Zechern und Spielern koste dort der König mit ſeinen drei Sultaninnen, der Engländerin Palmer-Cleveland, der Franzöſin Querouaille-Portsmouth und der Italienerin Mancini-Mazarin. Es war ein Mahl wie Belſazar's, doch ohne feindlichen Einbruch. Nur die Nemeſis hielt Gericht. Mitten in der Orgie fühlte ſich Karl unwohl, und am andern Tage mußte er ſich, nachdem er aufgeſtanden, wieder zu Bette legen. Sein Geſicht wurde ſchwarz und das Bewußtſein ſchwand. Die Franzöſin warf ſich verzweifelnd über ihn, mußte aber fort, als die Königin erſchien, und zog ſich in ihre Gemächer zurück, die der königliche Sklave ihr zu Gefallen dreimal hatte niederreißen und wieder aufbauen laſſen, deren Kamin ganz in Silber ausgeſtattet war, und wo mehrere der Königin weggenommene Gemälde hingen. Das Vorzimmer und ſelbſt das Schlafzimmer des Kranken füllte ſich mit Hochſtehenden, und Alles drängte ſich in die Galerie herein. Mit Aderläſſen, heißen Eiſen und Salz aus Menſchenſchädeln (?), das man ihm auf die Zunge legte, brachte man ihn wieder zum Bewußtſein. Schon läuteten die Glocken in der Hoffnung auf Geneſung, als ein Rückfall eintrat. Die betrogene Königin wurde vor Betrübniß ohnmächtig. Umſonſt ſuchten ihn die anglikaniſchen Biſchöfe zu bewegen, daß er in ihrer Kirchengemeinſchaft ſterbe, und die Uneingeweihten hielten, was papiſtiſche Geſinnung war, für Frivolität. Sein ultrakatholiſcher Bruder aber dachte nicht an die Sakramente der Kirche Beider, ſondern nur an ſeine Erbfolge. Nur der franzöſiſchen Mätreſſe fiel es ein, für einen Geiſtlichen zu ſorgen. Das

war aber eine ſchwierige Aufgabe. Katholiſche Prieſter waren öffentlich in England nicht geduldet, die Kleriker der Königin verſtanden weder franzöſiſch noch engliſch, und ein engliſcher Benediktiner, der dem König einſt das Leben gerettet und daher niemals verfolgt wurde, hatte den Hergang der Ceremonie vergeſſen! Der gute John Huddleſton wurde indeſſen von einem der Portugieſen in der Eile inſtruirt und von einem Kammerdiener über die geheime Treppe geführt, welche ſonſt die weiblichen Gäſte beſonderer Art paſſirt hatten. Nachdem das Krankenzimmer geſäubert, wurde der improviſirte Beichtvater, einen Mantel über der Stola und eine Perücke über der Tonſur, hereingebracht und machte ſeine Sache über Erwarten gut; aber der König erſtickte beinahe an der Hoſtie. Man brachte die ſämmtlich zu Herzogen gemachten Söhne ſeiner Favoriten vor das Bett, und am 6. Februar ſtarb Karl, vom Volke aufrichtig betrauert. Sein Bruder, nunmehr Jakob II., ließ ihn höchſt einfach, wie man fand, eines Königs unwürdig, beſtatten.

Es bezeichnet dieſen Jeſuiten auf dem Throne der erſten proteſtantiſchen Macht Europa's, daß er unter ſeine oberſten Räthe, als Gehülfen des Großſiegelbewahrers, einen Menſchen berief, den man ob ſeiner juriſtiſchen Grauſamkeit den engliſchen Carpzov (Bd. I. S. 331) nennen kann. Sir George Jeffreys, Oberrichter am Gerichtshof der Kings-Beuch, war der Feind der Whigs und Sündenbock der Tories und eine herzloſe Paragraphenſeele. Gewohnt, die Sprache der verworfenſten Menſchen beider Geſchlechter zu hören, wandte er ſelbe auch vor Gericht an, und ſein Blick und ſeine Stimme waren gleich ſchrecklich für die Opfer ſeiner Wut, die er in den gemeinſten Ausdrücken andonnerte, wie er auch in ſolchen die Geſchwornen einzuſchüchtern ſuchte. Er richtete nie in würdiger Stimmung und zum Beſten der Gerechtigkeit, ſondern in der Erbitterung und in der Trunkenheit oder im Katzenjammer. Es war ihm ein Hochgenuß, Menſchen zu quälen. Mit teufliſchem Hohnlachen ließ er im Winter Weiber nackt ausziehen und peitſchen. Früher Puritaner, hatte er ſich ſtets darin gefallen, katholiſchen Prieſtern zu verkünden, daß ſie bei lebendigem Leibe aufgeſchnitten werden und ihre Gedärme verbrennen ſehen ſollten, war dann aber um Gelt zum Hofe übergetreten. Seine erſte That als Werkzeug desſelben war die Behandlung der bekannten Rye-Houſe-Verſchwörung gegen die Thronfolge des katholiſchen Jakob (1683) und damit auch der Juſtizmord an Algernon Sidney.

Jakobs erſtes Beſtreben war, Das auf die Dauer zu thun, wovon ſich ſein Bruder wieder hatte abſchrecken laſſen, nämlich Ludwigs XIV. Vaſall zu werden. Als dieſer Fürſt auf die Nachricht von Karls Tode ſofort engliſche Wechſel für eine halbe Million Livres kaufte, vergoß Jakob Freudenthränen, natürlich erheuchelte, und bot dem erſehnten Lehnsherrn ſofort an, ihm Belgien preiszugeben, da er nicht an das Wort ſeines Bruders, dasſelbe zu ſchützen, gebunden ſei! Zur Darlegung ſeiner

Dankbarkeit und Ergebenheit sandte er an Ludwig als außerordentlichen Geschäftsträger den Bruder seiner Mätresse Arabella Churchill, den schönen und gewandten, aber ungebildeten, sitten- und gewissenlosen John Churchill, den einst Karl II. bei seiner Favorite, der Herzogin von Cleveland, überrascht hatte! Für kriegerische Verdienste war er zum Lord erhoben worden. Bald sandte Ludwig weitere anderthalb Millionen. Diese Summen waren zur Bestechung des Parlaments und zur Anzettelung eines absolutistisch-katholischen Aufstandes in England bestimmt! Die Kriecherei gegenüber Frankreich erreichte einen solchen Grad, daß selbst der Papst (Innocenz XI.), welchem die Macht Ludwigs unangenehm war und die Gefahren eines gallikanischen Schismas zu drohen schienen, den englischen König vor allzu großem katholischem Eifer warnen mußte! Zu Zeiten wurmte allerdings dem neuen Könige seine entehrende Stellung, und er versuchte sich zu ermannen, aber ohne Erfolg. Seinen Fanatismus legte er auf's Neue durch die Rücksichtslosigkeit an den Tag, mit welcher er am Hofe die öffentliche Ausübung des katholischen Gottesdienstes herstellte, während hinwieder seine Eitelkeit es sich nicht versagen konnte, die Krönung durchzumachen, welche er doch durch die ihm verhaßten Geistlichen der Hochkirche vollziehen lassen mußte! — Früher, als Vicekönig von Schottland, hatte er, der mit Recht über die Verfolgung der Katholiken klagte, doch mit Lust die Covenanters zu Krüppeln foltern lassen, und so ließ er jetzt, als König, die Dissenters öffentlich blutig peitschen und in Kerkern schmachten, wozu ihm Jeffreys mit seiner ganzen thierischen Raserei behülflich war. In Schottland wurden Männer um ihres Glaubens willen erschossen und Mädchen ertränkt. — (Eine Ausnahme von der Verfolgung machten nur, wie später näher erwähnt werden soll, die Quäker.) Alle Vorstellungen überbot aber die Grausamkeit, welche nach dem Falle des unglücklichen Monmouth, des Opfers förmlicher Schlächterei auf dem Blutgerüste, entwickelt wurde. Jeffreys hielt einen förmlichen Vernichtungsumzug gegen die an jenem Unternehmen Schuldigen und Unschuldigen, unter denen die Soldaten des Wüterichs Kirke bereits wie Bluthunde gewütet hatten. Alice Lisle, Witwe eines Republikaners, hatte Verfolgten ein Asyl gewährt; Jeffreys zwang die Geschwornen durch seine rohen Invektiven und durch seine richterliche Versicherung, daß ein Presbyterianer gleichbedeutend mit einem Schufte sei, zur Schuldigerklärung und verurtheilte sie dann zum Feuertode, den aber der König durch Enthauptung ersetzte. In Dorchester ließ er 29 Personen ohne Richterspruch einfach hängen und dann 292 zum Tode verurtheilen. In Somersetshire wurden in wenig Tagen 233 Gefangene gehängt, geschleift und geviertheilt. An jedem Kreuzwege und auf jedem Marktplatze klapperten mit Ketten beladene Gebeine im Winde, steckten Köpfe und Viertelskörper auf Pfählen und verpesteten die Gegend. Jeffreys lachte und scherzte vor Freude und fluchte wieder dazwischen. Die Zahl seiner Opfer auf dieser Reise schätzten Manche auf sechs- bis sieben-

hundert. Er ſelbſt rühmte ſich, mehr Hochverräther gehängt zu haben, als alle ſeine Vorgänger ſeit der normanniſchen Eroberung. Sein Eifer wurde von Jakob, der ſeinen „Feldzügen", wie er ſie nannte, im Geiſte mit dem größten Entzücken folgte, durch Ernennung zum Lordkanzler belohnt! — — Dabei ſammelte er ſich durch Beraubung der Angeklagten ein Vermögen und trieb einen einträglichen Handel mit Begnadigungen!

Jakobs II. zweite Gattin, Maria von Modena, machte es nicht beſſer. Vor ſeiner Thronbeſteigung benahm ſie ſich anſpruchlos und leutſelig. Als Königin aber überkam ſie der Teufel des Hochmutes und der Herzloſigkeit. Sie ſchämte ſich nicht zu verlangen, daß mehrere hundert zur Deportation verurtheilte Rebellen ihr überwieſen werden ſollten; denn dieſelben wurden nach beſchwerlicher Seereiſe, auf welcher ſie wie Stockfiſche zuſammengepfercht waren und haufenweiſe ſtarben, in Jamaika an die Kaufleute und von dieſen an die Pflanzer als Sklaven verkauft! Die Königin Maria machte, nach Abzug der Geſtorbenen, mit ihrer Ladung ein Geſchäft von tauſend Guineen! Ihre Dienerinnen ahmten ihr nach und erpreßten mit des Königs Erlaubniß Geld von den Eltern der kleinen Mädchen, welche bei Monmouths Landung ihm die Fahne überreicht hatten und nun dafür im Gefängniß ſchmachteten!

Jakobs Ziel war bei all Dieſem, einen „heilſamen Schrecken" zu verbreiten, um mit Hülfe desſelben die Freiheit, d. h. die Herrſchaft ſeiner Religion in England herzuſtellen. Umſonſt warnte ihn ſogar der Papſt abermals durch ſeine Abgeſandten, den apoſtoliſchen Vikar in Großbritannien und einen Nuntius, — der König war katholiſcher als der Papſt! Umſonſt legten ſelbſt die vernünftigeren katholiſchen Peers dar, daß einer ſchnellen Erhebung ihrer Kirche bei der Abneigung des engliſchen Volkes gegen dieſelbe ein noch ſchnellerer Rückſchlag folgen würde; — er horchte lieber auf die ihm ſchmeichelnden Günſtlinge, — verworfene Wüſtlinge, — und auf den Jeſuiten Edward Petre, welcher die Intereſſen ſeines Ordens am Hofe zu Whitehall vertrat, — und verließ ſich auf den von den proteſtantiſchen Geiſtlichen gepredigten Grundſatz des paſſiven Gehorſams gegen die Obrigkeit. Es bildete ſich am Hofe eine Partei zur Beförderung ſeiner Plane, unter dem dem Namen nach noch proteſtantiſchen Staatsſekretär Earl von Sunderland, der von Frankreich mit 25,000 Kronen jährlich beſtochen war und zum Lord-Präſidenten ſtieg. Dieſer Clique ſtand eine anglikaniſche gegenüber, welche des Königs Abſichten zu vereiteln ſuchte. Der Lord-Schatzmeiſter, Lorenz Hyde, Earl von Rocheſter, ſtand an ihrer Spitze. Zu ſeiner Charakteriſtik dient, daß er und der Lordkanzler, der blutige Jeffreys, bei einem amtlichen Mittagsmahle, wo ſie ſchwer betrunken waren, ſich beinahe nackt auszogen und mit Mühe zurückgehalten wurden, auf einen Pfahl, an dem ein Schild zur Verzierung hing, zu klettern und von dort des Königs Geſundheit zu trinken. Was Jeffreys betrifft, ſo machte er beiden Parteien zu gleicher

Zeit Hoffnung, mit ihnen zu halten und wartete indeſſen zu, welche von beiden ſiegen würde. Rocheſter nun ſuchte ſeine Partei zu fördern, indem er der katholiſchen Königin bei dem König ein Gegengewicht entgegenſtellte, indem er den Einfluß der proteſtantiſchen Mätreſſe Desſelben zu erhöhen ſuchte. Es war dies Katharine Sedley, Tochter eines ſittenloſen Cavaliers, und ſelbſt ebenſo ſchamlos als häßlich. Vom Könige ſagte ſie: ſie könne nicht begreifen, was er an ihr finde; hübſch ſei ſie nicht, und wenn ſie etwa Geiſt habe, ſo ſei er nicht im Stande, dies zu beurtheilen! Die Königin litt ſehr unter dieſer Konkurrenz und der König verſprach ſowol ihr, als ſeinem Beichtvater wiederholt, von ihr zu laſſen, ſündigte aber ſtets wieder von Neuem. Er hatte ſie zur Gräfin von Dorcheſter erhoben; aber er mußte ſich dafür vor ſeiner Gattin mit einer Ruthe geißeln und die Mätreſſe fortſchicken. Sie räumte das Feld, indem ſie ſich eine Martyrerin des Proteſtantismus nannte. Rocheſters Macht ſank von da an, und er fiel völlig, als er ſich trotz des königlichen Andringens weigerte, katholiſch zu werden. So gingen die Dinge auf abſchüſſiger Bahn immer weiter, bis die furchtbare Kataſtrophe eintrat, die Jakob II. und ſeiner ganzen Familie ſeinen Thron und ſein Vaterland koſtete, und damit für immer den ſtets mit Landesverrath verbundenen römiſchen Beſtrebungen im Inſelreiche ein Ende machte, — die zweite engliſche Revolution, deren Fortgang wir in die politiſche Geſchichte verweiſen müſſen. — Umſonſt hatte der geiſtig beſchränkte Monarch ſeinem Glauben die Freiheit ſeines Reiches zu opfern geſucht, — umſonſt hatte er in dem wegen ſeines immer deutlichern Hinſteuerns auf ein katholiſches England ausgebrochnen Kampfe mit der Hochkirche, gleich dieſer ſelbſt, ſeine Todfeinde, die Presbyterianer, auf ſeine Seite zu bringen geſucht, denen beide Streitenden Gewiſſensfreiheit verſprachen. — Die finſteren römiſchen Pläne hatten ein tapferes Volk gezwungen, fortwährend unduldſam zu verfahren, wenn es ſeine Freiheit und Unabhängigkeit bewahren wollte! Und das Haus der Stuarts trat von der geſchichtlichen Bühne ab mit dem häßlichen Verdacht eines von den Jeſuiten unterſchobenen Kindes, der niemals ganz beſeitigt werden konnte, obſchon dies zweifelhafte Kind nach dem Tode ſeines Vaters zu St. Germain bei Paris feierlich mit Pauken und Poſaunen als König Jakob III. (ohne Land!) ausgerufen und in ſeinen fruchtloſen Prätenſionen von der franzöſiſchen Regierung unterſtützt wurde.

Wir nehmen die Geſchichte des engliſchen Hofes, mit Übergehung der Regierungszeit von Jakobs beiden Töchtern Maria (ſammt ihrem Gatten Wilhelm III. von Oranien) und Anna, bei der Thronbeſteigung des Hauſes Hannover wieder auf. Der erſte engliſche König aus demſelben, Georg I., war der Sohn des erſten Kurfürſten von Hannover, vorher Herzogs von Braunſchweig-Lüneburg; er war geboren 1660, diente im Reichsheere gegen Türken und Franzoſen, und verehelichte ſich mit ſeiner Baſe Sophia Dorothea, Tochter des Herzogs von Celle und einer

gefürsteten Französin, — indem sein Vater dieselbe dem für sie bestimmten Prinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel wegkaperte. Die Neuvermählten verstanden sich jedoch nicht; denn die Prinzeß liebte bereits den jungen und schönen Grafen Philipp von Königsmark, den Bruder der durch ihr Verhältniß zu August II. von Sachsen und Polen berüchtigten Aurora, — der mit ihr in Celle erzogen war und ihr nun nach Hannover folgte. Die Liebenden suchten ihre Neigung anfangs möglichst zu verbergen; aber Königsmark blieb dessen nicht fähig, und vermochte sich je länger desto weniger zu bemeistern, während die Prinzeß sich nichts vergab. Nun lebte am Hofe eine Gräfin von Platen, welche die Mätresse des Kurfürsten war, der ihren Mann nach dem kaiserlichen Hofe gesandt hatte, — ihrerseits aber den Grafen Königsmark liebte, und daher die Todfeindin der Prinzeß war, — während ihre Schwester, die Frau von Wyk, die Gunst des Kurprinzen genoß, der dagegen seine Gattin auf das Verletzendste vernachlässigte. Königsmark unterlag der Verführung seiner Anbeterin, blieb aber der Vertraute seiner Angebeteten, welche von diesem unreinen Verhältnisse den Sturz ihrer Feindin hoffte. Als aber ihr Gemahl sie einst, da sie ihm über seine Mätresse die Wahrheit sagte, mißhandelte, beschloß sie zu fliehen und nahm zu diesem Zwecke Königsmarks Hülfe in Anspruch. Die Platen aber kam dem Plane auf die Spur, und der Haß gegen ihren untreuen Geliebten und ihre Feindin leitete sie. Sie verrieth Alles dem Kurfürsten, und als nun Königsmark, um Alles zu veranstalten, eine Reise nach Polen machte und dort am königlichen Hofe in einer Soirée, wo er berauscht war, alle seine Geheimnisse ausplauderte, die ein Hofmann, der zu Hannover in Ungnade gefallen, sofort dahin berichtete, um wieder aufgenommen zu werden, — da war der Plan vereitelt, ohne daß dessen Theilnehmer es ahnten. Königsmark begab sich in einer Nacht zur Prinzeß, um die Flucht auszuführen, war aber belauscht, wurde auf des Kurfürsten Befehl von gedungenen Gardisten überfallen und ermordet und sein Körper heimlich beseitigt, die Prinzeß aber nach dem einsamen Schlosse Ahlden verwiesen, ihre Ehe getrennt, und sie verlebte den Rest ihrer Tage in traurigem Gefängnisse.

Ihr Gemahl wurde 1698 Kurfürst von Hannover und 1714 König von Großbritannien. Er trat die Regierung dieses Landes an, ohne dessen Sprache zu kennen. Sein Minister Robert Walpole, der weder deutsch, noch französisch verstand, „beherrschte ihn in lateinischer Sprache". Georgs Manieren waren roh, seine Sitten zügellos. Seine Mätressen zeichneten sich durch Unschönheit aus. Die Eine derselben, Herzogin von Kendall, welche jeden Sonntag siebenmal die Kirche besuchte, wurde vom Volke ihrer Gestalt wegen die „Kletterstange", und die Zweite, Frau von Kielmannsegge, geborene Gräfin von Platen (Tochter jener Platen, die wir bereits kennen gelernt), vom Könige zur Gräfin von Darlington erhoben — der „Elephant" genannt, und Beide waren der Gegenstand

des öffentlichen Spottes in London und der ſchamloſeſten Satiren und Karrikaturen. Dieſe Weiber und die hannoverſchen Stellenjäger, die dem Könige nachgefolgt waren, ſogen das Land auf die unverſchämteſte Weiſe aus. Ja der König ſelbſt ſagte zu einem Bedienten, der moraliſche Skrupel bekam: „Ach was, es iſt ja engliſches Gold; ſtiehl wie die Anderen, und hörſt du, nimm ja genug!“ Mit ſeinem Sohne, wahrſcheinlich weil er von der unglücklichen Gefangenen von Ahlden geboren war, dem ſpätern Georg II., lebte der König, wie dies in England meiſt der Fall war, in der bitterſten Feindſchaft. Der Letztere, geboren 1683, zur Regierung gelangt 1727, hielt ſich — ſo weit war damals die Schamloſigkeit zur Regel geworden — obſchon er ſeine Gattin zärtlich liebte, — „des Anſtandes wegen“ Mätreſſen, mit denen er zwar lebte, denen er aber keinen Einfluß geſtattete. Die Königin theilte ihre Herrſchaft über ihn mit dem alten Fuchs Walpole, der ſich unter zwei ſo verſchiedenen Regierungen zu halten wußte. Sie liebte die Literatur und die Theologie, welche letztere aber ihrem Glauben mehr von Schaden, als von Nutzen war, ließ die Hausgebete in einem Vorzimmer halten, wo ein Gemälde der — Venus hing, und weigerte ſich auf dem Todbette, das Abendmahl zu nehmen. Am Hofe übten die beiden Herzoginnen von Marlborough und Buckingham den größten Einfluß aus; die Erſte die Witwe des berühmten Feldherrn, die Zweite die Tochter Jakobs II. und der Gräfin von Dorcheſter (oben S. 127). Die Letztere war einſt am Hofe Georgs I. mit der Querouaille-Portsmouth, ehemaliger Mätreſſe Karls II., und einer Solchen König Wilhelms III. zuſammengetroffen und hatte ausgerufen: „Wer hätte gedacht, daß wir drei H.... einander hier treffen würden!“

Ueberhaupt war damals das Leben am engliſchen Hofe und in der großen Welt dieſes Landes ſo ausgelaſſen, daß Ehre, Tugend und Ruf nichts galten und Gegenſtände des Spottes waren, daß man mit dem Titel „Wüſtling“ eine Dame ſo wenig beſchimpfte als einen Herrn, daß es nichts Anſtößiges war, ſagen zu hören, das Hoffräulein Miß So und So habe ihre Entbindung glücklich überſtanden, daß Herzoge öffentlich gegen ihre Gattinnen Klagen wegen Ehebruchs mit anderen Herren des hohen Adels führten, und Frauen über ihre galanten Abenteuer ausführliche Memoiren ſchrieben. Ja man prügelte ſich um Plätze in den Theaterlogen vornehmer Buhlerinnen.

Die Regierung Georgs II. wurde durch die fortgeſetzten jakobitiſchen (ſtuartiſtiſchen) Aufſtände beunruhigt. Ihnen fielen nach der für England glücklichen Schlacht bei Culloden (1746), durch Spruch des Hauſes der Lords, die Köpfe der Lords Kilmarnock, Balmerino und Lovat zum Opfer, von denen der Erſte ſeine Parteinahme feierlich widerrufen hatte, der Zweite aber auf dem Schaffotte eine Rede zu Gunſten des Prätendenten hielt und der Dritte bis zum Todesgange ſcherzte. James Dawſon, als Nichtadeliger, wurde nebſt acht anderen Verurtheilten gehängt, dann noch

ehe er todt war, abgenommen, geviertheilt und ſein Herz in's Feuer geworfen, wobei ſeine Geliebte zuſah und nach der letzten Operation ſofort verſchied!

Georg II. ſtarb 1760 plötzlich, nachdem ihm (1751), wie Ludwig dem XIV. und XV., ſein älteſter Sohn, der Prinz von Wales, Friedrich Ludwig, mit dem er beſtändig im Streite gelebt, im Tode vorausgegangen war. Ihm folgte ſein Enkel Georg III. Alle Gefahren ſtuartiſtiſcher Reaktion waren nun vorüber. Lord Errol fungirte als Großkonſtabler von Schottland in demſelben Saale, in welchem ſein Vater, Lord Kilmarnock, zum Tode verurtheilt worden war. Ein Zimmer zur Beſichtigung des Krönungszuges, das bei der Krönung Georg's II. vierzig Pfund gekoſtet hatte, kam jetzt auf 350, und der König bezahlte für gemiethete Juwelen neuntauſend Pfund. Den Hof des frommen Georg III. charakteriſirt ſo ziemlich der Skandal, den ein an demſelben weilendes Hoffräulein verurſachte. Eliſabeth Chudleigh, ſo hieß ſie, hatte bereits die hohe Gunſt Georgs II. genoſſen und war mit einem Herrn Hervey (ſpäteren Grafen von Briſtol), dem Bruder der oben (S. 62) genannten beiden Hervey's, heimlich vermählt und von ihm auch Mutter, gewährte aber zugleich ihre Gunſt Anderen, ſo namentlich dem Herzog von Kingſton, der ſie lange als Mätreſſe unterhielt, ohne daß der König oder ihr Gatte etwas dagegen hatte. Erſt als Letzterer ſich anderwärts verehelichen wollte, klagte er gegen Eliſabeth, die nun bald fünfzig Jahre alt war, auf Ehebruch; ſie hatte aber den Trauſchein vernichtet und ihre Kinder waren geſtorben, ſo daß er abgewieſen wurde. Nun heiratete ſie der Herzog von Kingſton, deſſen Erben ſie aber wegen Bigamie verklagten. Der Fall kam vor das Oberhaus und erregte großes Aufſehen, da die Angeklagte in ganz Europa, das ſie bereist hatte, bekannt und von Papſt Pius VI., wie von Friedrich dem Großen ſehr geehrt war. Mit dem Verfaſſer einer über ſie erſchienenen Poſſe führte ſie einen Federkrieg in den gemeinſten Ausdrücken. Sie ging vor Gericht und wurde ſchuldig befunden, ihr aber die vom Geſetz angedrohte Brandmarkung auf die Hand erlaſſen und blos die Sporteln auferlegt. Nun handelte es ſich noch darum, den Widerſpruch zwiſchen beiden Urtheilen aufzuheben; aber Hervey ſoll von der Angeklagten erkauft worden ſein und in Folge deſſen auf die Scheidungsklage verzichtet haben, ſo daß die Sache auf ſich beruhen blieb. Eliſabeth ging ſpäter nach Petersburg, wo ſie von der ihr gleichgeſinnten Kaiſerin Katharina glänzend aufgenommen wurde.

Unter den deutſchen Höfen (die wir, gleich den nordiſchen, größtentheils übergehen, indem wir auf Behſe's Werk, ſowie auf Scherr's Hofgeſchichten und Deutſche Kultur- und Sittengeſchichte verweiſen) war, wenn auch keiner der größeren, doch einer der an Ärgerniß reichſten der württembergiſche. Die Skandalchronik desſelben beginnt mit dem Herzog Eberhard Ludwig (geb. 1676), der ſchon mit nicht ganz

einem Jahre dem Namen nach seinem Vater Wilhelm Ludwig folgte. Im Kriege zeichnete er sich als kaiserlicher General vielfach aus. Im Frieden ergab er sich der Jagd und kostbaren Bauten (er gründete die Stadt Ludwigsburg) und daneben — einer schamlosen Mätressenwirthschaft nach französischem Muster. Seine erste Mätresse war Friederike Wilhelmine, Tochter des mecklenburgischen Obermarschalls Friedrich von Grävenitz, dessen ältester Sohn württembergischer Hauptmann war. Sie beherrschte vermöge ihrer Schönheit und ihres Geistes den Herzog zwanzig Jahre lang, trieb rastlose Verschwendung, unterstützte Abenteurer und sorgte namentlich für das materielle Wohl ihrer Familie, indem sie ihren zwei Schwestern reiche Heiraten und ihren drei Brüdern hohe Stellen verschaffte. Der Herzog erhob sie zur Gräfin von Urach, ließ sie in den Landständen neben sich sitzen, und wollte seine Gattin nach Hause schicken, wozu sie sich aber nicht verstand. Als der Kaiser einschritt, floh die Grävenitz nach Genf, und der Herzog — folgte ihr. Des Scheines wegen wurde sie 1709 an den alten österreichischen Grafen Wrbna verheiratet, der jedoch seinen Lohn dafür in Wien verzehrte und dort starb. Sonderbarerweise jedoch war derselbe Bruder, den sie emporgehoben, der Urheber ihres Sturzes. Als Oberhofmeister betrieb er eine Annäherung des Herzogs an Preußen, wogegen jedoch seine Schwester opponirte, weil sie Vorwürfe wegen ihres Verhältnisses von dem strengen Könige besorgte. Der Bruder drang durch, der Herzog reiste nach Berlin, und nach seiner Rückkehr (1732) wurde die Geliebte verhaftet und der — Zauberei angeklagt. Es kam indessen ein Vergleich zu Stande, — der Herzog versöhnte sich mit seiner Gattin, und die Gestürzte verließ das Land. Sie starb 1744 in Berlin und hinterließ ein bedeutendes Vermögen.

Eberhard Ludwig war 1733 ohne Sohn gestorben und ihm war sein Vetter Karl Alexander (geb. 1684) gefolgt, welcher die Mätresse des Vorgängers zum Tode verurtheilen ließ und ihr auch ihre Geschwister und Neffen nachsandte. Auch der neue Herzog war ein Haudegen gegen Franzosen und Türken, aber sittenstreng. Im Jahre 1712 war er zu Venedig katholisch geworden (wir erkennen in ihm den Helden von Schiller's „Geisterseher"), woraus indessen nicht geringe Verwickelungen mit dem protestantischen Lande entsprangen, obschon er dessen Religion zu gewährleisten versprochen hatte.

Karl Alexander übte kein Mätressenwesen; dafür aber schadete er dem Lande durch andere Dinge mehr als sein Vorgänger, nämlich einerseits durch seinen Aufwand im Militärwesen, andererseits durch die schlimme Finanzwirthschaft, die unter ihm wucherte. Bei Abgang der Familie Grävenitz hatte mit derselben ein ökonomischer Vergleich stattgefunden, welchen ein Jude leitete, der dabei durch Betrügereien eine Einnahme von 60,000 Gulden machte. Dieser Jude, Josef Süß-Oppenheimer, 1684 zu Heidelberg geboren, schwang sich durch unbegreifliche Gunst des Herzogs

nach und nach zum Geheimen Finanzrathe empor, in welcher Stellung er das Land vollkommen beherrſchte, indem er dem Herzog ſchmeichelte, einflußreiche Perſonen beſtach und Andere durch Einſchüchterung vom Einfluſſe abhielt. Die von ihm beſoldete Polizei und die ihm ſchaarenweiſe in das Land nachgekommenen Juden ſorgten überall für Geltendmachung ſeines Willens. Wer ihm nicht huldigte oder ſich an ſeinen und ſeiner Bande Räubereien nicht betheiligen wollte, wurde um ſeine Stellung gebracht. Dies drohte u. A. auch dem Mathematiker Georg Bernhard Bilfinger (eigentlich hieß die Familie „Vielfinger", weil die meiſten ihrer männlichen Mitglieder je ſechs Finger und je ſechs Zehen an Händen und Füßen, die weiblichen wenigſtens einen Anſatz dazu gehabt haben ſollen). — Er war ein Anhänger des Philoſophen Wolf, der ihm einen Ruf nach Petersburg verſchafft hatte, vorher aber, und ſeit 1732 wieder, Profeſſor in Tübingen und ſeit 1734 Geheimer Rath des Herzogs. Aber der Letztere widerſtand hinſichtlich ſeiner dem Drängen des Juden, mit deſſen Werkzeugen faſt alle Stellen beſetzt wurden und welcher jeden Widerſpruch gegen ſeinen Willen mit Kaſſation, Krummſchließen, Auspeitſchen und Hängen bedrohte. Weder Perſonen noch Bittſchriften konnten ohne ihn zum Herzoge gelangen. Ja er fälſchte ſogar bereits unterſchriebene Dekrete durch Einheftung neuer Bogen. Ein Erpreſſungsſyſtem drückte von oben herab das Land furchtbar, Steuern und Sporteln wurden in enormem Maße bezogen. Die Münzprägung und das Tabaksmonopol benutzte Süß zu gewichtigen Einnahmen in ſeine Taſche, ſchacherte außerdem noch mit Juwelen, Pferden, edeln Metallen und betrog den Staat um die Zölle. Den Kaſſen des Landes machte er gegen hohe Zinſen Vorſchüſſe und richtete Lotterien ein. Dabei war er jedoch nicht geizig, ſondern trieb bedeutenden Aufwand, beſonders in den Punkten der äußeren Erſcheinung, der Tafel und der Wolluſt. Die „Landſchaft" hetzte er durch Begünſtigung des Katholizismus gegen den katholiſchen Herzog auf und preßte ſogar dem lutheriſchen Kirchenfond Geld zu katholiſchen Kultuszwecken ab.

Endlich aber, als gerade der Herzog einen Staatsſtreich gegen ſeine proteſtantiſchen Unterthanen beabſichtigte, kam er auf die Betrügereien des Süß. Dieſer bat 1737 um ſeine Entlaſſung und erhielt ſie unbegreiflicher Weiſe in ehrenvoller Weiſe. Da ſtarb aber der Herzog plötzlich, und ſofort ließ die Herzogin den Juden verhaften und alle ſeine Glaubensgenoſſen in Stuttgart prügeln und dem Hohne des Pöbels preisgeben. Süß, von letzterm ebenfalls mißhandelt, wurde auf Hohenasperg eingeſperrt, zum Tode verurtheilt und am 30. Januar 1738 in rothem galonnirtem Rocke auf einer Kuhhaut zum Richtplatze geſchleift und an einem fünfzig Fuß hohen eiſernen Galgen, zu dem er in einem Käfig hinaufgezogen wurde, gehängt. Die Synagoge zu Fürth feierte ihn als Glaubensmartyrer!

Des verſtorbenen Herzogs minderjähriger Sohn und Nachfolger, Karl Eugen, ſtand unter Vormundſchaft des Herzogs Karl Rudolf von

einer Seitenlinie, und in deſſen Regierung ſpielte Bilfinger die bedeutendſte Rolle und ließ den Thronfolger in Berlin unter den Augen Friedrichs des Großen erziehen. Er ſtarb 1750 in großer Frömmigkeit. Der neue Herzog aber entſprach den Erwartungen, die man von ihm hegte, nicht. Statt ein Nacheiferer Friedrichs des Großen, wie er meinte, wurde er nur ein Affe desſelben. Er liebte nur das Vergnügen und begann ſeine Volljährigkeit mit der Entſetzung verdienter Männer ohne Tadel, blos weil ſie ihm zu ſchlicht und ſparſam waren. Seinen Rathgeber, den verdienten Juriſten J. J. Moſer, ließ er auf Hohentwiel einſperren. Das ganze Land mußte ihm als Harem dienen, ſo daß ihn ſeine Gattin verließ. Er machte es jedoch billiger ab, als der Hirſchpark-Ludwig, nämlich jede Vaterſchaft mit — fünfzig Gulden! — Der Vermittler ſeiner Lüſte, Oberſt Rieger, wurde ſein Faktotum, aber ebenſo grundlos geſtürzt, eingekerkert und — wieder erhoben. Der franzöſiſche Graf von Montmartin wurde einflußreichſter Miniſter und alle Ehrenmänner aus den höheren Ämtern verdrängt. Aber auch der Franzoſe erlebte wegen einer mißlungenen diplomatiſchen Miſſion nach Wien ſeinen baldigen Sturz. Den Herzog beherrſchte von nun an ſeine Mätreſſe, Franziska von Bernardin, die er ihrem Gatten, dem Kammerherrn Leutrum in Baireuth, entführt hatte, zur Gräfin von Hohenheim erhob und 1784 morganatiſch heiratete, was zwei Jahre ſpäter bekannt gemacht wurde. —

Nicht beſſer als an den weltlichen Höfen war das Leben an dem höchſten der geiſtlichen und auch über alle weltlichen ſich erhaben dünkenden Hofe, dem päpſtlichen zu Rom. Aus dem Tagebuch eines dort in den Jahren 1658 bis 1664 anweſenden Deutſchen erfahren wir, daß damals der Bruder des Papſtes den „Brot- und Schenkhandel“ an ſich gebracht hatte, „daß er damit nach ſeinem Gefallen wuchern konnte“, und daß deſſen Vettern, Cardinal Giſi und „Herr Auguſtin“, „gar ein wildes und ſäniſches (!) Leben führten“, ſo daß die Gemeinde und Einzelne darüber ſich ſchwer beklagten. Deſſenungeachtet bereicherte ſie der Papſt ſtetsfort, obſchon ſie es ſo trieben, daß er genöthigt war, die Markgräfin von Santa-Croce, die Geliebte Auguſtin's, unter Androhung des Einſperrens in der Engelsburg, aus Rom wegzuweiſen, und das Nämliche gegen die „vornehme Buhlſchaft“, Leonora Contarina, zu verfügen, „weil ſie für allen anderen ihresgleichen den größten Zulauf von vornehmen Herren gehabt, daß ihrer viel durch das übermäßige Geſchenkgeben an ihren Mitteln merklich abgenommen.“ Im Jahre 1659 ſpeiste die Königin Chriſtine von Schweden, die apoſtatiſche Tochter Guſtav Adolfs, bei dem Kardinal Barberini von „über hundert Schüſſeln neuer Früchte“, und der Kardinal Acquaviva ſchenkte der Königin vier ſilberne Handbecken voller friſcher Weintrauben. Trotz der Faſtenzeit waren alle Gaſſen Roms „voller Mummereien und Gaukeleien, welche unter anderm auch drei Eſelspoſtreiter zieren mußten, weil ſie wider den Papſt, ſeine Vettern und die Kardinäle etliche Schmäh-

ſchriften auf ihr ärgerliches Leben ausgeworfen.“ Sie mußten rücklings auf Eſeln ſitzend und den Schwanz in der Hand, mit jenen Schmähſchriften um und um behangen, durch die Stadt reiten. Dagegen entgingen der Strafe jene Spaßvögel, welche im Carneval von 1662 Jeſuitenkleider und darauf den bezeichnenden Spruch „der Welt zum Verderb“ trugen; ſie konnten ſich in das ſpaniſche Quartier flüchten und lachten die nachſetzenden Schergen aus. Mit heiligem Ernſte trieb indeſſen damals der Papſt ſelbſt Thorheiten; ſo überſandte er 1658 einem ſpaniſchen Prinzen geſegnete Windeln, welche mit ihren Stickereien auf zehntauſend Kronen zu ſtehen kamen; hinwieder mußte das Königreich Neapel, als päpſtliches Lehen, ſtets noch jedes Jahr dem Papſte einen Zelter mit ſiebentauſend Kronen an Gold ſenden.

Die nämliche Zeit war indeſſen reich an Selbſtmorden, Verbrechen und Meutereien. Ein Abt ſtürzte ſich aus „Aberwitz“ zum Fenſter hinaus, ein Auguſtinermönch erhängte ſich, weil ihm Ämter, auf die er hoffte, nicht zu Theil geworden, und mehrere reiche Witwen, welche ihre Männer vergiftet hatten, wurden hingerichtet. Im Jahre 1660 ſollte ein römiſcher Seidenwirker vor Gericht erſcheinen. Er verbarg ſich im Palaſte des Kardinals Rainald von Eſte, damaligen Vertreters der franzöſiſchen Intereſſen in Rom, deſſen Diener dann die anrückenden päpſtlichen Schergen mit ſcharfen Schüſſen zurückwieſen, ſo daß Mehrere todt blieben. Als dann der Papſt Truppen gegen den Kardinal marſchiren ließ, begaben ſich die Kardinäle der franzöſiſchen Partei, Barberini, Grimaldi, Mancini und Aſtalli, nebſt dem ſpaniſchen Geſandten und vielen römiſchen Fürſten, Grafen, Freiherren und Edelleuten, zu Eſte, um ihn zu ſchützen. Da ließ der Papſt, auf Zureden des venetianiſchen Geſandten, ſeine Truppen wieder abziehen, und die Poſſe endete mit der Verbannung von fünf Dienern des Kardinals, der nun von der franzöſiſchen Regierung die Aufſtellung eines eigentlichen Geſandten in Rom verlangte. — 1662 fiel auf der Sixtus-Brücke zwiſchen Franzoſen und den dem Papſte als Leibwache und Henkersknechte dienenden Corſen ein Streit vor, worauf die Corſen nach dem Palaſte des nunmehrigen franzöſiſchen Geſandten, Herzogs von Crecquy, zogen, denſelben abſperrten und auf mehrere Franzoſen, wie auch auf die Fenſter, an deren einem der Geſandte ſich ſelbſt befand, und auf des Letztern Gattin ſchoſſen und von ſeinem Gefolge einen Edelmann, einen Lakaien und einen Pagen tödteten. Einige Zeit hindurch waren weder Franzoſen noch franzöſiſch Sprechende in Rom ſicher vor Mißhandlungen. Da bewaffnete der Kardinal von Eſte ſeine Leute und zog mit ihnen, ein Gewehr unter den Kleidern, durch die Straßen Roms, und die franzöſiſch geſinnten Kardinäle erſchienen nicht mehr im Conſiſtorium. Der Papſt ſandte einen Courier zur Entſchuldigung nach Frankreich, ließ die Corſen feſtnehmen, ſoweit ſie ſich nicht flüchten konnten und löste ihre Leibwache auf. Der König Ludwig XIV., der im höchſten Grade empört

war und den päpstlichen Nuntius aus Paris verwies, ja sogar über die Grenze bringen ließ, befahl seinem Gesandten, aus Rom abzureisen, was derselbe in Begleitung Este's that, indem er sich in Toskana niederließ. Indessen verfuhr die päpstliche Regierung lässig, entließ die nicht verhafteten Corsen straflos, that auch keine Schritte gegen den Polizeidirektor Mario Chigi, als Hauptmann der corsischen Leibwache, und den Kardinal Imperiali, Statthalter von Rom, welche von den Corsen als Anstifter ihres Attentats angegeben worden, und erfüllte auch die Satisfaktionsbegehren Frankreichs nicht. Erst als letzteres zum Kriege rüstete, wurden einige Corsen hingerichtet und Imperiali verbannt; aber es war zu spät. — Alexanders VII. flehendes Schreiben an den König wurde nicht beachtet, Spanien und die Schweiz in Frankreichs Interesse gezogen, Avignon von den Franzosen unter dem Jubel der Bevölkerung eingenommen und der streitige Glaubensartikel von der Unfehlbarkeit des Papstes, welche von den Jesuiten und der Sorbonne vertheidigt wurde, im Sinne der Jansenisten verworfen, und der Sorbonne die fernere Vertheidigung verboten und die Verkündigung des Gegentheils zur Pflicht gemacht, wofür der Hof Beweise zu bringen sich anerbot. Schon rückten die Franzosen (1663) in Italien ein, als endlich der Papst, unter Vermittelung Venedigs und Spaniens, Alles that, was Frankreich verlangte, die Kardinäle Imperiali und Chigi zur Abbitte nach Paris sandte, die ganze Nation der Corsen für ewig von allen Diensten im Kirchenstaate ausschloß und auf der Stelle ihrer Wache eine Schandsäule errichtete, mit einer lateinischen Inschrift, unter welcher schon am folgenden Tage ein Pasquill auf die päpstliche Politik angeheftet war, deren damals wie vor- und nachher bei allen Gelegenheiten zu Rom im Schwange waren.

Ein kleinerer päpstlicher Hof, wenn auch ohne Papst, wurde immer noch zu Avignon gehalten. An demselben fanden Bälle statt, wobei die Vicelegaten selbst tanzten. Bei jeder Courante (ein alter Tanz) mußte die Dame, die sie tanzte, den Vicelegaten an seinem Platze — küssen! Die Musik bestand aus einem Violin oder einer Viola oder je einem Stücke von beiden Arten. Die theilnehmenden Männer trugen Mantel und Degen. Am hohen Donnerstage Abends fanden Processionen weißer, schwarzer, blauer, violetter und grauer Büßenden bei Fackelschein statt.

Zweites Buch.

Aberglaube und Geheimnißsucht.

Erster Abschnitt.

Auswüchse menschlicher Thorheit.

A. Aberglaube im Allgemeinen.

Alles Außerordentliche, Ergreifende, Erschütternde weckt die Neigung zum Räthselhaften, Geheimnißvollen, Wunderbaren, weil darin das Heilmittel für die mit Ersterm verbundenen Übelstände und Krankheiten der Zeit geahnt oder erwartet wird. So bot natürlicher Weise auch der dreißigjährige Krieg mit seinen Greueln vielen Anlaß zu abergläubischen Regungen und Handlungsweisen, zu tollen Visionen und eingebildeten Erscheinungen. „Man sah," erzählt Gustav Freytag, „am Himmel die schrecklichsten Gesichte, man fand die Anzeichen furchtbaren Unheils in zahlreichen Mißgeburten; Gespenster erschienen, unheimliche Laute klangen vom Himmel und auf der Erde. In Ummerstadt z. B., Herzogthum Hildburghausen, leuchteten weiße Kreuze am Himmel, als die Feinde einrückten. Als sie in die Kammerkanzelei eindrangen, trat ihnen ein weißgekleideter Geist entgegen und winkte ihnen zurück, und niemand konnte sich von der Stelle rühren. Nach ihrem Abzuge hörte man acht Tage lang im Chor der ausgebrannten Kirche ein starkes Schnauben und Seufzen. — Zu Gumpershausen machte eine Magd großes Aufsehen im ganzen Lande. Sie erfreute sich der Besuche eines kleinen Engels, der sich bald in rothem, bald in blauem Hemdlein vor ihr auf's Bett oder den Tisch setzte, wehe schrie, vor Gotteslästerung und Fluchen warnte und schreckliches Blutvergießen verhieß, wenn die Menschheit nicht das Lästern, die Hoffart und die gestärkten und geblauten Krägen — damals eine neue Mode — abschaffen würde. Wie man aus den eifrigen Protokollen ersieht, welche

die geiſtlichen Herren verſchiedener Würden über die Halbblödſinnige aufnahmen, verurſachte ihnen nur der eine Umſtand Bedenken, weshalb das Engelein nicht ſie ſelbſt beſuche, ſondern eine einfältige Magd.“

Gleich den alten Germanen glaubten auch die deutſchen Soldaten des ſechszehnten Jahrhunderts und nach ihnen jene des dreißigjährigen Krieges an die Möglichkeit, die Waffe tödtlich, den Leib aber hieb-, ſtich- und kugelfeſt machen zu können. Sie hielten dieſelbe Stelle, an welcher die Sage den Helden Siegfried verwundbar ſein läßt, für „offen“. Fahrende Schüler und Zigeuner waren ihnen die unfehlbaren Beſitzer von Zaubergeheimniſſen, die ſie denſelben abzukaufen ſuchten. Es waren in der von uns geſchilderten Zeit einzelne Soldaten mit Namen bekannt, welche nach ihrer eigenen Behauptung und nach dem Glauben ihrer Kameraden „feſt“ oder „gefroren“ waren. Die abergläubiſchen Krieger legten Talismane und Amulette an, um des nämlichen Glückes theilhaftig zu werden. Man nannte Solche, bei denen dies nach dem herrſchenden Glauben der Fall war, „Peſſulanten“ (in vulgärer Sprache „Paſſauer“), und Jene, welche dieſen Zauber ſollten löſen können, „Solvanten“. Es gab darüber Sagen in Menge. Bezauberte ſollten die auf ſie abgefeuerten Kugeln ruhig aus dem Buſen gezogen haben. Man hielt ſie aber für — dem Teufel Verfallene. Unter die angeblichen Mittel zur Bezauberung zählte man z. B. die Noth- oder Siegeshemden, welche unter verſchiedenen abergläubiſchen Erforderniſſen verfertigt (meiſt von Kindern oder Jungfrauen geſponnen, gewoben und genäht) ſein mußten, wie auch andere unter beinahe nicht zu erfüllenden Bedingungen zu fertigende Gegenſtände, die man auf der Bruſt trug. Auch ſicher treffende Kugeln und Schwerter mußten unter beſonderen abergläubiſchen Erforderniſſen gefertigt ſein. Der Teufel und die Kirche ſpielten dabei ihre ſeltſam vermiſchten Rollen (ſo mußte man z. B. das Abendmahl unter Anrufung des Teufels nehmen u. ſ. w.). Auch glaubte man, daß Gefrorene ſogar Lebensmittel ſo feſt machen könnten, daß Niemand darein zu ſchneiden im Stande wäre. Für verzaubert galten im dreißigjährigen Kriege Tilly's und Wallenſtein's Leiber und Guſtav Adolf's Schwert, ebenſo, und noch lange nach dem Kriege, die Perſonen aller Herzoge und Prinzen von Savoien. Gegen den Scharfrichter jedoch, welcher, gleich dem Regimentsprofoſen, ſtets für feſt galt, nützte die Feſtmachung nichts, ebenſowenig gegen Holzkeulen und Gold- oder Silberkugeln, namentlich wenn das zu letzteren verwendete Metall — ererbt war! Zu dieſem ſoldatiſchen Aberglauben geſellte ſich noch weiterer, z. B. man könne durch Beſchwörungen in der Noth den drohenden Feinden das Bild zu Hülfe eilender Krieger vorzaubern u. ſ. w.

Im ſechszehnten Jahrhundert hatten manche Kriegsoberſte jeden Soldaten, welcher ſich ſolchem Aberglauben ergab, hängen laſſen. Die beſte Perſifflage desſelben lieferte übrigens ein unbekannter Soldat des

dreißigjährigen Krieges, welcher, von einem feigen Kameraden um ein feſtmachendes Mittel gebeten, auf einen Zettel dreimal ſchrieb: „Wehr' Dich, Hundsfott!“ worauf Jener ſich für feſt hielt und durch dieſen Glauben tapfer wurde. Geehrt wurden übrigens nur die Tapferen, die angeblich Feſten blos gefürchtet oder gemieden.

Den Aberglauben der damaligen zügelloſen Kriegsſöldner theilten natürlich auch die oft mit ihnen zuſammenhängenden und aus ihrer Mitte hervorgehenden Gauner. Der oben (S. 11) erwähnte „Hundsſattler“ bekannte in Baireuth vor Gericht, daß er gerade am Tage ſeiner Verhaftung das neunte ſchwangere Weib habe ermorden wollen, wie er das ſchon an acht anderen gethan, um ihnen die Frucht aus dem Leibe zu reißen und das Herz derſelben roh zu verzehren, damit er „fliegen könne wie ein Vogel“. Am Anfange unſeres Jahrhunderts noch trieb der „ſchöne Karl“ allen ſeinen Beiſchläferinnen die Frucht ab, „um aus dem Fette derſelben die ſog. Schlaflichter zu machen, bei deren Scheine die Beſtohlenen vom Schlummer befallen bleiben“ (Band 1. S. 359).

Der volksthümliche Aberglaube erhielt ſogar offizielle Geltung. Noch im Jahre 1742, den 24. Dezember, wurde von einer deutſchen Regierung ein Edikt erlaſſen, in welchem den Beamten und Räthen vorgeſchrieben ward, in jeder Stadt und jedem Dorfe hölzerne Teller, worauf ſchon gegeſſen worden, und die mit näher angegebenen Figuren und Buchſtaben an gewiſſen Tagen und Stunden mit friſcher Tinte und neuer Feder beſchrieben ſeien, aufzubewahren und bei Entſtehung von Feuersgefahr mit den Worten „im Namen Gottes“ ins Feuer zu werfen und, wenn ſolches dennoch um ſich greifen ſollte, dies dreimal zu wiederholen, worauf das Feuer gedämpft werden würde!!

Aber auch in den Kreiſen der „gebildeten“ Stände dauerte im achtzehnten Jahrhundert, trotz aller daſſelbe theilweiſe beherrſchenden Aufklärung, der kraſſeſte Aberglaube fort. Denn wie die Aufklärung jener Zeit, welche keineswegs aus wiſſenſchaftlicher Forſchung entſprang, keinen andern Grund hatte, als den der Mode, ſo forderte dieſe allmächtige Gebieterin auch eine gewiſſe Hingabe an die räthſelhaften Mächte der Finſterniß und des Wahns. Das Eine wie das Andere reizte die Neugierde und die Sucht nach dem Geheimnißvollen und beide gingen daher oft ſogar in denſelben Köpfen Hand in Hand. So kam es, daß Swedenborg, Saint-Germain, Caglioſtro und Mesmer Zeitgenoſſen eines Voltaire, Rouſſeau, Leſſing und Kant waren, und daß Männer wie Lavater, Mendelsſohn und Hamann mit Vertretern beider Extreme in der innigſten Verbindung ſtanden.

Die von uns im erſten Bande geſchilderten Formen des Aberglaubens, wie die Aſtrologie, Alchemie, Chiromantie, Nekromantie u. ſ. w. waren theils erloſchen, theils im Erlöſchen begriffen, und die Mode ſetzte andere an ihre Stelle, weil die Geheimnißſüchtigen ſtets wieder neuer Nahrung

bedürfen. So treffen wir daher in unſerer Periode die Wiedererſtehung der alten Kabbala, den Uebergang der Alchemie in die Form der Roſenkreuzerei, die Phyſiognomik, Kranioſkopie, den ſog. thieriſchen Magnetismus, die Teufelsbannerei, die Geiſterſeherei und noch manche andere Form des Aberglaubens.

Ein Beiſpiel des Wiederauflebens der Kabbala kennen wir aus dem Leben der Gräfin von Coſel, geweſenen Mätreſſe des Königs Auguſt II. von Polen, ſeit ihrer Entfernung vom Hofe. In ihrem Gefängniſſe auf dem Schloſſe Stolpen und während ihres ſpätern freiwilligen Aufenthaltes daſelbſt trat ſie in ſo fleißigen Verkehr mit Juden, daß man glaubte, ſie ſei ſelbſt zum Judenthum übergetreten. Es geſchah dies jedoch blos zu kabbaliſtiſchen Zwecken. Sie vertiefte ſich in die heiligen Bücher der Juden, welche ſie für ſich durch Orientaliſten in's Deutſche überſetzen ließ. Ja ſie fand ein Vergnügen daran, die Kleidung eines jüdiſchen Hohenprieſters aus dem alten Teſtament zu tragen. Indeſſen hatte dieſe Beſchäftigung doch zur Folge, daß ſie dem Chriſtenthum abgeneigt wurde und gegen dasſelbe ſich geringſchätzig äußerte.

Ein anderer Kabbaliſt war der in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lebende Franzoſe Duchanteau. Er trat förmlich zum Judenthum über, indem er ſich zu Amſterdam beſchneiden ließ. Da ihn jedoch die Kabbala nicht recht befriedigte, warf er ſich auf die Aufſuchung des „Steins der Weiſen". Durch ſeine Grübeleien kam er auf die Idee, derſelbe ſei zu finden, wenn man ſich ganz nackt in ein Zimmer einſchließen laſſe, darin ohne Speiſe und Trank vierzig Tage lang bleibe und in dieſer Situation fortwährend — ſeinen Urin trinke, d. h., nach ſeiner myſtiſchen Ausdrucksweiſe, das „Untere mit dem Obern" verbinde. Gleichgeſinnte „Brüder" beobachteten ihn, als er dieſe Operation unternahm. „In den erſten Tagen litt er heftig Hunger und brennenden Durſt; nach und nach aber reinigte und verdickte ſich ſein Urin und von da an minderte ſich ſeine Pein. Dagegen erhöhten ſich ſeine geiſtigen Kräfte oder wurden aufgeregter; er wurde täglich heiterer, geiſtreicher, beredter; das Erſtaunlichſte aber wäre, wenn ſich, wie verſichert wird, auch ſeine Körperkraft auffallend vermehrt hätte." Darin witterten die „Brüder" jedoch bald ein Fieber, bekamen Gewiſſensbiſſe und veranlaßten ihn, am ſechsundzwanzigſten Tage ſeiner Hungerkur, das Experiment aufzugeben. Der letzte Urin, der von ganz merkwürdiger, andern Orts genau beſchriebener Eigenſchaft geweſen ſein ſoll, wurde aufbewahrt! Duchanteau aber aß und trank am Abend des ſechsundzwanzigſten Tages ſo viel als ſeine ſechs Tiſchgenoſſen zuſammen, ohne davon üble Folgen zu verſpüren! Einen zweiten Verſuch brachte er blos bis zum ſechszehnten Tage und ſtarb bald darauf an Entkräftung.

Aehnlichen Unſinn trieb der Genfer Revolutionär Etienne Clavières (ſ. Geſchichte des Schweizervolkes vom Verfaſſer d. B., Bd. III. S. 14). Nach ſeiner Flucht aus Genf lebte er zuerſt in England, wo ihm die

Regierung Ländereien zur Errichtung eines neuen Genf abtreten wollte, nach Ausbruch der französischen Revolution aber in Paris, wo er 1792 Mitglied des girondistischen Ministeriums war und sich nach dem Sturze dieser Partei 1793 im Gefängnisse mit einem Messer tödtete. Bevor er Minister geworden, suchte er in Paris den Stein der Weisen. Nach seiner Ansicht brauchte man dazu einen reinen Jüngling und eine reine Jungfrau, welche unter besonderer Konstellation verheiratet wurden. War ihr erstes Kind ein Knabe, so sollte man denselben gleich bei der Geburt in einen gläsernen Recipienten stecken, diesen in eine Retorte bringen und das Kind „am Feuer calciniren" (!). Letzteres würde sich dann nach vielfachen verwickelten, den zwölf Arbeiten des Herkules entsprechenden (!) Processen in einen Stoff verwandeln, der zugleich Universalmedicin und Stein der Weisen wäre! Eine gewisse Fürstin im Auslande und ihr Minister sollen beabsichtigt haben, dieses Experiment auszuführen, von dessen Schwierigkeiten aber abgeschreckt worden sein!

Zu diesen Erscheinungen paßt die Thatsache, daß damals, nicht etwa blos im Scherze, sondern im Ernste, Schriften das Tageslicht erblickten, wie folgende: Christian Franz Paullini gab 1698 zu Frankfurt am Main heraus: Flagellum salutis, das ist: curieuse Erzählung, wie mit Schlägen (!) allerhand schwere, langweilige und fast unheilbare Krankheiten curiret worden u. s. w. Nach einer allerdings humoristischen Einleitung werden, mit dem ganzen Aufwande damaliger medicinischer Gelehrsamkeit, sämmtliche Krankheiten, von der Melancholie bis zur Impotenz, und darnach sämmtliche Fieber behandelt und ihre Heilbarkeit durch Schläge bewiesen. — Im Jahre 1717 erschienen zu Hamburg Friedrich Eberhard Niedten's Beweisgründe über die günstige Einwirkung der Musik auch auf Krankheiten. 1753 folgte, ohne Ortsangabe, „in der alten Knaben Buchdruckerei": der wieder lebende Hernippus oder curieuse physikalisch-medizinische Abhandlung von der seltenen Art, sein Leben durch das Anhauchen junger Mägdchen bis auf 115. Jahr zu verlängern u. s. w., von Johann Heinrich Cohausen, Med. Dr., Senior der Münsterischen Leibärzte, ein Büchlein voll Auskramung bedeutender philologischer Kenntnisse.

B. Dunkelmänner und Wunderärzte.

Wir gelangen zu einer bunten Gruppe von Leuten, welche das Gemeinsame haben, daß sie der Aufklärung feindlich gegenüberstanden und sie zu hemmen suchten und daß sie dazu den Beruf des Arztes, sei es am Leibe oder an der Seele, benutzten, ohne daß im Ganzen bei ihnen genau zu unterscheiden wäre, ob überhaupt und wo der Selbstbetrug aufhörte und der Betrug an Anderen anfing.

Zuerſt führen wir unter Denſelben den niederländiſchen Arzt Johann Baptiſt van Helmont auf, welcher aus adeliger Familie 1577 zu Brüſſel geboren war. Schon im ſiebenzehnten Jahre hatte er abſolvirt, was man damals Philoſophie nannte und bereits auch in die Medicin gepfuſcht. Er wandte jedoch, durch das Studiren ermüdet und durch ſeine adeligen Verwandten davon abgemahnt, bald ſeine Vorliebe der Schwärmerei zu, faßte eine Abneigung, ja ſogar einen völligen Haß, gegen die Wiſſenſchaften, nahm eine myſtiſch-religiöſe Richtung an und verlegte ſich, nach einem Traum, in welchem er ſich ſelbſt als eine von der Erde bis zum Himmel reichende Waſſerblaſe erſchien, unter welcher ein Abgrund gähnte und über welcher ein Sarg thronte, — auf das Beten. Ueber alle Dinge ſuchte er die vermißten Aufſchlüſſe — im Traume. Nachdem er ſeine Bücher weggegeben und Reiſen gemacht, begann er dann, ohne Rückſicht auf Wiſſenſchaft und Erfahrung, an der Hand von Träumen und Viſionen, Arzneimittel zu bereiten, mit denen er Arme umſonſt, Reiche aber um den zehnfachen Werth derſelben behandelte. Von dem feurigen Wunſche erfaßt, ſeine eigene verrückte Seele zu erblicken, ſah er in einem Traume einen Schein derſelben durch eine Ritze, nach dreiundzwanzigjährigem Grübeln über dieſen Traum aber ſeine Seele ſelbſt, in menſchlicher Geſtalt, aber — ohne geſchlechtliche Kennzeichen. Die Bekanntmachung dieſer Tollheiten verſchaffte ihm ungeheuern Zulauf von Patienten, und das war, was er wollte. Er ſelbſt behauptete, Solcher jährlich „etliche Myriaden“ zu kuriren. Aus Kröten und dem, was dieſe erbrachen, wenn man ſie aufhängte, behauptete er Mittel gegen die Peſt zu bereiten, an welcher nichtsdeſtoweniger mehrere ſeiner Kinder ſtarben, während ein Kind und ſeine Frau durch Gift umgekommen ſein ſollen. Er ſelbſt ſtarb, arm geworden, wahrſcheinlich durch ſeine Experimente, am Ende des Jahres 1644 am Seitenſtechen, das er nicht kuriren konnte. Seine Werke zeugen von fabelhafter Unwiſſenheit in den Naturwiſſenſchaften. Er will in einem Walde einen langen ſchwarzen Kaſten mit einer Flamme auf dem Rücken herumhüpfen geſehen haben, worauf ein Platzregen erfolgte, behauptete, daß der Donner ſtets übernatürliche Urſachen habe, daß ein Blitzſtrahl in einem ganzen Walde ſämmtliche Bäume gewiſſer Arten in Brand ſtecken, andere Arten aber verſchonen, daß ein ſolcher einen Kirchthurm unter die Erde drücken könne, daß die Fiſche verwandeltes Waſſer ſeien und ſich wieder in Waſſer verwandeln laſſen, was auch mit allen anderen Dingen der Fall ſei, daß ſich der Salpeter in Erde und jeder feſte Körper in ein Salz verwandeln laſſe, daß das Vitriolöl durch Berührung des Queckſilbers zu Alaun werde, daß er alle Metalle in Gold verwandeln könne u. ſ. w. Er hielt alle Dinge in der Natur für beſeelt und glaubte, jede Seele, welche er Archeus nannte, beſtehe aus „Lebensluft“ und dem „Samenbilde“, baue ſich ihren Körper ſelbſt und beſchaue eigentlich blos Gott und alle Dinge nur durch ihn. Die Krankheiten entſtehen nach ihm dadurch, daß

der „Archeus“ böſe wird, in Wut geräth, Furcht empfindet u. ſ. w., und die Heilung beſteht in ſeiner Beſänftigung. Und das iſt noch lange nicht aller Unſinn, den er producirte.

Nicht geſcheuter als er war ſein einziger ihn überlebender Sohn, Franz Merkurius van Helmont, 1618 zu Vilvorden geboren. Gleich dem Vater war er ein Feind der Wiſſenſchaft und ein Verehrer des „innern Lichtes“. Er ſoll einſt davon gelaufen und mit Zigeunern in der Welt umhergezogen ſein. Andern Unterricht, als den verrückten ſeines Vaters, genoß er nicht und beſuchte keine Univerſität. Im Beſtreben, das „innere Schauen“ ſeines Vaters noch zu übertreffen, wandte er ſich einem myſtiſchen Pantheismus zu, der voll Dunkelheiten war. In England, das er bereiſte, hielt er es mit den Quäkern, in Rom gerieth er in die Hände der Inquiſition, die ihn aber als unſchädlich entließ. Aus den hebräiſchen Buchſtaben ſuchte er ein „Naturalphabet“ herzuſtellen, mit welchem man nach ſeiner Anſicht Taub- und Stummgeborene ſprechen lehren konnte. An mehreren deutſchen Höfen ſuchte er Einfluß zu gewinnen, indem er Alchemie trieb, unter Anderm behauptete, aus Lehm und Schwefel Eiſen fertigen zu können, auch mit der Kabbala ſich abgab und wahnſinnige Bücher ſchrieb. Zwar verwarf er die Dreieinigkeit, nahm aber Chriſtus als ein Mittelweſen zwiſchen Gott und Menſchen an, hielt alle Körper für beſeelt, aber auch alle Seelen wieder für körperlich, dichtete eine eigene Schöpfungsgeſchichte, als ob er dabei geweſen wäre, wußte genau, daß es ſieben Welten gebe, deren jede ſiebentauſend Jahre daure, von denen das letzte Tauſend der Sabbath der Welt ſei, daß am Ende der ſiebenten Welt oder nach fünfzigtauſend Jahren alle Weſen ſelig werden, auch wenn ſie vorher in der Hölle geweſen, die gröbſten Sünder ausgenommen, welchen jenes Glück erſt nach 365,000 Jahren begegnen würde. Auf das Jahr 1732 ſagte er die allgemeine Bekehrung der Heiden, auf das Jahr 1777 die der Juden, auf das Jahr 3003 das Ende unſerer Welt voraus u. ſ. w. Die Lichter des Himmels theilte er in warme Tag- und kalte Nachtlichter, und erklärte den Hagel im Sommer durch deren Zuſammenwirken. Hitze und Kälte nannte er Geiſter; denn da die Aſche verbrannten Holzes weniger umfangreich als dieſes ſei, ſo müſſe das Übrige als Geiſt davon geflogen ſein! Dies als kleine Probe ſeiner Verrücktheiten, deren er auch in der Medicin manche lieferte! Nach unſtetem Leben, das er meiſt auf Reiſen zu Fuß verbrachte, wobei er ſehr mäßig lebte, ſtarb er 1699 zu Berlin.

Weniger als die beiden Helmont der Schwärmerei und mehr dem berechneten Betruge ergeben war der abenteuernde Chemiker Johann Rudolf Glauber, welcher zwiſchen 1603 und 1605 in Franken, wahrſcheinlich zu Karlſtadt, geboren war. Er erhielt keinen andern Unterricht als in Apotheken und alchemiſtiſchen Laboratorien. Er ließ ſich an mehreren Höfen zu dem graſſirenden Goldmacherwahn gebrauchen und behauptete, im Jahre 1630 durch eine göttliche Offenbarung im Traume die Andeu-

tung zu der Entdeckung des ſogenannten Metallgeiſtes erhalten zu haben, den er dreißig Jahre ſpäter erfunden haben will. Als er indeſſen ſah, daß die Goldmacherei ihn blos ſtets ärmer und kränker mache, entſchloß er ſich, nur mehr deren praktiſcheſte Seite zu betreiben. Er ließ ſich als Chemiker in einem großen Hauſe zu Amſterdam nieder und braute Arzneien, die er mit großem Lärm feilbot und durch ſeine gleichzeitigen zahlreichen Schriften empfahl, deren Zubereitung er aber als Geheimniß bewahrte. Verſchwendung jedoch ſtürzte ihn in Schulden und vertrieb ihn aus ſeinem Hauſe. Da ſuchte er ſich durch die angebliche Erfindung der Goldtinktur zu helfen, ſowie durch Univerſalmedicinen, die noch überdies zu allen möglichen techniſchen Arbeiten dienen ſollten. Er behauptete, Wein und Bier concentriren und wieder in die alte Geſtalt verwandeln, Salpeter aus Holz ſieden, Gold aus Salz und Seewaſſer ſchmelzen zu können, und Anderes, was er unter dem Titel „die Wohlfahrt Deutſchlands“ 1656 bis 1661 veröffentlichte. Die, welche ihm nicht glaubten, namentlich als er das noch jetzt ſo genannte Glauberſalz erfand, das alle Körper auflöſen und verbranntes Holz wieder grün machen ſollte, nannte er in ſeinen Schriften Narren, welche Narren blieben, wenn ihnen ſchon alle Profeſſoren und Doktoren auf den langen Ohren ſäßen! Als Alles nicht die gehoffte Wirkung hatte, warf er der undankbaren Welt den Sack vor die Thüre (1659), und erklärte, nicht länger die Perlen vor die Schweine werfen zu wollen. Er hielt jedoch nicht Wort, ſondern erfand das „feurige Waſſer“, welches das Pulver an Wirkung übertreffen würde und das er daher für die Türkenkriege anpries. Seine chemiſchen Experimente untergruben indeſſen ſeine Geſundheit; ſeit 1660 wurde er halb lahm, was ihn jedoch nicht an fortwährenden ſchriftlichen Aufſchneidereien und Marktſchreiereien hinderte, bis er endlich, beinahe ganz arm geworden, 1670 in Amſterdam ſtarb. Seiner Schriften ſind 32 an der Zahl.

Ein ganz ähnlicher Charlatan wie Glauber und ein Gegenſtück zu ihm war ſein Zeitgenoſſe Johann Joachim Becher, wahrſcheinlich zwiſchen 1622 und 1625 zu Speier geboren. Seine Erziehung wurde vernachläſſigt; er war Autodidakt, beſchäftigte ſich nacheinander mit den verſchiedenſten Wiſſenſchaften und führte ein unſtetes Leben auf Reiſen durch mehrere Länder Europas von Italien bis Schweden. An Höfen ſpielte er den Alchemiſten. Um 1658 wurde er in Mainz Doktor der Medicin und katholiſch, letzteres um einer reichen Heirat und Ehrenſtelle willen, die er am kurfürſtlichen Hofe erhielt. Er bot ſeine chemiſchen Entdeckungen marktſchreieriſch aus und trat mit verſchiedenen techniſchen Projekten hervor, wollte auch ein Perpetuum mobile erfunden haben und bethätigte ſich an dem von dem unternehmenden Kurfürſten (von Schönborn) begünſtigten Plane eines Donau-Rhein-Kanals. Daneben beſchäftigte er ſich auch mit einer neuen Polizeiordnung und mit einer allgemeinen Sprache und Schrift, brachte jedoch in letzterer Beziehung nur ein Lexikon mehrerer

Sprachen zu Stande, welches die verſchiedenen Wörter mit Zahlen bezeichnete. Er erhielt daher die von dem Kurfürſten auf dieſe „Entdeckung“ geſetzte Belohnung nicht, ſondern wurde blos zur Tafel geladen, worüber er ſich ſehr ungehalten zeigte und keine Entdeckung mehr ohne Vorausbezahlung mitzutheilen drohte. So machte er ſich durch ſeine Aufgeblaſenheit unmöglich und beglückte nacheinander mehrere andere deutſche Höfe mit ſeinen vielen Projekten. In München machte er ſich 1665 durch einen Entwurf finanzieller Wohlfahrt des Landes bemerkbar, der aber nur darin beſtand, daß der Kurfürſt alleiniger Inhaber aller Gewerbe und alles Handels ſein ſollte. Es folgten großartige Plane zur Ausbreitung des Seidenbaues, zur Anlegung einer deutſchen Kolonie in Guyana, bis er wieder allgemein verhaßt war und ſeine Projekte dem kaiſerlichen Hofe in Wien antrug. Hier führte er nicht zu unterſchätzende Verbeſſerungen ein, z. B. die Kartoffeln, die Fayencefabrikation, die Strumpfwirkerſtühle u. ſ. w.; aber ſein Unternehmen einer oſtindiſchen Compagnie endete mit dem Bankerott und ſeiner Flucht aus Wien. Ähnlich trieb er es an verſchiedenen Orten. Die Holländer wußte er ſo zu blenden, daß ſie ihm 1678 zu Harlem ein großes Haus zur Errichtung von Seiden-Maſchinen bauten; allein der Schwindel endete wieder ſchlimm und er verſuchte endlich ſein Glück in England, wo er Bergwerke auszubeuten vorgab, aber ſchon 1682 zu London ſtarb. Sein Charakter verband großes Talent mit der weitgehendſten Gewiſſenloſigkeit; mit der größten Frechheit kramte er die keckſten Lügen aus und kannte keinen andern Beweggrund zum Handeln als den kraſſeſten Eigennutz. Unter ſeinen 56 Schriften, iſt die bezeichnendſte ſeine „närriſche Weisheit und weiſe Narrheit oder einhundert ſo politiſche als phyſikaliſche, mechaniſche und merkantiliſche Concepten und Propoſitionen“ (Frankfurt 1682 ff.).

Dieſen vielſeitigen Schwindlern gegenüber ſehen wir im achtzehnten Jahrhundert Leute ganz verſchiedenen Charakters auftreten, welche ihre Thätigkeit mehr ganz beſtimmten Zweigen des Wiſſens und Handelns widmeten, ohne jedoch in denſelben etwas Anderes als bodenloſe Fantaſtereien in's Leben zu rufen. Als ihr bekannteſter Vertreter, zugleich als notoriſches Haupt des Kampfes gegen die damalige Aufklärung, und endlich als Repräſentant der Leichtgläubigkeit ſeiner Zeit, die ſogar von offenbaren Gauklern ſich bethören und blenden ließ, erſcheint uns Johann Kaſpar Lavater, im Jahre 1741 aus geachteter Familie zu Zürich geboren*). In ſeiner Jugend unbehülflich und daher ſelbſt von ſeinen Eltern zurückgeſetzt, gab ſich ſein Geiſt nach und nach durch Zeichnen und Bauen kund und entwickelte ſich ſchon früh ſein frommer, ſchwärmeriſcher Sinn, der ihn im reifern Alter zum Propheten des Glaubens, der herrſchenden Aufklärung gegenüber, ſtempelte. Schon mit zehn Jahren entſchloß er ſich,

*) Bodemann, Friedr. Wilh.; Johann Kaſpar Lavater. Gotha 1856.

geiſtlich zu werden, und vertiefte ſich von nun an die Bibel, die nach ſeiner Anſchauung eine ſolche Seligkeit in ihm hervorrief, wie ſie Leibniz, Wolf und Newton nicht bewirken konnten. Er verſenkte ſich mit Begeiſterung in die Art myſtiſchen Chriſtenthums, wie ſie aus ſolcher Einſeitigkeit hervorgehen muß, und empfing, nach zurückgelegten Studien, 1762 die kirchliche Weihe. Seine erſte That als Geiſtlicher war jedoch keine theologiſche, ſondern eine politiſche. Die Ungerechtigkeiten, welche der zürcheriſche Landvogt Felix Grebel in Grüningen verübte (Schweiz.-Geſch. des Verf. II. S. 502, Note 4), bewogen ihn, ohne Rückſicht auf den hohen Rang desſelben, im Vereine mit ſeinem Freunde und Berufsgenoſſen Heinrich Füßli, gegen den ſchlimmen Beamten aufzutreten, den ſie ungeſcheut „Tyrann, Böſewicht, Heuchler, Meineidigen“ nannten, und dem ſie in feurigen Worten mit Rache drohten. Und ihr Beginnen wurde in der That mit Erfolg gekrönt; der Schuldige mußte fliehen und wurde in ſtrenge Strafe verfällt. Nach dieſem bereiste Lavater mit Füßli und Felix Heß Deutſchland und hielt ſich namentlich in Berlin, wo der Mangel an Frömmigkeit ihm zuwider war, und bei dem halbrationaliſtiſchen Prediger Spalding in Pommern auf. Mit den berühmteſten Männern der Zeit, mit Gellert, Gleim, Erneſti, Zollikofer, Mendelsſohn, Ramler, Klopſtock, Michaelis, Käſtner und Moſer, ſowie mit dem berüchtigten Bahrdt, trat Lavater auf dieſer Reiſe in Beziehungen. Nach ſeiner Rückkehr verheiratete er ſich 1766 mit einem anſpruchloſen frommen Mädchen und führte ein muſterhaftes Hausweſen. In ſeiner Amtsthätigkeit als Prediger folgte er der bereits angeführten, von ihm angenommenen Richtung, blieb aber dabei nicht ohne Anfechtung. Man warf ihm vorzüglich vor, er predige nur das Evangelium, nicht die Moral. Dieſe Anſchuldigung entſprach ganz dem Geiſte der Zeit, welcher die Tendenz befolgte, die Moral der Religion zu ſubſtituiren. Da jedoch die Moral allein dies nicht im Stande iſt, ſondern blos ihre innige Verbindung mit Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo verfielen die moraliſirenden Rationaliſten der Zeit in die Verirrung, in ihren Volksbelehrungen auf der Kanzel platte, alltägliche, füglich der Preſſe und der Selbſterfahrung zu überlaſſende Dinge zu behandeln. Dürfen wir den Angaben ſtreng religiöſer und daher befangener Zeugen glauben, ſo kam es damals vor, daß man am Chriſttage an die Krippe Betrachtungen über die Stallfütterung (?!), am Charfreitage über den Werth des hinterlaſſenen Bildes eines Verſtorbenen für die Familie, an Oſtern über das Frühaufſtehen oder die Geſpenſterfurcht, an Pfingſten über die Gewitter, bei Anlaß der Heilung des Mondſüchtigen über den — Mondſchein predigte, ja daß ſogar Studenten der Theologie bei dieſer Funktion ſich der Burſchenſprache bedienten!

Lavater vertrat dieſer Verflachung gegenüber jedoch nicht die ſtarre Orthodoxie, ſondern ein „innerlich lebendiges Chriſtenthum“, welches demjenigen der Pietiſten und Herrnhuter am nächſten kommen mochte, im

Gegensatze zu ihnen aber und zu anderen Sekten, welche an Christus blos seine Lehren, Wunder, Gottheit, Leiden u. s. w. verehrten, die Absicht betonte, den ganzen ungetheilten Christus zu bekommen und dabei die stete Fortdauer der Gaben der Weissagung und Wunderwirkung behauptete. Er berücksichtigte stets die Zeitverhältnisse und knüpfte an dieselben in dichterischer und hinreißender Sprache seine Belehrungen und Warnungen. Diese imponirten und wirkten stets in bedeutendem Maße; denn ihnen stand in dem Wesen und in der Ausdrucksweise des Redners ein Hülfsmittel zur Seite, das einzunehmen und zu gewinnen nie verfehlte. Lavaters Persönlichkeit war höchst liebenswürdig. Alle Zeitgenossen schildern seine Erscheinung als höchst ideal, die Enthusiasten und Schwärmer als „überirdisch, himmlisch, göttlich." Sein Blick war liebevoll, seine Gesichtsfarbe blaß, sein Bau zart und schlank, seine Haltung edel und demütig zugleich, sein Gang schwebend. Nicht nur Mystiker wie Hamann und Jacobi, und Dichter wie Herder und Goethe waren von ihm entzückt; es waren dies auch der nüchterne Zimmermann, der aufgeklärte Reinhold, der frivole Wieland. Er war leutselig und freundlich mit Jedermann und namentlich kein weltscheuer Feind der Freude und des Vergnügens, besonders aber ein unermüdlicher Freund und Tröster der Armen und Kranken. Sowol durch seine damals in ihrer Art einzigen Predigten, als noch mehr durch seine religiösen Schriften, theils in prosaischem, theils in poetischem Gewande, aber stets mit mystisch-sentimentaler Färbung, welche eine starke Verbreitung fanden*), errang er sich einen weitausgebreiteten Ruf. — Von Nah' und Fern wallfahrtete man zu seinem bescheidenen Pfarrhause, die berühmtesten Männer und Frauen des Jahrhunderts, Glieder des höchsten Adels, selbst Fürsten und Fürstinnen. Auch berief man ihn oft auswärts, um ihn über religiöse Angelegenheiten zu berathen. Seine Korrespondenz war daher sehr ausgedehnt; einst soll er über fünfhundert Briefe zu beantworten gehabt haben. Und all dieses war schon in den dreißiger Jahren seines Lebens der Fall! Einen Ruf nach Bremen (1786) lehnte er auf die Bitte seiner zürcherischen Gemeinde zu St. Peter ab. Die Reise, welche er bald darauf durch Deutschland unternahm, glich einem Triumfzuge. Seine anfängliche Bescheidenheit litt durch solche Erfolge, und wurde nach und nach durch eine nicht unbeträchtliche Eitelkeit verdrängt, die ihn zu schroffem, oft leidenschaftlichem Kampfe gegen die Aufklärung trieb, worin ihn sein ungeschlachter Landsmann und College Pfenninger, sowie drei Nichttheologen, der nordische Magus Hamann, der Wandsbecker-bote Claudius und der Geisterseher Jung-Stilling unterstützten, indem sie kämpften wie die heutigen Frommen, d. h. stets von unbewiesenen Voraus-

*) Zu den letzteren gehört die „Messiade", zu den ersteren aber namentlich: Pontius Pilatus oder die Bibel im Kleinen, Handbibliothek für Leidende, Handbibliothek für Freunde, Geheimes Tagebuch eines Beobachters seiner selbst, Nathanael oder die Göttlichkeit des Christenthums u. s. w.

ſetzungen (z. B. der Offenbarung, der Gottheit Chriſti u. ſ. w.) ausgingen. Eine gemütlichere Seite Lavaters als dieſe aufklärungsfeindliche Wirkſamkeit iſt ſeine Freundſchaft zu Menſchen, die gar nicht ſeinem theologiſchen Geſichtskreiſe angehörten, wie z. B. Goethe und Baſedow, deren Zuſammentreffen mit ihm auf einer Badereiſe zu Ems der Erſtere in ſeiner bekannten draſtiſchen Weiſe ſchildert:

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Lavaters „beſſerer Menſch" war gar gut, tolerant und herzlich. Je mehr aber der Theolog dieſen beſſern Menſchen überwucherte, deſto mehr klafften auch jene und andere Freundſchaften auseinander, ſo daß Goethe nach und nach den Zürcher Propheten immer härter beurtheilte und am Ende ſogar ſpotten konnte:

„Schade, daß die Natur nur einen Menſchen aus dir ſchuf;
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff!"

Sonderbar und zum Verdachte mangelnder Lauterkeit führend waren allerdings Lavaters Beziehungen zu den Betrügern Gaßner und Caglioſtro und zu dem mindeſtens zweideutigen Mesmer, und die begeiſterte Anerkennung, die er Dieſen zollte, indem er den genannten italieniſchen Abenteurer einen Mann nannte, wie die Natur nur alle Jahrhunderte Einen forme! (Sein Verhältniß zu Mesmer und Gaßner werden wir ſpäter beſprechen.) Ebenſo forderten die Huldigungen, die ihm auf ſeinen Reiſen von den Frommen allerwärts dargebracht wurden, zu der ſtark verbreiteten Meinung heraus, daß er an der Spitze einer zahlreichen, im Dunkeln wirkenden Sekte ſtehe. Er wurde daher manigfach verkannt und verleumdet, ein Pietiſt, Obſkurant, Kryptokatholik, ſogar Jeſuit geſcholten. Dazu mußte ſogar ein Kruzifix dienen, das er in ſeinem Zimmer hatte, und das Käppchen, das er trug; ja aus einem Kranze von Roſen machte man einen — Roſenkranz. Allerdings verurtheilte er den katholiſchen Kultus nicht, ſondern hob deſſen berechtigte Seite hervor, ſtand mit dem katholiſchen Theologen Sailer in vertrauten Beziehungen und ſchrieb an Stolberg nach deſſen Übertritt einen keineswegs mißbilligenden, ja ſogar ermunternden Brief, in welchem er aber auch die Inquiſition in entſchiedenen Worten verdammte.

War auch in dieſer Toleranz ein geſunder, wenngleich ziemlich verhüllter Kern, ſo liegt ein ſolcher noch offener in ſeinem patriotiſchen Wirken, das er in ſeiner Theilnahme an der „helvetiſchen Geſellſchaft" an den Tag legte, in welcher auch ſeine volksthümlichen und kräftigen, wenn ſchon des äſthetiſchen Schliffs ermangelnden „Schweizerlieder" entſtanden. Ja er ſchwärmte ſogar für den Beginn der franzöſiſchen Revolution. Deſto entrüſteter aber äußerte er ſich über die nachfolgende Schreckensherrſchaft und ebenſo über die Vergewaltigung und Ausplünderung der Schweiz durch Frankreich im Jahre 1798, und erließ ein flammendes Manifeſt an das franzöſiſche Direktorium über deſſen Unterdrückungs- und Raubſucht

gegenüber der Schweiz, das in hunderttausend Exemplaren verbreitet wurde. Die Franzosen verlangten wütend seine Bestrafung, die aber die helvetische Regierung zu unterlassen den Mut hatte. Als jedoch Lavater sich für die wegen angeblicher Verbindung mit Österreich deportirten Zürcher verwendete und gegen die herrschende Tyrannei predigte, wurde er in Baden, wo er die Kur benutzte, ergriffen und nach Basel gebracht. Bald wieder entlassen, da man ihm nichts anhaben konnte, wurde er am 26. September 1799 von einem der nach der siegreichen Schlacht bei Zürich gegen die Russen in diese Stadt einziehenden Franzosen, dem er nicht so viel Gelt geben konnte, als derselbe verlangte, in den Leib geschossen, und krankte an dieser Wunde bis zu seinem durch dieselbe herbeigeführten Tode am 2. Januar 1801.

Lavaters für unsern Zweck wichtigste Thätigkeit bilden seine Untersuchungen über die Physiognomik. Er legte sie in einem Prachtwerke von vier Quartbänden nieder, welche 1775 bis 1778 erschienen und den Titel tragen: Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, sowie darunter das Motto: Gott schuf den Menschen sich zum Bilde! Die Bände sind als „Versuche" bezeichnet und in „Fragmente" mit „Zugaben" eingetheilt. Das Ganze ist daher kein systematisches Werk; bald wird dieser, bald jener physiognomische Gegenstand behandelt, bald nur die zahlreichen beigebundenen Kupferstiche erklärt, welche Silhouetten und Porträts von Menschen, von einzelnen Sinnesorganen und von Thieren enthalten. Den Haupttheil des ersten Bandes bilden die physiognomischen Grundsätze Lavaters; darauf folgen die ins Einzelne gehenden Untersuchungen ohne eine Spur von Anordnung.

Die erste Anregung zum Studium und zur Behandlung der Physiognomik erhielt Lavater durch seine Beschäftigung mit der Zeichnungskunst. Er entwarf Menschenköpfe, Porträts und entdeckte sowol zwischen ihren Gesichts-, als zwischen den Charakterzügen ihrer Träger gewisse Ähnlichkeiten, die ihn zur Erforschung dieser Erscheinungen antrieben.

Fragen wir nach den Ansichten, welche ihn hierin leiteten, so erhalten wir in seinem Werke folgende Auskunft. Mit einem Panegyrikus auf die Schönheit der menschlichen Gestalt beginnend, darauf seine Abneigung gegen Charlatanerie betheuernd und die Veranlassung seiner physiognomischen Studien erzählend, definirt er die Physiognomik als „die Fertigkeit, durch das Äußerliche eines Menschen sein Inneres zu erkennen." Das Äußere und Innere des Menschen stehe, fährt er dann fort, in einem genauen Zusammenhange, und sucht dies an der Hand der damals herrschenden Psychologie nachzuweisen. Er behauptet ferner, daß sowol „alle Gesichter der Menschen, alle Gestalten, alle Geschöpfe nicht nur nach ihren Klassen, Geschlechtern, Arten, sondern auch nach ihrer Individualität verschieden," — als auch, daß „eben so wenig zwei vollkommen ähnliche Gemütscharaktere, als zwei vollkommen ähnliche Gesichter zu finden seien."

Dieſe äußerliche Eigenthümlichkeit iſt, was man Phyſiognomie nennt, und jeder Menſch beurtheilt unwillkürlich ſämmtliche Menſchen und Dinge nach ihrer Phyſiognomie und ſchließt nach der letzteren auf den innern Werth der erſteren. Dieſe Beurtheilung iſt die Phyſiognomik, von welcher als eine Abart die Pathognomik, d. h. die Erkennung der vorübergehenden Gemütszuſtände (Affekte, Leidenſchaften) zu unterſcheiden iſt. Von der eigentlichen Phyſiognomik behauptete nun Lavater, daß ſie ſo gut eine Wiſſenſchaft ſei als die Phyſik, als die Arzneikunſt, als die Theologie (dies gewiß!), als die „ſchönen Wiſſenſchaften“(!). Gleich darauf aber verwahrt er ſich, daß ſie blos Wiſſenſchaft, und verlangt, daß ſie auch Gefühl ſei. Lavater will alſo theilweiſe fühlen, welcher Charakter aus einer Phyſiognomie ſpreche, theils darüber wiſſenſchaftliche Regeln aufſtellen; er unterſcheidet daher zwiſchen der empiriſchen Phyſiognomik, welche auf dem Eindrucke, und der theoretiſchen, welche auf der Vergleichung und Schlußfolgerung beruht. Und über den erſten Theil dieſes Dualismus iſt er nicht hinausgekommen. Es iſt ihm nicht gelungen, die Phyſiognomik zu einer Wiſſenſchaft zu erheben, wie es auch niemals Jemanden gelingen wird. Er hat großen Aufwand von Scharfſinn mit Aufbietung aller Kräfte der zeichnenden Kunſt verbunden, um zu beweiſen, daß „jeder Gedankenzuſtand, jeder Empfindungszuſtand der Seele ſeinen Ausdruck auf dem Geſichte“, daß „unähnliche Zuſtände der Seele nicht ähnliche Ausdrücke des Angeſichts und ähnliche Zuſtände nicht unähnliche Ausdrücke haben.“ An der Wahrheit dieſer Anſicht im Großen und Ganzen hat nie Jemand gezweifelt; aber feſte Regeln darüber aufzuſtellen, hat ſich nicht nur als unmöglich, ſondern auch als durchaus überflüſſig erwieſen. Eine allgemein gültige Phyſiognomik iſt unausführbar und hätte, auch wenn ſie ausführbar wäre, keinen Werth; dieſe angebliche Wiſſenſchaft iſt und bleibt Sache des Gefühls und der individuellen Auffaſſung und verſchließt ſich aller ernſten und konſequenten Forſchung. Lavaters Werk iſt ein merkwürdiges Denkmal einer unſchädlichen, ja ſogar in manchen Dingen höchſt anziehenden und zu Beobachtungen anregenden Form von Aberglauben, inſofern man unter dieſer Bezeichnung die Forderung verſteht, bloße Gefühle für abſolute Wahrheit zu halten; es hat großes Aufſehen erregt und einen erbitterten Kampf zwiſchen den Anhängern und Gegnern der Phyſiognomik hervorgerufen; aber es blieb ohne Einwirkung auf die Nachwelt, ohne Nachfolger und beharrliche Jünger, und ſeine Bemühungen ſind ſpurlos verſchwunden und vergeſſen. Die Phyſiognomik iſt Schwärmerei geblieben und hat es niemals auch nur zu einer einzigen feſten und zuverläſſigen Regel gebracht. Und ſo iſt denn auch Lavaters vierbändiges Buch ein lyriſch-didaktiſches Gedicht mit großen Schönheiten, obſchon der Stil mehr ſchwülſtig als poetiſch, — aber kein wiſſenſchaftliches Werk; denn es wird ſchwerlich zwei Menſchen geben, welche die von Lavater aufgeworfenen phyſiognomiſchen Fragen nach den Eigenſchaften ſeiner

Charakterköpfe in völliger Übereinstimmung unter ſich und mit dem Frager beantworten. Lavater meinte es ernſt und heilig, wollte ein Prophet ſeiner Lehre ſein; mit rhetoriſchem und poetiſchem Feuer trug er ſeine Gedanken vor, und Tauſende jubelten ihm zu; aber auf ſeinem Fundamente weiter zu bauen war unmöglich; denn es zerfiel bei der leiſeſten Berührung in Sand.

Lavaters phyſiognomiſche Beſtrebungen, die in der Sache eigentlich nichts Neues waren, ſondern blos in der Form und in dem darauf verwendeten Fleiße, fanden höchſt verſchiedene Beurtheilung. Auf der einen Seite wurden ſie in den Himmel erhoben, auf der andern verhöhnt und vernichtet. In erſterer Beziehung anerkannte Goethe der Phyſiognomik Verdienſte um die Kunſt, Zimmermann des Verfaſſers Scharfſinn, Wieland und Herder die darin liegenden Wahrheiten, und Jacobi ſchwärmte für die neue „Offenbarung“, ohne daß jedoch Einer von ihnen an eine wiſſenſchaftliche Zukunft derſelben glaubte.

Zur Verſpottung ſeiner „Wiſſenſchaft“ hat Lavater ſelbſt die erſte Veranlaſſung gegeben, indem er dieſelbe auch auf die Thiere ausdehnte, wo ſie nothwenig komiſch wirken mußte. Er bildete ſelbſt Schlangenköpfe ab und erkannte daraus in ſeiner bibliſchen Gläubigkeit, daß ſie „gebildet ſeien, in die Ferſe zu ſtechen und zertreten zu werden!“ „Das Urtheil Gottes ſei ihnen auf die platte, kraftloſe Stirne geſchrieben“, u. ſ. w. Ja er verirrte ſich ſogar bis zu den Inſekten, aus deren Geſtalt er ihren Charakter erkennen wollte, indem er vergaß, daß der Zuſammenhang zwiſchen beiden eben nur Produkt des Menſchengehirns iſt. In gutmütig-humoriſtiſcher Manier ſpottete Claudius über die Phyſiognomik. „Das iſt 'n Buch, ſchrieb er in ſeinem draſtiſch gedrungenen Stile, wie mir in meiner Praxis noch keins vorgekommen iſt. Was da für Geſichter darin ſtehen! Einige ſind rabenſchwarz (die Silhouetten), das müſſen wol Afrikaner ſein. Soviel ich verſtanden habe, ſieht Herr Lavater den Kopf eines Menſchen und ſonderlich das Geſicht als eine Tafel an, darauf die Natur in ihrer Sprache geſchrieben hat: Allhier logiret in dubio ein hochtrabender Geſelle, ein unruhiger Gaſt, ein Poet, ein Wilddieb, ein großer mutiger Mann, eine kleine freundliche Seele u. ſ. w. Es wäre ſehr naiv von der Natur, wenn ſie ſo jedwedem Menſchen ſeine Kundſchaft an die Naſe gehängt hätte, und wenn irgend einer die Kundſchaften leſen könnte, mit dem möchte der Henker in Geſellſchaft gehen. Darum ſchämen ſich auch einige Leute wol ſo, ſchlagen die Augen nieder und mögen einen nicht gerade anſehen .....“ Wirklich war man ſo ſehr auf das phyſiognomiſche Kritiſiren und ſogar Spioniren verſeſſen, daß man beinahe nicht mehr wagte, unmaskirt über die Straße zu gehen. „Silhouetten und Wachsporträts überſchwemmten die Wände,“ und wurden von Jedem, der auf ſeine Vorzüge neugierig oder eitel war, an Lavater nach Zürich zur Kritik geſandt. Daher ſetzte Muſäus den Spott fort in ſeinen „phyſio-

gnomiſchen Reiſen", und Lichtenberg, der ſatiriſche Opponent gegen allen Unſinn und alle Schwärmerei jener Zeit, beurtheilte im Göttinger Almanach in humoriſtiſcher Nachahmung von Lavaters bombaſtiſcher Ausdrucksweiſe eine Sammlung von Zöpfen, ſowie von Hunde- und Schweineſchwänzen, die er zu dieſem Zwecke zeichnete und in Holz ſchneiden ließ. So grenzte das Erhabene an das Lächerliche! Umſonſt ſchmähte und ſchimpfte der Arzt Zimmermann, zugleich Lavaters treueſter Schüler und der vertrackteſte Schweifwedler und Weihräucherer vor allen wirklichen und vermuteten Größen, über dieſe Profanirung des Göttlichen. Die Weltgeſchichte warf den beſtechenden Flitter verächtlich bei Seite.

Gewiſſermaßen eine Verknöcherung und Fixirung der Phyſiognomik erblicken wir in der beinahe gleichzeitigen Lehre des Franz Joſ. Gall, geboren 1758 zu Tiefenbrunn, daß das Gehirn kein einheitliches, ſondern ein in verſchiedene Theile mit verſchiedenen Fähigkeiten zerfallendes ſei, deren Gall einige über dreißig zählte, die dem Menſchen nach ſeiner Anſicht angeboren ſein und ſich in Erhöhungen der Hirnſchale ausprägen ſollen, z. B. der Zerſtörungstrieb gerade über dem Ohre, der Verheimlichungstrieb gerade über dem vorigen, der Trieb der Selbſtachtung am Hinterhaupte, der Religioſität auf dem Scheitel, der Hoffnung zu beiden Seiten desſelben, der Idealität rechts und links oben an der Stirne, der Größen-, Gewichts-, Farben-, Ordnungs- und Zahlenſinn von innen nach außen in beiden Augenhöhlen, der Sprachſinn zu hinterſt in denſelben u. ſ. w. Dieſe Kraniologie oder Schädellehre, jetzt Phrenologie genannt und den Anſpruch erhebend, die geſammte Pſychologie in ſich zu faſſen, wurde von Gall zu Wien in öffentlichen Vorträgen gelehrt, welche die Regierung überwachte, und dann nach Paris verpflanzt, wo er 1828 ſtarb, nachdem er mehrere Werke in franzöſiſcher Sprache geſchrieben. Sein erſter Schüler von Bedeutung war Kaspar Spurzheim, geboren 1776 bei Trier, welcher die Schädellehre nach England brachte und nach Abfaſſung mehrerer franzöſiſcher und engliſcher Schriften 1832 ſtarb. Erſt in neuerer Zeit hat die Phrenologie größere Ausdehnung erlangt, doch ohne ſich allgemein geltend machen zu können, da ihre Behauptungen wiſſenſchaftlich nicht nachweisbar ſind, was ſchon daraus hervorgeht, daß den Erhöhungen des Schädels keine inneren Vertiefungen entſprechen.

Einen ſchädlichern, weil das Gehirn in bedenklicher Weiſe umnebelnden, von ernſtem Schaffen und Forſchen abhaltenden, in das Gebiet des Unſchönen und Verzerrten übergreifenden Aberglauben, als die heitere und mit dem Schönen im Bunde ſtehende Phyſiognomik und die dasſelbe wenigſtens nicht ſtörende Schädellehre, treffen wir in dem ſogenannten thieriſchen Magnetismus des Franz Anton Mesmer. Dieſer Mann, der es weiter gebracht, als Lavater, nämlich bis zu einer noch in unſeren Tagen fortgaukelnden und fortſchwindelnden Schule, und den die Freunde des Fortſchrittes für einen ebenſo großen Betrüger halten, wie

ſeine Anhänger für einen Heiligen, für einen zweiten Platon*), — wurde 1734 zu Iznang im Amte Radolfzell am Bodenſee geboren und bildete, ſeine Jugend in der freien Natur zubringend, wie ſein Biograph und Schüler Juſtinus Kerner meint, in ſich jene Kraft aus, die ihn angeblich befähigte, in dem in ſeiner Nähe der Ader entnommenen Blute Veränderungen oder mit ſeiner Hand in den Körpern der Menſchen beſondere Empfindungen hervorzurufen. Nach vollendeten Studien wurde er 1766 zu Wien Doktor der Medicin und verheiratete ſich dort mit einer Witwe, von der er ſich ſpäter wegen ihrer Verſchwendung ſcheiden ließ. Seit dem Jahre 1772 ſuchte er den Magnetismus und die Elektrizität zu Heilungen zu benützen, glaubte aber ſchon ein Jahr darauf, daß er „ohne Berührung des Magnets mit ſeiner bloßen Hand viel kräftiger auf den Organismus einwirke," indem er eine Kraft annahm, welche „das All durchdringe und alle Körper verbinde", und welche ſich ſowol im Magneten, als im Menſchen befinde! Dieſe angebliche Entdeckung nannte er den thieriſchen Magnetismus und machte darauf Anſpruch, denſelben zu einer Wiſſenſchaft zu erheben. Er begann durch Heilungen von Krankheiten mittels Streichens der Hand über den kranken Körper Aufſehen zu erregen, und vervollkommnete ſich noch mehr in dieſem Schwindel, dem die Wunderſucht ſeiner Zeitgenoſſen bereitwillig entgegenkam. Man glaubte in ſeiner Gegenwart krankhafte Gefühle zu haben, wenn er muſizirte, ſchläfrig zu werden, Kranke geriethen in Convulſionen und warfen Schleim aus, wenn er mit dem Finger auf ſie wies, ja ſogar wenn eine Mauer zwiſchen Beiden war und ſie einander nicht ſehen konnten. Er heilte, wie man annahm, durch Berührung der Ohren die Taubheit. Durch Berührung mit der Hand rief er Übelkeiten, durch Hinweiſung mit derſelben das Aufhören ſolcher herbei. Ja er wirkte ſogar durch Hinweiſen auf das Spiegelbild eines Menſchen auf deſſen wirklichen Körper ein. Später gebrauchte er indeſſen ſtatt der bloßen Hand auch ein ſogenanntes magnetiſches Becken, d. h. ein Gefäß mit ſogenannten magnetiſirten Körpern, wie Waſſer, Glas, Sand, Steinen u. ſ. w., in welches der Kranke einen Stab hielt! Die Kranken wurden auch durch Bildung einer Kette mit den Händen magnetiſirt. Man beobachtete an denſelben bereits in der erſten Zeit des Auftretens Mesmers, daß ſie irre redeten, worin Kerner bereits die Vorboten des ſpäter entdeckten Schlafwachens und Hellſehens erblickte. Die Art, wie Mesmer nach ſeiner eigenen Erzählung zu ſeinen Ideen kam, kennzeichnet ihn hinlänglich als Fantaſten und Schwärmer: „Ein verzehrendes Feuer, ſagt er, erfüllte meine Seele. Ich ſuchte die Wahrheit nicht mehr voll zärtlicher Neigung, ich ſuchte ſie voll der äußerſten Unruhe. Felder, Wälder und die entlegenſten Einöden hatten allein noch

*) Juſtinus Kerner, — Franz Anton Mesmer aus Schwaben, Entdecker des thieriſchen Magnetismus. Frankfurt a. M. 1856.

Reize für mich. Da fühlt' ich mich näher bei der Natur. In der heftigsten Bewegung glaubte ich zuweilen, daß mein von ihren vergeblichen Lockungen ermüdetes Herz sie wild von sich stieße. O Natur, rief ich bei dergleichen Anfällen aus, was willst du von mir? Bald hingegen glaubte ich sie zärtlich zu umarmen oder voll der höchsten Ungeduld zu beschwören, sie möchte doch meine Wünsche erfüllen. Zum Glück hatte meine Heftigkeit in der Stille der Wälder niemand als die Bäume zu Zeugen. Denn wahrlich, ich muß einem Wahnsinnigen sehr ähnlich gesehen haben." Diese Wendung ist bezeichnend.

Mesmer theilte seine Grundsätze, die er in 27 Thesen formulirte, 1775 allen Akademien der Wissenschaften mit, wurde aber von einer derselben kurz abgewiesen, von allen anderen dagegen nicht einmal einer Antwort gewürdigt.

Um von den Grundansichten Mesmers einen Begriff zu geben, führen wir die vier ersten seiner Thesen an:

I. Es findet ein wechselweiser Einfluß unter den Himmelskörpern, der Erde und allen belebten Wesen statt.

II. Eine Flüssigkeit, die allgemein verbreitet und so ausgedehnt ist, daß sie keinen leeren Raum gestattet, deren Feinheit mit Nichts verglichen werden kann, und welche ihrer Natur nach fähig ist, alle Eindrücke der Bewegung anzunehmen, fortzupflanzen und mitzutheilen, ist das Hilfsmittel bei diesem Einfluß.

III. Diese wechselseitige Wirkung ist mechanischen Gesetzen unterworfen, die bis jetzt ganz unbekannt waren.

IV. Aus dieser Thätigkeit entspringen abwechselnde Wirkungen, die man wie Ebbe und Flut betrachten kann. U. s. w.

Diese Lehre stieß sofort auf vielen Widerspruch, und Manche, auf welche der neue Prophet als auf Freunde und Anhänger gerechnet hatte, überschütteten ihn nun mit Angriffen und mit Hohn. Dazu trug namentlich eine Kur bei, die er um jene Zeit vollführte. Ein blindes Mädchen, mit dem Familiennamen Paradies in Wien, das als talentvolle Klavierspielerin von der Kaiserin Maria Theresia beschützt wurde, aber von mehreren Ärzten erfolglos behandelt worden war, soll unter der „magnetischen" Behandlung Mesmers nach und nach sehend geworden sein. Diese Veränderung machte sie aber nicht glücklich, sondern die wechselnden Eindrücke, die sich ihr nun darboten, und die zudringlichen Besuche, die man ihr machte, erzeugten in ihr Schwermut, ja beinahe Verzweiflung; das Klavierspielen wurde ihr in Folge der Zerstreuung ihrer Sinne schwerer. — Nun behaupteten die Gegner Mesmers, es beruhe Alles auf Betrug, die Paradies sei immer noch blind, und ihr Vater wurde selbst gegen Mesmer eingenommen und wollte die Patientin ihm entreißen, wobei sich ein wilder Auftritt entwickelte, in Folge dessen die Patientin wieder blind geworden sein soll. Mesmer will sie, die wegen Krankheit sein Haus nicht verlassen

konnte, nochmals zum Sehen gebracht haben; aber der Geiz ihrer Eltern, welche ihrer Blindheit wegen eine Penſion von der Kaiſerin bezogen und dieſelbe zu verlieren fürchteten, entfernte ſie von dem Magnetiſeur, worauf ſie wieder (oder noch?) blind war. Dieſer Vorfall bewirkte, daß Mesmer, trotz mancher anderer glücklicher Kuren und trotz ſeiner Ernennung zum Mitgliede der Akademie, den in Wien ihm drohenden Verfolgungen durch eine Reiſe entging, die er nach Paris unternahm. Die dortige Akademie wollte jedoch nichts von ſeiner Lehre wiſſen. Dagegen ehrten ihn gutmüthige Schwärmer, wie Lafayette u. A., und begünſtigten die Errichtung magnetiſcher Heilanſtalten. Die Revolution zerſtörte dieſe und vertrieb ihn. Nach Beendigung dieſer Sturmzeit hielt er ſich abwechſelnd in Frankreich, der Schweiz und Deutſchland auf, bis er 1815 zu Meersburg am Bodenſee ſtarb. Er war in ſeiner letzten Zeit ſogar als Rathgeber in politiſchen Fragen benutzt worden. Bezeichnend iſt, daß er ſich im Schreiben, ſeitdem er in Frankreich geweſen, meiſtens der franzöſiſchen Sprache bediente. Seine Schriften gab Wolfart 1814 in Berlin heraus. Er hinterließ in denſelben, wir müſſen auch dies ſagen, mehrere vernünftige mediciniſche Lehren, unter andern die, daß das Unterbinden der Nabelſchnur vor Löſung der Nachgeburt der Geſundheit des Kindes höchſt ſchädlich ſei, ja ſogar die Kinderblattern erzeuge, daher erſt nach Löſung der Nachgeburt der Strang abgeſchnitten werden ſollte. Dagegen grenzen die Erzählungen Kerner's von Mesmer's magnetiſcher Einwirkung auf Thiere, namentlich auf Vögel, die ihm ſtets nachflogen, an das Fantaſtiſche, wenn nicht geradezu an das Lächerliche.

Erſt während des Aufenthaltes Mesmer's in Frankreich und durch einen Franzoſen entſtand jene Weiterentwickelung ſeines Syſtems, welche man im Gegenſatze zum einfachen Magnetismus den Somnambulismus nennt. Puyſegur, ſo hieß der Erfinder dieſer neuen Gattung von Schwindel, den er namentlich in Straßburg ausbildete, wollte dem Magnetismus nur dann Heilungskraft zuſchreiben, wenn ſich durch denſelben Schlafwachen und „inneres Schauen" kundgab. Mesmer ſelbſt war durch dieſe Neuerung, welche ſich raſch auch nach Deutſchland verbreitete, gar nicht erbaut und erklärte ſie für einen verderblichen Mißbrauch. Doch war er weit entfernt, den Somnambulismus zu leugnen, den er vielmehr an der Hand einer ſelbſtgemachten unwiſſenſchaftlichen Phyſiologie in einer verworrenen Weiſe zu erklären ſuchte, welche klar zu finden nur einem Juſtinus Kerner möglich war.

Während ſonach Mesmer den „thieriſchen Magnetismus", Puyſegur aber erſt den Somnambulismus als Heilmittel proklamirte, war es unſerm Lavater vorbehalten, beiden Erſcheinungen die myſtiſch-religiöſe Färbung ſeiner Richtung zu ertheilen. Er verehrte „dieſe neu ſich zeigende Kraft" als einen „Strahl der Gottheit", als einen „königlichen Stern der menſchlichen Natur", als ein „Analogon der unendlich vollkommenen pre-

phetiſchen Gabe der Bibelmänner", als eine „von der Natur ſelbſt dargebotene Beſtätigung der bibliſchen Divinationsgeſchichten" und als Mittel, „die Exaltation zu bewirken". Er ſtellte unter dem Beiſtande ſeines Bruders, welcher Arzt war, ſelbſt Verſuche magnetiſcher Heilung mit ſeiner Frau an, und die Letztere ſoll im angeblich magnetiſchen Schlafe Dinge gewußt und ausgeſagt haben, die ihr im Wachen unbekannt waren. Ähnliche Erfolge ſoll er auch bei anderen Kranken erzielt haben. Auch glaubte er angeblichen Augenzeugen, daß magnetiſirte Somnambulen Schriften durch einen dicken Pappendeckel geleſen hätten. Es iſt jedoch bezeichnend, daß Lavater von Mesmer ſagte, ſein Auftreten ſei zu „theatraliſch", „eigennützig" und „zerſtreut" geweſen, und er habe mehr verſprochen als geleiſtet, während hinwieder Mesmer's Bewunderer Kerner Lavatern beſchuldigte, den Magnetismus dem wohlfeilen Spotte des Unglaubens und der Unwiſſenheit ausgeſetzt zu haben.

Ein unbedingter Anhänger und Verehrer Mesmer's war unter den Zeitgenoſſen dagegen Eberhard Gmelin, Arzt zu Heilbronn, welcher ſeine angeblichen Erfahrungen im Gebiete des thieriſchen Magnetismus, weil dieſer Ausdruck unter den Aufgeklärten ſehr verpönt war, unter dem Titel „Materialien zur Anthropologie" herausgab. Ein anderer Jünger des neuen Evangeliums war Wienholt in Bremen, der den thieriſchen Magnetismus als „beſondere Naturkraft" und „ausgezeichnetes Heilmittel" beſtätigt fand und in fünfzehn Jahren achtzig Kranke auf dieſe Weiſe behandelte, bei denen indeſſen die Erfolge ſehr ungleich waren. Manche der Kranken blieben ohne alle Veränderung und Manche ſtarben eben, wie an anderen Kuren auch. Beide Jünger waren aber ſehr undankbar gegen ihren Meiſter, deſſen Namen ſie in ihren Schriften faſt nie auch nur nannten! Die Blütezeit des thieriſchen Magnetismus und Somnambulismus fiel indeſſen erſt, in Verbindung mit der Schelling'ſchen Philoſophie, in die unheilvolle Reſtaurationsperiode unſeres Jahrhunderts; allein trotz aller Bemühungen ſogar eines Hufeland, der Profeſſoren Wolfart, Kluge u. A. in Berlin und der Schwärmer Ennemoſer, Eſchenmayer, Paſſavant u. A. vermochte er nicht durchzudringen und gerieth endlich in allgemeinen Mißkredit, da es ihm nicht gelungen war, auch nur den Schatten einer wiſſenſchaftlichen Begründung ſeiner Lehre hervorzubringen und ihm nichts anderes entſprang, als die zwei hirnverwirrenden, krankhaften, bodenloſen Wechſelbälge: Od und Tiſchrücken, mit welchen wir uns im folgenden Bande beſchäftigen werden.

Umgab ſich Mesmer's Lehre, wenn ſchon ein unheimliches, lichtſcheues Treiben hervorrufend, doch mit dem Scheine wiſſenſchaftlicher Grundlage, ſo trat dagegen der rohe plumpe Betrug auf in den Hantierungen ſeines und Lavater's Zeitgenoſſen und Geiſtesverwandten, Joſef Gaßner. Geboren 1727 zu Bludenz in Vorarlberg, trat derſelbe in den katholiſchen Prieſterſtand und wurde Pfarrer zu Klöſterle in derſelben Landſchaft.

Die Praxis der Teufelsbeschwörung an für besessen gehaltenen, d. h. hysterischen oder verrückten Personen, welche nicht selten mit dem Abgange eines Bandwurms endete, war noch im aufgeklärten achtzehnten Jahrhundert durchaus nichts Seltenes; sie wurde vielmehr von Bischöfen beschützt und von den Mönchsorden, besonders aber von den Jesuiten, häufig in Scene gesetzt, wobei es die ärgerlichsten Auftritte absetzte. — Gaßner soll auf diese Industrie durch heftige Kopfschmerzen verfallen sein, welche er, da ihm die Ärzte nicht helfen konnten, dem Teufel zuschrieb und durch Anrufung des Namens Jesu zu heilen glaubte. Von da an verlegte er sich mit Eifer auf den Exorcismus und erzielte, wie man meinte, auch bei anderen Personen Heilungen. Sein Ruf gewann nun eine solche Verbreitung, namentlich seitdem er (1774) zu Kempten seinen „Unterricht wider den Teufel zu streiten" im Drucke herausgegeben, daß er in dem genannten Jahre nach Meersburg, dem damaligen Sitze des Fürstbischofs von Konstanz, berufen wurde. Vom Jubel des Volkes empfangen, behandelte er sofort eine taube Frau, einen blinden Pfarrer, einen lahmen Kaplan und eine „Besessene", aber ohne die drei Ersten zu heilen und ohne zu beweisen, daß die Letztere wirklich besessen war. Als man vielmehr bei einem angeblich mit Paroxismus behafteten Mädchen offenbaren Betrug entdeckte, jagte der Bischof den Wunderthäter mit Schimpf und Schande fort, und bewirkte, daß ihn sein Bischof, der von Chur, nach Hause rief. Es ging aber nicht lange, so ließ der Bischof von Regensburg den Teufelsbeschwörer nach Ellwangen kommen. Es entstand ein großer Zulauf dahin. Gaßner rief bei den Kranken, unter denen sich welche aus den höchsten Ständen befanden, Krämpfe hervor und stillte sie durch den bloßen Ausspruch: „Cesset!" Er kommandirte auch im Namen Jesu, daß die Kranken den Verstand sofort verlieren und dann wieder erhalten sollten, und lachte dabei auf die unwürdigste Weise, — ja er rief in ihnen Zorn und wildes Toben hervor und behandelte sie zugleich auf die roheste Weise. Ein aufmerksamer Augenzeuge, dem wir die Erzählung dieser Fälle verdanken, nahm dabei nichts wahr, als daß der Teufelsbeschwörer die Kunst besaß, die Fantasie des Kranken so zu lenken, daß derselbe that, was Jener wollte. Diese Schaustellungen nannte man in Ellwangen die Gaßner'sche Komödie, und es befanden sich stets viele Zuschauer in derselben, der Adel in vorderster Reihe. Gaßner verhörte die Kranken und befragte sie, wie sie zum Teufel gekommen, worüber sie genaue Auskunft gaben; aber seine Befehle an die bösen Geister wurden gar oft nicht befolgt und setzten ihn dem Gelächter der Ungläubigen aus.

Der Lärm dieser traurigen Komödien erfüllte das aufgeklärte Deutschland. Es erschienen eine Masse von Broschüren für und wider den Wunderthäter. Und so konnte es nicht fehlen, daß auch Lavater, der Patriarch der Aufklärungsfeinde jener Zeit, auf den neuen Propheten aufmerksam wurde. Derselbe hatte schon vorher durch den Glauben Anstoß

erregt, den er einer „Prophetin“ ſeiner Heimat ſchenkte, welche im Rufe ſtand, durch Gebete Wunder zu wirken, die er dann aber ſelbſt für eine Schwärmerin erklären mußte. Als nun Gaßner auftrat, war Lavater wieder weit entfernt, deſſen Treiben für Betrug zu halten. Er trat mit ihm, und mit andern Perſonen über ihn, in Korreſpondenz, wobei es unbegreiflich iſt, daß trotz der genannten, von Augenzeugen beobachteten plumpen Betrügereien, Ärzte unſerm Lavater verſichern konnten, ihre Patienten ſeien von Gaßner vollkommen geheilt worden, erklärlicher aber, daß ſich der charakterloſe Zimmermann hierzu hergab. Nachdem Lavater auch dem Theologen Semler, dem geharniſchten Gegner des Teufelsglaubens, die Frage vorgelegt, was von Gaßner zu halten, und die Antwort erlangt, es ſeien entweder pſychologiſche Vorgänge oder Betrug, was er bewirke, reiste er 1778 ſelbſt nach Augsburg, wo ſich der Exorciſt damals befand, und wurde, obſchon er keine ſeiner Kuren mit anſah, von der Kraft desſelben völlig überzeugt. Freilich glaubte er nicht an Gaßner's Lehre, daß alle Übel vom Teufel herrühren; aber es war ihm dasſelbe, den Teufel und die Göttlichkeit der „Schrift“ zu leugnen. Gaßner's Ruf nahm indeſſen ſchon damals ab, namentlich da er ſich ſogar erdreiſtete, Todte auferwecken zu wollen, die aber todt blieben, und mit angeblich beſeſſenen Mädchen unzüchtige Handlungen vornahm. Er ſtarb im Jahre nach dem zuletzt genannten, und war bereits verſchollen und vergeſſen*)! Die Erzbiſchöfe von Prag und Salzburg hatten ſchon 1776 durch beſondere Hirtenbriefe alles Exorciren in ihren Diöceſen verboten.

Eine Teufelsbeſchwörerin war auch die Gattin des ſpaniſchen Generals Marquis de la Croix, geborene von Jarente, Tochter des Marquis von Sénes. In ihrer Jugend höchſt weltlich geſinnt, lebte ſie einige Zeit, von ihrem Manne getrennt, als Geliebte des Vicelegaten Aquaviva in Avignon, welches ſie vollſtändig beherrſchte, kehrte dann zu ihrem Manne zurück, der Vicekönig von Gallicien wurde, und ging als Witwe nach Lyon, wo eine Krankheit ſie plötzlich zu ſo großer Frömmigkeit bekehrte, daß ſie, mit der gewöhnlichen nicht zufrieden, auf den Einfall kam, die Dreieinigkeit enthalte eigentlich vier Perſonen, deren vierte — Melchiſedek ſei. Sie begann dann, Krankheiten durch Teufelaustreibung zu heilen, welche ſie durch Gebet, Handauflegen, Weihwaſſer und Öl zu bewerkſtelligen glaubte. Die ausgetriebenen Teufel meinte ſie in verſchiedenen Geſtalten zu ſehen, wie z. B. denen chineſiſcher Pagoden u. ſ. w., und wollte überdies Erſcheinungen ganzer Geiſterſchaaren, bald in Proceſſionen

*) Die aufgedeckten Gaßneriſchen Wunderkuren. Aus authentiſchen Urkunden beleuchtet und durch Augenzeugen bewieſen. 1775. — Luſtiges Abentheuer eines geiſtlichen Don Quixotte Pater Gaßner's Teufelsbeſchwörer in Ellwangen. Berlin 1776. — Sammlungen von Briefen und Aufſätzen über die Gaßneriſchen und Schröpferiſchen Geiſterbeſchwörungen, herausgegeben von Johann Salomo Semler. 2 Bde. Halle 1776.

von Büßenden, bald in Bällen von Angehörigen verschiedener Jahrhunderte, bald in Feuerwerken gehabt haben! Sie imponirte damit, und vielleicht nicht weniger mit ihrer Schönheit, deren Reste auch das Alter nicht zu tilgen vermochte, sogar ungläubigen Schriftstellern aus dem Kreise der Encyklopädie, welche dann selbst wieder Gespenstererscheinungen hatten! Andere aber merkten ihre schwache Seite, führten sie auf das Eis oder hielten sie zum Besten, indem sie Spukgeschichten veranstalteten und sie zur Beschwörung einluden. Sie scheint in allem Ernste an die Wahrheit ihrer Erscheinungen geglaubt zu haben, denn in allen übrigen Angelegenheiten blieb sie geistreich und war stets liebenswürdig in Gesellschaft und wohlthätig gegen die Armen. Als ein Besessener, den sie beschwor, ihr in voller Gesellschaft alle ihre Sünden vorhielt, antwortete sie mit Thränen bitterer Reue über ihr früheres Leben. Die Revolution hielt sie für ein Werk des Teufels.

Zu ihren Anhängern gehörte der sonderbare Jakob Cazotte, 1720 zu Dijon geboren und bei den Jesuiten erzogen. Er bekleidete ein Amt bei der Marine, dann auf der Insel Martinique, wo er sich ein schönes Vermögen ersparte, dasselbe aber verlor, nachdem er es den Jesuiten zur Aufbewahrung anvertraut hatte. Er lebte hierauf in Paris und stand als Dichter mit den Literatenkreisen in Verbindung. Da er in seiner Novelle „der verliebte Teufel" die Teufelslehre Bodin's (Bd. I. S. 348) benutzt hatte, hielten ihn Wundersüchtige für einen Besitzer geheimer Wissenschaften und brachten ihn in die Gesellschaft der Martinisten, welche ihn vollends zum Mystiker machten. Auf diesen seinen Standpunkt stützt sich denn auch die wunderliche Profezeiung, welche die Sage ihm in den Mund legte, daß er nämlich im Jahre 1788 in einer lustigen Gesellschaft frivoler Herren und Damen mit Sehermiene die Revolution und den blutigen Tod der meisten Anwesenden vorhergesagt habe, und zwar mit allen Spezialitäten, die natürlich erst erzählt wurden, nachdem sie vorbei waren. Die Revolution im Allgemeinen vorherzusehen, war in jenem Jahre keine Kunst mehr. Cazotte selbst, dem Septembermord mit Noth entgangen, wurde am 25. September 1792 guillotinirt!

C. Abenteurer und Geisterseher.

An die Teufelsbeschwörer schließen sich zunächst die zur Abwechselung nicht blos Teufel, sondern allerlei Geister beschwörenden und daneben auch sonst allerlei tolles Zeug treibenden Abenteurer. Wir beginnen die Reihe dieser saubern Patrone mit dem vielgestaltigsten unter ihnen, dem sogenannten Grafen Saint-Germain. Nach den glaubwürdigsten An-

nahmen war derſelbe ein elſäſſer Jude, Namens Simon Wolff. Andere hielten ihn für einen Marquis von Betmar aus Portugal, wieder Andere für einen Jeſuiten Aymar aus Spanien oder für den Sohn des Steuereinnehmers zu San-Germano in Piemont. Er ſprach die bedeutendſten europäiſchen Sprachen mit gleicher Leichtigkeit. Seit dem Jahre 1750 trat er, zuerſt unter dem Namen eines Marquis von Montferrat, auf; in Venedig hieß er Graf Bellamare, in Mailand Chevalier Welldone, in Genua Graf Soltikoff, in Deutſchland Graf Tzarogy (Anagramm aus Ragotzy), zuletzt überall, namentlich in Frankreich, Graf Saint-Germain. Völlig enträthſelt iſt er niemals worden, ſelbſt nicht von ſo ſcharfblickenden Beobachtern wie Friedrich der Große. Er erlangte ſich Zutritt an allen Höfen und miſchte ſich ſogar in die diplomatiſchen Angelegenheiten, ſo z. B. arbeitete er am franzöſiſchen Hofe unter Ludwig XV. der Allianz mit Öſterreich entgegen und ließ ſich von ſeinem Gönner, dem Kriegsminiſter Graf Belleisle, dem Gegner Choiſeul's, nach den Niederlanden ſenden, um einen Frieden zu unterhandeln. Der dortige, hiermit umgangene franzöſiſche Geſandte, der Schweizer Affry, bewirkte jedoch, daß Choiſeul die Auslieferung des Abenteurers verlangte, der jedoch ſchnell nach England floh. Während der Revolution, welche Peter III. ſtürzte und Katharina II. emporhob, war er in Petersburg und ſoll ſich an jenem Ereigniſſe betheiligt haben. In den ſiebenziger Jahren hielt er ſich als Rathgeber verſchiedener Fürſten in Deutſchland auf und ſtarb 1780 bei dem Landgrafen Karl von Heſſen in Eckernförde. Eigentlichen Schaden hat Saint-Germain, wenigſtens ſcheinbar, nie geſtiftet. Er liebte es beſonders, glauben zu machen, daß er mehrere hundert Jahre alt ſei und vermöge eines Elixires niemals älter zu werden ſcheine als ungefähr 50 bis 60 Jahre. Doch ſtellte er keine beſtimmten Behauptungen über ſein Alter auf, ſondern erzählte blos, er habe in dieſen und jenen vergangenen Zeiten mit dieſem und jenem berühmten Manne geſprochen, z. B. mit Karl V. oder Franz I., und ſchilderte dann jene Zeit ſo treu, als hätte er wirklich darin gelebt. Er lebte ſehr mäßig, und ſein Rath, den er hochſtehenden Perſonen ertheilte, betraf nicht gerade Goldmacherei im ältern Sinne, ſondern verſchiedene induſtrielle Recepte und Projekte. Junge Fürſten, wie z. B. den Markgrafen von Ansbach, behandelte er ziemlich wegwerfend.

Der nächſte, aber weit gefährlichere Geiſtesverwandte Saint-Germain's war der mit gleicher Anmaßung den Grafentitel führende Caglioſtro. Derſelbe hieß von Hauſe aus Giuſeppe Balſamo, war 1743 zu Palermo geboren, wahrſcheinlich von jüdiſcher Abſtammung und Sohn eines bankerotten Bandhändlers und nahm den Namen Caglioſtro von dem Gatten ſeiner Pathin an. Er wurde in einem Kloſter erzogen, gewann dort Geſchmack an Chemie und Medicin, mußte aber wegen boshafter Streiche fliehen. Er übte ſich hierauf ſowol im Zeichnen, nicht zu künſtleriſchen, ſondern zu Zwecken der Fälſchung, als auch im Raufen und

Fechten, gab sich mit Schatzgraben und Kuppeln ab, schwindelte den Leuten Geld ab und machte falsche Testamente. Dann begab er sich auf Reisen und besuchte zuerst von Messina aus den Orient. Hier scheint er sich seine später den Leuten vorgelogene romantische Lebensgeschichte zusammengestoppelt zu haben, nach welcher er in Mekka und Medina erzogen und in Ägypten in geheimen Wissenschaften ausgebildet worden sein wollte. Für seinen Stammvater gab er Karl Martell aus (sein mütterlicher Urgroßvater hieß nämlich Martello). Nach seiner Rückkehr wußte er sich in Malta als Alchemist bei dem Großmeister einzuschmeicheln und erhielt von ihm Empfehlungen nach Rom und Neapel. An einem dieser Orte heiratete er 1770 ein armes aber schönes Dienstmädchen, machte falsche Wechsel, floh und gelangte über Bergamo, wo er sich für einen preußischen Obersten ausgab, aber ein noch schlauerer Betrüger ihn bestahl, nach London. Dort lebte er — von den Reizen seiner Frau und wurde öfter wegen Gaunereien verhaftet, bis er, wegen Verführung einer reichen Tochter, fliehen mußte. Hierauf hielt er sich als Quacksalber in Paris, in den Niederlanden und in Deutschland auf, besuchte Palermo, wo er wegen seiner alten Streiche verhaftet, aber von einem durch seine Frau gewonnenen Prinzen mit Gewalt befreit wurde, bereiste in — preußischer Uniform Spanien, wo er Schönheitswasser, sowie Seide und Gold machte und Kabbala trieb, ließ sich dann in London als Freimaurer aufnehmen und hielt von nun an in verschiedenen Ländern seine berüchtigten „ägyptischen Logen" ab, in denen er als „Groß-Kosthа" den bestehenden zahlreichen Systemen ein neues noch schwindelhafteres an die Seite setzte, das er in den Pyramiden Ägyptens erlernt haben wollte. Unbegreiflicher Weise blendete er alle Welt, worin ihn freilich seine gewandte Menschenkenntniß unterstützte. Er wußte genau, wie er sich zu benehmen hatte, und während er in Paris den Bonvivant spielte und alle Frivolitäten mitmachte, trat er in den ernsteren Kreisen Deutschlands als Sittenprediger auf. Materialisten beschäftigte er ebenso eifrig mit der Verwandlung der Metalle, als Idealisten mit der Geisterwelt. Obschon sein gesellschaftliches Benehmen ungeschliffen war, was die Gutmütigen seinen orientalischen Reisen zuschrieben, verehrte, ja vergötterte man ihn, trug sein Bild auf Fächern, Ringen und Medaillons, errichtete ihm Büsten, und viele Freimaurer anerkannten ihn als ihren Obern. Den Männerlogen gesellte er auch Frauenlogen (sogenannte Adoptionslogen) bei, in welchen seine Frau den Vorsitz führte. Er gab nun sogar vor, 150 Jahre alt und der Sohn eines Engels zu sein und den Engeln gebieten zu können, sowie den Stein der Weisen zu besitzen, über dessen Erlangung er die unverschämtesten Märchen auftischte. Nach einem derselben sollte zu dem angegebenen Zwecke ein Gebäude errichtet werden, in welchem 13 „Altmeister" mittels Gebet und allerlei Experimenten die Unsterblichkeit erlangen könnten. Ein solches Gebäude ließ er in der That auf einer Anhöhe bei Basel errichten. In seinen Logen be-

nutzte er ein herbeigeholtes Kind, das er natürlich vorher unterrichtet hatte, zu Visionen von Engeln u. dergl. Das sogenannte magisch-philosophische System, welches er lehrte, war eine Zusammensetzung unsinniger Phrasen, von denen man nicht begreift, wie sie im Zeitalter der „Aufklärung" imponiren konnten. Moses, Elias und Christus waren nach demselben die drei Hauptvorsteher des Erdballs, von dem sie sich nach höheren Regionen hinaufgeschwungen; sie schufen nun selbst neue Welten und theilten diese Fähigkeit auch ihren „treuen Schülern" mit. Ihre nächsten Untergeordneten waren die unbekannten Oberen der Freimaurer, zu denen Cagliostro selbst gehören wollte, und welche stufenweise die Fähigkeit haben sollten, durch eine geheime Arznei Methusalem's Alter zu erreichen, Gold zu machen, mit Geistern zu verkehren und endlich gleich den Hauptvorstehern in den Himmel zu fahren. Auch sollten die Wunder der heiligen Schrift immer noch bewirkt werden können. So pflanzte und beförderte der Gaukler überall die Neigung zur Mystik und zum Aberglauben. Er trug zugleich Verehrung der Juden und der — Jesuiten zur Schau und seine geheimnißvolle Chiffre war I. H. S. (das Jesuitenzeichen!). Allein die Tage seines Ruhmes waren gezählt! — In Berlin verrechnete er sich bereits, indem er vorgab, die Siege Friedrich's seien einer Gesellschaft von Magiern in Ägypten, an deren Spitze Alexander der Große stehe, zu verdanken. Man lachte ihn aus. Auch in Petersburg stieß er auf viele Ungläubige, und in Paris wurde er in die berüchtigte „Halsbandgeschichte" (s. Brockhaus, Conversf.-Lex., Art. Lamothe) verwickelt, welche, nebst Cagliostro's Schwindeleien, in Goethe's „Groß-Kophta" dramatisch bearbeitet ist. Den dabei in starkem Maße betheiligten Kardinal Rohan lud er 1785 ein, bei ihm mit Heinrich IV., Voltaire und Rousseau zu speisen, und mußte einige Zeit in der Bastille zubringen. Ungeachtet der nach seiner Entlassung von seinen Anhängern ihm gefeierten prachtvollen Feste 1786 aus Frankreich verbannt, erließ er aus England ein Schreiben an die Franzosen, in welchem er Zerstörung der Bastille und Aufhebung der Lettres de cachet „profezeite." In Deutschland entlarvte ihn die Schriftstellerin Elisa von der Recke durch ihren Bericht über seinen Aufenthalt acht Jahre vorher in Mitau*) —, indem sie ihn zugleich als Emissär der Jesuiten anklagte, und nun fand er seines Bleibens nirgends mehr. Umsonst verbreitete er einen neuen Roman über sein Leben**). — Alle Regierungen vertrieben ihn, und als er nun nach Rom kam, bemächtigte sich 1789 die Inquisition seiner und verurtheilte ihn, nicht als Betrüger,

*) Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalte in Mitau im Jahre 1779, und von dessen dortigen magischen Operationen. Von Charlotte Elisabeth Konstantia von der Recke, geb. Gräfin v. Medem. Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai 1787.

**) Confessions du Comte de C.... avec l'histoire de ses voyages. Au Caire 1787.

ſondern als Freimaurer zum Tode, worauf jedoch Papſt Pius VI. ihn zu lebenslänglichem Kerker begnadigte, in welchem er 1795 ſtarb. Seine Frau war in ein Kloſter geſteckt worden. Im Gegenſatze zu dem großen und ſtattlichen Saint-Germain war er klein und ſchielte. Intereſſant iſt Goethe's Beſuch bei der von dem Abenteurer ſchmählich verlaſſenen Familie desſelben in Palermo während ſeiner italieniſchen Reiſe (1787), auf welche wir verweiſen.

Neben den vagirenden und betrügeriſchen Geiſterſehern gab es indeſſen auch ſeßhafte und Solche, welche, wie wenigſtens mit Wahrſcheinlichkeit anzunehmen iſt, Niemanden wiſſentlich betrogen, ſondern von ihrer eigenen Fantaſie betrogen waren und in der bürgerlichen Geſellſchaft eine angeſehene Stellung einnahmen. Den erſten Geiſterſeher dieſer Art im achtzehnten Jahrhundert lernen wir in dem engliſchen Geiſtlichen John Beaumont kennen, welcher 1705 eine Schrift über Geiſter, Erſcheinungen und Hexenweſen herausgab. Er behauptete, mit der in Schottland angeblich vorkommenden Gabe des „zweiten Geſichtes" ausgerüſtet zu ſein, Geiſter zu ſehen, aber nicht mit körperlichen Leibern, die aber mit ihm ſprachen, vor ihm ſangen und läuteten, und ihn ſogar ſchlugen und ſich zu ihm in's Bett legten.

Mehr Aufſehen als dieſer harmloſe hypochondriſche Viſionär erregte gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in ganz Europa der Geiſterſeher Emanuel von Swedenborg, geb. 1688 zu Stockholm, geſtorben 1773 zu London. Dieſer Mann, welchen Kant den Erzgeiſterſeher unter allen Geiſterſehern, den Erzfantaſten unter allen Fantaſten nennt, über den der größte Theil ſeines Buches „Träume eines Geiſterſehers" handelt und von welchem er beſorgt, daß ein künftiger Philoſtratos aus ihm einen neuen Apollonios von Thana ſchmieden könnte, — lebte, ſeitdem er 1747 ſeine Bergämter zu Upſala aufgegeben, zu Stockholm ohne Amt noch Beruf, aus ſeinem beträchtlichen Vermögen, und widmete ſich ausſchließlich der Geiſterſeherei und der Schriftſtellerei über dieſelbe. Er ſcheint von ſeinen eingebildeten Wahrnehmungen vollkommen überredet geweſen zu ſein, und man konnte ihm keinen Betrug nachweiſen. Dagegen wurde er der Mittelpunkt eines völligen Sagenkreiſes. Sein Hauptwerk, in welchem Kant auch nicht einen Tropfen Vernunft findet, zählt acht Quartbände, iſt betitelt: Arcana coelestia und in plattem Stile geſchrieben. Es beſteht aus Berichten über ſeine Erſcheinungen und aus verrückten, an die Bibel geknüpften Betrachtungen darüber, oder wie Kant ſagt, aus Wahnſinn und Wahnwitz. Erſtere, die Erſcheinungen, theilt Swedenborg in drei Arten: die Befreiung vom Körper, ein Zuſtand zwiſchen Schlafen und Wachen, in welchem er Geiſter ſah, hörte und ſogar fühlte, was ihm aber nur drei- oder viermal begegnete, — die Wegführung durch den Geiſt in andere Gegenden, die er deutlich wahrnahm, ohne doch, da er zu gleicher Zeit an ſeinem Wohnorte wandelte, ſich zu verirren, was zwei- oder drei-

mal vorkam, und endlich die gewöhnlichen Erscheinungen, die er täglich im wachenden Zustande hatte. Er lehrte, daß alle Menschen in inniger Verbindung mit der Geisterwelt ständen ohne es zu empfinden, während dagegen sein, Swedenborg's, Innerstes „aufgethan" sei. Der Mensch habe ein inneres und ein äußeres Gedächtniß, dieses für die sichtbare Welt, jenes für die Geisterwelt, indem darin alle Vorstellungen, die der Mensch je hatte, bis nach dem Tode aufbewahrt werden. Die Geister nun haben keine Empfindung von der körperlichen Welt, sondern verkehren blos mit dem innern Menschen und bilden mit der Seele der Menschen eine Gemeinschaft. Nach dem Tode verändern die Seelen ihre Stellen nicht, können aber einander die Erscheinung menschlicher Gestalt geben. Swedenborg behauptete, durch seinen innern Sinn nicht nur mit abgeschiedenen Menschenseelen, sondern auch mit Bewohnern anderer Welten reden zu können. Wir wollen es unterlassen, diesen Unsinn weiter zu spinnen, und verweisen bezüglich des Restes auf Kant. Die hervorragendsten Erscheinungen des Sehers, von welchem wir sprechen, haben ihre ganze Begründung blos im Gerüchte und entbehren jeder Spur eines Beweises. Wir erwähnen ihrer drei. Die erste hatte zur Veranlassung die Verlegenheit der Witwe eines holländischen Gesandten in Schweden, welche von einem Goldschmiede wegen eines Silberservices belangt wurde, aber im Glauben stand, dasselbe sei von ihrem Manne bezahlt worden. Swedenborg, um seinen Rath angegangen, benachrichtigte die Dame nach einigen Tagen, daß in einem verborgenen Fache die Quittung für die streitige Schuld liege. Man suchte und — fand! Die zweite Erscheinung ist die allgemein bekannte, welche Swedenborg 1759 bei seiner Rückkehr aus England in Götaborg hatte, indem er dort im Geiste eine in Stockholm ausgebrochene Feuersbrunst wahrgenommen haben soll. Völlig dunkel aber ist die dritte, in das Jahr 1761 fallende Erzählung, daß eine Königin von Schweden unsern Seher mit Aufträgen an ihren verstorbenen Bruder beehrt habe und durch seinen Bericht, dessen Inhalt er von Niemandem konnte erfahren haben, über den wir aber nichts vernehmen, im höchsten Grade überrascht worden sei. Mit diesen Märchen, wie sie Kant qualificirt, verlassen wir den Propheten des Geisterreichs, dessen Lehre von einer nach ihm benannten Sekte in England stets noch fortgepflanzt wird.

War Swedenborg der seßhafte Geisterseher der vornehmen Welt, die allein im Stande war, sein sieben Pfund Sterling kostendes verrücktes Buch zu kaufen, so folgte ihm als Geisterseher des Volkes der Deutsche Jung-Stilling. Johann Heinrich Jung, bekannter unter seinem Schriftstellernamen Stilling, wurde 1740 im Nassauischen geboren, war erst Schneider, studirte dann aber zu Straßburg Medicin, lebte als Arzt und Professor, namentlich als geschickter Augenoperateur, zu Elberfeld, Heidelberg, Kaiserslautern, Marburg und starb 1817 als Geheimer Hofrath zu Karlsruhe. Für die Spezialitäten seines Lebens

verweisen wir auf seine romanhaft und populär zugleich bearbeitete Selbstbiographie, welche seit 1777 in sechs zierlichen Bändchen erschien, deren erstes die Jugend, das zweite die Jünglingsjahre, das dritte die Wanderschaft, das vierte sein häusliches Leben (1789), das fünfte seine „Lehrjahre" (1804), das sechste (1817) sein Alter enthält. — Auch er war, gleich Lavater, ein Freund Goethe's, obschon seine mystisch-fromme Richtung, die ihn namentlich auch mit den Herrnhutern in Berührung brachte, zu dieses Dichters Weltlust schlecht paßte. Sein Leben und Tod war ein Kultus zu Gunsten Jesu, vor welchem, wie bei allen christlichen Mystikern, Gott bescheiden zurücktreten und froh sein mußte, besser wegzukommen als Uranos und Kronos bei den alten Griechen. Sein Schwiegersohn, der rationalistische und dennoch ihm innig befreundete Kirchenrath Schwarz in Heidelberg, sagte von ihm, er wäre für seinen Welterlöser jeden Augenblick freudig in den Tod gegangen, und findet, Jung wäre geeignet gewesen, Sektenstifter zu werden, was ihm allerdings Schwärmer oft zugemutet, er aber beharrlich abgelehnt habe, wie er auch diese Leute in seinem Roman „Theobald oder die Schwärmer" bekämpft hat und der „Kirche" treu geblieben ist. Intolerant war er nicht und schloß keine Konfession, selbst die Juden nicht, von der Seligkeit aus, welche doch fromme Leute sonst gerne gepachtet zu haben glauben. Dagegen bekämpfte er mit „heiligem Ernste" unchristliche Ansichten. Sein Familienleben war musterhaft, wie das Lavater's, ohne Mißton, heiter und fromm zugleich. Er war zweimal verheiratet; seine erste Frau war das Opfer ihrer Thätigkeit in einer bedrängten Lebensperiode; die zweite verhalf ihm zu besseren Verhältnissen. Beide, wie er selbst, fanden ihre höchste Freude im Wohlthun.

Indem wir uns nun zur Schattenseite seines Wirkens wenden, welche die erwähnte Lichtseite im Gedächtnisse der Nachwelt beinahe überwuchert hat, finden wir dieselbe vertreten in seinem Buche: Theorie der Geisterkunde, in einer natur-, vernunft- und bibelmäßigen Beantwortung der Frage: was von Ahnungen, Gesichten und Geistererscheinungen geglaubt und nicht geglaubt werden müsse. (Nürnberg 1808.) Dem Titel gegenüber ist das Bildniß der sogenannten „weißen Frau", Gräfin Agnes von Orlamünde, eingeheftet, und das Buch dem Großherzog Karl Friedrich von Baden, dem „Patriarchen der Fürsten und Christus-Verehrer auf dem Throne" gewidmet. Es beginnt mit der Frage: Kann die menschliche Einbildungskraft etwas erdichten oder erschaffen, zu dem sie keinen Stoff, keine Materie hat? „Jeder vernünftige, redliche Denker," sagt Stilling, „wird antworten: nein!" Daraus folgert er denn „unwidersprechlich", daß der Mensch niemals etwas von einer unsichtbaren Geisterwelt geahnt hätte, wäre dieselbe ihm nicht geoffenbart worden. Denn die Thiere hätten keine Geistererscheinungen, weil ihnen keine Geisterwelt geoffenbart worden! Frage man nun aber, wo sich eine solche Offenbarung finde, so antwortet

der ächte Israelit sowol, als der gläubige Christ: „In der Bibel.“ So bewegt sich der Verfasser in einem Zirkelschluß: Weil die Menschen an eine Offenbarung glauben, so gibt es eine solche, und weil es eine solche gibt, muß man dran glauben. Noch jedes Volk, seit Anfang der Geschichte, sagt Jung, habe an Ahnungen, Gesichte und Geistererscheinungen geglaubt und Christus habe diesen Glauben nicht bekämpft, vielmehr selbst getheilt. Es ist natürlich, daß mit einer solchen Lehre das Kopernikanische Weltsystem, welches die Erde zu einem untergeordneten Weltkörper erniedrigt und daher die Erlösung durch Christus zum Unsinn stempelt, unverträglich ist; Stilling geräth daher auf die geistreiche Unterscheidung: dieses neue Weltsystem gelte nur für unsere sinnliche und trügerische Anschauung; für die übersinnliche, die Geisterwelt sei blos das alte, ptolemäisch-biblische Weltsystem richtig. Und auf diese anticipirte Knakerei gründet sich nun Stilling's sogenannte Geisterkunde. Weil die Bibel lehre, daß es gute und böse Engel und Geister gebe und selbe auf uns einwirken, habe weder die Vernunft noch die Natur etwas dagegen einzuwenden (!?), vielmehr finde der aufmerksame Beobachter zu Zeiten unläugbare (?) Spuren solcher Einwirkungen! Vernunft und Natur seien nicht auf die Geisterwelt angewiesen; Geistererscheinungen u. s. w. seien Ausnahmen von der Regel und sie zu suchen schwere Sünde. Stilling erwähnt dann des zuletzt erwähnten Mittels zur Erkenntniß der Geisterwelt, des thierischen Magnetismus und Somnambulismus, welche Erscheinungen in ihm einen unbedingten Gläubigen finden, und gibt dann seine Seelentheorie zum Besten. Dieselbe behauptet, jeder Naturforscher wisse (?), daß „ein gewisses höchst feines und höchst wirksames Wesen die ganze Schöpfung, soweit wir sie erkennen, erfülle.“ Stilling will dieses „Wesen“: feine Himmelsluft (!) oder mit einem Worte „Äther“ nennen. Es sei Newton's Sensorium Dei, Euler's Quelle des Lichts u. s. w. Licht, Schall, Elektrizität, Galvanismus, vielleicht auch die magnetische Kraft des Eisens, seien „höchst wahrscheinlich“ nur verschiedene Erscheinungen dieses einen „Wesens,“ und dasselbe sei der „Übergang aus der Sinnen- in die Geisterwelt und der Mittler zwischen beiden.“ Ferner: Alle Ärzte und Naturforscher stimmen darin überein (?): daß im Gehirne und in den Nerven des Menschen ein „feines Wesen“ oder Kraft sei, von welcher alle Bewegungen, das Leben und die Empfindung, folglich auch die Wirkungen aller fünf Sinne, herrühren; dieses Wesen werde „Kraft“, „Nervensaft“ (?) oder „Lebensgeist“ (?) genannt. Nun beweise der thierische Magnetismus, daß diese Grundkraft in Gehirn und Nerven nichts Anderes als der oben erwähnte Äther sei. Der Mensch zerfällt daher nach Stilling in drei Theile: den Körper, jenes Lichtwesen, das „Seele“ genannt werden kann, und den „nach dem Bilde Gottes erschaffenen“ Geist. Seele und Geist zusammen bilden die „Menschenseele“ und diese wird durch den thierischen Magnetismus so weit gebracht, daß sie nicht nur überhaupt

ohne Beihülfe des Körpers ſehen, ſondern ſelbſt noch weit klarer ſehen kann, als in ihrem „Fleiſchkerker“. Der Somnambulismus iſt alſo nach Stilling der vollkommenſte Zuſtand des menſchlichen Lebens; denn die mit ihm Beglückten leſen in den Seelen Anderer! Ja, es wird behauptet, man könne durch „lange Übungen im Wandel vor Gott in Entzückungen und in den Zuſtand des magnetiſchen Schlafes“ gelangen, und in demſelben können „ſehr weit geförderte fromme Seelen auch mit guten Geiſtern oder gar Engeln in Rapport kommen,“ was „die Erfahrung lehre (?!),“ ja ſogar „mit Gott und Chriſto Umgang haben (!!), obſchon dies bloße Täuſchung der Einbildungskraft ſei.“ Stilling führt an, daß ein frommes Frauenzimmer in ihren Entzückungen mit Engeln umgeben war und dieſe ſingen ließ; der Geſang ſei aber ein „gemeiner Gaſſenhauer“ geweſen! — — Es könne auch vorkommen, fährt er fort, daß ſich ein Menſch bei lebendigem Leibe an einem entfernten Orte zeigen könne, indem ſich ſeine Seele auf einige Zeit vom Körper entbinde und frei wirke. Sichtbar aber mache ſie ſich, indem ſie „aus dem Dunſtkreis Materie an ſich ziehe, daraus einen Körper bilde, der dem ihrigen ähnlich ſei, und ſich dann mit Dem, dem ſie erſcheinen wolle, in Rapport ſetze. So können ſich Menſchen ſogar ſelbſt erſcheinen (Doppelgänger). Auf dieſe Weiſe gehe es denn auch zu, wenn ein Verſtorbener erſcheine. Stilling weiß ganz genau, daß die Geiſterwelt an dem nämlichen Orte ſei, wo die Körper- und Sinnenwelt; die abgeſchiedenen Seelen kommen nämlich zunächſt in den „Scheol“ oder „Hades“, und dieſer befinde ſich in unſerer Atmoſphäre, gehe in den Erdkörper hinab, **bis — da, wo die Hölle anfange**, und ſteige ebenſo hinauf, **bis da, wo im reinen Äther der Aufenthalt der Seligen beginne!!!** Wir denken, dieſe Probe von Unſinn werde genügen, und fügen der Vollſtändigkeit wegen nur noch bei, daß Stilling auf ähnliche Art auch noch andere myſtiſche Vorgänge erklärt, die Ahnungen als Offenbarungen eines „Schutzengels“, an deren wirkliche Exiſtenz Stilling feſt glaubt, das geiſterhafte Erblicken von Leichenzügen vor dem Tode des Betreffenden als Mittheilung von den dazu im Geiſterreiche getroffenen Anſtalten an Leute, die mit der krankhaften Gabe hiefür ausgeſtattet ſeien, ſogar die Hexerei (!!) als wirklichen Umgang mit böſen Geiſtern (!!), der zwar an ſich den Menſchen keinen Schaden bringe, aber doch dem Satan, an welchen Stilling glaubt, zuzuſchreiben ſei u. ſ. w. Den Reſt des mitleiderregenden Buches bilden Erzählungen von Geiſtererſcheinungen. Als dasſelbe 1808 durch die Regierung von Baſel verboten und durch den König von Württemberg konfiszirt wurde, ſchrieb Stilling als Nachtrag die „Apologie“ ſeiner Theorie der Geiſterkunde, in welcher er ſeine Anſichten vertheidigte.

Die das achtzehnte Jahrhundert wie ein rother Faden durchziehende Luſt am Geheimnißvollen und Wunderbaren begnügte ſich nicht mit einzelnen Geiſterſehern, ſondern erfand auch Geiſtergeſchichten, welche un-

willkürlich ſogar von Mehreren zugleich erlebt worden ſein ſollten, oder wenigſtens Fortſetzungen ſolcher, welche ſchon in früheren Zeiten geſpukt hatten. Am Hofe des Kurfürſten Johann Philipp von Trier, zu Ehrenbreitſtein (1756 — 1768) ſah ein wachhaltender Soldat an mehreren Abenden ſpät hinter dem leſend in ſeinem Zimmer auf- und abgehenden Kurfürſten einen Mann in grauem Rocke herſchleichen und ihm Schnippchen ſchlagen. Als er ihn faſſen wollte, derſelbe aber plötzlich verſchwand, beruhigte ihn der Kurfürſt, es ſei ein alter Bekannter. An demſelben Hofe ſah ein anderer Gardiſt einen längſt verſtorbenen Kurfürſten mit Gefolge durch die Gänge ſchweben und in einer Kirche einer geiſterhaften Krönung beiwohnen. Als man im Herbſt 1767 die Winterwohnung des Kurfürſten in Stand ſetzte, erſchien dem Tapezierer ein Herr in rothdamaſtenem Schlafrocke und ſagte: Der, für den man die Zimmer bereite, werde ſie nicht beziehen. Bald darauf wurde der Kurfürſt krank und ſtarb. In der Silberkammer des Schloſſes ſah man oft geiſterhafte Verſammlungen u. ſ. w.

Da ſowol die künſtlichen Geiſtererſcheinungen, als die Erzählungen von angeblich wirklich vorgefallenen Anklang fanden, ſah man ſich veranlaßt, der Abwechslung wegen auch lebende, aber abweſende und weit entfernte Perſonen den Augen ihrer Angehörigen vorzuführen. In den erſten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts ließ ſich in Edinburg ein Unbekannter nieder, der ſich als Nekromant ausgab, vorzüglich aber den Leuten zeigte, was ihre abweſenden Verwandten trieben, ſie auch dadurch in Erſtaunen ſetzte, daß er ſofort ihre Namen und ſogar ihre Geheimniſſe kannte. Er führte die Neugierigen in ſeine abgelegene Wohnung, aus welcher ihnen bisweilen ein durchdringendes Licht entgegenleuchtete, aber auf ſeinen Befehl ſofort wieder verſchwand. Dort angekommen, kleidete er ſich um und erſchien nun in knappem ſchwarzem Kleide, die Arme und Unterſchenkel entblößt, die Füße in Sandalen. Er öffnete dann ein Kabinet, in welchem über einem Altar mit blauer Flamme darauf ein Spiegel hing. Nachdem er an allen vier Wänden brennende Kerzen aufgeſtellt, allerlei Formeln und Gebete hergeſagt und Pulver in die blaue Flamme geworfen, die nun roth wurde, verbreitete ſich ein Rauch oder Nebel über den Spiegel und ließ dann Scenen mit lebend ſcheinenden Perſonen ſehen, in welchen der Beſucher ſeine Angehörigen in für ihn überraſchenden Lagen erblickte. Dabei affektirte der Magier auf ſo täuſchende Weiſe Schrecken und Angſt vor den angeblichen Geiſtern, welche dies bewirkten, daß man von der Einwirkung übernatürlicher Mächte überzeugt ſein mußte. Geſprochen durfte während der Operation nicht werden; entfuhr den Neugierigen ein Ausruf der Verwunderung, ſo hörte die Erſcheinung auf und der Zauberer verließ ſchnell mit dem Beſucher das Gemach aus Furcht vor der Rache der Geiſter. —

Der im achtzehnten Jahrhundert noch ſpukende Glaube an Teufelsbeſchwörungen, Geiſterſeherei, Zauberei und andern Blödſinn war noch

ein unblutiger Reſt des während der Zeit der Hexenproceſſe grauſam wüthenden Teufelswahnes, und er beherrſchte die Gemüter der Menſchen und ſogar der Gebildeten in ſolcher Weiſe, daß er eine zahlreiche Literatur in's Leben rief, welche ſowol über den angedeuteten Aberglauben ſelbſt, als über die Mittel, ihn zu bekämpfen und zu zerſtören, Rechenſchaft und Aufſchluß ertheilte.

In die Zeit der Hexenproceſſe ſelbſt, wenn auch in die ihres allmäligen Verſchwindens, fällt noch Dr. Eberhard David Hauber's, Schaumburg-Lippe'ſchen Superintendenten, Bibliotheca, acta et scripta magica oder Gründliche Nachrichten und Urtheile von ſolchen Büchern und Handlungen, welche die Macht des Teufels in leiblichen Dingen betreffen (in drei Bänden, Lemgo 1739—45). Das Werk, in wenig umfangreichen „Stücken" (wie man damals die Lieferungen nannte) erſchienen und nach Art der Zeitſchriften eingerichtet, iſt der „Offenbarung der Wahrheit und der Vertilgung des Aberglaubens" gewidmet; es beginnt mit den Aktenſtücken über die Hexenproceſſe, worunter die dieſelben betreffenden päpſtlichen Bullen, Recenſionen des Hexenhammers und der Schriften für und wider Hexerei, und fährt mit Erzählungen von Geiſter- und Geſpenſtergeſchichten aus früherer und damaliger Zeit und angeblicher aus dem Himmel gekommener Briefe und ſogenannter Profezeiungen fort, welche gründlich kritiſirt und welchen die Kunſtſtücke der chineſiſchen und indiſchen Taſchenſpieler, wie auch umherziehender einheimiſcher, gegenübergeſtellt werden, und bringt die Keulenſchläge eines Thomaſius und anderer Lichtfreunde gegen den Aberglauben.

Eine Fortſetzung zu obigem Werke bilden Elias Kaſpar Reichard's, Profeſſors in Magdeburg, „vermiſchte Beiträge zur Beförderung einer nähern Einſicht in das geſammte Geiſterreich, — zur Verminderung und Tilgung des Unglaubens und Aberglaubens," in zwei Bänden (Helmſtedt 1781 und 1788). Der Inhalt iſt ebenfalls ohne Ordnung zuſammengetragen, aber gleichförmiger als in dem vorigen Werke; die bereits außer Gebrauch gekommenen Hexenproceſſe werden wenig mehr berückſichtigt, deſto mehr aber die jetzt noch in beinahe allen nicht durchweg höher gebildeten Familien im Schwange gehenden Erſcheinungen, Ahnungen, Viſionen und dergleichen tolles Zeug.

Schon vor dieſer Fortſetzung, 1777—86, erſchien zu Frankfurt und Leipzig und zu Stuttgart, in drei Bänden, von Ernſt Urban Keller, Superintendenten zu Wildbad: Das Grab des Aberglaubens; welches nun, in geordneter Reihenfolge, von den Urſachen der Naturerſcheinungen, Verwünſchungen, Träumen, Wahrſagerei im Kaffeeſatz, Ahnungen, Kometen, Irrwiſchen, Bleigießen, den Zahlen zwölf und dreizehn, der Todtenuhr, der Todtenbeſchwörung, den Wehrwölfen, Geſpenſtern, Wünſchelruthen, vom Teufel, Blut- und Schwefelregen, Unſichtbarmachen, Kartenſchlagen und Punktiren, von der weißen Frau und

vielem andern Aberglauben handelt. Die Haltung des Buches ist weit entschiedener als die der vorigen. Voran steht die Definition: Der Aberglaube schreibt einer Sache eine Wirkung zu, die sie niemals hat, und es folgt der energische Aufruf: Jedermann arbeite an der Bahre des Aberglaubens.

Noch im Jahre 1777 folgte (in Leipzig) das Buch von Justus Christian Hennings, Hofrath und Professor in Jena: Von den Ahndungen und Visionen. Die Anordnung ist streng systematisch und philosophisch, die Haltung ernst und streng gegen den Aberglauben. Ein zweiter Theil (1783) enthält merkwürdiger Weise eine Art Psychologie der Thiere und Untersuchungen über Ahnungen derselben. Von dem nämlichen Verfasser erschienen 1781 in Altenburg die „Visionen neuerer und neuester Zeit, philosophisch in ein Licht gestellt“ und 1784 in Weimar das Buch „von den Träumen und Nachtwandlern,“ welche Erscheinungen durchweg natürlich erklärt werden. Gewissermaßen eine Zusammenfassung des gesammten Gebietes der Dunkelheit liefert Fischer's „Buch vom Aberglauben“ (Leipzig 1791—94), das zwar kräftig gegen diese Pest loszieht, aber noch — an den Teufel glaubt und auch in Papier, Bildern u. s. w. ganz das Ansehen eines abergläubischen Volksbuches hat. In unserm Jahrhundert folgten Münter's „Merkwürdige Visionen und Erscheinungen nach dem Tode, zur Verminderung des Aberglaubens ꝛc.“ (3 Bde. Hannover 1805—11). Nach dem Erscheinen von Stilling's Theorie der Geisterkunde (oben S. 164) kamen endlich noch dazu: Geister und Gespenster, in einer Reihe von Erzählungen (sämmtlich natürlich erklärt), als nothwendiger Beitrag zu Stilling's Theorie (Basel 1810).

Zum Schlusse der Geschichte der Abenteurer des achtzehnten Jahrhunderts müssen wir noch eines Solchen erwähnen, der insofern eine Ausnahme machte, als er zu seinen Zwecken keineswegs vorzugsweise des Aberglaubens und der Früchte desselben zu bedürfen glaubte, sondern es vorzog und wagte, frischweg nur als Lebemann und Verfolger chevaleresker Liebhabereien aufzutreten und die Thoren seiner Zeit zu blenden. Dieser merkwürdige Mann hätte es vielleicht nicht so weit gebracht, als dies wirklich der Fall war, wenn er nicht durch seine Geburt einem Staate angehört hätte, welcher vermöge seiner originellen Lage und Verfassung als ein Eldorado des Geheimnißvollen und Schauerlichen galt. Venedig mit seinen düstern Kanälen, hohen steinernen Palästen, schwarzen Gondeln, verschleierten Donnen, mit seinen edeln Geschlechtern, dem imposanten Senate, den beweihräucherten und doch ohnmächtigen Dogen, dem Buccentauro, der Seufzerbrücke, den Bleidächern, den geheimen Verhaftungen und Exekutionen, war für jeden Romantiker ein Inbegriff aller Gestalten und Situationen, wie er sie sich mit Vorliebe dachte und unter denen er leben und schwärmen zu können wünschte. Hier, in diesen Umgebungen des Schauers und der Abenteuer lebte die aus Spanien stammende Familie

Casanova, deren Haupt, Cajetan Josef Jakob, den Reizen einer Schauspielerin, der Tochter eines Schusters, folgend, selbst die Bretter betrat, welche die Welt bedeuten, und später mit ihr in London weilte; nach seinem Tode trat sie noch in Petersburg, Warschau und Dresden auf. Dieser Ehe entsprangen unter Anderen drei Söhne. Der Älteste unter ihnen, der, welchen wir oben andeuteten, Jakob, war 1724 in Venedig geboren, studirte in Padua die Rechte und war schon mit 16 Jahren Doktor derselben. Dann wurde er Geistlicher und erhielt als Abbate die niederen Weihen, dann Soldat, Violinspieler und Kabbalist, endlich auch Gefangener in den Bleikammern, aus denen er sich durch außerordentliche Klugheit retten konnte. Von nun an lebte er auf Reisen, und zwar mit Vorliebe in den großen Städten und an den Höfen. Als Spieler und galanter Abenteurer erregte er in ganz Europa Aufsehen und wußte sich mit Leichtigkeit in die Sitten und Anschauungen jedes Landes zu finden. Der Papst ernannte ihn (warum? ist nicht recht klar) zum Ritter vom goldenen Sporn. Er selbst nannte sich „Herrn von Seingalt". Dabei schrieb er mehrere Bücher, von denen das wichtigste seine mit großer Offenheit geschriebenen, aber höchst berüchtigten Memoiren sind. Nur nebenbei machte er den Lieblingsneigungen seiner Zeit eine Concession durch seine Beschäftigung mit den bereits absterbenden Geheimwissenschaften der Kabbala und Alchemie, und dies war es, was ihm in seinem höhern Alter die Freundschaft des Grafen Waldstein verschaffte, der ihn aus Paris mit sich nach seinen Gütern zu Dux in Böhmen nahm. Dort starb er als Bibliothekar des Grafen, und zwar mit Ostentation die Sakramente der Kirche empfangend, im Jahre 1803. Seine beiden jüngeren Brüder, Franz, geboren 1727 zu London, und Johann, geboren 1730 zu Venedig, schufen sich als Maler einen Namen und lebten meist in Dresden, wo der Letztere 1795 starb (der Erstere 1805 bei Wien). Casanova war der letzte Abenteurer, der von sich sprechen machte; mit ihm stiegen die Thorheiten und Sonderbarkeiten des achtzehnten Jahrhunderts in's Grab.

Zweiter Abschnitt.

Religiöse Gesellschaften.

A. Großbritannien.

Die formalistische Geist- und Charakterlosigkeit des Zwitterdings von anglikanischer Kirche war es, welche den geistig beschränkten, aber kraftvollen Puritanismus wider Willen auf die Bühne der Geschichte hinauf beschwor und groß zog. Die Verfolgungen ihrer Glaubensgenossen in Frankreich, in den Niederlanden und im britischen Reiche machten aus den Puritanern jenes düstere, weltlustscheue und unerbittliche Geschlecht, das unter Psalmensingen und Bibelcitiren den Kopf eines Königs abzuschlagen wagte! Ihre doppelte Opposition gegen den römischen Kirchenstaat und die anglikanische Staatskirche lehrte sie ihre Kräfte sparen und enge zusammenhalten, um den Kampf für Gottes Ehre, wie sie glaubten, aufnehmen zu können. Schon zur Zeit der Königin Elisabeth zwar besaßen sie die Mehrheit im Unterhause; allein die Gefahr, in welcher sich damals noch der Protestantismus als solcher gegenüber den katholischen Restaurationsbestrebungen befand, gebot ihnen, der Königin, die sie so hart verfolgte, ihre Feindschaft mit hingebender Treue zu vergelten.

Nachdem aber alle Gefahr vorbei war, daß noch Jemand Lust bekommen könnte, das Schicksal der Armada zu theilen, und der englische Protestantismus sicher da stand, brach allmälig der alte Haß zwischen der englischen Staatskirche und der auch nach England verpflanzten schottischen Volkskirche mit Macht hervor. Die Hochkirche zeigte sich in ihrem wahren Lichte als Feindin aller freien Forschung und als bloßes Bastardkind des Papstthums, dessen verletzende Anmaßungen sie auf dem freien Boden Englands und in einer Zeit aufstrebenden religiösen Unabhängigkeitsgefühles fortzusetzen sich erkühnte. Sie entpuppte sich als bloßes Organ der Staatspolizei mit Bezug auf den Glauben, ohne Überzeugung von der Wahrheit und ohne Festigkeit in der Lehre, — und zwar als eine Staatsanstalt, welche nur in England selbst Sinn und Geltung hat. Macaulay erzählt uns, daß die englischen Gesandten in fremden protestantischen Staaten feierlich denselben reformirten (also puritanischen) Gottesdienst besuchten, den ihre Königin zu Hause verfolgte, und daß selbst ihre Hauskapellen aller anglikanischen Kultusformen entbehrten. Daß England die Calvinisten, die Glaubensgenossen seiner Puritaner, in allen Staaten des Auslandes eifrig gegen katholische Verfolgungen beschützte, ist bekannt genug.

Während ſo die engliſche Regierung nach Außen die Einheit des Proteſtantismus betonte, klafften im Innern des Landes die religiöſen Gegenſätze zwiſchen den beiden proteſtantiſchen Parteien immer weiter auseinander. Auf der einen Seite näherte ſich die Hochkirche immer mehr dem römiſchen Weſen, deſſen Ceremonien ſie ſich, wie gegenwärtig wieder, anzueignen ſuchte. Auf der andern aber nahmen die Puritaner, durch dieſe Beſtrebungen und den damit verbundenen, gegen ſie geübten Druck gereizt, eine immer feindlichere Stellung, nicht nur gegen alles katholiſirende und hierarchiſirende Weſen, ſondern, das Kind mit dem Bade ausſchüttend, ſogar gegen alle chriſtlichen Formen und Prinzipien ein. Sie waren, beinahe unwillkürlich und inſtinktgemäß, bald mehr Juden als Chriſten, warfen die chriſtliche Demut und den Grundſatz, ſeine Feinde zu lieben, über Bord, indem ſie vielmehr Widerſtand gegen allen Druck und Haß gegen alle nicht ihre Anſichten Theilenden predigten, beriefen ſich mit Vorliebe auf das Alte Teſtament, gaben in der Taufe hebräiſche Namen, nannten den Sonntag „Sabbath" und feierten ihn auch auf jüdiſche Weiſe. Sie verbannten Orgel und Muſik aus der Kirche, ja endlich auch aus dem Leben, verachteten alle ſchönen Künſte, verpönten die „heidniſche" griechiſche und lateiniſche Sprache, ja ſie verwarfen zuletzt alles Vergnügen als ſündlich und gottesläſterlich. Spiel, Jagd, Trinkgelage, Volksfeſte wurden ſo ſchwere Vergehen wie Muſik, Poeſie, Malerei und das Leſen der Klaſſiker. Damit ſtimmte denn auch die äußere Erſcheinung der Puritaner überein. Sie ſchnitten grämliche, weltfeindliche Geſichter, richteten die Blicke gegen Himmel, ſprachen durch die Naſe und faſt nur in altteſtamentlichen Bibelſtellen, trugen die Haare rund geſchnitten und die Kleider nach beſonderer ſchlichter, ſchmuck- und farbloſer Mode. Während die Anhänger der Hochkirche in den ſich erhebenden Zwiſtigkeiten zwiſchen Krone und Parlament das göttliche Recht der Könige auf ihre Fahne ſchrieben, eiferten die Puritaner gegen Deſpotie und Vorrechte und machten ſich zu Kämpen der Volksvertretung.

So ſtanden die Sachen, als auf Jakob I. ſein Sohn Karl I. folgte (1625), unter deſſen Regierung die lange gepflanzten und genährten Gegenſätze endlich zum Ausbruche kamen. Der zwar feingebildete und ſittenreine König, deſſen (nach Macaulay) treuloſer und unredlicher Charakter aber die Kataſtrophe beſchleunigte, war eifrigſt der biſchöflichen Kirche ergeben; er war zwar kein „Papiſt", glich aber mehr einem ſolchen, als einem Puritaner. Auch verſicherten damals die engliſchen Katholiken, ſie hätten noch nie ſo viel Ruhe und Sicherheit genoſſen, wie unter König Karl (Ranke), deſſen Gattin Henriette eine franzöſiſche Prinzeß war. Das Nachforſchen durch Häſcher in den Häuſern, ob römiſche Prieſter darin verborgen ſeien, hatte aufgehört, ſeitdem ſich bei Anlaß der Heirat des Königs, deſſen damals noch lebender Vater Jakob I. durch einen Vertrag mit Frankreich hierzu verſtanden. (Noch kurz vorher waren in England

katholiſche Kinder mit Gewalt proteſtantiſch erzogen und dabei bis an den Tod eingeſperrt worden, was man im Parlament mit den Worten entſchuldigte: Sie wären zu Grunde gegangen, wenn ſie nicht — zu Grunde gegangen wären!). Zahlreiche junge und zwar höchſt eifrige katholiſche Geiſtliche kamen aus den Seminarien Spaniens, der ſpaniſchen Niederlande, Frankreichs und Italiens nach England, wo man bereits fünfhundert katholiſche Weltprieſter, dreihundert Ordensmänner und unter dieſen hundertundſechszig Jeſuiten zählte, welche bei den vornehmen Familien Schutz und Aufnahme fanden. Je vornehmer die Herren und Damen waren, deſto ceremonieller wollten ſie ſein und waren daher häufig geheime oder offene Katholiken. An ihrer Spitze ſtand der am Hofe angeſehene Thomas Howard, Graf Arundel, und zwei Miniſter und ein Staatsſekretär gehörten zu ihnen. Mit Pomp und Oſtentation feierte man den farben- und formenreichen römiſchen Kultus in ihren Privatkapellen, in denen der Geſandten katholiſcher Mächte und in derjenigen der Königin. Ein Agent der Letztern war nach Rom abgegangen und ein römiſcher Agent tauchte in London auf. Derſelbe, ein geborener Schotte, der aber ſeinen Namen italianiſirt hatte, wagte es, vom Könige die Aufhebung des Eides der Treue zu verlangen, ſoweit er ſich auf die geiſtliche Würde desſelben beziehe, und ihn dadurch nachgiebig ſtimmen zu wollen, daß er verſicherte, er halte den König für höher als das Parlament. Aus ſolchen Unterhandlungen, welche indeſſen zu keinem Ziele führten, ſchloß man damals vielfach eine Hinneigung Karls zu dem Plane, England zur katholiſchen Kirche zurückzuführen. Zu dieſer Annahme trug auch der Umſtand bei, daß die Anglikaner, welche an der Synode zu Dordrecht theilnahmen, wo (1619) der Arminianismus verdammt, der Calvinismus aber mit ſeiner ſtrengen Gnadenwahl aufrecht geſtellt und zweihundert andersgläubige Geiſtliche verbannt wurden, gegen dieſe Beſchlüſſe proteſtirten, was ſie bei den fanatiſch calviniſtiſchen Puritanern in den Verdacht katholiſcher Sympathieen brachte. Sonderbar! Während die Arminianer in Holland, die Partei eines Grotius und Oldenbarneveldt, als die Freiſinnigen und Aufgeklärten galten, wurden ſie in England, wo ſie mit den Anglikanern zuſammenfielen, von den Puritanern reaktionärer Geſinnungen beſchuldigt.

Die Abſicht der Rückkehr zum römiſchen Katholizismus hatte nun allerdings Karl I. nicht; dazu war er zu herrſchſüchtig. Er dachte nicht daran, zu Gunſten des Papſtes einen Theil ſeiner Gewalt abzutreten; aber eben darum trugen ſeine Plane katholiſchen Charakter. Alle ſeine drei Reiche ſollten nicht blos ſeiner weltlichen, ſondern auch ſeiner geiſtlichen Herrſchaft unterworfen werden, und zwar die nicht anglikaniſchen Unterthanen ebenſowohl als die anglikaniſchen. Das war das eifrige Streben ſeines „kirchlichen Miniſters“, des bekannten Erzbiſchofs Laud von Canterbury, der in formeller Beziehung ſich nicht genug dem katholiſchen Weſen nähern konnte, — wie die politiſch-militäriſche Unterdrückung des

Landes das Ziel des weltlichen Miniſters, Thomas Wentworth, Earl von Strafford. Die Tyrannei dieſer beiden Männer nahm auf erſchreckende Weiſe zu, und kein Gerichtshof gewährte den Bürgern mehr Schutz gegen ſie. Wie wollten oder konnten ſie dies, da die höchſten unter ihnen nichts als Werkzeuge der Deſpoten waren, die Sternkammer des politiſchen und die High Commission des kirchlichen? „Von aller Kontrole des Parlaments befreit," ſagt Macaulay, „entwickelten ſie eine Raubgier, eine Gewaltthätigkeit und eine böswillige Energie, von denen kein früheres Zeitalter ſich eine Vorſtellung gemacht hatte." „Die Regierung konnte durch ihren blinden Gehorſam ohne Beſchränkung Geldſtrafen erkennen, einkerkern, an den Pranger ſtellen und verſtümmeln." Kein Mann von Bedeutung war, der nicht „die Härte und Gier der Sternkammer" kennen gelernt, und die „Hohe Commiſſion" war allgemein verhaßt. So fehlte endlich England nichts mehr als ein ſtehendes Heer, um ebenſo deſpotiſch regiert zu ſein, als Frankreich.

Unter ſolchen Verhältniſſen begannen die verfolgten Puritaner, nach Amerika auszuwandern. Schon hoffte die Regierung, hierdurch die unruhigen und widerſpenſtigen Rundköpfe loszuwerden, und ging nun ohne Säumen an das gehäſſige Werk, dem geſammten Reiche die anglikaniſche Religionsform aufdrängen zu wollen. Der König und Laud (für Strafford war der Schritt zu unpolitiſch) begannen jene Arbeit in Schottland, wo Jakob I. bereits Biſchöfe und einen Erzbiſchof aufgeſtellt und die Kniebeugung beim Abendmahl eingeführt hatte. Karl vermehrte nun in ſeinem Uebermut die Zahl der Biſchöfe, gab ihnen ſogar das Ernennungsrecht der Lords of articles, d. h. der Vorberathungskommiſſion des Parlamentes, in die Hand und führte auch in Schottland eine „Hohe Kommiſſion" ein, welche nach der Behauptung der Schotten die ſpaniſche Inquiſition an Grauſamkeit übertraf. Ja, er ernannte den ſchottiſchen Erzbiſchof Spottiswood zum Reichskanzler. Dann ging er an die Einführung der engliſchen Liturgie in Schottland. Aber ſie gelang nur in der königlichen Kapelle. Wo man es ſonſt wagte, ſetzte es Tumult und Widerſtand ab. Als 1637 in der großen Kirche St. Giles zu Edinburg das von den Biſchöfen und engliſchen Beamten natürlich begünſtigte Experiment beginnen ſollte, und der Dechant eben auf Geheiß des Biſchofs aus der Liturgie zu leſen begann, erhob ſich unter dem Volke ein wildes Geſchrei. Man beſchimpfte die beiden Geiſtlichen, nannte das Buch papiſtiſch, ja ſataniſch und die Weiber warfen ihre Kirchenſtühle nach den Beiden. Man entfernte die Lärmenden mit Gewalt, worauf ſie von Außen durch Steinwürfe in die Fenſter und lautes Toben ihren Abſcheu gegen die nun vor ſich gehende neue Ceremonie kundgaben. Niemand wagte, die Schuldigen zu ſtrafen, und die Biſchöfe ſelbſt ſahen ſich gezwungen, für die Einführung der Liturgie Aufſchub zu beantragen, bis der König entſchieden habe, was der Geheime Rath annahm. Nun trat eine Verſammlung von Adeligen,

Geiſtlichen und Bürgern in Edinburg zuſammen, und richtete eine Bittſchrift an den König, von der beabſichtigten Neuerung abzuſtehen. Der Letztere verweigerte aber einen Beſcheid, ehe die Unruhen geſtillt wären. Sie wurden aber nicht geſtillt; Tumulte und Verſammlungen folgten ſich; die Urheber der Bittſchrift wuchſen zu einem mächtigen Bunde an, der ſich bald über das ganze Land verbreitete, und ſo entſtand der berühmteſte der ſchottiſchen Covenants, d. h. Vereine zum Schutze der heimiſchen Kirche. Seine Urkunde wurde 1638 in der Kirche Blackfriars zu Edinburg unterzeichnet und unter der Begleitung jauchzender Kinder und vor Freude weinender Weiber durch die Straßen der Stadt getragen. Die Covenanters verlangten Abſchaffung der Biſchöfe und organiſirten ſich kriegeriſch, als man ihr Verlangen nicht berückſichtigte.

Zugleich begann der denkwürdige Kampf zwiſchen Krone und Parlament in England, oder zwiſchen den beiden ſich drohend und immer mächtiger erhebenden Parteien der Cavaliere und der Rundköpfe. Dabei lud ſich die Regierung in ihrer deſpotiſchen Blindheit ſelbſt ihre nachherigen größten Feinde auf den Hals. Um den wachſenden Auswanderungen nach Neu-England, dem Paradies der Puritaner, Einhalt zu thun, verbot ſie den Abgang der zu dieſem Zwecke behülflichen Schiffe. Das erſte von dieſem Befehle betroffene Fahrzeug enthielt bereits die energiſchen und einflußreichen Unterhausmitglieder Pym und Hampden und den noch wenig beachteten finſtern Oliver Cromwell. Sie mußten wieder ausſteigen und dableiben. —

Der ernſte und düſtere Puritanergeiſt erhob ſich wie ein grollender Bär und drängte ſeine Feinde immer tiefer in die Enge. Es folgten ſich jene erſchütternden Ereigniſſe, die der politiſchen Geſchichte angehören: Laud's Einkerkerung, Strafford's Hinrichtung, des Königs Weichen aus London, der Bürgerkrieg zwiſchen ſeinen und des Parlaments Truppen, ſeine Verhaftung und das furchtbare Gericht über ſein Haupt, welches letztere der dämoniſche Cromwell auf dem Schaffotte vor Whitehall eiſenherzig in die Hände nahm und verhöhnte!

Die anglikaniſche Kirche wurde aufgelöst und die ſchottiſch-presbyterianiſche an ihre Stelle geſetzt. Statt der Biſchöfe und Erzbiſchöfe regierten ſtufenweiſe aufſteigende Kirchenverſammlungen den Glauben der Briten, doch ohne je mit ihrer Organiſation ins Reine zu kommen. Denn durch Cromwell gerieth die engliſche Republik in die Hände der über die gemäßigten Presbyterianer triumfirenden kriegeriſchen „Independenten", deren von dem Oberhaupte des Staates beſtellte „Prüfer" die Geiſtlichen admittirten, die ohne liturgiſches Buch und ohne Chorhemd beteten und das Abendmahl an langen Tiſchen austheilten, um welche die Gläubigen ſaßen.

Die nämliche greuliche Tyrannei, unter welcher früher die Presbyterianer geſchmachtet, traf jetzt deren Feinde. Den Gebrauch des anglikaniſchen Common prayer book traf ſchwere Strafe, ſelbſt wenn es

Kinder am Krankenbette der Eltern laſen. Niemand durfte wagen, etwas am calviniſtiſchen Cultus zu tadeln; letzterm ſich nicht fügende Geiſtliche wurden mißhandelt und vertrieben, an den ſog. „Götzendienſt“ erinnernde Kirchen, Grabmäler, Kunſtwerke und Alterthümer mit vandaliſcher Wut zerſtört oder beſchädigt, die Jeſus- und Madonnen-Gemälde in der königlichen Bildergallerie verbrannt, antike Statuen durch Steinmetzen „anſtändig gemacht!“ Wetten und Maskeraden wurden verboten, die „Maibäume“ umgehauen, in den Dörfern, wo puritaniſche Soldaten einmarſchirten, Tanz, Glockengeläute und Erntefeſte unterdrückt, die Theater (ſ. Bd. I. S. 519) niedergeriſſen, die Schauſpieler verfolgt, die Bärenhetzen verpönt, nicht aus Mitleid mit den gehetzten Thieren, ſondern aus Fanatismus gegen Vergnügungen; denn die eingefangenen, jenem Gebrauche beſtimmten Bären wurden von den Puritanern an Bäume gebunden und erſchoſſen! Den allzu vertrauten Umgang zwiſchen Unverheirateten traf ſchwere Strafe, den Ehebruch ſogar der Tod. Alle Vergnügungen des ächt altengliſchen Weihnachtsfeſtes (merry Christmas) wurden abgeſchafft und das Feſt zu einem Bußtage umgewandelt, wogegen ſich aber das Volk empörte, wie gegen keine andere Maßregel.

Aber der puritaniſche Freiſtaat wurde ungeachtet aller dieſer Thorheiten ſtark und gefürchtet. In Irland ließ Cromwell durch ſeine „frommen“ Krieger Kirchen anzünden, in welche ſich die Bewohner geflüchtet hatten, und verbot ihnen, Jemanden zu ſchonen, — und dieſes Land ſowol, als Schottland mußten der Republik huldigen; Cromwells Schwert beherrſchte ſie, wie es darauf das „lange“ engliſche Parlament nach ſeinem Willen ſäuberte und ihm das „kurze“ Parlament bald nachſandte. Das letztere war die komiſche Perſon in der engliſchen Revolution. Die Mitglieder nannten ſich „Heilige“. Ihre Namen waren entweder altteſtamentliche, oder fromme Deviſen, wie „Wiedergeboren“, „Sei treu im Glauben“, oder gar ganze Bibelſprüche. Der Bruder eines Mitgliedes, des Lederhändlers Preiſegott Barebone, hieß: If Christ had not died for me I would have been damned Barebone, ſo daß man ihn der Kürze halber nur „Damned Barebone“ nannte. Nach ſeinem Bruder hieß man die ganze Verſammlung auch in boshaftem Spotte „Barebone-(Barfüßer-) Parlament“. Doch waren die Verhöhnten ſo vernünftig, das ſtehende Heer und die Zehnten abſchaffen und die Wahl der Geiſtlichen durch die Gemeinden einführen zu wollen. Freilich hoben ſie dieſe Lichtſeite wieder durch den Beſchluß auf, Niemanden zum Staatsdienſte zuzulaſſen, von deſſen Frömmigkeit das Haus ſich nicht hinlänglich überzeugt habe. Die Folge davon war, daß jeder Ehrgeizige ein Heuchler wurde, die Kleidung, Stellung, Manieren und Redensarten der Puritaner zu den ſeinigen machte und im Geheimen that, was er wollte. Der durch ihre langen Reden gelangweilte kräftige Cromwell regierte nun als Protektor die britiſchen Reiche und das Meer — und das Parlament

nahm die zweite Stelle ein. Und er ſtarb im Beſitze der Macht; ein Beiſpiel einzig in ſeiner Art war, daß ihm ſein freilich ſchwacher Sohn nachfolgte. Seine Unfähigkeit und ſein Zerfall mit den Heiligen, deren Weſen ihn anwiderte, ließ die Presbyterianer und durch den ehrgeizigen Monk, nachher Herzog von Albemarle, ſogar die Stuarts wieder an's Ruder kommen, worin England eine vollkommene Befreiung von der Soldatenherrſchaft ſah, ohne in dem Drange nach dieſem Ziele an eine Garantie ſeiner Freiheiten zu denken. So war denn die puritaniſche Revolution beſeitigt. — — Das Volk begrüßte den zurückkehrenden König Karl II. mit Jubel und Feſten, wie einen Retter aus langer „königsloſer, ſchrecklicher" Zeit. Nur die Reſte des republikaniſchen Heeres grollten noch fruchtlos, verloren ſich aber nach ihrer Auflöſung ohne alle Störungen unter das Volk, aus dem ſie hervorgegangen waren, und unter dem ſie nun friedlich und fleißig lebten, als ob ſie niemals Pulver gerochen hätten! Es war eine von jenen Epiſoden der Geſchichte vorübergegangen, welche in ſonderbarer dämoniſcher Weiſe bittern Ernſt und die überwältigendſte Komik verbanden und politiſchen Fortſchritt an die verrückteſten theologiſchen Schrullen knüpften.

Nach der Reſtauration der Stuarts wütete kleinliche Rache gegen deren Feinde. Cromwell's Überreſte wurden ausgegraben, gehängt, geviertheilt und verbrannt, die Königsmörder mit Blut und Eiſen verfolgt.

Die anglikaniſche Kirchenverfaſſung wurde in ihrer extremſten Schroffheit wieder hergeſtellt und der König durch Miniſter und Parlament, die fanatiſch hochkirchlich beſtellt waren, verhindert, auch nur die geringſte der Conceſſionen, die er den Gegnern feierlich verheißen, in's Werk zu ſetzen. Niemand konnte mehr ohne biſchöfliche Ordination zu einem kirchlichen Amte gelangen. Zweitauſend Geiſtliche, die ſich dieſer Anordnung nicht fügen konnten, wurden an einem Tage entſetzt und ihnen ſelbſt die Verſorgung verſagt, welche das presbyterianiſche „lange Parlament" den entſetzten Anglikanern gewährt hatte. Die puritaniſche Verfolgung wurde vom Verfahren gegen die „Nonconformiſten" weit überboten. Wer den Gottesdienſt der „Diſſenters" beſuchte, konnte vom einzelnen Friedensrichter ohne Jury ſchuldig erklärt und nach dem dritten Male auf ſieben Jahre über das Meer deportirt werden, aber ja nicht nach Neuengland, wo er Gleichgeſinnte fand, — und wenn er vor der Zeit zurückkehrte, ſo verfiel er — dem Tode! Die Gefängniſſe waren mit „Diſſenters" angefüllt. Dabei ſtürzte ſich, um den Gegenſatz zur puritaniſchen Herrſchaft recht anſchaulich zu machen und um ſich für die langen Entbehrungen zu entſchädigen, Alles in die tollſten Vergnügungen, und beinahe kein Laſter galt mehr für unerlaubt, indem die Geiſtlichen der Hochkirche keine Zeit hatten, gegen ſolches loszuziehen, ſondern dieſelbe der Verfolgung der Diſſenters widmen mußten.

Nachdem so England gebändigt und der Puritanergeist in demselben unterdrückt war, versuchte man dasselbe, wie unter Karl I., so nun auch jetzt wieder, in Schottland. Die englische Regierung beschloß, auch dort eine bischöfliche Regierung einzuführen. Durch das Mittel doppelten, politischen und religiösen Zwanges unterwarf man zwar das Volk; aber es grollte, indem es dem „götzendienerischen" Kultus anwohnen mußte und im Geheimen behielt der „Covenant" fortwährend seine Anhänger, die sich, aus den Städten vertrieben, auf der Haide und im Gebirge bewaffnet versammelten und oft sich erhoben, um dafür gleich Thieren gejagt, gefoltert, eingekerkert, mißhandelt und gehängt zu werden.

Ebenso ging es in Irland, wo statt der weniger zahlreichen Presbyterianer die Katholiken, und in ihnen auch die keltischen Urbewohner, auf die unmenschlichste Weise verfolgt wurden, welchem indessen, in Folge der Hinneigung des Königs zum Katholizismus, bald wieder Einhalt gethan wurde.

Diese Gewaltthaten bewirkten jedoch in allen drei Reichen das Gegentheil dessen, was sie bezweckten. Die öffentliche Stimme nahm sich der Verfolgten an und wandte sich mit doppeltem Eifer gegen das Lasterleben und den „geheimen Katholizismus" des Königs und seines Hofes, wozu noch beitrug, daß Karl II. eine katholische Königin auf den Thron setzte und deren Religion im Geheimen sogar selbst annahm. Seine ebenfalls katholische Mätresse Querouaille (oben S. 121) bestärkte ihn nur in seinem neuen Glauben, und nach seinem Tode folgte sein Bruder Jakob, der seinen Katholizismus nun auch öffentlich zur Schau trug und die Grausamkeit gegen die schottischen Covenanters auf die Spitze trieb. Unter ihm wurde auch gegen die Presbyterianer in England, namentlich durch den wütenden Richter Jeffreys (oben S. 124) blutiger gehaust, als früher unter dem Erzbischof Laud.

Mit welchem fanatischen, ja man kann sagen wahnsinnigen Mute die Presbyterianer diese Verfolgungen ertrugen, zeigen mehrere uns überlieferte Beispiele von Männern, die sich, in der Schlacht verwundet, mit kaltem Blute selbst amputirten, bis zum Tode am Galgen sich als Republikaner bekannten und in der Sprache der Bibel redeten und über den steinharten König laut die Wahrheit sagten. Weder Hinrichtungen, noch Deportationen, noch Konfiskationen beugten diese starren Herzen.

Es war eine finstere, unduldsame Zeit. Die bis auf's Blut verfolgten Presbyterianer selbst, wenn sie auch die Katholiken nicht von der Seligkeit ausschlossen, verlangten doch deren Verfolgung durch die Strafgesetze, und stimmten hierin mit ihren Unterdrückern und Todfeinden, den herrschenden Anglikanern, überein, wie nicht minder darin, daß sie die Arianer, Quaker und Juden der Seligkeit unwürdig erklärten und doch auf ihrer Verfolgung nicht bestanden! Denn bezüglich der Katholiken hielten die protestantischen Engländer an der Ansicht fest, eine Kirche,

deren Kasuisten (die Jesuiten namentlich) den Meineid unter Umständen für erlaubt erklärten und der Meinung waren, daß den Ketzern keine Treue zu halten sei, habe als eine unsittliche keinen Anspruch auf Duldung; eher noch hätte das Heidenthum solchen; selbst ein Locke war davon überzeugt.

In Schottland endeten die presbyterianischen Streitigkeiten nach dem Sturze Jakob's II. durch die förmliche Aufhebung des Episkopates von Seite der Convention.

In seiner strengsten Konsequenz erhielt sich der Puritanismus in Amerika, wo er die eigentliche Grundlage der neuen Staatenbildung wurde, die nachher dem Mutterlande so heiß machte und es ohne Zweifel einst tief in Schatten stellen wird. Es war im Jahre 1620, als die ersten Puritaner, die „Pilgerväter" genannt, mit dem Schiffe „May-flower" — neue Argonauten nach dem goldenen Vließe der Glaubensfreiheit! — nach Neu-England fuhren. Im Jahre 1631 erhielten sie auch ihren Propheten in der Person des jungen Roger Williams, der unter ihnen Duldsamkeit predigte und den Grundsatz der „freien Kirche im freien Staate" oder der Trennung von Kirche und Staat zuerst verkündete. Freilich erhoben sich gegen ihn wutschnaubend die alten strengen Puritaner, deren Leben ein Kampf für vorgefaßte Meinungen war und welche die eigenen Leiden um des Glaubens willen nicht abhielten, über Andere aus derselben Ursache solche zu verhängen. Sie verschrieen den kühnen Neuerer als Ketzer, den 1634 die Gemeinde zu Salem als Prediger wählte. Er wurde im folgenden Jahre aus Massachusetts verbannt und floh in die Wildniß zu den Rothhäuten, deren Verehrung er in hohem Grade gewann, so daß die Verfolger später froh waren, ihn zur Besänftigung der gegen die Weißen aufstehenden Urbewohner des Landes zu benutzen. Er rettete wirklich die Kolonieen vor dem drohenden Untergange, gründete dann die neue Ansiedelung Rhode-Island, erwirkte ihr 1643 persönlich in England ihre Selbständigkeit und wurde bei der Heimkehr als Befreier mit Ehren überhäuft. So verfocht er auch die Rechte der neuen Kolonie 1652 persönlich bei Cromwell. Er starb im frohen Genusse seines Werkes 1683, 84 Jahre alt, und seine Grundsätze sind die herrschenden in der größten und freiesten Republik der Welt geworden.

Das puritanische Wesen erzeugte wider Willen noch andere, mit ihm mehr oder weniger verwandte Auswüchse religiöser Narrheit. Vereinzelt war zur Zeit der Revolution das Auftreten des verrückten Schneiders Lewis Muggleton, welcher in den Wirthshäusern, selbst tüchtig Bier trinkend, Denen mit der Verdammniß drohte, welche nicht auf sein Zeugniß glauben wollten, daß Gott nur sechs Fuß hoch und die Sonne nur vier Meilen von der Erde entfernt sei. Er wurde durch den blutigen Richter Jeffreys an den Pranger gestellt und vom Pöbel mit Ziegelsteinen beinahe todt geworfen.

Ernſter war die ebenfalls zu jener Zeit vor ſich gehende Stiftung der „Geſellſchaft der Freunde“, vom Volke ſpottweiſe die „Quaker“ genannt, durch Georg Fox. Dieſer neue Prophet war 1624, im Todesjahre Jakob Böhme's, in der Grafſchaft Leiceſter geboren, als Sohn armer Webersleute. Ohne etwas gelernt zu haben, wurde er Schuſter und nach einiger Zeit durch „Stimmen vom Himmel“ zu dem Plan inſpirirt, das menſchliche Geſchlecht aus ſeiner Verderbtheit zu reißen. Er hatte Viſionen, lebte lange als Einſiedler und zog nach gehöriger Vorbereitung als Prediger umher. Obſchon er ſein Handwerk aufgegeben, trug er doch ſtets deſſen lederne Tracht und hieß daher beim Volke „der lederne Mann“. Weil er einſt einem Kanzelredner widerſprach, wurde er eingeſperrt, und von dieſer „Prüfung“ leiten die Quaker die Stiftung ihrer Sekte ab (1649). Er heilte nun Kranke durch Gebet, trieb Teufel aus und ſammelte Jünger um ſich, welche in ihren Verſammlungen in Verzückung fielen. — Von ihren Geiſtesverwandten, den Puritanern, denen dieſe neue Konkurrenz unbequem war, verfolgt, unterſchieden ſie ſich zwar von den übrigen Sekten der in dieſem Artikel höchſt fruchtbaren angelſächſiſchen Nationalität durch die höchſt weiſen Einrichtungen, daß ſie kein Glaubensbekenntniß aufſtellten, den Glauben vielmehr der Erleuchtung jedes Einzelnen durch den heiligen Geiſt überließen, kein Prieſterthum anerkannten, ſondern dieſem Berufe jeden Einzelnen gewachſen fanden und den Eid, ſowie den Krieg verwarfen. Dagegen verfielen ſie in andere Thorheiten. Sie redeten, nicht aus Vernunft-, ſondern aus bibliſchen Gründen, Niemanden anders als mit „Du“ an, vermieden den Gebrauch der üblichen Monats- und Wochentags-Namen, weil dieſelben aus dem Heidenthume ſtammten, daher ſie dieſelben nur numerirten, ebenſo die Bezeichnung des Wetters als „ſchlecht“, weil Alles gut ſei, was Gott gemacht, das Wetter alſo blos regneriſch, windig u. ſ. w., nicht „ſchlecht“ ſei, verweigerten den Waffendienſt ſogar zum Zwecke der Vertheidigung des Vaterlandes und verachteten Kunſt und Wiſſenſchaft. Auch verbannten ſie aus religiöſen Gründen (die betreffende Bibelſtelle iſt uns jedoch nicht bekannt) den Gebrauch der Knöpfe, indem ſie insgeſammt ihre Röcke mit Haften zumachten. Unter dem „Worte Gottes“ verſtanden ſie übrigens nie die Bibel, ſondern nur das „innere Wort der Erleuchtung“.

Nach mehreren Skandalen, welche Fox durch Schmähungen auf Geiſtliche verurſachte, und in Folge deren er wiederholt in's Zuchthaus geſperrt und vom Volke oft geprügelt, ja geſteinigt wurde, vergrößerte er die Zahl ſeiner Anhänger, nahm endlich auch das weibliche Geſchlecht auf, — alles mitten unter den Stürmen der Revolution, — erlangte den beſondern Schutz Cromwell's, hielt 1658 eine allgemeine Verſammlung der Quaker aus ganz England ab und machte auch in Schottland Propaganda, wo ihn jedoch die Bergbewohner mit Spießen verjagten. Unter der Reſtauration wurde er beſcheidener, was ihn aber nicht vor

öfterm Gefängniſſe ſchützte, ging 1671 nach Amerika, ſuchte nach ſeiner Rückkehr den Papſt, den Sultan und die Juden zu bekehren, durchwanderte predigend auch Holland und Deutſchland und ſtarb endlich 1691 im Anblicke ſeltener Erfolge. — Es ſaß aber ein ſcheußlicher Wurm in der Frucht, und es kam vor, daß fanatiſche Quakerinnen das unſittlichſte Leben führten und, wie z. B. Hannah Stranger und Martha Simons, die Freundinnen des verheirateten Quakerpredigers Naylor, den „Sohn Gottes“ unter dem Herzen zu tragen behaupteten.

Eine ſonderbare Erſcheinung iſt, daß die Quaker mit dem intoleranten König Jakob II. auf gutem Fuße ſtanden. Dies erklärt ſich daher, daß ſie ihren Urſprung nicht in der Revolution ſelbſt hatten und mit den Katholiken die beiden äußerſten Extreme des britiſchen Sektenſyſtems bildeten, die von den zwiſchenliegenden mehr oder weniger orthodoxen proteſtantiſchen Genoſſenſchaften in gleicher Weiſe gehaßt und verfolgt wurden, und daß Beide, wenn auch aus verſchiedenen Gründen, in Verwerfung des Supremateides (keine geiſtliche Gerichtsbarkeit im Auslande anzuerkennen) zuſammentrafen. Zudem huldigten ſie dem Prinzipe des paſſiven Gehorſams und lehnten ſich niemals gegen die Regierung auf. Ihr größter „Bruder“, William Penn, der viel Verfolgte, war ein Vertrauter des Königs und in deſſen Kabinet ſtets willkommen, ſo daß er von Bittſuchern belagert und um ſeine Fürſprache angegangen, von ſtrengen Proteſtanten aber und von ſeinen eigenen „Brüdern“ als Papiſt, ja als Jeſuit, verſchrieen wurde. Unter Karl II. hatte er Land in Nordamerika (Pennſilvanien) von der Krone erhalten, — wohin unter dem Chiliaſten Bernhard Küſter (1693) auch ein Haufe gleichgeſinnter Deutſcher zog, — aber große Enttäuſchungen erlebte und nicht unbedeutende Spaltungen unter den „Brüdern“ herbeiführte. Der hochgeprieſene Koloniengründer und Menſchenfreund war leider nicht unempfindlich gegen die Gunſt des Hofes, und ſeine Quakergrundſätze geriethen in's Schwanken. Er gab ſich dazu her, für ſeine Religionsgenoſſen neben den Katholiken eine Freiheit zu erwirken, welche den übrigen proteſtantiſchen Diſſenters verweigert wurde. Er führte die ruchloſe Verhandlung zwiſchen den Ehren-(?) Damen der Königin und den Eltern der verhafteten Kinder, die wir erwähnt (S. 126)! Er wohnte ſelbſt den Hinrichtungen der Rebellen Monmouth's bei und ſtand neben den Galgen derſelben! Zugleich führte er ein gar nicht ſittliches Leben und gab ſich endlich zu der Führung ſchimpflicher Unterhandlungen zwiſchen den katholiſirenden Maßregeln Jakob's II. und den widerſtrebenden Hochkirchlern her. Nach dem Sturze Jakob's II. aber betheiligte er ſich mit Eifer an den Verſchwörungen zu deſſen Gunſten und war daher oft in Lebensgefahr.

Unter den ſpäteren Quakern waren es Georg Keith und Robert Barclay, welche der Sekte den rohen und plumpen Charakter, den ſie durch Fox erhalten, nahmen und ſie verfeinerten. Küſter, der ſich zwei-

deutig gegen ſie benahm, war 1700 nach Europa zurückgekehrt, und ſtarb 1749, 98jährig, im Waiſenhauſe zu Hannover.

Etwa hundert Jahre nach den Quakern entſtanden die Methodiſten. John Wesley und ſein Bruder gründeten dieſe Sekte 1729 und verpflanzten ſie ſchon 1735 nach Amerika. Mit ihnen war beſonders eng verbunden Lady Selina Huntingdon, welche man die „Königin" der Methodiſten nannte. Whitefield, ihr Kaplan, bat ſie einſt um vierzig Pfund für einen bedrängten „Heiligen". Als ſie einwenden wollte, ſie habe kein Geld, wies er auf ihre Uhr und ihren Schmuck, bemerkte, ſie brauche keinen ſolch' eiteln Tand und ruhte nicht, bis ſie ihm die Sachen überließ. Als ſie ihn ſpäter beſuchte, fand ſie das ihr Abgenommene — im Beſitze ſeiner Frau. Horaz Walpole erzählt dieſe Anekdote in ſeinen Briefen. Als man dieſen geſchwätzigen Staatsmann um ſeine Meinung über die neue Sekte fragte, antwortete er: „Ich habe verſucht, darüber in's Klare zu kommen und eines ihrer Bücher geleſen. Der ſichtbare Theil ſcheint blos in einer ſtrengern Zucht zu beſtehen als die unſerer Kirche iſt, unter der Hülle des alten verbrauchten Gewäſches myſtiſcher Andacht. Man nimmt z. B. eine Metapher, etwa: unſere Leidenſchaften ſind Unkraut. Nun läßt man ſogleich jede weitere Schilderung der Leidenſchaften aus dem Spiele und gabelt Alles auf, was ſich auf Unkraut bezieht: in fünf Minuten wird ein ächter Methodiſt mit der größten Zerknirſchung vom Behacken reden — damit fängt man Modedamen und Krämer." Die Sekte vermehrte ſich reißend, beſonders unter dem ſchönen Geſchlechte, deſſen Glieder, davon wir ein Beiſpiel in der Viſionärin Jane Leade u. A. kennen, die bunteſten und tollſten Geſichte im Traume und Wahne hatten.

Die Apoſtel der neuen Kirche wandten ſich beſonders an die Laſterhaften, die Trinker und Spieler. In ihren Verſammlungen ſangen Knaben und Mädchen Hymnen nach der Melodie ſchottiſcher Balladen, da, wie Wesley ſagte, kein Grund vorhanden ſei, dem Teufel ſeine beſten Sangweiſen zu laſſen; die Geſänge dehnten ſich aber in unendliche Länge. Die Kapellen waren hübſch, mit gothiſchen Fenſtern und elegantem Mobiliar. Ausgewählte Damen ſaßen auf Balkonen, die Uebrigen auf Bänken, der Vorſteher an einem Tiſch in einer dunkeln Niſche. Wesley ſprach, nach Augenzeugen, mit den Manieren eines Schauſpielers. In ſeinen auswendig gelernten Reden, die er ſchnell abhaſpelte, liebte er es, die Gelehrſamkeit zu tadeln und Geſchichten zu erzählen.

B. Deutſchland.

Der Zweck der deutſchen Reformation war, wie bereits erwähnt, nicht ein negativer, nicht etwa die Trennung der Kirche an ſich geweſen, ſondern im Gegentheil ein poſitiver, nämlich die Wiederherſtellung der

durch das römiſche Flitter- und Formelweſen, durch die materielle Habſucht und Streitluſt der Päpſte zerſtörten Glaubensinnigkeit des Volkes. Luther hatte das, was dem Volke noth that, d. h. was letzteres inſtinktmäßig dafür hielt, mit ſeiner rückſichtloſen Derbheit und mit ſeinem unerbittlichen Feſthalten am genauen Wortlaute der Bibel, wie nicht minder mit ſeiner Appellation an das deutſche Gemüt, das er durch den Volksliederton ſeiner geiſtlichen Geſänge zu packen wußte, trefflich aufzufinden verſtanden. Seine Nachfolger jedoch waren unfähig, ſein Weſen in ſeiner Geſammtheit aufzufaſſen; ſie griffen einen einzigen Zug heraus, und zwar den ſchwächſten, der ſcharfen Zugluft des Fortſchrittes der Zeiten am meiſten ausgeſetzten, — den blinden Eifer für den Buchſtaben des „Wortes Gottes“ und damit die Streitluſt für vorgefaßte und willkürliche Auslegung desſelben. Für das Uebrige waren ſie unempfänglich. Luther's deutſches Weſen vertauſchten ſie mit fremdländiſchem; ſie verachteten, vernachläſſigten und verderbten ſogar die Mutterſprache und affektirten die Liebe der Humaniſten zum klaſſiſchen Alterthum, — ohne deren Gabe des Eindringens in den Geiſt desſelben, ohne ihre über Engherzigkeiten erhabene freie, offene Weltanſchauung zu theilen. Es waren zänkiſche Geſellen, welche die Kanzel zum Tummelplatze für theologiſche Spitzfindigkeiten, ähnlich den Scholaſtikern des Mittelalters, machten, ließen im Uebrigen das Volk Volk ſein und ignorirten deſſen Seelenzuſtände und Gemütsbedürfniſſe, weil ſie ſelbe eben nicht verſtanden. Was hatte das Volk vom Streite um Rechtfertigung durch den Glauben, um Gnadenwahl u. dergl.? Es wollte im Leiden erhoben, im Unglücke getröſtet, in Verirrungen berathen, in der Bibel belehrt ſein, und dies boten ihm die neuen Zionswächter nicht.

Es war daher natürlich, daß eine volksthümlich-religiöſe Reaktion gegen die theologiſche Gelahrtheit auch in Deutſchland eintreten mußte, wie in Großbritannien die Deſpotie der Hochkirche die Demagogie der Presbyterianer und Puritaner hervorgerufen und damit indirekt die Republikaniſirung Amerika's veranlaßt hatte. Die Erſcheinungen, in welchen ſich jene Reaktion verwirklichte, hingen meiſt mit dem traurigen Wahne des ſog. Chiliasmus zuſammen, den viele närriſche und vagirende Prediger verkündeten, und waren theilweiſe unabhängig für ſich beſtehende, theilweiſe einen größern Maßſtab annehmende. Zu den vereinzelten erſteren gehört die den Geſchlechtsgenuß ſowol, als alle Arbeit verbannende Gemeinde der Engelsbrüder, welche der eifrigſte und beinahe wahnſinnig fanatiſche Anhänger Jakob Böhme's, Johann Georg Gichtel (geb. 1638 zu Regensburg, geſt. 1710 zu Amſterdam) ſtiftete. Ein Wanderprediger ähnlicher Sorte war Quirinus Kuhlmann, dem wir als Dichter wieder begegnen werden. Zu Breslau 1652 geboren, durchwanderte er beinahe ganz Europa, um ſeine neue Religion, das „Kuhlmannsthum“ zu verkünden und Gemeinden zu ſtiften; bis er 1689

in Moskau auf Antrieb der dortigen protestantischen Geistlichkeit verhaftet, gefoltert und — verbrannt wurde.

Folgenreicher war die seit dem Jahre 1674 mit dem Namen „Pietismus" bezeichnete Richtung, die aber keineswegs ein System neuer Lehren und Grundsätze enthielt, sondern wesentlich blos eine in Vergessenheit gerathene Methode, die religiösen Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen, auffrischte. Als Stifter des Pietismus gilt Philipp Jakob Spener, welcher 1635 im Elsaß geboren war. Schon in der Jugend ernst, fromm, glaubensfest, profanen Vergnügungen abhold, wirkte er, nach vollendeten Studien, erst als Erzieher, dann seit 1666 als Seelsorger zu Frankfurt am Main. Er hielt Versammlungen (Collegia pietatis) ab, in welchen er die Bibel erklärte, worüber dann die anwesenden Männer sich besprachen, die Frauen aber schweigend zuhörten. Das Anwachsen seiner Zuhörer nöthigte ihn später, seine Vorträge in eine Kirche zu verlegen, was aber die Eifrigsten unter seinen Schülern nicht mehr befriedigte, so daß sie die kirchliche Gemeinschaft verließen und so dem spätern Separatismus und Sektenwesen Bahn brachen. Spener selbst, der diesen Schritt nicht billigte, wurde 1686 nach Dresden und 1691 als Oberkonsistorialrath und Propst nach Berlin berufen, wo er 1705 starb, nachdem er das Meiste zur Stiftung der Universität Halle beigetragen hatte. — Sein bedeutendster Parteigänger, und zugleich der einzige nennenswerthe Schriftsteller des Pietismus, war Gottfried Arnold, geb. 1666 zu Annaberg, Hauslehrer in Dresden, wo er mit Spener bekannt wurde, später Professor der Geschichte in Gießen, dann Hofprediger in Allstädt, gest. 1714 als Pastor in Perleberg. Außer mehreren mystischen Schriften schrieb er die große „unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie", in zwei Foliobänden von 1200 und fast 1500 Seiten, wozu noch ein dritter kam, der auf 1100 Seiten die zahlreichen für und gegen das Werk erschienenen Streitschriften enthielt. Er nahm darin für alle von der Kirche verfolgten Ketzer Partei und bekämpfte den Glaubenszwang mit feurigen Worten. Thomasius nannte das Buch das „beste nach der Bibel." — Ein besonders begünstigter Freund Spener's war Doktor Petersen, welcher mit seiner auf Spener's Empfehlung ihm (1680) angetrauten Gattin, Eleonore von und zu Merlau, sich in Fantasien über die Offenbarung des Johannes und das tausendjährige Reich vertiefte und damit vielen Skandal erregte. Seiner „Irrlehren" wegen 1692 als Superintendent zu Lüneburg entsetzt, zog er sich mit der Gattin in die Einsamkeit eines Landgutes zurück und gründete dort eine geistliche „Vereinigung", welcher auch Eleonorens Freundin Rosamunde von Asseburg (1672 geb.), eine höchst schwärmerische Visionärin, angehörte, welche besonders in Jesu Wunden schwelgte und eine Verehrerin Jakob Böhme's war, — sowie auch die verzückte Regina Bader, welcher der Satan, aber auch die leibhaftige Dreieinigkeit erschien; sie floh von Hause weg

zu jenen Heiligen, wurde aber mit Gewalt von ihrer Regierung (der württembergiſchen) heimgeholt. Sie mußte Kirchenbuße thun und drei Jahre Strafarbeit aushalten. Ein anderer mit dem Pietismus zuſammenhängender Mann von Ruf war der ſonderbare Schwärmer Johann Konrad Dippel, geb. 1673 auf Schloß Frankenſtein bei Darmſtadt, geſt. 1734 auf Schloß Wittgenſtein. Trotz der Schlöſſer, auf denen er das Leben begann und ſchloß, war daſſelbe kein ritterliches, ſondern das eines Windbeutels und Abenteurers. Er ergab ſich ſogar der bereits veralteten Aſtrologie und Chiromantie, zuletzt aber in Straßburg vorzugsweiſe dem Pietismus, doch ohne ihm innerlich anzugehören. Er gab vor, Viſionen zu haben, ſchrieb Schmähſchriften gegen das „proteſtantiſche Papſtthum“, trieb daneben Goldmacherei, erfand bei dieſer Gelegenheit das Berliner Blau, war oft wegen Schulden im Gefängniß und auf der Flucht und trat in Holland und Schweden, hier ſogar am Hofe, als Arzt auf, — ohne je irgendwo Ruhe zu finden. Sein Standpunkt war ſtets durchaus rationaliſtiſch.

Der Geiſt, der die neue Erſcheinung erfüllte, ging bald über Spener's ſchlichte, ungekünſtelte, ja in Manchem ſogar beinahe rationaliſtiſche Frömmigkeit hinaus, wurde ein ſchwärmeriſcher und ſentimentaler (welche Charakterzüge Spener'n nicht zukamen), gefiel ſich in ſchlüchternem Lispeln im Gebete, in welchem Luther gleichſam getrotzt hatte, und verirrte ſich in die abergläubiſche, dem alten Orakelweſen nachgeahmte Manie, das Schickſal durch Öffnen der Bibel oder des Geſangbuches auf Gerathewohl zu befragen und die Stelle, auf welche der Daumen zu liegen kam, als Antwort zu betrachten (das ſpöttiſch ſo genannte Däumeln).

Die neumodiſchen Frommen fielen von dem Extrem, in welches ſich die Sitten der Zeit verrannt hatten, in das entgegengeſetzte. Sie verbannten und verdammten Romane, Theater, Tanz, Weintrinken, ja ſogar die Freude an den Reizen der Natur, die ſchönen Künſte und alle Vergnügungen und gingen in den einfachſten, düſterſten und ſo viel als möglich verhüllenden Gewändern einher, vorzugsweiſe in der Tuchfarbe, die man „Pfeffer und Salz“ nannte. Sie hießen ſich „die Stillen im Lande“, hielten ihr Leben für beſſer und würdiger als dasjenige der „Welt“, welcher ſie das „Leben in Chriſto“ gegenüberſtellten. Zwar übten ſie viele Wohlthätigkeit aus, doch vorzugsweiſe gegen Geſinnungsgenoſſen. Dem weiblichen Geſchlechte widmete man ganz beſondere Aufmerkſamkeit, da die neue Richtung demſelben, ihrem Charakter gemäß, zuſagen mußte, und Frauen wurden auch wirklich die eifrigſten Apoſtel des Pietismus. Die gelehrte Holländerin Anna Maria van Schurmann zu Utrecht widerrief ſogar 1670 alle ihre Schriften, die doch nichts Unchriſtliches enthielten. Mit regſtem Intereſſe beobachteten ſie die Seelenkämpfe und Wandlungen, welche ſie und Andere durchmachten, führten Tagebücher über ihre frommen Empfindungen, die gar zu oft aus hohlem Phraſengeklingel und ange-

lerntem Bombaſt beſtanden, und ſchrieben einander „tiefgefühlte“ Briefe ähnlichen Inhalts.

Dieſe Stilübungen der Pietiſten blieben indeſſen wenigſtens in formeller Beziehung nicht ohne Einfluß auf die Literatur, in welche ſie das Genre der Tagebücher und Briefe eigentlich erſt einführten. Und ſo trugen ſie auch ohne Abſicht zur Erweiterung der Anſchauungen bei, indem ſie fleißig reisten, theils freiwillig, um gleichgeſtimmte „ſchöne Seelen“ in anderen Ländern zu beſuchen und mit ihnen fromme Gedanken auszutauſchen, theils unfreiwillig, wenn ſie von intoleranten orthodoxen Pfaffen und regierſüchtigen Regenten aus ihrer Heimat vertrieben wurden. Denn auch gegen dieſe höchſt harmloſen Unterthanen übte die „Staatsraiſon“ ihr Unterdrückungsſyſtem und kühlte an ihnen ihr Mütchen. Dann iſt auch nicht zu verkennen, daß die Pietiſten trotz ihrer Extravaganz in der Sittenſtrenge, oder vielleicht gerade in Folge derſelben, in günſtiger Weiſe auf das moraliſche Leben einwirkten, wie ſie hinwieder auch durch ihre Diskuſſionen über religiöſe Gegenſtände dem blinden Nachbeten geiſtlicher Autoritäten mit Erfolg entgegenarbeiteten. Auch iſt ihnen ſeit den Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges die erſte ſorgſame Pflege für das Schul-, wie für das Armenweſen zu verdanken. Durch ihres Genoſſen Francke verdienſtvolle Stiftungen in Halle, dem damaligen Rom der Pietiſten, wo deren Glaube an der Univerſität von Francke, Breithaupt und Anton ſyſtematiſch gelehrt wurde, erſcheinen ſie als die Väter und Mütter der nachher ſo zahlreich aufſproſſenden Waiſenanſtalten. Bei ſolchen Anläſſen waren ſie auch überhaupt die Erſten, welche durch freiwillige Beiträge wohlthätige Anſtalten in's Leben riefen.

Doch dieſe Wohlthaten der neuen Richtung kamen eher Allem zu gut, als ihren eigenen Anhängern. Bald genug traten die ſchlimmen Folgen einer ſo einſeitigen Seelenthätigkeit zu Tage. Die Frommen thaten bald nichts mehr als mit Gott verkehren, der Jedem von ihnen ganz beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte und gleichſam mit Jedem ein geiſtiges Conto-Corrent führte, in welches er ſein Soll und Haben an Tugenden und Sünden eintrug, — oder mit dem Teufel kämpfen, und machten ſich durch ſonderbare Geſtikulationen und Ausrufungen, ſogar auf der Straße, ebenſo bemerkbar und jedenfalls lächerlicher, als durch die von ihnen verpönten Luſtbarkeiten der Fall geweſen wäre.

Obſchon der Pietismus ſich an allen Höfen, an den meiſten Univerſitäten und in einer großen Menge von bedeutenden Orten verbreitete, und ſein Jargon von der Erweckung, vom Durchbruch der Gnade, vom Lamm Gottes u. ſ. w. überall geläufig wurde, und Jeder, der bei frommen Fürſten oder Regierungen Protektion ſuchte, im Beten, Händeringen, Seufzen u. ſ. w. Virtuoſität erlangte, geriethen doch im achtzehnten Jahrhundert, als Bildung und Wiſſenſchaft wieder überhand nahmen, jene jedem forſchenden Geiſte ärgerlichen und ekelhaften Übungen, zu denen noch

recht skandalöse Mißbräuche der Frommen kamen, in immer wachsenden verdienten Mißkredit. Gegen die Mitte des Jahrhunderts, besonders aber seit des alten Fritz Regierungsantritt, verloren die Pietisten ihre einflußreichen Stellungen und zogen sich, als die wahren „Stillen im Lande", in ihre ursprünglichen bescheidenen Konventikel zurück.

In dieser Zurückgezogenheit widmeten sie sich neben ihren mystischen Grillen theilweise der Wohlthätigkeit, mit deren Übung sie ein ehrbares und rechtschaffenes Leben verbanden, — theilweise aber verirrten sie sich in die seit den ältesten Zeiten mit der mystischen Frömmelei verbundene geschlechtliche Ausschweifung unter religiöser Maske. Ein merkwürdiges Beispiel dieser Verirrung bot der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts dar. Wir meinen das Treiben des Gottfried Justus Winter und der Eva von Buttler. Der Erstere, 1677 zu Merseburg geboren, studirte in Marburg Theologie und schloß sich dann den hessischen und thüringischen Pietisten an. Zu Eisenach knüpfte er mit der genannten Dame, einziger Tochter des verstorbenen Edelmanns Hannibal von Buttler, welche seit ihrem fünfzehnten Jahre mit dem Pagenhofmeister Jean de Besias in unglücklicher Ehe lebte, und wegen ihrer pietistischen Richtung von der lutherischen Geistlichkeit exkommunizirt war, ein Verhältniß an und machte mit ihr Ausflüge zu den pietistischen Vereinen Erfurts. Als dies Anstoß erregte, zog sich Winter nach Eschwege zurück, wo er zwanzig „engverbundene" Seelen um sich sammelte und die noch junge und schöne Eva brieflich vermochte, ihren Mann heimlich zu verlassen und zu Winter und dessen Genossen zu ziehen, unter denen sich sogar Professoren und Doktoren befanden. Sie wurden jedoch von den Behörden, weil sich Manche von ihnen in Weinberghäuschen u. s. w. auf „ganz unchristliche und viehische (!) Weise zusammenthaten" und dies als gute Werke anpriesen, im September 1702 verwiesen, soweit sie dem Orte fremd waren. Winter und Eva begaben sich mit ihren Anhängern nach der kleinen Grafschaft Sayn-Wittgenstein, deren Regent sie zuvorkommend aufnahm und ihnen freie Religionsübung gewährte, ja sogar den Hof Saßmannshausen schenkte.

Durch tapferes Psalmensingen, salbungsvolle Predigten, hohen Stand mancher Mitglieder und reiche Geldmittel blendeten die Frömmler die Welt. Winter verkündete den jüngsten Tag und das tausendjährige Reich, die Verleugnung der Welt und behauptete, daß er und Eva von Gott besondere Offenbarungen empfangen hätten. Bald jedoch verlautete, daß unter diesem Aushängeschilde schenßliche Ausschweifungen begangen würden, daß Winter und Eva die in ihre Gemeinschaft eintretenden Weiber durch eine Art von Verschneidung unfruchtbar machten und die eintretenden Männer veranlaßt würden, sich mit Eva zu vergehen, was man in der Sekte „geistige Vereinigung" nenne, sowie daß unter den Mitgliedern das bei den ersten Christen üblich gewesene Küssen in weitester Ausdehnung wieder

hergestellt werde. Ehrlichere Pietisten, wie z. B. ein gewisser Pfarrer Dilthey, welche sich selbst überzeugen wollten, was an diesen „Verleumdungen“ sei, wurden schlauer Weise von den eigentlichen Mysterien der Gesellschaft ferngehalten, bis der Genannte durch unvermutet anlangende frühere Genossen, die nun aber gründlich enttäuscht waren, die Wahrheit über das Lasterleben der Mucker erfuhr. Eva rechtfertigte dieses in einer Disputation mit Dilthey auf die frechste Weise mittels Bibelstellen, aber Viele, die noch Scham hatten, traten nun aus. Der wahrscheinlich bestochene Graf ließ zum Scheine eine Untersuchung führen, die aber kein Resultat hatte, und behielt die saubere Rotte im Lande, ja ermahnte sie im Mai 1704, sich durch Erdichtungen von Übelgesinnten „nicht stören zu lassen,“ und sicherte ihnen fernere „Gewissensfreiheit“ zu. Die Folge war reicher Ersatz der ausgetretenen Mitglieder durch neue, welche in schamlosester Weise von Eva unterrichtet wurden, man ertödte die schnöde Fleischeslust nur durch ungemessene Befriedigung derselben; jedoch nur mit ihr, als mit einem „heiligen Fleische“, werde diese scheinbare Unreinigkeit ein Mittel zur Reinigung, ein Gottesdienst! So sammelte sich das geile Weib einen förmlichen Harem von zehn Männern, unter denen sich auch ein Vater mit zwei Söhnen befand; außerdem nahmen acht Frauenspersonen an der Gesellschaft Theil, unter ihnen Eva's Mutter. Mit Eva und Winter bildete der Medicinstudent Appenfelder eine Art von Dreieinigkeit, während der Jurist Bergenius der Eva, von der sich ihr Mann jetzt scheiden ließ, ihr Vermögen verschaffte und der Theolog Pinter aus Bern Proselyten machte, jedoch von dem Schriftsteller Dippel eine derbe Abfertigung erhielt.

Die Glieder der Sekte bildeten eine Familie mit Gemeinsamkeit der Arbeit, des Besitzes und der Frauen, beziehungsweise Männer. Ihre Lehre behauptete das Hervorgehen des Menschengeschlechts aus einer „ewigen Natur“, und zwar in der Gestalt eines Zwitters; erst später seien die Geschlechter geschieden worden. Was durch die Sünde des alten Adam und der alten Eva verloren gegangen, müsse durch den neuen Adam (Winter) und die neue „Eva“ wiederhergestellt werden, und diese „Kinder der Verheißung erzeugen.“ Dazu noch viel unsinniges Phrasenwerk. Die fleischlichen Vermischungen wurden sogar als religiöse Akte in Gegenwart Aller begangen und sogar die Taufe in diese Form gekleidet! Auch fanden förmliche urkundliche „Übergaben“ der Mitglieder an solche des andern Geschlechtes statt.

Eine gewaltige Störung erlitt dieses „Zusammenleben“, als die „Schwester“ Sidonie von Calenberg, bei welcher die übliche Operation der Verschneidung (durch „Zerquetschung“ der Eierstöcke) nicht gelungen war, im Hause der Gesellschaft von einem Kinde entbunden wurde, welches letztere aber, da man es der Brust der Mutter entzog, ver-

ſchmachtete! Endlich veranlaßte doch dieſe Schandthat den Grafen, den Pächter des Gutes mit Beobachtung des Treibens der Mucker zu beauftragen. Das Letztere fand durch in den Wänden der Verſammlungszimmer angebrachte Öffnungen ſtatt und lieferte reiche Ausbeute. Man ertappte drei Paare, darunter Winter, Eva, Appenfelder und Sidonie, in flagranti, verhaftete ſie und brachte ſie in's Gefängniß zu Laasfe. Sie wurden dann einem aus Bauern beſtehenden Gerichtshofe unterſtellt, deſſen Mitglieder ihre neugierigen Frauen hinter einer ſpaniſchen Wand zuhorchen ließen, und die nicht bereits Verhafteten ließ man laufen, während man ihren im Verſammlungshauſe zurückgelaſſenen Schatz von etwa viertauſend Thalern an baarem Gelte und Werthſachen — konfiszirte, — welches Verfahren dem gewandten Juriſten Vergenius nur zu viel Stoff zu einer glänzenden Beſchwerdeſchrift an das Reichskammergericht darbot. Während die Akten an die Univerſität Marburg zur Beurtheilung verſandt wurden, fanden die Verhafteten Gelegenheit zu entſpringen (im März 1705). Sie gingen nach Wetzlar zu Vergenius und dann mit ihren ſich wieder ſammelnden Brüdern und Schweſtern nach Uſingen, wo ſie ſich mit einem dort bereits ebenfalls beſtehenden Pietiſtenvereine ſinnlicher Richtung verſchmolzen. Ihre Exiſtenz wurde jedoch ſchwierig, als das gräflich Wittgenſtein'ſche peinliche Halsgericht ſie wegen Gotteslästerung und Kindesmordes vorlud und, als ſie nicht erſchienen, die konfiszirte Habe förmlich dem gräflichen Staatsſchatze einverleibte. Aus dieſer Lage retteten ſich Winter, Eva, Appenfelder und fünf andere Genoſſen, indem ſie den Weg einſchlugen, in welchen die Verbindung von Religion und Sinnlichkeit zuletzt immer einmündet, indem ſie nämlich zur römiſch-katholiſchen Kirche übertraten. Um den Schein zu wahren, ließ ſich Eva mit Appenfelder, der den Namen eines Dr. Leander annahm, nach katholiſchem Ritus (die Geſchiedene!) trauen und darauf vereinigte ſich die geſammte Sekte im Städtchen Luyde, einer zum Bisthum Paderborn gehörigen Enclave bei Pyrmont. Auch Vergenius kam ſpäter hin, ebenfalls zum Scheine mit der Tochter des Bürgermeiſters verheiratet, und wurde zum Advokaten des Biſchofs von Paderborn ernannt! Die Sektirer gingen zwar bei den Jeſuiten, ihren Geiſtesverwandten, zur Beichte; aber ſie behielten daneben ihre Hausordnung und ſetzten mit Vorſicht ihre ſchamloſen Orgien fort. Auch errichteten ſie eine ſogenannte „Regierung", deren Direktor Vergenius wurde und welche gegen die Mitglieder der Sekte das Strafrecht übte. Es wurden neue Dogmen und Gebräuche eingeführt und Gottesdienſte gehalten, welche aus katholiſchen und pietiſtiſchen Elementen gemiſcht waren, und bei deren Darſtellung man wirklich ſchwankt, ob die ganze Erſcheinung blos Heuchelei oder auch Fanatismus und Schwärmerei war, ſo ſehr erinnert Alles an die Verrücktheiten und Greuel der Münſterer Wiedertäufer und anderer Genoſſenſchaften des Unſinns. So wurde z. B. die „Dreifaltigkeit" durch Beifügung der „Sophia (Weisheit)" auf vier

Personen vermehrt, letztere Rolle Eva zugetheilt und alle vier auf feierliche Weise eingeweiht.

Endlich aber nahte der Sturz des Schwindels. Ein abgefallener „Bruder", Sebastian Reuter, denunzirte die Bande, und am 22. Februar 1706 wurden zwanzig Mitglieder, darunter auch Vergenius, verhaftet. Winter („Gott Vater") und Ichtershausen (der neue „heilige Geist") wurden gefoltert und am 15. Mai zehn Mitglieder theils auf zehn Jahre, theils für immer des Landes verwiesen, zwei Andere, sowie Eva, Ichtershausen und Appenfelder, gestäupt und verwiesen, Winter aber zum Tode verurtheilt, jedoch vom Fürstbischof zur Geißelung und Verweisung begnadigt. Eva's Mutter, Sidonie von Calenberg und deren Schwester wurden entlassen und Vergenius rettete sich durch eine Vertheidigungsschrift, welche der berühmte Thomasius ein Meisterstück nannte, und durch Anrufung der pietistischen Universität Halle, so daß er ohne Strafe davon kam. Von dem weitern Leben der Betheiligten und ihrem Ende ist nichts bekannt. Der Erzähler des sonderbaren Handels, Ludwig Christiani, nennt Eva treffend einen „Johann von Leiden im Unterrock."

Eine ganz andere, reinere und ehrenhaftere Gestalt nahm der proteusartige Pietismus wieder an in der von dem Grafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, dem Sohn eines Freundes und Verehrers von Spener, gestifteten Brüdergemeine.

Zinzendorf wurde am 26. Mai 1700, nur dreizehn Tage vor dem Tode seines Vaters, des kursächsischen Konferenzministers Georg Ludwig, des „Lieblings aller Frommen", zu Dresden geboren. Er wurde von seiner sehr frommen Mutter, welche wieder zu ihren Eltern nach Groß-Hennersdorf in der Ober-Lausitz gezogen war, und nach deren 1704 erfolgter zweiter Vermählung mit dem preußischen Feldmarschall von Natzmer, dem sie nach Berlin folgte (ihr Kind also zurückließ!), von seiner Großmutter und seiner Tante erzogen, im beständigen Verkehre mit den Größen des Pietismus, Spener, Francke u. A. Er wuchs zum stattlichen schönen Jüngling heran und verband mit glühender Begeisterung für den „gekreuzigten Christus" eine reiche Fantasie und eine bedeutende Rednergabe. Seine „Glaubenszuversicht" war schon als Kind so groß, daß er „seinem Heilande" Briefe schrieb und sie zum Fenster hinauswarf, in der Überzeugung, sein „himmlischer Freund" werde sie schon finden, und nach dem Abendmahle den dasselbe Genießenden mit doppelter Ehrerbietung begegnete, weil sie, nach seinem Glauben, „wahrhaftig Christum selber in sich trugen". Sein erstes Taschengeld schenkte er dem ersten ihm Begegnenden. Schon früh veranstaltete er vertrauliche Gesellschaften, die man „Banden" nannte, zu gegenseitiger Erbauung, einst gerade, als die Truppen Karls XII. von Schweden in das Schloß eindrangen, um Kontribution zu holen, was dieselben so ergriff, daß sie von ihren Absichten abstanden. Er faßte den festen Entschluß, Theologie zu studiren; seine

Angehörigen aber ſandten ihn 1710 mit der Abſicht, ihn dem Staatsdienſte zu widmen, in das Pädagogium Francke's nach Halle. Dort wurde er, auf Verlangen ſeiner einfältigen Großmutter, unvernünftig ſtreng behandelt. Sein religiöſes Gefühl entwickelte ſich ſo, daß bei der erſten Kommunion „die Andacht ſeiner Seele hoch aufflammte und ſein ganzes Herz in Rührung, Dank und Gelübde zerſchmolz.“ Dabei zeichnete er ſich in den alten Sprachen aus, ſowie in der Rede- und Dichtkunſt. Als ſeine kindliche Luſt am Spiele, die er ſich noch nicht hatte nehmen laſſen, bei den Überfrommen Anſtoß erregte, ließ er dasſelbe, wie ſchon vorher das Tanzen, bei Seite. Dagegen bemühte er ſich, Perſonen aller Stände und Glaubensbekenntniſſe „zu Chriſto zu führen“, las und betete mit ihnen an abgelegenen Orten. So gründete er ſieben Geſellſchaften, die in ein Bundesverhältniß zu einander traten und zum einzigen Zwecke „Chriſtum“ hatten, deſſen Bild das Ordenszeichen war. Ein ſpezielles Bündniß ſchloß Zinzendorf mit dem Berner Friedrich von Wattenwil, zur Bekehrung der Heiden. Mit einer lateiniſchen Rede gegen das Schulgezänke der Gelehrten, ſchied er im ſechszehnten Jahre von Halle, um nach dem Willen ſeines Vormundes die Burg des Pietismus, mit Wittenberg, derjenigen der Orthodoxie, zu vertauſchen. Er fand aber in dem trockenen Kreiſe der dogmenfeſten Verſtandesmenſchen „kein Herz“. Er las Luthers und Speners Werke, aber ſtets mit der Bibel daneben, um das „Menſchliche“ durch das „Göttliche“ zu beaufſichtigen, und trat Allen gegenüber energiſch für ſeine Anſichten, oder wie er es nannte, „für Chriſtum“ auf. Im neunzehnten Jahre verließ er Wittenberg, wählte Utrecht zur Fortſetzung ſeiner Studien und frommen Übungen und ging ſpäter nach Paris, wo er den gerade damals im härteſten Kampfe befindlichen Janſeniſten ſeine Sympathien zuwandte, aber den Verſuchen ihres damaligen Hauptes, des Kardinals Noailles, ihn zum Katholizismus zu bekehren, Standhaftigkeit entgegenſetzte. Im Jahre 1720 kehrte er nach Deutſchland zurück. Auf der Reiſe ſuchte er, ſtatt der ſchönen Landſchaften, wie andere Reiſende, nur Menſchen. Zwiſchen Bamberg und Würzburg zog Theodore, Gräfin von Caſtell, ſein Herz an, da „auch ihre Seele in Chriſto brannte“, und er ſah in ihr gleich die „gotterkorene“ Gefährtin ſeiner Tage, — trat ſie jedoch aus Selbſtverläugnung ſeinem fürſtlichen Freunde, Heinrich XXIX. von Reuß zu Ebersdorf ab. In gleicher Weiſe opferte er ſeine Herzensneigung, Prediger zu werden, dem Wunſche ſeiner Familie und wurde 1721 Hof- und Juſtizrath zu Dresden. Unwillkürlich wirkte er in ſeinem Amte gleich einem Prediger und brachte viele „Verlorene“ zur Kirche zurück. Im folgenden Jahre kaufte er von ſeiner Großmutter das Gut Berthelsdorf in der Oberlauſitz. Nach manchen Bedenken endlich zur Ehe entſchloſſen, vermählte er ſich mit ſeines einſtigen Nebenbuhlers Heinrich von Reuß Schweſter, Erdmut Dorothea.

Mit dieſer Veränderung in ſeinen Lebensverhältniſſen fiel noch eine

andere wichtige Begebenheit zusammen, die für ihn und seinen Namen höchst folgenreich werden sollte. Er kam zu derselben Zeit in Berührung mit den „mährischen Brüdern", den vom Schicksale schwer geprüften Überbleibseln der einst so siegesstolzen Husiten, deren Nachkommen sich seit 1532 an Luther angeschlossen hatten, aber durch den dreißigjährigen Krieg abermals furchtbar dezimirt worden waren. Eine Schaar dieser Unglücklichen wandte sich an den durch seine Frömmigkeit und Mildthätigkeit weit berühmten Zinzendorf, der ihnen jedoch wenig Aufmerksamkeit schenkte und blos zugab, daß sie sich auf dem Hutberge in seiner Besitzung Berthelsdorf anbauen durften, bis er selbst durch das Entstehen einer neuen Kolonie überrascht wurde und ihr dann seine ganze Liebe zuwandte. Er predigte seinen Schützlingen, schrieb für sie erbauliche Werke, Katechismen, Gesangbücher und beschwichtigte ihre theologischen Zweifel und Streitigkeiten durch evangelische Liebe, wie er auch zugleich fest gegen intolerante Bestrebungen lutherischer Pastoren auftrat. Seine Kolonie „Herrnhut" nahm zu, und er reiste selbst nach Mähren, um Gesinnungsgenossen dem Kerker zu entreißen, während zu Hause Undankbare gegen ihn wüteten. Nachdem deren Anführer wahnsinnig geworden, gab Zinzendorf 1727 der „Brüdergemeine" eine Kirchenverfassung und Kirchenzucht, ließ sie jedoch bei Luthers Glaubensbekenntniß bleiben. Durch das Loos wurden Älteste und Oberälteste gewählt, der Graf zum Vorsteher und sein Freund Wattenwil zu seinem Gehülfen. Es begann nun ein beinahe ungetrübtes Leben der Andacht und Frömmigkeit; Zinzendorf hielt „wunderbare Seelenfeiern", nahm „Prüfungen der Herzen" vor, und machte „Erweckungsreisen", um „das über und über gefüllte Gefäß des Glaubens und der Liebe auch anderwärts auszugießen."

Aus Mangel an Schutz von Seite des schwelgerischen und katholisch gewordenen August des Starken begab sich Zinzendorf 1732 in „freiwilliges Exil" nach Schwaben, „predigte dort so gewaltig, daß die Menschen förmlich hinter ihm herliefen," und trat in den längst von ihm ersehnten geistlichen Stand. Nun lebte er abwechselnd zu Hause und auf Reisen in Begleitung seiner Familie und zwölf Gleichgesinnter durch ganz Deutschland und bis Holland und Livland; überall drängte man sich, ihn zu hören. Im Jahre 1736 aber wurde er „wegen falscher Lehre und gefährlicher Prinzipien" aus Sachsen verwiesen, während doch eine amtliche Kommission bei neuntägiger Untersuchung in Herrnhut nichts Unrechtes entdecken konnte. Indessen predigte Zinzendorf auf der Ronneburg, die er zum einstweiligen Aufenthaltsorte gewählt, überzeugte den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, bei dem er drei Tage in Berlin blieb, von der Ungerechtigkeit seiner Verfolgung, und besuchte dann England, wo er sich den gesinnungsverwandten Quakern und Methodisten näherte und Beide bezauberte. Nach seiner Rückkehr wurde er in Folge eines Examens auf Befehl des Königs von Preußen als Bischof der mäh-

rischen Kirche ordinirt, und nun gestattete ihm auch Sachsen die Rückkehr. Jetzt sandte er Missionäre auch nach fremden Erdtheilen und ließ sich selbst zu einer solchen Missionsreise bestimmen, um nicht an Opfermut hinter seinen Freunden zurückzubleiben. Er schrieb auf dem Meere sein Testament und fuhr nach Westindien, wo ihm die europäischen Behörden in seinen Bestrebungen zum Seelenheile auch der Sklaven alle möglichen Hindernisse entgegenstellten und die seinen Worten lauschenden Neger mißhandelten. Ja, der König Christian VI. von Dänemark hatte den Befehl nach St. Thomas erlassen, Zinzendorf zu verhaften; die Botschaft kam jedoch erst dort an, als der Missionär wieder nach Europa abgereist war. Der König aber, vom Zustande seiner Neger unterrichtet, sah sein Unrecht ein und verfügte Verbesserungen. Mit vierzig bis fünfzig Begleitern besuchte Zinzendorf die Schweiz, wurde aber in Genf mit Steinen beworfen. Im September 1741 trat dann der Ruhelose eine neue Seereise an, fuhr nach New-York und Philadelphia, wo er den Ideen der neuen Welt gemäß, vor einer zahlreichen Gesellschaft, unter der sich auch Franklin befand, seinen Grafenstand niederlegte, aber mit Feindseligkeiten lutherischer und reformirter Pfaffen zu kämpfen hatte. Dann drang er in damals noch am Delaware wuchernde Urwälder zu den Indianern. Auf der Heimreise soll, so wird erzählt, auf sein Wort ein Sturm sogleich sich gelegt haben!

Bald zeigten sich jedoch die Konsequenzen eines solchen, zwar herzlich gemeinten und von Liebe zu den Menschen erfüllten, aber einseitig auf Beten und Singen gerichteten Strebens. Die Schüler Zinzendorfs fielen von dem heiligen Ernst ihres Meisters ab und verloren sich, mit dem ihm Heiligsten spielend, in eine ganz verrückte Begeisterung für „Christi Blut und Wunden.“ Man dichtete Verse, in denen auf widerliche Weise die Worte „Wundenflut, Wundengut, Wundenblut, Wundenmut, Herzenswunden, Geißelwunden, Nägelschrunden, Speerschlitzwunden“ einander jagten. Freilich hatte Zinzendorf selbst dazu Anlaß geboten, indem er gedichtet:

„Ein Kreuzluftvögelein,
Kränkeleid vor Liebespein
Nach Jesu Seitenschrein“,

und so war es natürlich, daß jene sonderbaren Schwärmer in dem „Seitenschrein“ förmlich wühlten, ihn zu einem „Seitenhöhlchen“ sublimirten, und darin sogar ein „Wundenwürmlein“ fanden. Er selbst „jauchzte“ anfangs über diese scheußlichen Geschmacklosigkeiten, die er sogar drucken ließ; aber endlich gingen ihm die Augen auf, und er that sein möglichstes, jene klaffenden „Wunden“ zu heilen.

Nachdem Zinzendorf neue Missionsreisen gemacht, besonders in Holland und in England, wo er drei Jahre nacheinander blieb, brach der siebenjährige Krieg aus. Sowol die Preußen als die Österreicher schützten Herrnhut durch Bedeckungen gegen die Kriegsgreuel. Wie sehr Zinzen-

dorf alle aristokratischen Vorurtheile in wirklich christlicher Weise abgelegt hatte, zeigt, daß er seine Tochter aus der Ehe mit der Fürstin von Reuß mit seinem Hauslehrer und sich selbst in zweiter Ehe mit der Tochter eines Glaubensgenossen, der in Mähren eingekerkert gewesen und Wagner von Beruf war, verheiratete. Er war aber durch vieles Arbeiten, Schreiben und Wandern erschöpft, und fühlte im Jahre 1760 sein Ende nahe. Ein Katarrfieber warf ihn auf das Krankenlager und ein Stickfluß nahm ihm die Sprache. Er verlangte seine „Kinder" zu sehen; gegen hundert versammelten sich um sein Sterbebett und waren bei seinem Tode am 7. Mai zugegen. „Die Posaune erschallte, sagt seine Biographie, und die Gemeine strömte auf dem Betsaal zusammen." Es wurde gebetet und gesungen und Alles zerfloß in Thränen. Der Verstorbene wurde im weißen Bischofstalare in violettbeschlagenem Sarge ausgestellt und am 16. Mai unter großen Feierlichkeiten und in Anwesenheit von 32 Predigern und Diakonen der Brüdergemeine aus Holland, England, Amerika und Grönland und von zweitausend Gemeindegliedern bestattet, wobei man von ihm gedichtete Lieder sang.

So lebte und endete ein Mann, welcher religiöse Vorurtheile, die er ehrlich und ernst als wahr annahm, mit dem Zauber der Humanität, Toleranz und Rechtlichkeit zu umkleiden wußte und in der Geschichte der menschlichen Verirrungen und Einseitigkeiten als ein Lichtpunkt dasteht. Sein Werk, geleitet von seinen drei ihn überlebenden Töchtern, vermählt mit zwei Herren von Wattenwil aus Bern und einem Grafen von Dohna, blühte fort und besteht noch heute.

Wir schreiten zu den kulturhistorischen Ereignissen innerhalb der katholischen Kirche in deutschen Landen.

Die damals unter polnischem Schutze stehende freie, deutsch sprechende und protestantische Stadt Thorn besaß in Folge der Privilegien König Sigismund Augusts von 1557 das Recht der freien Ausübung des lutherischen Glaubens in ihren sämmtlichen Kirchen bis auf eine, welche die Protestanten mit den Katholiken gemeinsam benützen mußten. Diese Kirche wurde jedoch schon 1596 durch Sigismund III. den Katholiken allein zugesprochen und eine andere Kirche den Benediktiner-Nonnen eingeräumt, so daß die Protestanten nur noch zwei Kirchen besaßen, obschon mit Ausnahme der Dienstboten und Arbeiter ihnen die ganze Stadt angehörte. Damit waren aber die Katholiken immer noch nicht zufrieden. Dem bestehenden Gymnasium wurde 1605 ein solches der Jesuiten an die Seite gesetzt, nach erfolgter Störung durch die erbitterten Bürger zwar wieder aufgegeben, jedoch 1611 neuerdings eingerichtet. Von den Schweden 1656 verjagt, kehrten die unabtreibbaren Jesuiten nach dem Frieden von Oliva wieder zurück, und erlaubten sich fortwährend solche Übergriffe und zudringliche Bekehrungsversuche, wie auch Beleidigungen und durch ihre Schüler Mißhandlungen der Protestanten, und traten gegen eine harmlose Schrift des

Profeſſors Arend, in welcher der Hoheprieſter Kaiſas „Pontifex maximus“ genannt war, worin ſie eine Beleidigung des Papſtes ſehen wollten, ſo gehäſſig auf, und im Jahre 1724 benahmen ſich bei Anlaß einer Proceſſion die Jeſuitenſchüler, meiſt Polen, mit ſolch' herausfordernder Frechheit gegen die Bürger, daß endlich ein völliger Krieg zwiſchen beiden Parteien in der Stadt entſtand, in welchem der Pöbel das Jeſuitenkolleginm, aus deſſen Fenſtern die Schüler auf das Volk Steine warfen und ſchoſſen, angriff, erſtürmte und verwüſtete. Die bewaffnete Bürgerſchaft ſtellte ſelbſt wieder die Ruhe her und der Magiſtrat ordnete eine Unterſuchung gegen beide Parteien an. Die Jeſuiten aber gaben eine Schrift heraus, in welcher ſie auf nichts von dem Vorgefallenen ſo vieles Gewicht legten, als daß Heiligenbilder zerſtört worden ſeien (was nicht der Fall war) und dabei — geblutet hätten. Da lud die ſtets für die Jeſuiten parteiiſche polniſche Regierung im Namen Auguſts II. die Stadtgemeinde Thorn vor ihr Gericht, und ließ die Sache, nach einſeitiger Anhörung der Jeſuiten, durch eine Kommiſſion aus lauter Polen und Katholiken unterſuchen. Viele Perſonen wurden als wirkliche oder angebliche Theilnehmer am Sturme auf das Jeſuitenhaus verhaftet, — wer aber die polniſchen Beamten beſtach, — ohne Weiteres entlaſſen. Die Kommiſſion ſtellte endlich ſechszehn Perſonen vor das Gericht und nahm von der Stadt eine Brandſchatzung von 59,000 polniſchen Gulden an Zehrungskoſten und 2950 Dukaten an Gebühren. Das Gericht trat in Warſchau zuſammen und eines ſeiner Mitglieder plädirte für die Jeſuiten und entflammte durch Vorweiſung durchſtochener und verbrannter Heiligenbilder den zuſehenden polniſchen Pöbel zur höchſten Wut. Die Vertheidigungsrede des Advokaten der Thorner wurde auf die Replik des Anklägers und die Rede eines Jeſuiten todtgejubelt. Endlich verurtheilte das Gericht, unter Vorbehalt eines Beſtätigungseides der Kläger (der Jeſuiten), den Präſidenten Rösner und Vicepräſidenten Zerneck des Magiſtrates von Thorn, welche ihr Möglichſtes zur Aufrechthaltung der Ordnung gethan hatten, ſowie zehn genannte und drei ungenannte (weil wahrſcheinlich entflohene) Bürger, die an der angeklagten That betheiligt ſein mochten, zum Tode, vier davon, als angebliche Heiligenſchänder, zu vorhergehender Abhauung der rechten Hand und Einen zu nachheriger Viertheilung, zwei Beamte zu Entſetzung und Gefängniß, und viele andere Bürger zu Gefängniß verſchiedener Zeitdauer, theilweiſe auch zu Peitſchenhieben. Ferner wurde beſtimmt, daß künftig alle Behörden und die Stadtſoldaten von Thorn zur Hälfte aus Katholiken beſtellt, die Marienkirche den Proteſtanten genommen und den Franziskanern übergeben und bei jeder Störung von Proceſſionen oder katholiſchen Leichenzügen die Stadt Thorn mit 500 Dukaten gebüßt werden ſolle. Über alle nicht katholiſchen Druckſchriften wurde endlich Verbrennung durch den Henker, über zwei lutheriſche Prediger die Acht verhängt, jede Druckſchrift in Thorn einer katholiſchen Cenſur unterworfen

und das lutheriſche Gymnaſium aus der Stadt auf ein Dorf verlegt. Der König von Polen beſtätigte dieſen Juſtizmord an einer Stadt ſeines urſprünglichen Stammes und Glaubens; nur Zerneck wurde ſpäter begnadigt. Polniſche Truppen beſetzten die Stadt, aus welcher ein Theil der Verurtheilten, die nicht verhaftet waren, hätte fliehen können, es aber verſchmähte. Die Jeſuiten verweigerten die Leiſtung des vorbehaltenen Eides, als gegen ihre Regel verſtoßend, ließen ihn aber; — den ſchändlichen Meineid, — durch erkaufte Zeugen ſchwören! Durch Mönche verſuchte man noch, unter Vorſpiegelung der Begnadigung, ſie zur katholiſchen Kirche zu bekehren, jedoch umſonſt. Sie betheuerten ſämmtlich ihre Unſchuld und wollten bei ihrem Glauben bleiben. Am 7. December, früh Morgens, bei Fackelſchein, wurde die ſchmähliche Blutthat verübt und zwar bei Ungeſchicklichkeit des betrunkenen Henkers unter unmenſchlichen Grauſamkeiten und teufliſchen Späßen. Acht Witwen und achtundzwanzig Waiſen trauerten. Die Jeſuiten triumfirten und ihre Schüler begleiteten den Henker — mit Muſik aus der Stadt! Sie aber und der eifrigſte Betreiber der Blutthat, der Fürſt Lubomirski, welcher bald darauf erblindete, wurden von allen menſchlich und rechtlich Denkenden verwünſcht. Das ganze freiſinnige Europa fluchte dem fanatiſchen Polen, und Auguſt II. mußte ſich vor dem Reichstage in Regensburg zu rechtfertigen ſuchen *).

Dieſem Beiſpiele des katholiſchen Glaubenshaſſes im Norden folgte bald ein ebenſo empörendes im Süden. Schon im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert hatten mehrere Fürſt-Erzbiſchöfe von Salzburg verſucht, ihr Land gänzlich von den proteſtantiſchen „Irrthümern" zu reinigen, indem ſie deren zahlreiche Anhänger erbarmungslos aus der Heimat trieben. Trotzdem verſchwand die neue Lehre dort nicht, und ihre Bekenner verſammelten ſich, auch ohne Prediger, heimlich, während ſie ſich äußerlich nothgedrungen als Katholiken benahmen. Am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts regierten noch, wie zeitweiſe ſchon vorher, humane Kirchenfürſten; als denſelben jedoch 1727 Leopold Anton von Firmian folgte, begann deſſen fanatiſcher Hofkanzler Räll, mit Hülfe der Jeſuiten, eifrig gegen die heimlichen Proteſtanten zu wirken. Man nahm, dies zu thun, den erſten Anlaß daher, daß 1728 Papſt Benedikt XIII. den Katholiken den Gruß vorſchrieb: Gelobt ſei Jeſus Chriſt, worauf geantwortet werden mußte: Von nun an bis in Ewigkeit! Durch dieſen Gruß kam man, wie die Pfaffen behaupteten, zweihundert Tage eher aus dem Fegfeuer, und wenn man ihn in der Sterbeſtunde ausſprach, erhielt man zweitauſend Jahre Ablaß. Wegen dieſer ſchwindelhaften Verſprechungen verſchmähten es die Evangeliſchen, ſich dieſes Grußes zu bedienen, und verriethen ſich dadurch. Da drangen Geiſtliche und Häſcher

*) Fr. Dörne, Thorn's Schreckenstage im Jahre 1724. Ein Beitrag zur Geſchichte der Jeſuiten. Danzig 1826.

in ihre Wohnungen, durchſuchten ſie nach ketzeriſchen Büchern, verbrannten dieſe und überlieferten die Beſitzer der Gelt- oder Kerkerſtrafe. Einzelne der Verfolgten flohen ſchon ſeit 1729 aus dem Lande. Selbſt Todtkranke wurden vom Lager weggeriſſen und vor die unmenſchlichen Glaubensrichter geführt, und Viele ſchmachteten in den furchtbaren Kerkern des Schloſſes Werfen, in welche ſie, viele Klafter tief, an Ketten hinabgelaſſen wurden, worauf man einen eiſernen Deckel auf die Öffnung fallen ließ und die Elenden ohne Luft und Licht im Schmutze ſtarben. Andere kamen, nach fürchterlicher Exekution mit dem Ochſenziemer, mit Geltſtrafe davon. Dazwiſchen quälte man ſie unermüdlich mit Bekehrungsverſuchen. Nun wollten ſich die Proteſtanten (1731) durch eine Abordnung an den Kaiſer wenden. Die erſte ſolche wurde an der Grenze angehalten, nach Salzburg zurückgeſandt und in ſcheußliche Kerker geworfen. Die zweite gelangte nach Regensburg, bewirkte aber nichts, als daß eine Regierungskommiſſion abgeſandt wurde, ihre Beſchwerden zu prüfen. Bei dieſem Anlaſſe fanden ſich über zwanzigtauſend Proteſtanten im Salzburgiſchen. Sie wurden, nachdem die Kommiſſion abgereist, von den Geiſtlichen öffentlich in der Kirche verflucht, und ihnen alle kirchlichen Dienſte, wie Taufe, Trauung, Beerdigung u. ſ. w. verweigert, worauf ſich die Geächteten ſelbſt zu helfen ſuchten und dieſe Dienſte ſelbſt verrichteten. Sie ſetzten ſich mit einander in Verbindung und ſchwuren auf einer Verſammlung in Schwarzach, ihre Finger feierlich in ein Salzfaß tauchend, bei ihrem Glauben unerſchütterlich zu verharren. Man nannte dieſen Schwur den Salzbund. Der Erzbiſchof, welcher davon hörte, verbot alle Verſammlungen und ließ kaiſerliche Truppen in das Land rücken und bei den Evangeliſchen einquartieren, deren man zugleich über ſiebenzig Nachts aus den Betten riß und mit Kappen über den Geſichtern am Morgen unter Glockengeläute in Salzburg einführte, mißhandelte, einkerkerte und auf alle Weiſe ſchreckte und zu bekehren verſuchte. Die härteſte Behandlung erlitt der eigentliche Anführer der Proteſtanten, der Schmied Rupert Stulebner zu Hüttau. Mit läppiſcher Wut verbrannten die Pfaffen evangeliſche Bücher, mit der größten Raſerei waren ſie auf — die Bibel erpicht. Die einquartierten Soldaten aber nahmen den Unglücklichen an Gelt und Gut, was ſie faſſen konnten.

Inzwiſchen gelangten die Geſandten der evangeliſchen Stände am deutſchen Reichstage mit einem Geſuche an den Kaiſer, welcher aber nichts that, als daß er den Evangeliſchen, nach angeblichem Wortlaute des weſtfäliſchen Friedens, die — Auswanderung erlaubte. Der Erzbiſchof machte dieſe Erlaubniß ſofort zum Befehle und trieb mitten im Winter 1731 auf 1732 mit Hülfe von Soldaten alle nicht Römiſch-Katholiſchen wie Vieh aus dem Lande, — und zwar die nicht angeſeſſenen Arbeiter ſofort, gleichviel wo man ſie fand, ohne daß ſie nur etwas von ihren Habſeligkeiten mitnehmen durften. Da folgten die Angeſeſſenen freiwillig nach.

obſchon man ſie mit Gewalt zurückhalten wollte und im Schrecken vor dem großen Menſchenverluſte ſogar auf die ſich nicht Fügenden ſchoß; ja manche Katholiken ſchloſſen ſich ergriffen und gerührt an. Die Auswanderung dauerte den ganzen Winter. Sie ging vorerſt auf bairiſches Gebiet. Aber drei Abgeordnete der Vertriebenen gingen nach Berlin und baten König Friedrich Wilhelm I. um Schutz und Aufnahme in ſeinen Landen. Er ſagte denſelben nicht nur zu, ſondern ließ auch durch ſeinen Geſandten dem Erzbiſchofe von Salzburg mit Repreſſalien drohen, falls die Vertreibung in dieſer Härte fortdauerte. Dänemark, Heſſen und Holland ließen die nämlichen Drohungen hören, Salzburg aber entſprach denſelben nur ſoweit, daß es einen Theil der Proteſtanten zurückhielt, um abermals ihre Bekehrung zu verſuchen. Als aber alles nichts half, glaubte man die Auswanderer durch Erhebung ſchamloſer Abzugsgelter und namenloſe Quälereien abzuſchrecken und ſuchte in wahnſinnigem Widerſpruche zu verhindern, was man früher befohlen, weil die Gequälten dies nun ſelbſt wünſchten und man vor den Folgen der böſen That — zu ſpät — zurückbebte. Vielen behielt man mit Gewalt ihre Kinder zurück, um wenigſtens dieſe ſelig zu machen! Als bereits Vierzehntauſend ausgewandert waren und das Land zu veröden drohte, ließ der geängſtete Erzbiſchof, vom Gewiſſen gequält, die Grenzen beſetzen und alle Reiſenden durchſuchen; auch wurden Lügen verbreitet, als gingen die Auswanderer ſchrecklichen Schickſalen entgegen. Trotzdem waren bis 1733 dreißigtauſend Salzburger ausgewandert. Die meiſten gingen nach Preußen, Andere nach anderen deutſchen Staaten, beſonders den Städten Augsburg und Nürnberg, ſowie nach Holland, Schweden und Amerika*).

C. Frankreich.

Während auf der größern britiſchen Inſel zwei religiöſe Parteien einander mit den Waffen bekämpften und gegenſeitig im Beſitze der Gewalt ablöſten, in Deutſchland aber der Streit zwiſchen den Glaubensanſichten ſeit dem Ende des dreißigjährigen Krieges, der indeſſen vorwiegend politiſche Urſachen gehabt, ohne materielle Waffen und auch ohne zu einem Ziele zu kommen, geführt wurde, erfolgte in Frankreich nach dem Tode Heinrich's IV., der den Hugenotten ſo weit möglich gerecht geworden, eine allmälige, aber ſichere und rückſichtloſe Unterdrückung aller von der herrſchenden katholiſchen Kirche abweichenden religiöſen Anſichten.

Die erſte derſelben, die ſich einen Namen und Ausbreitung errang, war die der Janſeniſten. Ihren Urſprung hatte ſie in Holland, wo

*) Dobel, Dr. Karl Friedr., kurze Geſchichte der Auswanderung der evangeliſchen Salzburger. Kempten 1835.

ſeit der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts Streitigkeiten über des Auguſtinus Glaubensſatz von der Vorherbeſtimmung der Seligkeit durch die Gnade Gottes die theologiſchen Kreiſe erregten und namentlich an der Univerſität Löwen zwiſchen dem Profeſſor der Theologie, Michael Bajus (de Bay), damals Kanzler, und den Jeſuiten entbrannten und ſelbſt nicht aufhörten, als Bajus durch eine päpſtliche Bulle (1569) zum Widerrufe gezwungen wurde, und ebenſo wenig als die theologiſche Fakultät für ihn gegen die Jeſuiten auftrat und ſie zu einem Vergleiche brachte (Bajus hatte ſogar das Amt eines Inquiſitors erhalten und ſtarb 1589). Vielmehr brach der Streit auf's Neue aus, nachdem der Jeſuit Molina in einem berühmten Buche die Gnadenwahl, wenn auch nur theilweiſe, beſtritten hatte, worauf ihn Papſt Clemens VIII., ein Anhänger dieſer ſonderbaren Lehre, hatte verdammen wollen, aber zu früh ſtarb (1605). Umſonſt unterſagten Paul V. und Gregor XV. jeden Streit über dieſe aus der Luft gegriffene Hypotheſe. Da trat der Mann auf, von welchem die genannte Sekte ihren Namen hat: Cornelius Janſen (Janſenius), ſo nach ſeinem Vater, Jan Otthe, genannt, 1585 bei Leerden in Holland geboren. Als Student in Löwen Zuhörer eines eifrigen Anhängers des Bajus, pflog er dort und in Paris enge Freundſchaft und Geſinnungsgemeinſchaft mit dem Franzoſen Jean Duvergier (Vergerius), welcher 1620 Abt des Benediktinerkloſters St. Cyran wurde, nach dem man ihn oft benennt. Beide waren von den Lehren des Kirchenvaters Auguſtinus begeiſtert, in welchen ſie den wahren Geiſt des Evangeliums zu entdecken glaubten, ſo daß ſie natürlicher Weiſe zu der Anſicht gelangten, daß die katholiſche Kirche, welche nicht der auguſtiniſchen, ſondern der von den Jeſuiten begünſtigten pelagianiſchen Lehre huldigte, einer Reform bedürfe. Ihr geiſtiger Entwickelungsgang war ſomit jenem Luther's und Calvin's ähnlich; aber ihnen lag jeder Gedanke an Trennung von der Kirche ferne. Ihre Gedanken tauſchten ſie einander mittels einer Geheimſprache aus; Janſen beſchäftigte ſich mehr mit der Reform der Lehre, Duvergier mehr mit jener der Kirchenverfaſſung. Erſterer arbeitete ſeit 1627 raſtlos an ſeinem Hauptwerke über die Lehre Auguſtin's von der menſchlichen Natur und führte für die Grundſätze desſelben einen eifrigen Kampf gegen die Jeſuiten, worin ihn die gelehrteſten niederländiſchen Theologen unterſtützten. Mit weit weniger Sachkenntniß und Ausdauer bekämpfte er übrigens auch die Proteſtanten. Seit 1636 Biſchof von Ypern, ſetzte er ſein Werk raſtlos fort; als er es beendet hatte, 1638, ſtarb er, im Mai dieſes Jahres; ſeine Freunde ließen es 1640 drucken. Es wurde von den Jeſuiten heftig angegriffen und von der römiſchen Inquiſition verboten, in Paris aber nachgedruckt, wo Duvergier, nun der hauptſächlichſte Träger der Grundſätze Janſen's, inzwiſchen Beichtvater eines Ordens geworden war, welchen der zweideutige Biſchof von Langres unter dem Namen „Orden zur Verehrung des heiligen Sakraments“ geſtiftet hatte, und

deſſen Treiben in „auffallender, übertriebener Askeſe, fantaſtiſch-myſtiſcher Nichtsthuerei, pompöſer Kleidung und prächtiger Ausſtattung der Kirche“ beſtand. Der Biſchof hatte für ſeine Stiftung im Quartiere des Louvre zu Paris ein Haus erworben, welches man das Sakramentshaus nannte. Zur Priorin desſelben wurde auserſehen Jacqueline Arnauld, ſeit 1602 (ihrem zehnten Lebensjahre!), unter dem Namen „Schweſter Angelika“, Äbtin des am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts geſtifteten Ciſtercienſerkloſters Port-Royal, welches erſt drei Meilen ſüdlich von Verſailles lag, ſeit 1626 aber wegen ungeſunder und enger Bauart nach der Vorſtadt St. Jacques in Paris verſetzt war. Sie verließ 1633 ihr Kloſter und bezog das Sakramentshaus. Duvergier war es jedoch, welcher den Plan vereitelte, ganz Port-Royal ihr nachfolgen zu laſſen, den Extravaganzen des Sakramentshauſes ein Ende machte und endlich bewirkte, daß Angelika 1636 nach Port-Royal zurückkehrte, wo ſie jedoch die Abtei ihrer jüngern Schweſter Agnes abtrat; 1638 aber wurde das Sakramentshaus aufgehoben. Duvergier blieb Beichtiger von Port-Royal und übte durch ſeine Glaubensſtärke und Begeiſterung einen ungewöhnlichen Einfluß auf ſeine Beichtkinder aus, welche ſeine Grundſätze einſogen und hierdurch, wie ſie verſicherten, „ſich wie neugeboren fühlten und in den Thränen der Reue eine Wonne fühlten, welche ſie in Scherz und Freude nie gekannt hatten.“ Beinahe alle Schweſtern waren „mit dieſem Geiſte der Buße und Freude im inwendigen Menſchen erfüllt“ und „unterhielten ſich oft über ihr gegenwärtiges Glück und den Dank, den ſie Gott ſchuldig ſeien, — und die Einigung ihrer Herzen war ſo groß, daß auch das ſtrenge Stillſchweigen ihnen zur gegenſeitigen Ermunterung wurde.“ Wir reproduciren dieſe myſtiſche Ausdrucksweiſe, um den Geiſt von Ort und Zeit zu kennzeichnen. Port-Royal wurde ſo unter Duvergier's Leitung der Heerd des Janſenismus, einer Richtung, welche an dem Widerſpruche litt und krankte, katholiſch ſein zu wollen und doch eine Sekte zu ſein, d. h. gegenüber der römiſchen Beſchränkung auf Beobachtung der von der Kirche vorgeſchriebenen Formen und Handlungen, ihren Gliedern die fromme Verſenkung in ſich ſelbſt, alſo eine unkatholiſche Selbſtthätigkeit, zur Pflicht zu machen. Die ganze Korporation lebte und webte in Auguſtin's Lehre von der Gnadenwahl. Weil aber dieſe Lehre diejenige Luther's und Calvin's geweſen und derjenigen der Jeſuiten von der abſoluten Willensfreiheit ſchnurſtracks entgegen lief, ſo wurde folgerichtig Duvergier von jenen frommen Vätern als Ketzer angeklagt und acht Tage nach Janſen's Tode, am 14. Mai 1638, auf Befehl des Kardinals Richelieu, ſeines perſönlichen Feindes, verhaftet. Fünf Jahre lang ſchmachtete er im Kerker zu Vincennes, und dieſe Leiden brachen ſeinen Körper ſo, daß er acht Monate nach ſeiner Freilaſſung, im Oktober 1643, ſtarb, nachdem er vorher noch zu ſeinem Arzte geſagt hatte: „Sagen Sie den Jeſuiten, wenn ich todt bin, ſie ſollen nicht triumfiren; ich hinterlaſſe zwölf, welche ſtärker ſind als

ich." Es waren dies zwölf seiner Freunde und Anhänger, deren bedeutendster der Doktor Anton Arnauld, Bruder der Äbtinnen Angelika und Agnes und Verfasser der „Apologie de Jansenius et de la doctrine de St. Augustin" war, und welche sich sämmtlich, seit seiner Gefangennehmung, in dem alten von den Damen verlassenen Port-Royal (jetzt Port royal des champs, zum Unterschied von Port royal de Paris genannt) niedergelassen und dort eine Art jansenistischer Einsiedlergemeinde gegründet hatten. Aber auch die Schwestern im städtischen Port-Royal fuhren fort, nach den nämlichen Grundsätzen, wie unter Duvergier zu leben, zu wachen, zu fasten und zu beten. Beide Anstalten hielten Schulen, jede für junge Leute ihres Geschlechtes, welche, in strengem Gegensatze zu der äußerlichen Dressur und sklavischen Unterwürfigkeit der Jesuiten, zu innerlicher Frömmigkeit und Selbsterziehung angehalten wurden. Der Einsiedlerverein insbesondere wurde zum Centralpunkte der augustinisch-jansenistischen Lehre und damit auch der Opposition gegen die Jesuiten. Er vermehrte sich durch viele neue Mitglieder sowol, als durch zeitweise zur Erbauung und zum Studium in seiner Mitte sich aufhaltende Männer, und pflog mit Gleichgesinnten schriftlichen Verkehr. Seine Blütezeit aber erreichte er durch seine Berührung mit dem berühmten Mathematiker Blaise Pascal (nach altfranzösischer Schreibweise Blaize Paschal) *).

Pascal wurde als Sohn des Parlamentsrathes und Präsidenten der Cour des aides, Stephan Pascal, zu Clermont in der Auvergne, 19. Juni 1623, geboren. Schon in seiner Kindheit beginnt die Mystik zu spielen, indem die Sage ihn durch die Beschwörungen einer Hexe in eine gefährliche Krankheit fallen läßt, welche die Urheberin jedoch, auf Versprechungen und Drohungen des Vaters, in eine — Katze zu verpflanzen sich bewegen ließ (!). In früher Jugend seiner Mutter beraubt, die er niemals recht gekannt, vielmehr in seiner mystischen Anschauung von der menschlichen Fortpflanzung als einer Entwürdigung des Geistes gering geachtet zu haben scheint. Im Jahre 1631 zog die Familie Pascal nach Paris, wo sich der Vater vorzüglich mit der Mathematik, seiner Lieblingswissenschaft, beschäftigte, dieselbe aber seinem nach ihrer Kenntniß begierigen Sohne so lange vorenthielt, bis dieser nach seiner Ansicht so viel von den alten Sprachen gelernt hätte, um sie gründlich verstehen zu können. Der junge Pascal fühlte jedoch einen so kräftigen Antrieb zu jener Wissenschaft, daß er sich heimlich von selbst in ihr auszubilden begann und ohne Anleitung mit Kohle auf dem Zimmerboden mathematische Figuren zeichnete, deren Linien er, da er die richtigen Ausdrücke nicht kannte, „Balken" nannte. Sein Vater überraschte ihn hierbei und war so erstaunt, daß er dem Talente des Sohnes nun freien Lauf ließ und ihn angeblich schon im zwölften Jahre,

*) Dreydorff, Dr. Johann Georg; Pascal, sein Leben und seine Kämpfe. Leipzig 1870.

wahrscheinlich aber erst später, zu Berathungen mit gelehrten Mathematikern und Naturforschern zuzog, deren Bewunderung er durch eine im siebenzehnten Jahre geschriebene Abhandlung über den Kegelschnitt erntete, während der große Descartes, der von dem Wunderkinde hörte, die Sache kühl aufnahm und an der Selbständigkeit der Arbeit zweifelte, worin ihm übrigens Pascal selbst theilweise recht gab. Letzterer schritt jedoch weiter und erfand im achtzehnten Jahre eine Rechenmaschine, auf welche er von dem Staatskanzler Séguier ein Patent erhielt, das vor Nachahmungen schützte, — die aber trotz ihrer Berühmtheit sich nicht bewährte und wegen ihrer Kostspieligkeit, Komplizirtheit und Unzuverlässigkeit aufgegeben werden mußte.

Pascal hatte zwei Schwestern, deren ältere Gilberte, die jüngere Jacqueline hieß. Die Letztere, — gleich ihrem Bruder ein Wunderkind, doch nicht in der Mathematik, sondern bereits seit ihrem achten Jahre in der Poesie, — erfreute sich mit zwölf Jahren schon einer solchen Berühmtheit, daß sie an den Hof gezogen wurde, die Königin bedienen mußte und Diese, sowie ihre Hofdamen besang. Die Hofluft wirkte jedoch so schädlich auf die junge Dichterin, daß das kindliche Gemüt derselben in frivolem Tone unterging und sie, als sie mit dreizehn Jahren von den Blattern etwas entstellt war, Gott dankte, daß er ihr durch ihre Narben eine Garantie der Bewahrung ihrer Unschuld gegeben habe! Als nun ihr Vater (1638) von dem mächtigen Kardinal Richelieu als „Unzufriedener" verfolgt wurde und fliehen mußte, spielte Jacqueline in einer vor dem Minister aufgeführten Kinderkomödie eine Hauptrolle und gefiel ihm darin so, daß er ihr Alles zu gewähren versprach, um was sie bitten würde, worauf sie natürlich um ihres Vaters Begnadigung bat. Dies wurde nicht nur gewährt, sondern der alte Pascal erhielt auch die Stelle eines Intendanten der Normandie und zog 1640 mit seiner Familie nach Rouen, wo sich im folgenden Jahre Gilberte verheiratete. Auch hier trat Jacqueline als Dichterin auf und besang mit fünfzehn bis sechszehn Jahren die — unbefleckte Empfängniß Maria's! Und zwei Jahre später bekämpfte sie bereits die sinnliche Liebe in Versen!

Eine wichtige Veränderung in der Pascal'schen Familie ging vor, als der Vater 1646 auf dem Eise der glattgefrorenen Straße fiel und ein Bein brach. Die beiden ihn behandelnden Chirurgen, geborene Edelleute, die diese Kunst aus Menschenfreundlichkeit erlernt und in ihren Häusern Spitäler errichtet hatten, waren von einer sehr frommen Richtung und zwar von der jansenistischen, von deren Häuptern (Jansen, Duvergier, Arnauld u. A.) sie die Werke den Pascals zu lesen gaben, und bekehrten die ganze Familie, Vater, Kinder und Schwiegersohn, zur Lossagung von den Eitelkeiten der Welt und zum Beginne eines sich selbst verleugnenden Lebens in Christo. Bei unserm Blaise Pascal indessen war diese „Bekehrung" noch so wenig eingedrungen, daß er keineswegs, wie ihre voll-

ständige Durchführung verlangt hätte, seine wissenschaftlichen Studien aufzugeben gesonnen war, — vielmehr in den folgenden zwei Jahren wichtige Entdeckungen bezüglich des Druckes der Atmosphäre und des Gewichtes der Quecksilbersäule machte. Dagegen glaubte er, den ihm auferlegten frommen Pflichten zu genügen, indem er seine wankelmütige Schwester Jacqueline, welche eben damals einige Bewerber um ihre Hand abgewiesen hatte und gegenüber einem neuen schwankte, — statt seiner ausschließlich für das Reich Gottes zu gewinnen und der Welt abwendig zu machen suchte. Zugleich beging er die unbegreifliche Schmählichkeit, im Vereine mit einigen Freunden einen Kapuziner zu Rouen, welcher sich mit philosophischen Untersuchungen beschäftigte, durch Unterredungen auf's Eis zu führen und dann bei seinen kirchlichen Oberen als Ketzer anzuklagen. Durch Vermittlung des Vaters Pascal, der den frommen Bubenstreich seines Sohnes gut machen zu müssen glaubte, kam der Angeklagte mit einem Widerrufe seiner „Ketzereien" davon, obschon er die Rechtgläubigkeit seiner Ansichten bewiesen hatte.

Der Glaubenseifer Pascal's scheint indessen nicht von Dauer gewesen zu sein. Während er mit seiner Schwester Jacqueline, angeblich seiner gestörten Gesundheit wegen, nach Paris zog, mit ihr dort die Bußpredigten des zum Verbande von Port-Royal gehörenden Singlin anhörte, ja die Schwärmerin sich entschloß, in das gleichnamige Kloster zu treten und Beide dies dem Vater in Rouen verheimlichten, soll der Bruder ein sehr weltliches, ja sogar ausgelassenes Leben geführt haben, und zwar mit Bewußtsein und Absicht ganz nach den Grundsätzen des Epikuräers Montaigne. Während er nie anders als vier- oder gar sechsspännig fuhr und auf diese Weise Schulden machte, starb sein Vater (1651), und der Sohn schrieb sofort wieder einen sehr frommen Trostbrief an seine ältere Schwester, und — während die bekehrte Jacqueline für seine Erleuchtung betete, setzte er nicht nur mit dem Erbtheile des Vaters sein bisheriges Leben fort, sondern suchte jetzt die Schwester von definitiver Ablegung des Klostergelübdes abzuhalten, damit ihr Erbtheil nicht dem Kloster verfalle; ihn beschämte jedoch die Äbtin Angelika mit dem Verzichte auf dasselbe! Seine wissenschaftlichen Studien hatte er in dieser unerfreulichen Zeit fast ganz bei Seite gelassen und schrieb dafür, nach eigenen Erfahrungen, eine „Rede über die Leidenschaften der Liebe". Und es waren wol eher seine Enttäuschungen in diesem Kapitel, als die von den frommen Jansenisten betonte Rettung seines Lebens bei einem Sturze der Vorderpferde seines Wagens über eine Brücke in die Seine, was im Jahre 1654 seine endliche „Bekehrung" herbeiführte. Er beichtete — seiner Schwester, und als die „unwiderstehliche Gnade" ganz bei ihm durchgebrochen war, schrieb er auf ein Blatt Papier eine Aufeinanderfolge exaltirt frommer Sprüche und Bibelstellen, in denen er vor dem „Gotte Abraham's, Isaak's und Jacob's, — nicht der Philosophen und Weisen, — der Welt entsagte

und ſich Chriſto und — ſeinem Beichtvater unterwarf, — und nähte dasſelbe in ſein Kleid ein. Der Mathematiker war ein janſeniſtiſcher, d. h. katholiſch-pietiſtiſcher Schwärmer geworden und ſchrieb eine Abhandlung „über die Bekehrung des Sünders", welche jedoch Fragment blieb. Zu ſeinem Beichtvater wählte der ſchon mit einunddreißig Jahren kindiſch Gewordene den Janſeniſten Singlin, einen Mann ohne theologiſche Bildung, wie ſeine Bewunderer von ihm alles Ernſtes rühmen (!), — welcher jedoch dies Amt erſt annahm, nachdem er dazu durch eine „göttliche Offenbarung" (!) ermächtigt worden. Pascal bezog, um ſich der „Gnade" ganz hingeben zu können, eine Zelle in „Port-Royal auf dem Lande", wo er nach Herzensluſt betete, faſtete, ſich allen kirchlichen Ceremonien unterwarf und das Mißtrauen, mit dem die frommen Väter den Naturforſcher und Mathematiker empfingen, zu beſeitigen ſtrebte, indem er die von ihm früher verehrten Philoſophen der — chriſtlichen Offenbarung unterordnete, unter ihnen aber den Skeptikern den Vorzug vor den tugendſtolzen Stoikern gab, weil Jene des Menſchen zerknirſchtes Nichtswiſſen betonten, welches ja dem Myſticismus in die Hände arbeitet, damit er mit ſeiner Gnade nachhelfen könne! Dieſe letztere Ausführung iſt der Gegenſtand eines zwar in trefflichem Stile geſchriebenen, aber im Inhalte höchſt ſchwachen und unbefriedigenden Geſpräches Pascal's mit de Sacy, einem der Männer von Port-Royal. Jetzt ſtaunten Letztere die „Wunder der Gnade" an dem bekehrten und gedemütigten Weltweiſen an! Der neue Asket aber vergaß nun ſogar die Liebe zu ſeinen Schweſtern und bewies ſeine krankhafte Stimmung hinlänglich dadurch, daß er die Krankheit „des Chriſten naturgemäßen Zuſtand", die Geſundheit aber — gefahrdrohend nannte.

Doch — noch einmal raffte er ſich empor! Er ſchritt zu einer That, der größten, ja der einzigen von Bedeutung in ſeinem Leben, — indem er dasſelbe Syſtem, deſſen Auswüchſe ihn einſt zur Denunziation des armen Kapuziners von Rouen getrieben hatten, in ſeinen Quellen aufſuchte, enthüllte und mannhaft bekämpfte, — die Moral der Jeſuiten! Die Veranlaſſung dazu war folgende:

Die Sorbonne hatte ſich in zwei Parteien getheilt, von welchen die eine die Grundſätze des Molina, die andere jene des Janſen verfocht, und beide hatten ſich nach Rom gewandt, um die Verdammung ihrer Gegner zu bewirken. Hier legten die Jeſuiten dem Papſte Sätze aus Janſen's Werken vor, welche dann die Mehrheit der Sorbonne für ketzeriſch erklärte, und am 9. Juli 1653 verdammte Papſt Innocenz X., auf Antrieb der Jeſuiten, durch die Bulle cum occasione die genannten Sätze, obſchon er Janſen's Buch nie geleſen hatte. Die Janſeniſten aber, ferne von der männlichen Kraft der Proteſtanten des vorhergehenden Jahrhunderts, unfähig, durch einen kühnen Entſchluß die Trennung von Rom auszuſprechen, hatten den Papſt demütig um Ablaß und Segen gebeten und ſeine Ent-

ſcheidung abzuwenden geſucht. Ablaß und Segen erhielten ſie, — aber verdammt wurden ſie doch! Als nun Doktor Anton Arnauld zweifelte, ob die verurtheilten Sätze auch wirklich in Janſen's Werken ſtänden, und zugleich, nach den Evangelien, behauptete, daß dem Petrus einſt die „Gnade" gefehlt habe, wurde er vor den Richterſtuhl der glaubenseifrigen Sorbonne geladen, zeigte ſich aber ſchwach, bat Papſt und Biſchöfe um Verzeihung und ſprach ſich ſogar zu Gunſten der päpſtlichen Verdammung aus!! Aber was hilft Untreue an den Grundſätzen und Charakterloſigkeit gegenüber dem römiſchen Fluchſyſtem? Er wurde trotz Allem verurtheilt und 1656 von der Sorbonne ausgeſchloſſen. Niedergeſchlagen beriethen ſich inzwiſchen die janſeniſtiſchen Mönche von Port-Royal, unter ihnen auch Pascal, — was zu thun ſei. Man beſchloß, an das Publikum zu appelliren. Arnauld's Entwurf einer ſolchen Berufung fand keinen Beifall, und nun wandte er ſich ſelbſt an den jungen Pascal. Der gewandte Stiliſt ſchrieb, — und es entſtanden die welthiſtoriſchen Provinzialbriefe (lettres à un provincial)! Ihr eigentlicher Zweck war, die Janſeniſten zu vertheidigen; gegenwärtig ſieht und ſchätzt man in ihnen nur noch das Gegentheil, den Angriff auf die Jeſuiten, die Feinde der Janſeniſten! Pascal begann dies Werk im Januar 1656 mit einem „Briefe an einen Freund in der Provinz", — daher der Name. Er ſchrieb unter dem Pſeudonym „Louis de Montalte," und in einem Stile, der das Muſter der gebildeten franzöſiſchen Sprache bis auf die Gegenwart geblieben iſt; er iſt reich an Witz und Humor, furchtbar in ſeiner Ironie; wir vergeſſen ganz, daß wir es mit dem ſich demütig und ſelbſtverläugnend Jeſu und ſeinem Beichtvater unterwerfenden Büßer von Port-Royal zu thun haben; in den Provinzialbriefen wenigſtens iſt von dieſer Selbſtverläugnung nichts zu finden.

Dieſelben beſtehen in Berichten eines Janſeniſten über deſſen Geſpräche mit einem Jeſuiten. Der erſte derſelben, nach Pascal's anfänglicher Abſicht auch der einzige, beſchäftigt ſich blos mit dem Streithandel der Janſeniſten und der Sorbonne und mit der Verurtheilung Arnauld's. Die ketzervertilgende Sorbonne mit ihren „Bettelmönchen" wird ihres alten Nimbus ſchonungslos entkleidet und mit unſterblicher Lächerlichkeit bedeckt. Die janſeniſtiſchen Schrullen von der Gnadenwahl, welche dazwiſchen ſpielen, verſchwinden vor der Macht der Satire in ihr Nichts.

Umſonſt ſuchte die Polizei Verfaſſer und Verleger des Briefes zu entdecken. Ihre Bemühungen hatten keinen andern Erfolg, als daß der zweite erſt Anfangs Februar erſcheinen konnte. Er iſt wieder eine oratio pro domo, indem er die Kirche unter dem Bilde eines Kranken darſtellt, welcher von drei Ärzten, einem Janſeniſten, einem Jeſuiten und einem „Neu-Thomiſten" behandelt, aber natürlich nur vom erſten geheilt wird. Es iſt eine ermüdende Darſtellung der zwar weit auseinander gehenden, aber für unſere Zeit gleich ungenießbar und unverſtändlich gewordenen

Lehren der Jesuiten und Jansenisten von der damals unvermeidlichen vertrackten Gnade, dieser leeren Gefühlsspielerei — und wird selbst durch die pikante Sprache Pascal's kaum lesbar. Auch der dritte Brief gehört in diese Kategorie; er bemüht sich, die Rechtgläubigkeit Arnauld's zu beweisen. Interessant werden die Briefe erst wieder vom vierten an, indem sie nun gegen die Jesuiten auftreten. Doch ist der vierte noch allzu theologisch; den Kern des Cyklus bilden der fünfte bis elfte Brief, welche sich mit der Moral der Jesuiten beschäftigen. Sie sind die erste und bisher beste, unübertroffene Enthüllung des Dichtens und Trachtens jener Heuchlerbande geblieben. Ihr Inhalt ist im Wesentlichen derjenige der von uns im ersten Bande (S. 282 ff.) gegebenen systematischen Darstellung dieses Pfuhles von Verworfenheit, den noch heute ein Gury, Kenrick u. A. für die wahre Moral halten, — worauf wir somit verweisen.

Die acht letzten Provinzialbriefe endlich sind nicht mehr an den „Freund in der Provinz," sondern an die gegeißelten „ehrwürdigen Väter" selbst gerichtet und nicht mehr im frivol-spöttischen Tone der früheren, sondern im leidenschaftlichen Feuer sittlicher Entrüstung geschrieben. Er behandelt in dieser Weise nach einander die Lehren der Jesuiten vom Almosen, von der Simonie, vom Bankerott (bei Anlaß von Escobar's Lehre, daß der Bankerotteur Alles unterschlagen dürfe, was er „nothwendig brauche"), vom Morde (Escobar, Molina u. A. lehrten, daß man eine Ohrfeige mit Tödtung erwiedern dürfe*)) und von der Verleumdung (welche die Jesuiten dem persönlichen Feinde gegenüber für erlaubt erklärten). Bei letzterm Anlasse hielt sich jedoch Pascal besonders lange damit auf, seine eigene Rechtgläubigkeit gegenüber ihrer Anfechtung durch die Jesuiten zu beweisen, und zwar mit allzu ermüdender und peinlicher Ängstlichkeit und Weitschweifigkeit, so daß seine Polemik in nicht erfreulicher Weise versiegte und zu weibischer Abwehr wurde. Dieses lahme Ausklingen der vorher so volltönenden Glocke unseres Schriftstellers erhält noch einen widerlichen, neuerdings an sein Verfahren gegen den Kapuziner von Rouen erinnernden Beigeschmack dadurch, daß er, wie Petrus, seinen Herrn, nämlich Port-Royal, auf die unverschämteste Weise verläugnete, mit welchem Kloster er dreist behauptete, in keinerlei Verbindung zu stehen und mit Leuten von dort niemals gelebt zu haben! Dem Lobredner der Gnade hat also, scheint es, wie dem Petrus, auch einmal die Gnade gefehlt! Er muß auch von seinen Feinden etwas gelernt haben! Der Mann war eben, trotz der Keckheit, mit welcher er als Anonymus den Jesuiten erklärte, sie seien würdig, gepeitscht zu werden, eigentlich recht herzlich feig.

Das Jahr 1656 war der Glanzpunkt, — der einzige, — in Pascal's

*) Neuestens bekanntlich noch übertroffen durch einen Peter Bonaparte, der eine angebliche Ohrfeige als genügend hiezu erachtete!

kurzem Leben. Seine Briefe erregten ungeheures Aufsehen, ja Begeisterung. Die vielen Gegner der Jesuiten unter der niedern Geistlichkeit jubelten heimlich und offen. Die Geistlichen von Paris forderten sogar alle Pfarrer Frankreichs auf, sich mit ihnen zur Verdammung der jesuitischen Grundsätze zu erheben. Zahlreiche Eingaben Solcher gingen an die Generalversammlung des französischen Klerus, welche dieselben nicht zurückzuweisen wagte, sondern zum Scheine eine Kommission ernannte, um „verderbliche Neuerungen in Sachen des Glaubens und der Moral" zu untersuchen. Und das Ende vom Liede war, — ächt katholisch! — daß diese Kommission ihr Werk mit einem — man staune! — Wiederabdrucke des Beichtbüchleins von Karl Borromäus erledigte!! Die Versammlung hatte eben nichts Anderes erwartet und war froh, auf diese höhnische Weise die Klippen umschifft zu haben, als der Jesuit Pirot durch Vertheidigung der Probabilitätslehre die Gegner seines Ordens auf's Neue reizte. Pascal trat mit kleineren Schriften abermals auf, und die Jesuiten, welche einen neuen Sturm gegen sich heranziehen sahen, ließen nach ihrer alten trefflichen Politik ihren Pirot im Stich und verdammten 1659 sein Buch!

Jetzt war die schönere Zeit Port-Royals und Pascal's vorbei. Ersteres begann schwach und Letzterer wieder kindisch, wie er schon gewesen, zu werden. Es kam für die Jansenisten das bedenklichste Stadium, welches eine Religionsgesellschaft durchmacht, — der für eine so vorgeschrittene Zeit jämmerliche Versuch, ihre Existenz durch das Wunder zu retten!

Jede Religion, welche mit dem Wunder operirt, spielt va banque. Sind Zeit und Ort ihres Entstehens dazu angethan, sich durch das Wunder imponiren zu lassen, so gründet sie sich ein mächtiges Reich der Zukunft; ist dies nicht der Fall, so zerstört sie sich selbst und gibt sich der Lächerlichkeit preis. Das Letztere war der Fall bei den Jansenisten. Ihre Wunder waren übrigens auch nicht originell, sondern knüpften in höchst unselbständiger Weise an die katholische Reliquienverehrung an. Das sinkende Nonnenkloster Port-Royal, dem, wie es scheint, die „wirksame Gnade" doch keine „genügende" war, hatte von dem Reliquiensammler de la Poterie, der sich großer Kundschaft erfreute, einen angeblichen Dorn aus der Dornenkrone Jesu zur zeitweiligen Benutzung erhalten, hielt ihm zu Ehren feierliche Processionen, und es neigten sich vor ihm singend und betend alle Nonnen und deren Pensionärinnen. Bald begann der „heilige Dorn" (Sainte épine), wie man ihn nannte, seine Schuldigkeit zu thun, d. h. Wunder zu wirken. Das erste vollbrachte er an Pascal's Nichte, der zwölfjährigen Tochter seiner Schwester Gilberte Perier, welche durch seine Berührung von einem für unheilbar gehaltenen Augenübel befreit wurde. Doch war die Zeit bereits so stark vom Zweifel angefressen, daß man es für nöthig hielt, den behandelnden Arzt (der die Patientin indessen seit zwei Monaten nicht mehr gesehen hatte!) zuzuziehen und durch ihn das Wunder bestätigen zu lassen. Der Arzt war nicht so gefällig, wie man

wünſchte; er anerkannte zwar, daß die Heilung nur durch ein Wunder habe geſchehen können, garantirte aber nicht, daß ſie dauerhaft ſei und daß das Übel nicht wiederkehren könne. Aber das Wunder mußte ſich vollenden, und zwar durch Gottes eigenes Eingreifen. Kurz darauf fiel der Arzt in ein heftiges Fieber, und dies brachte ihn auf den Gedanken, daß er ſich verſündigt, und ſofort verkündete er des Wunders unzweifelhafte Wirkſamkeit. Die fromme Jacqueline beſang dasſelbe ohne Säumen in fünfundzwanzig zehnzeiligen Strophen ſchlechter Verſe und unäſthetiſcher Krankheitsſchilderungen.

Alle katholiſchen Autoritäten, welche von dem Wunder hörten, anerkannten es; die Jeſuiten allein, wenn ſie es auch nicht läugnen konnten (?), ſuchten doch an ſeiner Auslegung herumzumäkeln. Nachträglich erinnerte (!) man ſich ſogar, daß das Wunder durch einen während des Winters im Kloſtergarten blühenden Baum und Nachts vorher (?) durch ein Traumgeſicht der Mutter Agnes voraus verkündigt worden war. Und ſo wurde aus der abgeſchmackten Geſchichte ein ganzer Cyklus von janſeniſtiſchen Wundern! Selbſt Pascal war von der Höhe des geiſtvollen Schriftſtellers und berühmten Kämpfers gegen die Hyder des Jeſuitismus bereits ſo weit herabgeſunken, daß er, wie ſeine Schweſter, die Mutter des Wunderkindes, bezeugt, „von dieſer Gnade lebhaft ergriffen war und ſie als eine ihm ſelbſt widerfahrene betrachtete," weil er des Kindes Pathe war. Ja der Schwindel wirkte ſo auf ihn, daß er ſeine Feder, welche die Heuchler ſo ſcharf gezüchtigt, nun wider ihren Gegenpol, die „Ungläubigen", ſpitzte. Es entſtanden ſeine „Penſées", in welchen er die Wahrheit des Chriſtenthums und alles Heil der Welt in den Wundern ſuchte. Im Wunder „des heiligen Dorns" ſpeziell aber erblickte er „ein Strafgericht über die Jeſuiten (deren Verderbtheit er in den Büchern der Makkabäer vorhergeſagt fand!) und einen Beweis für die Rechtgläubigkeit Port-Royals." Die überſchwängliche Sprache, die er darüber führt, grenzt an die Fantaſien eines Wahnſinnigen. Wer nicht glaubte was er, hatte jetzt in ſeinen Augen „allen geſunden Menſchenverſtand verloren." Die Janſeniſten waren ihm die „Auserwählten", ſein Jahrhundert „das **letzte**" (!!).

Natürlich gaben dieſe Vorfälle den Jeſuiten Waffen in die Hände. In derſelben Manier, welche der Verfaſſer der Provinzialbriefe ſelbſt ſie gelehrt hatte, ſandten ſie die Flugſchrift „Rabat-Joye des Janseniſtes" in die Welt hinaus, worin ſie betonten, daß das Wunderthun ein Monopol der Kirche ſei, in welches Einzelne nicht pfuſchen dürften; der Wunder bedürfe es übrigens für die Gläubigen nicht, ſondern blos für die Ungläubigen. Habe daher Gott durch den heiligen Dorn ein Wunder gewirkt, ſo habe er hierdurch den Janſeniſten zeigen wollen, daß das Blut ſeines Sohnes, mit welchem die Dornenkrone benetzt worden, zum Heile der ganzen Welt (und nicht blos der durch die Gnade Auserwählten!) gefloſſen ſei, — und er habe zugleich den Janſeniſten die ihnen unbekannten Tugenden

der Demut und des Gehorsams lehren wollen. Vielleicht werden aber auch die „übrigen Ketzer" durch dieses Wunder zum Verstande kommen u. s. w.

Pascal's Erwiderung zur Rettung des Wunders im Sinne der Jansenisten war bereits sehr schwach, eine höchst langweilige, breitgetretene Wundertheorie, welche mit dem tollen Gedanken schließt: das Wunder solle den Ausschlag geben, wenn innerhalb der Kirche die Wahrheit zweifelhaft und zu einem Streitgegenstande geworden sei. — Aber Alles half ihm nichts; — es war umsonst, daß er ausdrücklich erklärte: die Kirche könne ebensowenig ohne Papst existiren, als der Körper ohne Kopf, und wer sich vom Papste trenne, sei verloren! Der Papst Alexander VII. erklärte „alle weiteren Verhandlungen mit den Jansenisten für überflüssig und abgebrochen." Damit war der Fluch der Halbheit an den Jansenisten erfüllt. Sie wollten nicht Protestanten sein, und — Rom stieß sie aus! Sie wollten Wunder für sich sprechen lassen, und Rom desavouirte sie!

Als nun der päpstliche Wille vollzogen, d. h. die Jansenisten zur Unterwerfung gezwungen oder aufgelöst werden sollten, bewiesen merkwürdiger Weise die Frauen von Port-Royal in der Stadt mehr Mut und Stärke, als die Männer von Port-Royal auf dem Lande. Während Letztere entweder, wie Arnauld, de Sacy, Singlin u. A., ein ihnen vorgelegtes Formular, welches die Sätze Jansen's in dürren Worten verdammte und Diesen als falschen Ausleger Augustin's bezeichnete, — unterschrieben, weil sie im Falle des Ungehorsams als Ketzer erklärt wurden, — oder aber die Flucht ergriffen, harrten die Nonnen aus, bis man sie mit ihren Schülerinnen gewaltsam vertrieb, und Angelika starb 1661 während der Verfolgung, ohne etwas unterzeichnet zu haben. Es war die Zeit, in welcher sich auch andere Frauen für die jansenistische Marotte begeisterten. So die bekannte Antoinette Bourignon, 1616 zu Lille, mit das Gesicht bedeckenden schwarzen Haaren und an die Nase gewachsener Oberlippe geboren. Sie hatte in ihrer Heimat und in den Niederlanden Erscheinungen und trieb ihr Sektenwesen bis nach Schleswig. 1680 starb sie zu Franeker in Holland; sie hatte mehrere mystische Bücher geschrieben und ihre Anhänger nannten sie die „zweite Mutter Christi." Nach ihr sollten Regierungen, Handel und die Ehe aufgehoben werden! — Was Pascal betrifft, so stand dieser schon seit der Zeit der Provinzialbriefe, aus nicht recht klaren Gründen, mit Port-Royal nicht mehr im früheren Verhältnisse. Der dem Papste sich anschließende König Ludwig XIV., dies Werkzeug der Jesuiten, ließ 1660 die Provinzialbriefe durch den Henker öffentlich zerreißen und verbrennen, und dies reizte ihren Verfasser so, daß er damals energisch gegen die (kirchliche) Inquisition und die (königliche) Censur loszog und vom irrenden Papste der Gegenwart an einen gerechtern Papst der Zukunft und an den „unsichtbaren Herrn der Kirche" appellirte. Es traf ihn aber die Nemesis für seine Verläugnung Port-Royals, — Port-

Royal verließ ihn jetzt! Und zur selben Zeit starb seine Jacqueline, nachdem sie noch einer Nichte Angelika's ihre Bedenken gegen das genannte Formular in einem Briefe dargelegt hatte, welcher bezüglich seiner Sprache den Provinzialbriefen an die Seite gestellt wird, daher wol nicht ohne Pascal's Mitwirkung entstand. Von Schmerz erregt, warf nun Letzterer den Port-Royalern ihre Charakterlosigkeit in bitteren Worten vor und lud sie zu einer Besprechung über das gemeinsame Schicksal in seine Wohnung; denn er lebte längst nicht mehr im Kloster. Es kam zu so heftigen Scenen, daß Pascal — in Ohnmacht fiel, worauf ihn Alle liegen ließen!

Er verbrachte seitdem den Rest seines kurzen, frühreifen und frühwelken Lebens in stillen, frommen Betrachtungen, ließ sich von allen Gelegenheiten fleißig in Kenntniß setzen, wo es Reliquien zu verehren oder Andachten zu verrichten gab, und starb, ohne den Jansenismus abzuschwören, als frommer, gläubiger Katholik, erst 39 Jahre alt, am 19. August 1662 nach zweimonatlicher Krankheit. Ohne seine religiösen Grillen und Vorurtheile wäre er ein großer Mathematiker und gefeierter Schriftsteller geworden.

Zu eben derselben Zeit begann ein Mann, der in vielen Stücken Pascal's Gegenbild genannt werden kann, das Hauptwerk seines Lebens, dessen wir bei dieser Gelegenheit erwähnen. Wie Pascal der Erneuerer des gelehrten jansenistischen Klosters Port-Royal, so wurde zu eben jener Zeit der Graf Boutiller de Rancé der Reformator des absichtlich die Gelehrsamkeit und die gesammte Weltlichkeit verwerfenden Ordens der Trappisten. Zu Paris 1626 geboren, bildete sich derselbe in den alten Sprachen aus, wurde schon frühe Domherr zu Notredame und Abt von Latrappe, 1651 Priester, drei Jahre darauf Doktor der Theologie, lebte jedoch sitten- und zügellos, bis er durch den Tod zweier seiner Geliebten so erschüttert wurde, daß er sich in die Einsamkeit zurückzog, dann in seine Abtei ging (1662), dieselbe von den entarteten Mönchen säuberte und mit Hilfe von Cistercienſern dort das außerordentlich strenge Leben einführte, welchem die Trappisten noch ergeben sind. Er starb dort, durch die selbst auferlegten Entbehrungen geschwächt, auf Stroh und Asche 1700. Das Studiren der Mönche verwarf er ganz und gar, weil es nur den menschlichen Stolz nähre.

Unterdessen war der französische Hof, welcher die Jansenisten nur aus politischen Gründen verfolgte, um sich keine neuen Huguenoten heranzuziehen, einmal nahe daran gewesen, sich wegen einer Differenz mit dem päpstlichen Stuhle auf die Seite der Jansenisten zu neigen, als der Jesuit Ferier ihn bewog, sich mit Rom zu vergleichen. Die Frucht dieses Vergleichs war eine Bulle, welche alle französischen Geistlichen, Lehrer, Mönche und Nonnen verpflichtete, die Sätze des Jansenius zu verdammen und dies zu beschwören. Vier Bischöfe erklärten sich gegen diese Maßregel; aber der König setzte 1667 ein besonderes Gericht ein, welches die

Janſeniſten vertrieb, einkerkerte, des Prieſterthums entſetzte, — ohne daß von den Richtern Einer gewußt hätte, wer Janſen geweſen und was er gelehrt! Das ſeit der Vertreibung der Nonnen bewachte Kloſter Port-Royal dagegen wurde 1668, natürlich gegen Verzicht auf allen Janſenismus, wieder freigegeben.

Indeſſen hatte die Verfolgung, wie immer, ihr Objekt mit der Martyrerkrone geſchmückt und die Zahl der Janſeniſten ſich vermehrt, ſogar durch Hochgeſtellte im Kirchen- und Staatsdienſte, am Hofe und an den hohen Schulen. Man ließ daher in der Strenge nach; nur Arnauld mußte in die Verbannung ziehen und ſtarb 1694 in den Niederlanden. Eine 1667 erſchienene, von ihm und anderen Janſeniſten bearbeitete Bibelüberſetzung wurde, wegen ihres Abweichens von der Vulgata, vom Könige verboten und von den Päpſten Clemens IX. und Innocenz XI. verdammt. Der letztere Papſt verwarf jedoch auch 65 Sätze der „laxen Moraliſten" von der Geſellſchaft Jeſu. Dagegen erließ Clemens XI., aus Erbitterung gegen die vermittelnde Haltung des Kardinals Anton von Noailles, Erzbiſchofs von Paris, der Unterſtützung des Königs gewiß, 1705 die Bulle „Vineam Domini", welche nicht nur die Verdammung der Janſeniſten beſtätigte, ſondern auch in den Vorſchriften über den Vollzug dieſer Verdammungen die Rechte der gallikaniſchen Kirche empfindlich verletzte. Die damals noch ſämmtlich national geſinnten franzöſiſchen Biſchöfe machten aber in einer Verſammlung zu Paris, welcher Noailles vorſaß, die Annahme der Bulle von den Bedingungen abhängig, „daß die Biſchöfe nach göttlichem Rechte befugt wären, Glaubensſachen zu richten, daß Bullen der Päpſte nur dann die ganze Kirche verpflichteten, wenn ſie von der Geſammtheit ihrer Hirten angenommen worden, und daß dieſe Annahme allemal von dem Urtheile der Biſchöfe abhänge." Um ſich für dieſe Keckheit zu rächen, bewirkten die Jeſuiten, daß der Papſt das Frauenkloſter Port-Royal aufhob, und 1710 wurde deſſen Gebäude auf Befehl des Königs niedergeriſſen und die darin beſtatteten Reſte der Janſeniſten ausgegraben.

Die Urheber dieſer Gewaltſtreiche waren ſtets die jeſuitiſchen Beichtväter des Königs, erſt der ehrgeizige und ſich ſchamlos bereichernde Père La Chaiſe und nach ihm der düſtere, gewaltthätige und fanatiſche Le Tellier, der nach dem Tode des Königs vertrieben wurde und 1719 zu Amiens ſtarb.

Um nun aber den janſeniſtiſchen Geiſt und mit ihm wo möglich auch die gallikaniſche Kirche auszurotten, warf ſich die Wut der Jeſuiten vorläufig auf die vom Pater Paſchaſius Quesnel, einem 1685 aus Paris geflüchteten Janſeniſten, in Holland herausgegebene Überſetzung und Erklärung des Neuen Teſtamentes, welche ſelbſt Papſt Clemens XI. bewundert hatte. Auf jeſuitiſchen Antrieb, namentlich Le Tellier's, verboten mehrere

Biſchöfe das Buch als ketzeriſch, und der nämliche unfehlbare Papſt verdammte es 1708, als „voll aufrühreriſcher, gotteslästerlicher janſeniſtiſcher Lehren“. In Frankreich wurde das betreffende Breve nicht angenommen, und der Kampf der Parteien entbrannte auf's Neue. Endlich bewirkten die Jeſuiten die Bulle Unigenitus vom September 1713, welche Quesnel's Neues Teſtament, als von der Vulgata abweichend, verbot und verdammte. Auch gegen dieſe Bulle erhob ſich in Frankreich ſtarke Oppoſition, und als mit dem Tode Ludwig XIV. der jeſuitiſche Einfluß am Hofe aufhörte, appellirten die oppoſitionellen Biſchöfe 1717 vom Papſte an ein allgemeines Concil, wogegen derſelbe 1718 Alle, die ſich der Bulle widerſetzten, in den Bann that. Es befehdeten ſich die Parteien der „Acceptanten“ und „Appellanten“; die eingeſchüchterte franzöſiſche Regierung verbot 1719 allen Streit über die Bulle, die bedeutendſten oppoſitionellen Biſchöfe, unter ihnen Noailles, wurden zum Schweigen gebracht und 1730 mußte das Parlament die Bulle als „Reichsgeſetz“ regiſtriren, die Appellanten aber ſchweigen oder ſich flüchten. Da ſuchten die zähen Janſeniſten noch einmal vergeblich ihre Rettung im Wunder. Der zu ihnen gehörige überfromme Diakon François de Paris war 1727 an der Strenge ſeiner Bußübungen geſtorben; er wurde von ſeiner Partei für einen Heiligen gehalten, und nun erfuhr man von wunderbaren Heilungen, welche durch die von ſeinem Grabe genommene Erde erfolgen ſollten. Das Volk ſtrömte an den Platz der Wunder, Schwärmer beteten, predigten und profezeiten dort, wurden von Krämpfen und Zuckungen ergriffen, entblößten ſich aus religiöſer Schwärmerei auf unzüchtige Weiſe und hatten Viſionen. Es half nichts, daß die Regierung 1732 den Kirchhof St. Medard, wo dies vorfiel, zumauern und durch eine Wache beſetzen und die „Convulſionärs“ in's Gefängniß werfen ließ. Die Unfuge waren hierdurch nicht auszurotten, Schwärmer holten ſich heimlich Erde vom „Grabe ihres Heiligen“ und hielten heimliche Zuſammenkünfte. Die Wunder und Schwärmereien dauerten fort und bekehrten den Parlamentsrath de Montgéron, der dem Könige 1737 das Buch „la vérité des miracles opérés par l'intercession de Mr. de Paris“ überreichte, wofür er in die Baſtille geſetzt wurde, in welcher er ſtarb. Ein anderer ſonderbarer Kauz, Karl Marie de la Condamine (1701 in Paris geb., 1764 geſt.), welcher ſich durch die merkwürdigſte Neugierde bekannt machte, alle Perſonen behorchte und alle Briefe las, die er erhalten konnte, wünſchte ebenfalls in die Geſellſchaft der „Convulſionärs“ zugelaſſen zu werden. In Verſammlungen derſelben wurden, wie Condamine und der Deutſche Herr von Gleichen bezeugen, mehrere Male Mädchen bald auf Kreuze, bald in Kreuzform auf Bretter genagelt und zu Gottes Ehre auf eigenen Wunſch mit Holzſcheiten geſchlagen. Man glaubt indeſſen, die Operation ſei nur Schein, eine Art Taſchenſpielerei geweſen.

Trotzdem gab es immer noch „Appellanten“, welche im Geheimen ihre eigenen Prieſter hatten. Um dieſem abzuhelfen, befahl 1752 der Erzbiſchof von Paris, Beaumont, auf den Vorſchlag der Jeſuiten: keinem Sterbenden das Sakrament zu reichen, der nicht einen Beichtzettel von ſeinem ordentlichen Pfarrer vorweiſen würde. Damals ſummten, wie Voltaire ſagt, Inſekten, welche aus den Cadavern des Molinismus und des Janſenismus emporgeſtiegen waren, in der Hauptſtadt umher und ſtachen die Bürger. Man dachte weder an die Siege, noch an die Niederlagen der franzöſiſchen Heere mehr. Es gab in Paris fünfzigtauſend wahnwitzige Fanatiker, „welche nicht wußten, in welchem Lande die Donau oder die Elbe fließen und glaubten, um der Beichtzettel willen ſtürze das Weltall ein!“ Daher der hölliſche Lärm, der ſich erhob, wenn wieder neue Verweigerungen der Sakramente bekannt wurden. Umſonſt unterſagte der Staatsrath auf Befehl des Königs die gegenſeitige Benennung der Unterthanen als „Neuerer“, „Janſeniſten“, „Semi-Pelagianer“ u. ſ. w. „Es war, als ob man Narren befohlen hätte, weiſe zu ſein!“ Die Hirtenbriefe widerſpenſtiger Biſchöfe wurden auf Anordnung des Parlaments von Paris vom Henker verbrannt und die Urtheile dieſer Gerichtsbehörde wieder vom Könige kaſſirt, ſo daß dieſelbe mehrmals ihre Funktionen einſtellte, bis ſie zu Fortſetzung ſolcher gezwungen ward. Der König, der ſo gern vermittelt hätte, wußte ſich nicht mehr zu helfen. Dies verurſachte ſolche Unannehmlichkeiten, daß König und Biſchöfe die Entſcheidung des Papſtes nachſuchten, worauf Benedict XIV. erklärte, es ſeien nur Denen die Sterbeſakramente zu verweigern, welche als öffentliche Gegner der Bulle Unigenitus bekannt ſeien.

Dieſe Streitigkeiten waren indeſſen die Veranlaſſung zum Verſuche eines Königsmordes, indem ſie deſſen Urheber den Kopf verrückten. Es war dies Robert Franz Damiens, 1714 zu Arras geboren und wegen ſeiner Bosheit ſchon früh „Robert der Teufel“ genannt. Er wurde Diener im Jeſuiten-Collegium zu Paris und dann in Privathäuſern, in deren einem er ſeinen Herrn vergiftete, während er in einem andern 240 Louisd'or ſtahl, was ihn zur Flucht nach den öſterreichiſchen Niederlanden zwang. Hier beſchäftigte er ſich mit den janſeniſtiſchen Streitigkeiten Frankreichs und ſprach mehrmals die Abſicht aus, den dortigen König zu tödten, wenn er wieder hinkomme. Am 4. Januar 1757 vollführte er zu Verſailles mit einem langen Federmeſſer ſein Attentat, als Ludwig XV. eben in die Kutſche ſtieg, um nach Trianon zu fahren, brachte aber nur eine Blutung, keine offene Wunde zu Stande, worauf er verhaftet wurde. Im Gefängniſſe hatte er die Keckheit, an den König zu ſchreiben, indem er als Grund ſeiner That die geringe Thatkraft anführte, die Ludwig jenen kirchlichen Händeln gegenüber bewieſen, an denen allein der Erzbiſchof durch ſeine Verweigerung der Sakramente ſchuld ſei. Der Brief zeugte übrigens deutlich von Geiſtesſtörung. Der Unglückliche wurde am

28. März auf dem Greveplatze in Paris auf eine der barbarischesten Weisen hingerichtet, welche die Geschichte kennt. Zuerst wurde ihm die rechte Hand verbrannt, dann zwickte man ihn mit glühenden Zangen und goß Oel, geschmolzenes Blei und Pechharz auf die Wunden. Darauf versuchten vier Pferde 50 Minuten lang umsonst, ihn zu viertheilen, worauf dem noch Lebenden die Henker an Armen und Beinen das Fleisch und die Sehnen abschnitten. Er lebte noch immer und verschied erst, als man ihm die Arme abhieb! Das ganze Schauspiel dauerte anderthalb Stunde, während welcher er das volle Bewußtsein behielt, achtmal nach seinen zerrissenen Gliedern schaute und noch Scherze äußerte! — — —

In der Revolution verschwanden endlich alle Spuren des Jansenismus in Frankreich, wo derselbe ohne die Intriguen der Jesuiten gar nicht aufgetaucht wäre und eigentlich, da weder seine Anhänger, noch seine Gegner etwas Richtiges von Jansen und dessen Werken wußten, nichts war als ein schwärmerischer, gegen die geistige Despotie und Verflachung der Jesuiten verzweifelt ankämpfender Alt-Katholizismus. Er hatte indessen wenigstens die Genugthuung, daß seine Verfolger, die Jesuiten, bald nach seiner Unterdrückung auf schimpflichere Weise fielen, freilich nicht für immer.

Länger als in Frankreich, d. h. bis auf den heutigen Tag, erhielten sich die Jansenisten in ihrer ursprünglichen Heimat Holland, wo die Zahl der dortigen Anhänger Jansen's sich stets durch flüchtige französische Glaubensgenossen vermehrte. Zu ihnen gehörte auch der siebente katholische Bischof von Holland, Peter Codde (1688 gewählt), ein Freund Quesnel's, welcher eine strenge Kirchenzucht einführte und das Kirchengebet in der Landessprache halten ließ. Er wurde auf Antrieb der Jesuiten 1702 nach Rom citirt, zwei Jahre später entsetzt und nach seinem Tode, 1710, ihm ein christliches Begräbniß verweigert. Seitdem zerfielen die holländischen Katholiken in zwei Parteien, die Anhänger der Jesuiten und der Jansenisten, beziehungsweise französischen Appellanten. Letztere ließen ihre Priester von französischen Bischöfen dieser Richtung weihen und errichteten zwei Bisthümer in Harlem und Deventer, wozu später noch ein Erzbisthum in Utrecht kam, dessen Inhaber, nebst dem Bischofe von Deventer, vom Papste Leo XII. 1825, mit dem Banne belegt wurde. Die holländischen Jansenisten nehmen jedoch an Zahl ab, — ohne Schaden für den Fortschritt; denn ihr Glaubensbekenntniß unterscheidet sich von dem römisch-katholischen einzig durch — Verwerfung der Bulle Unigenitus! Im Uebrigen anerkennen sie, unter gewissen Beschränkungen, sogar die Unfehlbarkeit des Papstes!

Die weit beklagenswertheren Schicksalsgenossen der Jansenisten in Frankreich waren die Huguenoten. Seit dem Tode ihres edeln Beschützers Heinrich IV. begann die Verfolgung ihres Glaubens auf's Neue wach zu werden. Merkwürdiger Weise geschah dies Hand in Hand mit neuer Befestigung des Gallikanismus. In beiden Erscheinungen ist das

eine Streben zu erkennen, für Frankreich eine einzige und unabhängige Kirche aufzustellen, ſtark im Innern und ſtark nach Außen. Dieſe Kirche, die franzöſiſch-katholiſche, mußte ſich daher zugleich gegen Papſtthum und Proteſtantismus wenden, das erſtere raubte ihr die Freiheit, der zweite die Einheit.

Schon der grauenhafte Tod Heinrich's IV. veranlaßte das Pariſer Parlament, die Schrift des Jeſuiten Mariana zu Gunſten des Königsmordes zu verurtheilen und dies auch gegenüber einem Buche des Kardinals Bellarmin zu Gunſten des Papſtthums zu verſuchen, welch letzteres man jedoch nicht wagte. Der einflußreichſte und gelehrteſte Profeſſor der Sorbonne, Edmund Richer, ſchrieb gegen die Allmacht und Unfehlbarkeit des Papſtes und verlangte die Verſammlung öfterer Concilien. In der Ständeverſammlung von 1614 forderte der dritte Stand Erneuerung des alten franzöſiſchen Geſetzes, daß der König die Krone allein von Gott habe und keine Macht, auch die geiſtliche nicht, die Unterthanen vom Eide der Treue losſprechen könne. Die Geiſtlichkeit jedoch ſah hierin einen Eingriff in ihr Gebiet, und der Adel half ihr, — den Antrag zu beſeitigen. Die beiden bevorzugten Stände unterſtützten einander ſofort auch darin, die Einführung der Beſchlüſſe des trienter Concils in Frankreich zu verlangen. Gegen dieſe klerusfreundlichen Tendenzen des Adels trat jedoch eine Minderheit unter dem Prinzen von Condé auf, mit ihr verbündeten ſich die Proteſtanten, und Beide wußten ſich ſoviel Achtung zu verſchaffen, daß die Rechte der Huguenoten feierlich beſtätigt wurden.

Die Letzteren waren jedoch ſo unvorſichtig, ihre Verbindung mit Hofparteien fortzuſetzen, und dies war ihr Verderben. Es brach aus, als ſie wegen der endlichen Vereinigung der Provinz Béarn, ihres Hauptbollwerkes, mit der Krone, bewaffnet aufſtanden; ſie unterlagen (1621) den königlichen Truppen. Noch ſchlimmer wurde ihre Lage ſeit dem Emporſteigen des Kardinals Richelieu (1624) zur Stelle eines erſten Miniſters. Die Hegemonie eines mächtigen und einigen Frankreich in Europa war ſein Ziel. Obſchon er ſich zur Erreichung des letztern mit den Proteſtanten des Auslandes verband, befolgte er in dieſem Punkte die Politik Franz I. und ſuchte im Lande ſelbſt die Glaubensverſchiedenheit auszumerzen, damit es von allen inneren Kämpfen gereinigt werde. Die Geiſtlichkeit beförderte dieſe Abſichten natürlich nach Kräften. Nach neuem Religionskriege fiel 1628 durch die Einnahme von La Rochelle der letzte Reſt der huguenotiſchen Macht; das geſchwächte England hatte nicht vermocht, es zu verhindern.

Die Huguenoten waren jetzt nur noch aus Gnade geduldete Unterworfene. Sie ſpielten keine Rolle mehr, und in den folgenden Jahren erregten die Janſeniſten, wie wir geſehen, größeres Aufſehen als ſie. Dies war ihnen jedoch günſtig. Sie lebten friedlich und unbehelligt, als gute und treue Unterthanen des Königs, den ſie gegen alle ſeine Feinde unter-

stützten. Mazarin, Richelieu's Nachfolger seit 1642, bewilligte ihnen sogar 1659 eine Provinzialsynode, und als nach des zweiten Kardinal-Regenten jenes Jahrhunderts Tode, 1661, Ludwig XIV. die Selbstregierung antrat, stellte er das vielfach verletzte Edikt von Nantes in vollem Umfange wieder her. Es wurde jedoch bald wieder (1663) illusorisch gemacht durch das Gesetz gegen die „Relaps", d. h. die convertirten Huguenoten, welche zu ihrer Religion zurückkehrten. Nach demselben traf sie lebenslängliche Verbannung. Damals lebten die Huguenoten in der Zahl von anderthalb bis zwei Millionen nicht mehr streitsüchtiger und gefürchteter, sondern fleißiger, redlicher und geachteter Bürger, worunter die bedeutendsten Beförderer der Industrie in allen möglichen Artikeln, und zwar in den meisten Provinzen zerstreut. Zugleich zählten sie aber auch hervorragende Prediger, Ärzte, Naturforscher und Dichter in ihren Reihen und glänzten auf ihren drei Akademien zu Sedan, Montauban und Saumur.

Die beinahe göttliche Macht indessen, nach welcher Ludwig XIV. strebte, was ihn zu so manchen tollen Schritten verleitete, beschwor auch über die französischen Protestanten neues Verderben herauf. Er hoffte seinen Ruhm zu erhöhen, wenn er die Vereinigung der in seinem Reiche lebenden Kirchen zu Stande brachte. Zu diesem Zwecke war er bereit, auf katholischer Seite Concessionen zu bewirken, wie z. B. die Abschaffung des Cölibates, die Vermeidung der Behandlung streitiger Glaubenspunkte, eine Verminderung der Klöster und die Aufstellung eines, vom Papste wol unabhängigen, französischen Patriarchen. Auf der Synode zu Charenton, 1673, wurde jedoch durch das Übergewicht der strenggläubigen Calvinisten nicht nur dieses Ansinnen verworfen, sondern selbst dessen hauptsächlicher Verfechter seiner geistlichen Würde entsetzt. Dies ärgerte den König, und seine Stimmung wurde noch verschlimmert durch die grundlose Befürchtung, daß seine reformirten Unterthanen mit seinen Feinden, den Holländern, als ihren Glaubensgenossen, gemeinsame Sache machen könnten. Einheit des Glaubens wollte er nun einmal in seinem Reiche haben, so gut wie Einheit der politischen Interessen. Diesem Streben kam der Umstand zu Hülfe, daß die Protestanten nicht mehr, wie früher, Prinzen, hohe Adelige, Staatsmänner und Feldherren unter sich zählten, namentlich seitdem der große Turenne u. A. ihrer Carrière zulieb konvertirt hatten, und es bestärkten den König noch mehr ganz unverhüllte Aufforderungen der katholischen Geistlichkeit, „die Ketzerei auszurotten", wenn er in seinen Kriegen von Gott Sieg erwarte.

Kaum vergönnte eine vorübergehende Friedensperiode Zeit dazu, so begannen die Verfolgungen. Zuerst wurden die von Heinrich IV. eingeführten „gemischten Kammern", d. h. Gerichtshöfe aus Mitgliedern beider Glaubensformen aufgehoben, dann, 1680, geborenen Katholiken der Übertritt zur reformirten Kirche, und ebenso die gemischten Ehen, verboten, protestantische Hebammen verpönt, die Taufe der Kinder innerhalb

24 Stunden nach der Geburt vorgeschrieben (damit die oft weit entfernten reformirten Geistlichen die Handlung nicht vornehmen konnten), das siebente Lebensjahr zum Übertritt in die katholische Kirche für genügend und die konvertirten Kinder zur Forderung einer Pension von den Eltern berechtigt erklärt, die Protestanten vom Dienste bei den Finanzen und der Marine, von den Staatspächtereien und von den Gemeindeämtern ausgeschlossen, endlich ihnen alle Privilegien des Ranges und sogar die Ausübung von Handwerken entzogen. Dazu kamen noch außerordentliche Chikanen jeder Art, welche sich die katholischen Beamten ungestraft gegen die Protestanten erlauben durften. Die Parlamente begannen sogar ohne Weiteres, die reformirten Predigten einzustellen, reformirte Kirchen zerstören zu lassen, ja die Protestanten an der Auswanderung zu verhindern und ihre Güter zu versteigern. Am wütendsten verfuhr dasjenige von Toulouse, am mildesten das von Paris. Das katholische Volk betheiligte sich nicht an der Raserei, es beschämte seine Vorsteher. Die Protestanten aber benahmen sich würdig; als eine Kirche in den Cevennen zerstört wurde, zogen die ihr angehörenden sechstausend Männer in ruhiger Haltung und ohne Waffen zu einem Bettage in Montpellier und versöhnten sich mit alten Familienfeinden. An einem Tage in ganz Südfrankreich versammelten sich die Protestanten betend in ihren Kirchen oder auf den Ruinen der zerstörten. Aber das Volk wurde gegen sie aufgehetzt und die Urheber des Gedankens, in Toulouse sechszig Geistliche zugleich, wurden in die Kerker geworfen.

Als sich die Protestanten durch diese Gewaltthaten nicht bekehren ließen, versuchte man es durch die damalige Haltung der katholischen Geistlichkeit in Frankreich. Der König, welcher, wie nach Einheit des Glaubens, so auch nach nationaler, vom Papste unabhängiger Organisation der Landeskirche strebte, gewann die Geistlichkeit dadurch, daß er ihr begreiflich machte, er hätte die Macht, sie für seine Kriege in Mitleidenschaft zu ziehen, wolle es aber nicht, wofür sie ihm starke freiwillige Beiträge an die Kriegskosten gab. Als nun der König in einer Angelegenheit, welche die kirchlichen Rechte des Staates betraf, der Pfründenverleihung nämlich, mit dem Papst in Zwist gerieth, schrieb er, auf den Wunsch der Geistlichkeit seines Landes, 1681 eine Versammlung derselben aus. Dieselbe äußerte sich mit Entschiedenheit gegen die Unfehlbarkeit des Papstes und nahm 1682 vier Sätze an, welche 1) die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von allen geistlichen Eingriffen, 2) die Uberordnung der Concilien über das Papstthum, 3) die Nothwendigkeit der Beistimmung der Kirche in geistlichen Fragen, und 4) die Beobachtung der staatlichen Gesetze in weltlichen Fragen vorschrieben, und zwar in der von dem Prediger Bossuet redigirten Form. Der König gab zwar denselben seinen vollen Beifall, vertagte aber die Versammlung aus Furcht vor weitergehenden Beschlüssen und vor dem Zerfall mit dem Papste.

Hingegen wurden die „vier Grundsätze der gallikanischen Kirche“ als Waffe gegen die Protestanten benutzt. Man hoffte, denselben dadurch jeden Grund zum Fortbestande als besondere Kirche abzuschneiden. Die Sache machte jedoch keinen Eindruck auf sie; die kirchliche Gewaltherrschaft des Königs erschien ihnen noch weit abschreckender, als jene des fernen und nicht mächtigen Papstes. Nun schritt der Despotismus weiter. Man belastete die Protestanten mit mehr Steuern und Einquartierungen, als die Katholiken und begünstigte in ganz auffallender Weise die zum Katholizismus Übertretenden. Der König warf einen eigenen Fond zur Unterstützung der „Bekehrungen“ aus, dessen Verwaltung er dem Konvertiten Pelisson übertrug. Man vertheilte aus demselben Summen unter die Bischöfe und gab ihnen zu verstehen, es wäre dem Könige sehr erwünscht, große Verzeichnisse von Konvertiten zu erhalten. Die Bekehrungen wurden taxirt, je nach ihrer Wichtigkeit; der gewöhnliche Preis war sechs Livres auf den Kopf; für eine angesehene Familie fielen einst 42 Livres ab. Die Verzeichnisse wurden mit den Quittungen und mit jeder der letzteren die Abschwörungsformel eingesandt. Je mehr Gelt ein Bischof erhielt, desto eifriger waren seine Bekehrungen. Doch brachte man es damals in einer Provinz nur auf drei- bis vierhundert Bekehrungen im Jahre. Und der König glaubte an die Aufrichtigkeit der Übertritte, die auf Furcht beruhten! Die Maintenon arbeitete damals an der Ausbildung seiner Bigotterie, und seine Bekehrungswut nahm täglich zu. So wurde es denn möglich, rascher und kräftiger einzuschreiten, als dies mittels der Bekehrungen um Gelt geschah. Man fing an, die protestantischen Kirchen kurzweg niederzureißen; 1679 begann man mit zweiundzwanzig solchen und jedes Jahr kamen mehrere dazu. Schon 1680 war dafür die Versammlung des katholischen Klerus voll Lob und Dank gegen den König und hoffte „auf das Glück, die Ketzerei zu Seinen Füßen sterben zu sehen!“ — Der Intendant Nicolas Josef Foucault erhielt 1685 die Bewilligung, die reformirten Kirchen der Landschaft Béarn zu zerstören, fünfzehn als „überflüssig“ und die übrigen fünf, weil darin gegen die königlichen Edikte gehandelt worden sein sollte! Jesuiten predigten als Missionäre über den Ruinen! Dann ließ Foucault Truppen kommen, mit deren Hülfe erstaunlich viele „Bekehrungen“ erfolgten. Er verjagte die Prediger und spottete dann, sie hätten ihre Heerden schmählich verlassen. Den noch nicht „Bekehrten“ wurde im Namen des Königs die Bekehrung befohlen, und wo sie nicht sofort erfolgte, fielen Dragoner ein und verübten die scheußlichsten, durch die Bezeichnung der „Dragonaden“ berüchtigten Mißhandlungen. Man nannte dieselbe auch „die Bekehrung durch Einquartierungen“ oder, noch drastischer, „die gestiefelte Mission“. Alles geschah, nachdem der tolerante Colbert wegen allzugroßer Milde in Ungnade gefallen war, unter unmittelbarer Leitung des königlichen Beichtvaters, des Jesuiten La Chaise und des Kriegsministers

Louvois, dessen Vater, der Reichskanzler Le Tellier, an der Spitze der Justiz, dessen Bruder an jener der Geistlichkeit, wie er selbst an jener des Militärs sich befanden, wie auch Ludwig's Günstling, der junge Herzog von Rochefoucauld, sein Schwiegersohn war. Seine Maßregeln waren würdig der von ihm zweimal angeordneten Verwüstung der Pfalz (1674 und 1689) und der schmählichen Intriguen gegen die tapferen Feldherren Turenne und Catinat, die er spann. Die Dragonaden wurden so wirksam gefunden, daß man sie auch auf die übrigen Provinzen ausdehnte, in welchen noch Unbekehrte lebten, — und sie hatten bei den Eingeschüchterten ungeheuern Erfolg! Die „Bekehrungen" wuchsen in die Zehntausende; in Nismes allein fanden in drei Tagen sechszigtausend statt. Man hatte ja England nicht zu fürchten; sein König Jakob II. war der eifrigste Katholik Europa's. Daher schrak man vor nichts mehr zurück, übergab das Collegium von Sedan den Jesuiten, entzog den protestantischen Offizieren ihre Pensionen und untersagte den Protestanten jeden gelehrten Beruf, ja sogar jeden Unterricht in höheren Wissenschaften! Ja, man wollte ihnen das Recht des Zeugnisses vor Gericht entziehen, was indessen der alte Le Tellier nicht zugab. Da nahm man ihnen wenigstens die Führung der Civilregister weg. So war denn kein Hinderniß mehr vorhanden, den letzten Schritt zu thun. Am 22. October 1685 wurde das Edikt von Nantes, zur Zeit der Ferien des Parlamentes von Paris, vom König aufgehoben. Der Akt, durch welchen dies geschah, gründete sich auf den Übertritt der meisten und „besseren" Reformirten zur katholischen Kirche, untersagte die Ausübung der reformirten Religion, verordnete die Zerstörung ihrer Kirchen, die Verbannung ihrer Prediger, und verbot die Auswanderung aller Übrigen bei schwerer Strafe, die auch die dazu behülflichen Schiffskapitäne treffen sollte.

Der Geist der Bartholomäusnacht war zurückgekehrt. Hatte auch das Widerrufs-Edikt den Zwang zur Konversion nicht aufgenommen, sondern den Verfolgten noch wenigstens freien Handel und Wandel bewilligt, so wurde doch diese Klausel thatsächlich nicht beobachtet. Man fuhr fort, den Reformirten Dragoner als Einquartierung einzulegen und befreite die Konvertirenden wieder davon, indem man die Übrigen desto stärker belastete. So wurde z. B. die Stadt Orange durch stets nach einigen Stunden immer wieder wachsende Einquartierung total „bekehrt". Die diesen Unmenschlichkeiten Entfliehenden wurden, wenn man sie einholte, in scheußliche Kerker geworfen. Nur unter den furchtbarsten Gefahren und Mühseligkeiten war eine Flucht möglich, und doch gelangten etwa eine halbe Million Protestanten nach der Schweiz, Deutschland, Holland und England, wo sie die von ihnen betriebenen Industriezweige einführten. In dem verödeten, aber dafür glaubenseinigen Frankreich hielt man jedoch mit Aufgeboten und Bewaffnung der katholischen Bevölkerung die „Bekehrungen" (in Languedoc z. B. 200,000) aufrecht.

Als man nun aber die Wahrnehmung machte, daß die Neubekehrten auf dem Todbette die Sakramente ablehnten und dadurch bewiesen, sie seien im Herzen „Ketzer" geblieben, erließ man das furchtbare Gesetz: wer die Sakramente verweigere, solle nach dem Tode auf der Erde geschleift und seine Güter konfiscirt werden, im Falle der Genesung aber solle er zu einer Buße, die Männer überdies zur lebenslänglichen Galeere, die Frauen zur Einsperrung verurtheilt und jedenfalls die Güterkonfiskation verhängt werden. Man bewog den König zur Unterschrift, indem man ihm bemerkte, dieselben Strafen treffen auch die ohne Erlaubniß Auswandernden und die Duellanten! Der Vollzug fand wirklich statt! Kaum war der Priester bei einem Sterbenden gewesen, der seinen Hokuspokus nicht mitmachen wollte, so verschaffte sich der süße Pöbel den Spaß, den kaum erkalteten Todten durch die Straßen zu schleifen! Da erhoben die Jansenisten ihre Stimmen wieder gegen diese Greuel an ihren Leidensgenossen, und nicht ganz umsonst; man gab den Wink, sie möglichst zu vermeiden. Ja, die Maintenon selbst, die allen Scheußlichkeiten gegen die Glaubensgenossen ihres Großvaters und Vaters Beifall geklatscht hatte, wurde von denselben übersättigt, verließ ihren Bund mit Schwert und Skapulier, d. h. mit Louvois und La Chaise und schloß sich dafür an den milden Feuelon und an die Töchter Colbert's, welche diesem edeln Priester zu Füßen saßen, der sich bemüht hatte, zwischen den Jesuiten und Jansenisten die Mitte zu finden, den Katholizismus mit der Humanität zu vereinigen und die Schrecken der Dragonaden durch seine sanften Zusprüche an die davon Betroffenen und durch Belehrung derselben zu lindern. Sein Lohn war die schamloseste Verleumdung aus dem Munde La Chaise's, der ihn von der Liste der für das Bisthum Poitiers Vorgeschlagenen strich und ihn zwang, bei dem Könige für sein Wirken abzubitten. Neben ihm verkehrte mit der Maintenon nun auch der Jansenist Agueſſeau und ebenfalls die bekannte Schwärmerin Jeanne Marie de la Mothe-Guyon, 1648 zu Montargis geboren. Sie hatte beabsichtigt, Genf zur katholischen Kirche zu bekehren und mußte wegen ihrer das Volk aufregenden Lehren (aus Eifersucht der Priester) in ein Kloster gehen, aus dem ihr die Maintenon heraushalf. Später in die Bastille gesetzt und daraus nach Holland geflohen, starb sie 1717 zu Blois. Sie ließ sich zur Qual alle Zähne ausreißen, goß geschmolzenes Blei auf den Leib, schrieb mystische Bücher und galt als ein Haupt der sogenannten Quietisten, zu denen sich auch die Buhlerin Ninon de l'Enclos zählte! —

Als endlich beinahe ganz Europa sich gegen Ludwig XIV. verband, der Name des Verfolgers der Huguenoten überall nur noch mit Verwünschungen verbunden ausgesprochen wurde und man die Vertriebenen im Auslande mit offenen Armen empfing, ja der Papst Innocenz XI. sogar dem Könige vorwarf, der gethane Schritt komme nicht der Religion, sondern der Politik zu gut, die Verblendung der „katholischen Monarchie" aber

ſo weit ging, den verdächtigen Huguenoten nicht einmal den Dienſt für das bedrohte Vaterland zu geſtatten, ermannten ſich ehrenhafte Bürger, an ihrer Spitze der berühmte Marſchall Vauban, die Aufhebung der an den Proteſtanten verübten Ungerechtigkeiten, die Wiederherſtellung ihrer Kirchen und eine Amneſtie für die Flüchtlinge zu verlangen. Vauban ſtellte dem Miniſter Louvois das Furchtbare der Auswanderung von Hunderttauſenden, der Entfernung von ſechszig Millionen Franken und des zu Grunde gerichteten Handels vor, ſowie daß von den Vertriebenen neuntauſend den Feinden als Matroſen, ſechshundert als Offiziere und zwölftauſend als Soldaten dienten, und daß alle Sekten ſich ſtets durch die Verfolgung verſtärkten. Der Erfolg dieſer Verwendung war ein Geſetz, welches das Schickſal der Proteſtanten ein wenig beſſerte, und ſie erwieſen ſich als gute Patrioten. Weitere Milderungen traten nach dem Tode des in Ungnade gefallenen Louvois (1691) ein*). Die im Lande gebliebenen ungebildeten Huguenoten aber ließen ſich hiedurch nicht beſchwichtigen. In den Cevennen, wo ſie einſam und abgeſchieden lebten und die Scenerie der Natur ſowol, als ihre ländliche Beſchäftigung ihnen Gelegenheit und Muße zu Grübeleien boten, verfielen ſie, ohne Geiſtliche, die ſie leiteten, in die wildeſte und roheſte Schwärmerei, und Viele von ihnen glaubten Offenbarungen zu haben, zu weisſagen und Wunder zu wirken. Als man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Paris von dieſer neuen Verſündigung gegen die alleinſeligmachende Staatskirche hörte, wurden Truppen gegen die Unglücklichen geſandt, welche ſich verzweiflungsvoll zur Wehre ſetzten und die Truppen ſchlugen. Die Camiſards, wie die Verfolgten nach ihrer Bekleidung genannt wurden, verwarfen den ihnen angebotenen Frieden, und ſiegten neuerdings. Ihre militäriſchen Maßregeln wurden alle von dem „Geiſte“ diktirt, und dieſer beſorgte auch die Mannszucht; d. h. die klügeren Führer benutzten den religiöſen Fanatismus der Menge, ſich durch ſolche nicht fehlſchlagende Mittel Gehorſam zu verſchaffen. Die Armeebefehle waren ſtets mit Beten, Singen und Schluchzen verbunden. So entwickelte ſich ein völliger Rachekrieg mit gegenſeitiger Wut und Erbitterung. Umſonſt bot man den Camiſarden, welche man nicht überwinden konnte, Belohnungen an, falls ſie das Land verlaſſen wollten; ſie verlangten unbedingte Glaubensfreiheit und der Kampf wütete fort. Erſt 1704 gelang es dem Marſchall Villars, den Anführer Cavalier zur Kapitulation zu bewegen, worauf dann die übrigen Rebellenführer nachfolgten, und bis 1706 war der Krieg beendet und die nicht bekehrten Inſurgenten im Auslande zerſtreut. Unter ihnen befand ſich als einer der hervorragendſten der Advokat Elie Marion, welcher ſeines Berufes wegen vor dem Kriege katholiſche

*) Eclaircissements historiques sur les causes de la révocation de l'édit de Nantes et sur l'état des Protestants en France. 1788.

Gesinnung hatte heucheln müssen. Die grassirende Offenbarungs- und Wunderfucht hatte auch ihn ergriffen. Lange lebte er in Verzückungen, Beten und Fasten und trieb solche Tollheiten auch während des Krieges, indem er gleich den anderen Inspirirten vorgab, der „Geist" treibe ihn dazu an. Nach der Kapitulation begab er sich 1705 nach Genf und England, wo er in London wieder durch Offenbarungen Aufsehen erregte, weshalb er und drei andere Narren seines Schlages von der Gemeinde der französischen Flüchtlinge, die man die „savoiische" nannte, ausgeschlossen und von der weltlichen Gewalt als falsche Propheten an den Pranger gestellt wurden. Sie begaben sich darauf, vom „Geiste" getrieben, nach Deutschland, machten aber in allen Staaten jämmerliches Fiasco, indem man ihre Verzückungen verlachte. In Schweden ging es ihnen nicht besser, und sie wollten eben ihr Glück in der Türkei versuchen, als Marion auf der Reise zu Livorno starb; seine Gefährten zerstreuten sich. Ein anderer Inspirirter, Durand Fage, trieb seine Tollheiten immer nur im Vereine mit jungen Mädchen; er verscholl in London. — In Frankreich aber waren bis zur Revolution alle protestantischen Kundgebungen verstummt.

Doch auch die Revolution war so wenig frei von schwärmerisch-religiösen, als von fanatisch-irreligiösen Erscheinungen. Man sah die widerliche Affenkomödie des „Kultus der Vernunft", wie das lächerliche Hohepriesterthum Robespierre's zur Feier des „höchsten Wesens", welcher Revolutionär, wie Scherr treffend sagt, einen ausgeprägt pfäffischen Zug in seinem Wesen hatte und die Ideen Rousseau's ohne Wahl der Mittel durchaus in die Wirklichkeit übertragen zu sollen glaubte. Dieser revolutionäre Hohepriester war besonders der Abgott der Frauen, welche seine Gegner „Betschwestern" nannten. Seine Proklamirung der zwei stereotypen Dogmen des Rationalismus, des Daseins eines höchsten Wesens und der Unsterblichkeit der Seele, und das pompöse Fest, mit welchem dieser Spruch ex cathedra gefeiert wurde (20. Prairial oder 8. Juni 1794), waren seine letzten öffentlichen Handlungen. Er war ein „Pfaffe" und mußte daher fallen, nicht als Schreckensmann, denn seine Feinde waren weit terroristischer und blutiger, — sondern als „Pfaffe". Dazu mußte nun u. A. eine einfältige Schwärmerei dienen, welche damals in Paris auftrat. Eine gewisse Katharina Theot, damals bald achtzig Jahre alt, bildete sich seit etwa fünfzehn Jahren, obschon bald in die Bastille, bald in das Irrenhaus gesperrt, ein, sie sei eine neue, zur abermaligen Empfängniß des Herrn bestimmte Jungfrau, erfreute sich, seitdem ihr die Revolution freie Hand ließ, eines kleinen Anhanges von dreißig bis vierzig Gliedern, darunter Mesmerianer und Swedenborgianer, und feierte mit ihnen eine Art Gottesdienst in ihrer Dachkammer. Barère, der „Anakreon der Guillotine" genannt, beschloß, diese Vorgänge zu Robespierre's Nachtheil zu benützen und wies einen seiner Anhänger, Senart, an, sich in die Mysterien der „Mutter Gottes" einweihen zu lassen, die er dann sofort,

nachdem sie über ihn die „Gnade ausgegossen", verhaften ließ. Ein unterschobener Brief von ihr, die gar nicht schreiben konnte, an Robespierre wurde ausgebeutet. Allerdings war *er es*, der die Verhaftete rettete, indem er die Akten gegen sie entfernte. Die „Mutter Gottes" starb im Gefängniß; aber ihr angeblicher Beschützer erntete für seine Blutthaten, wenn auch nicht *wegen* derselben, einen grausen Tod — durch Menschen, welche es tausendmal mehr verdient hatten.

Als Anhang zu den zahlreich angeführten christlichen Thorheiten bringen wir einige *jüdische* solche.

Am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts lebte Nicolas *Antoine* aus Friey in Lothringen. Nachdem er bei den Jesuiten studirt, trat er in Metz zur reformirten Kirche über und studirte in Sedan und Genf deren Theologie. Da er sich nun sonderbarer Weise vom alten Testamente mehr angezogen fühlte, als vom neuen, so wandte er seine ganze Neigung dem Judenthume zu. Umsonst suchte er aber bei den Juden zu Metz, Amsterdam und Padua die Beschneidung nach, welche sie nur geborenen Judenkindern zu ertheilen erklärten, worauf er zwar öffentlich den Christen spielte, im Herzen aber Jude war und den Kultus dieser Nation heimlich übte. Er wurde Pfarrer zu Divonne bei Genf, machte sich aber bald verdächtig, und als er sah, daß er entdeckt war, lästerte er offen das Christenthum. Als Wahnsinniger in den Spital zu Genf gebracht und nach angeblicher Heilung als Gotteslästerer eingesperrt, wurde er nach weitläufiger Untersuchung 1632 erdrosselt und dann verbrannt.

Zu Kopenhagen wurde 1644 Holger Pauli geboren, welcher schon mit zwölf Jahren in der religiösen Narrheit soweit vorgerückt war, daß er „einen Bund mit Gott" schloß. In der Folge schrieb er seinen Vornamen, erst aus Irrthum, dann in Anspielung auf die Sündflut, Oliger (Ölblattträger). Er behauptete, die hebräische Sprache von Gott selbst erlernt zu haben, hatte Gesichte und Offenbarungen, erwarb als Kaufmann zugleich Reichthümer, verlor sie aber, indem er sich in seinen Spekulationen von Erscheinungen bestimmen ließ, und bildete sich nun ein, er sei dazu erwählt, das Reich der Juden in Palästina wiederherzustellen und ihr König zu werden, und alle Mächte Europa's würden ihm hierzu behülflich sein, wofür er einen ausführlichen Plan aufsetzte. Auch predigte er das Erscheinen des Messias (auf das Jahr 1720), die Ankunft des tausendjährigen Reiches und eine neue aus Juden- und Christenthum gemischte Religion. Im Jahre 7000 sollte das jüngste Gericht eintreten. Um den Juden zu gefallen, behauptete er, ihres Stammes zu sein und schmähte das Christenthum, wo er konnte, indem er die Dreieinigkeit den „Cerberus" nannte. Endlich wurde er zu Amsterdam in das Tollhaus gesperrt. Wieder befreit, starb er 1715 zu Kopenhagen.

Was die Juden selbst betrifft, so dauerte in unserer Periode im Wesentlichen dasselbe Verfahren gegen sie fort, wie in der vorigen (Bd. I. S. 566). Im achtzehnten Jahrhundert wurden sie in der ganzen Schweiz nirgends geduldet, als in den beiden Dörfern Endingen und Lengnau in der Grafschaft Baden (jetzt Kanton Aargau), wo sie von den dort regierenden Kantonen zu verschiedenen Zeiten Schirmbriefe erhalten hatten. Die „christliche" Bevölkerung bat umsonst um ihre Verbannung, da sie sich übermäßig bereicherten, das Land aussögen und ihre Schuldner von Haus und Hof trieben, was die Juden in ihrer Gegenvorstellung durchaus bestritten. Doch durften sie keine liegenden Güter erwerben, hingegen 1755 und 1764 Synagogen bauen und Begräbnißplätze erwerben. In der Pfalz wurden die Juden noch am Ende des siebenzehnten und zu Danzig in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts beschuldigt, Kinder gemartert und geopfert zu haben. In Preußen erließ Friedrich II. 1756 ein Reglement, welches die Rechte der Juden in seinen Staaten genau festsetzte und ihren Wandel in enge Schranken bannte, da sie den „christlichen Kaufleuten und Einwohnern vielen Schaden zugefügt hätten."

Dritter Abschnitt.

Ethische Gesellschaften.

A. Ursprung.

Die theologischen Streitigkeiten auf dem Papiere und auf den Kanzeln und die ihnen entsprechenden Kämpfe auf dem Schlachtfelde zwischen Heeren verschiedenen (obschon beiderseits vorgeblich christlichen) Glaubens, wie die dem nämlichen Systeme des Fanatismus huldigenden Verfolgungen aller Andersgläubigen durch die Oberhäupter der Staaten, hatten nicht anders können, als die vernünftig denkenden Menschen von allen Einseitigkeiten der sogenannten Konfessionen abzuschrecken und sie dahin zu bringen, daß sie ihr Heil weder im Katholizismus, noch im Protestantismus mehr suchten, sondern in einer von allen theologischen Vorurtheilen und Symboldeuteleien befreiten, hell in die Welt blickenden, aufgeklärten Humanität. Es war dies eine Richtung, welche namentlich auf dem freien Boden Englands Anklang fand, wo ihr die, freisinnige Ansichten in Glaubenssachen verkündenden Schriften eines Thomas Morus (Utopia) und Sir

Francis Bacon (Neue Atlantis) vorgearbeitet hatten. In höherm, wir möchten sagen modernerm Maße predigte diese rein menschliche Gesinnung der im Jahre 1641 nach England geflohene Prediger der böhmischen Brüder: Amos Komensky, lateinisch Comenius (geb. 1592 in Mähren). Durch die Barbarenhorden des kaiserlichen Heeres seiner Handschriften, dann seiner Frau und Kinder und endlich mit 30,000 akatholischen Familien auch seines Vaterlandes beraubt (1627), wirkte er zu Lissa in Polen als Sprachlehrer, begann seine Didactica magna, ein Lehrbuch aller Wissenschaften, schrieb 1631 sein Sprachbuch „Janua linguarum", welches in zwölf europäische und vier asiatische Sprachen (die arabische, türkische, persische und mongolische) übersetzt wurde, ließ 1639 in England seinen Prodromus pansophiae erscheinen, welchem 1648 die Novissima linguarum methodus und noch 1650 sein Orbis pictus folgten. Außer vorübergehenden Aufenthalten in England, Schweden und Ungarn, wo man ihn als berühmten Pädagogen feierte, brachte er sein späteres Leben erst als Bischof der Brüdergemeinde in Lissa, und nachdem diese Stadt 1656 von den Polen verbrannt worden, in Holland zu, wo er 1671 zu Amsterdam starb. Er war ebensosehr geschätzt als Schriftsteller über die wichtigsten Fragen der Menschheit, wie als Pädagog, in welcher letztern Thätigkeit wir ihn später näher kennen lernen. Er verkündete und lehrte allgemeine Toleranz aller Religionen und werkthätige Menschenliebe. Zuerst von der Hoffnung beseelt, alle christlichen Glaubensbekenntnisse in eines vereinigen zu können, warf er, nachdem er die Unmöglichkeit dieses Beginnens eingesehen, alle konfessionelle Beschränktheit weg und begab sich auf die Höhe unbefangener vorurtheilsloser Humanität. In der Überzeugung, daß diesem Ideale der Papst und das Haus Österreich, als Bollwerke des Fanatismus, die größten Hindernisse bereiteten, verhinderte ihn weder seine heiße Menschenliebe, den Untergang jener Mächte, selbst mit Hülfe der Türken zu wünschen, — noch seine vernünftige Einsicht, auf damalige Visionen und Profezeiungen, welche jenen Untergang verkündeten, Gewicht zu legen und solche sogar selbst im Drucke herauszugeben („Lux in tenebris").

Nirgends hatten die reinen und humanen Grundsätze des Comenius einen so fruchtbaren Boden gefunden, wie in England, wo eben damals das Aufgeben der gothischen Baukunst zu Gunsten der Renaissance eine Emancipation vom mittelalterlichen Dogmatismus und eine Aneignung freierer Ansichten mit sich führte. Die weiten Hallen, die schlanken, luftigen, von niederdrückenden Bogen unabhängigen, blumengekrönten Säulen und die niederen, mit dem Gebäude verwachsenen, über dasselbe wenig hervorragenden Thürme und Kuppeln, wie sie die sogenannte Wiedergeburt des Alterthums erstehen ließ, drückten eine die Menschheit im weitesten Maße umfassende, Überhebungen nicht duldende, Freiheit mit thätiger Menschenliebe verbindende Gesinnung aus. Freilich war

dieſer Bauſtil durch allerlei geſchmackloſes Schnörkelwerk verunſtaltet; aber dies war nur ein Auswuchs des damaligen Geſchmacks überhaupt, der ſich auch in der damaligen Poeſie aller Nationen durch die widerwärtigen Hirtengedichte offenbarte; denn eine vollſtändige Wiederherſtellung vergangener Richtungen, wie ſie im ſechszehnten Jahrhundert in Bezug auf das klaſſiſche Alterthum angeſtrebt wurde, iſt niemals möglich und ihr Verſuch daher mit unſicherm Taſten und mißlungenen Schritten verbunden. Der Vater der engliſchen Renaiſſance, Inigo Jones (ſ. Band I. S. 557) führte den durch dieſe Schule der Baukunſt vertretenen Geiſt dogmenfreier Humanität auch in die Bauhütten der Steinmetzen ein, die ſich in England ſchon längſt Free-masons (Freimaurer) nannten, welche Benennung zuerſt in einem Parlamentsbeſchluſſe von 1350 vorkommt. Als Vorſteher dieſer Brüderſchaft veranſtaltete Jones vierteljährliche, ſtatt der früheren blos jährlichen, Hauptverſammlungen der Logen (engl. lodges vom lat. locus, Ort). Diejenigen Maurer, welche einſeitig am Handwerke hingen und für ideale Beſtrebungen keinen Sinn hatten, wurden veranlaßt, in die Zünfte zurückzutreten, während auf der andern Seite begabte Männer, die nicht zum Handwerke gehörten, aber an der Baukunſt und an den geiſtigen Beſtrebungen der Zeit überhaupt Intereſſe verriethen, ſich den Logen unter dem Titel „angenommener Brüder" anſchloſſen.

Freilich litten die Logen, weil ſich in ihnen Männer der verſchiedenſten politiſchen und religiöſen Anſichten befanden, ſchwer unter der engliſchen Revolution und den Bürgerkriegen, die auf ſie folgten; allein die ſpäter wiederkehrende Ruhe, die wiſſenſchaftlichen Forſchungen, denen die unter Karl II. geſtiftete königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, im Gegenſatze zu theologiſchen Grübeleien, großen Vorſchub leiſtete, und endlich die Vertreibung des auf's Neue zu Glaubenskämpfen herausfordernden Jakob II. geſtatteten den Freimaurern, ſich wieder zu erholen und ihre Arbeiten fortzuſetzen. Dazu hatte namentlich auch der Wiederaufbau der im Jahre 1666 großentheils abgebrannten Stadt London und insbeſondere der Paulskirche, dieſes proteſtantiſchen Gegenbildes der Peterskirche in Rom, beigetragen, deren Baumeiſter, Chriſtopher Wren, der Brüderſchaft angehörte. Nachdem jedoch dieſe Bauten vollendet waren, nämlich um die Zeit des Todes König Wilhelms III. (1702) und demzufolge die Bauleute Mangel an Arbeit litten, fühlten die Freimaurerlogen auf empfindliche Weiſe das Unzureichende ihrer bisherigen Organiſation. Die Bauleute von Fach ſchwanden immer mehr zuſammen, indem ſie dahin gingen, wo ihnen Arbeit winkte, und die „angenommenen Brüder", bisher die Minderen an Zahl, ſahen ſich verwaiſt und ihre Lokale verödet. Man begann zu begreifen, daß es nicht genüge, Nichtmaurer aufzunehmen, ſondern daß man, wenn die Logen fortdauern und ihre humanen Grundſätze weiter verbreiten wollten, einmal ſich vom Handwerke und deſſen materiellen Feſſeln befreien und dann ein Band der Vereinigung unter den einzelnen

Werkstätten schaffen müsse. Es waren keine weltumgestaltenden großen Geister, keine mit ehernen Zügen in das Buch der Weltgeschichte eingegrabenen Namen, deren Träger den neuen Gedanken faßten, aus der Werkmaurergesellschaft eine geistig zu fassende Freimaurer-Brüderschaft zu bilden, an die Stelle des materiellen den symbolischen Bau zu setzen. Zwei Theologen, der Presbyterianer (und französische Flüchtling) Theophil Desaguliers (zugleich Naturforscher und Mathematiker), und der Anglikaner James Anderson, im Vereine mit dem Alterthumsforscher Georg Payne, standen an der Spitze der Männer, welche im Jahre 1717 die Vereinigung von vier Logen der Maurer Londons zu einer Großloge und die Wahl eines Großmeisters und zweier Großaufseher bewirkten, in welchen Handlungen eben die Stiftung des heutigen Freimaurerbundes besteht; die wahre Geschichte kennt keine andere; nur die Fabel dichtete ihm einen entferntern Ursprung an.

Es waren wesentlich die humanen und philanthropischen Grundsätze des Comenius, welche die englischen Freimaurer leiteten, die nun keine Handwerksgenossenschaft mehr bildeten, sondern eine Gesellschaft von Männern aller Stände und Berufsarten, wie nicht minder aller Religionen, die sich in dem höhern Gefühle der Menschlichkeit begegneten und keinen andern Maßstab der Menschenwürde kannten, als die Sittlichkeit, Herzensgüte und Wahrheitsliebe. Die neuen Freimaurer behielten die Sinnbilder der Werkmaurer, ihre Sprüche und Gebräuche bei; nur legten sie dieselben in moralischem Sinne aus. Sie bauten nicht mehr Häuser und Kirchen, sondern einen geistigen Tempel der Menschheit, benutzten das Winkelmaß nicht mehr zum Messen der rechten Winkel an Quadersteinen, sondern zur Berichtigung der Unebenheiten des menschlichen Charakters, den Zirkel nicht zum Anbringen von Verzierungen an Bauwerken, sondern zum Einschlusse aller Menschen in einen brüderlichen Familienkreis.

Wenn aber auch die Freimaurer die konfessionellen Unterschiede und die von Menschen erfundenen Dogmen nicht berücksichtigten, wie sie gleicher Weise die politischen Parteien ob der Liebe zum Vaterlande, zu Gesetz und Ordnung vergaßen, — so warfen sie doch die Religion im Allgemeinen nicht weg, sondern hielten fest an jenen zwei einzigen Glaubensgrundsätzen, welche nie absichtlich erfunden worden, sondern in Geist und Herz der Menschen stets von selbst aufgetaucht sind, — am Dasein Gottes und an der Unsterblichkeit der Seele. Sie eröffneten daher auch ferner, wie schon die Bauleute, jede Loge, und schlossen eine jede mit Gebet zum „allmächtigen Baumeister der Welt" (dem Demiurgos der Gnostiker!) und hielten Gedächtnißfeiern für abgeschiedene Brüder, von denen sie sich des Ausdrucks bedienten: „er ist in den ewigen Osten hinübergegangen," — d. h. dahin, wo das Licht herkomut. In der Beibehaltung dieser beiden Fundamente des Glaubens schlossen sich daher die Freimaurer an die damals unter den

Gebildeten vorherrschende, vorzugsweise durch den englischen Philosophenfürsten Locke begründete Schule des Deismus an.

Der neue Bund breitete sich bald aus. Schon in den ersten Jahren seines Bestandes befanden sich „Brüder", wie sich die Maurer schon vor Gründung des Bundes genannt hatten und auch seitdem nannten, in allen Hauptstädten Europa's und in fast allen Städten Großbritanniens und der Niederlande, betrachteten jedoch stets London als ihre gemeinsame Mutterstadt. Die Großloge, als gemeinsame Oberbehörde, fand es daher an der Zeit, dafür zu sorgen, daß einerseits die Einheit des Bundes nicht zerrissen, anderseits den Entfernungen der Brüder unter sich Rechnung getragen würde. Einer ihrer ersten Beschlüsse ging dahin: daß, mit Ausnahme der erwähnten vier alten Logen, künftig ohne Ermächtigung mittels einer brieflichen Urkunde des jeweiligen Großmeisters und Zustimmung der Großloge — keine Loge als regelmäßig und gesetzlich erachtet werden solle.

Auf Grundlage dieser Bestimmung entstanden nun Logen an verschiedenen Orten; ihre Vertreter bildeten eben die Großloge und wählten den Großmeister, was früher die Gesammtheit der vier alten Logen gethan hatte. Änderungen der alten Einrichtungen („Landmarken") und neue Verordnungen mußten dagegen in den einzelnen Logen sämmtlichen Brüdern, den jüngsten Lehrling nicht ausgenommen, zur Genehmigung oder Verwerfung vorgelegt werden. Die allgemeinen Verordnungen wurden seit 1720 durch Anderson mit den alten Urkunden der Brüderschaft verglichen und bearbeitet, woraus das sogenannte Konstitutionenbuch (the Constitutions of the Freemasons) entstand, das 1723 herausgegeben wurde. Dasselbe blieb bis heute die erste Urkunde und die Grundlage des Freimaurerbundes. Es enthält: 1) eine kurze Geschichte, angeblich der Freimaurerei, in Wirklichkeit der Baukunst, von Erschaffung der Welt an (natürlich stark mit Mythen und Sagen vermischt), 2) die alten Pflichten oder Grundgesetze (Old Charges) der Freimaurer, 3) die allgemeinen (sogenannten alten) Verordnungen, welche Payne zusammengetragen hatte, 4) die Approbation des Buches, und als Anhang freimaurerische Lieder*).

Einen zweiten Grundstein des freimaurerischen Wesens legte die Großloge 1724 durch die Einsetzung eines „Ausschusses für Mildthätigkeit", aus welchem das noch bestehende Institute of Charity, „der Stolz und die Freude der englischen Brüderschaft" entsproßte, und betrat damit eine der schönsten Stufen des Wirkens der Freimaurer, diejenige der Hülfe in Noth und Elend, nicht nur der „Brüder", sondern aller Menschen.

*) Neues Constitutionen-Buch der Alten und Ehrwürdigen Brüderschafft der Frey-Maurer, Worin die Geschichte, Pflichten, Reguln u. s. w. derselben, Auf Befehl der Großen Loge Aus Ihren alten Urkunden, glaubwürdigen Traditionen und Logen-Büchern, Zum Gebrauch der Logen verfasset worden Von Jakob Anderson, D.D. Aus dem Engl. übersetzet. Franckfurt am Mayn 1741. — Vergl. Findel, Geschichte der Freimaurerei, 2. Aufl. (Leipzig 1866) S. 826–841.

Die innere Gliederung des Bundes endlich wurde vollendet durch die Einführung der Grade. Diejenigen Brüder nämlich, welche das Amt eines Meisters, d. h. des Ersten unter den einander an Rechten gleichen Genossen oder Gesellen, bekleidet hatten, traten nach Ablauf ihrer Amtsdauer nicht mehr, wie früher, unter die einfachen Gesellen zurück, sondern bildeten eine eigene Abtheilung, die der Meister, — und anderseits wurden die Neuaufgenommenen nicht mehr sofort Gesellen, sondern hatten vorerst einige Zeit als Lehrlinge zuzubringen. So entstanden die drei Grade der Lehrlinge, Gesellen und Meister, wahrscheinlich um das Jahr 1720. Die Beförderung der Lehrlinge zu Gesellen und Dieser zu Meistern, welche vorzunehmen erst nur die Großloge das Recht hatte, wurde bereits 1725 jeder einzelnen Loge bewilligt.

Schon innerhalb des ersten halben Jahrhunderts nach Gründung des Freimaurerbundes entstanden, theils durch reisende englische Brüder, theils durch in England aufgenommene Fremde, Logen in allen civilisirten Ländern, die sich, wenn ihrer in einem Lande viele wurden, auch zeitig zu unabhängigen Großlogen vereinigten. In Irland konstituirte sich eine Großloge 1730, in Schottland und Frankreich solche 1736, in den Niederlanden die Loge des Großmeisters im Haag 1734, zu Hamburg eine Provinzialloge von England 1740, zu Frankfurt am Main 1742 die Loge zur Einigkeit, zu Berlin 1744 die große Mutterloge zu den drei Weltkugeln (durch Friedrich den Großen). In Spanien bürgerte sich der Bund (vorübergehend freilich) schon 1727 ein, in Nordamerika (Boston) und Italien (Florenz) 1733, in Portugal 1735, in Polen und in der Schweiz (Genf) 1737, in Rußland 1738, in Dänemark 1743, in Schweden 1755.

So verzweigte sich der ursprünglich überall von London ausgegangene Bund in Logen einzelner Orte, welche sich dann wieder zu nach und nach unabhängig werdenden Großlogen vereinigten. Eine gemeinsame Organisation und Verfassung erhielten diese Körperschaften nie, entwickelten sich abgesondert, und kannten bis auf den heutigen Tag kein anderes Band, als ähnliche (durchaus nicht gleiche) Zwecke, Einrichtungen, Erkennungsmittel und Gebräuche, die gegenseitigen Besuche reisender Brüder, vereinzelte Kongresse und die Unterhaltung freundschaftlicher Korrespondenz.

Der Zweck des Bundes ist sehr verschieden angegeben worden, und wird auch von den einzelnen Theilen des Bundes sehr verschieden angeschaut. Den Einen liegt er klarer, Anderen verschwommener vor Augen und wird leider nur zu oft durch klangvolle aber inhaltleere Fraſen ausgedrückt oder vielmehr — verhüllt. Im Ganzen aber wird er nirgends ein anderer sein können, als: in allen Menschen ohne Rücksicht auf Herkunft und Glauben, Stand und Beruf, das Gefühl der brüderlichen Zusammengehörigkeit zu erwecken und sie zur Ausübung menschenfreundlicher, humaner

Thaten anzufeuern. Die hauptſächliche Einkleidung dieſes Zweckes iſt thatſächlich, mit mehr oder weniger Modifikationen, gegenwärtig überall die Wohlthätigkeit.

Als die hervorragendſten Eigenthümlichkeiten, welche den Freimaurerbund von anderen Vereinen und Geſellſchaften unterſcheiden, werden betrachtet: das Geheimniß und die Ceremonien.

Das ſogenannte Geheimniß rührt von der Geheimhaltung der Kunſtgriffe des Steinmetzenhandwerks durch die dasſelbe ausübenden Korporationen her. Nach dem Aufgeben desſelben durch den neuen Bund pflanzte ſich die Geheimhaltung auf dieſen über; denn einerſeits war es in einer Zeit, in welcher die religiöſen Verfolgungen an der Tagesordnung waren, gefährlich, von Brüderlichkeit aller Menſchen zu ſprechen, und anderſeits war der neue Bund, ſo gut wie jeder andere, eiferſüchtig auf die von ihm geſchaffene Idee und daher keineswegs geneigt, ſie zum öffentlichen Gemeingute herabzuwürdigen. Dieſe beiden Motive haben in unſerer Zeit ihren Sinn und ihre Bedeutung verloren, und ſo furchtbare Geheimniſſe von jeher die Uneingeweihten im Bunde vermuteten, ſo hat ſich doch noch jeder Aufgenommene ſowol, als Jeder, welcher freimaureriſche Schriften in die Hände bekam und ſtudirte, hinlänglich überzeugen können, daß die Freimaurer keine Geheimniſſe haben und auch thatſächlich nichts geheimhalten, als ihre Erkennungsmittel (Zeichen, Griff und Wort), was zur Verhütung von Mißbrauch des Bundes zu ſelbſtſüchtigen und betrügeriſchen Zwecken unumgänglich nothwendig iſt. Zur Geheimhaltung derſelben, ſowie alles Deſſen, was in den Logen verhandelt wird, verpflichtete früher ein Eid, deſſen furchtbare Worte gegenüber der Harmloſigkeit Deſſen, was er ſchützen ſollte, einen beinahe komiſchen Eindruck machten, der aber mit der Zeit überall außer Gebrauch kommt.

Ebenſo ſind auch die ceremoniellen und rituellen Gebräuche der Freimaurer ein Erbtheil der Steinmetzen. Noch jetzt beſitzt jedes korporativ organiſirte Handwerk eigenthümliche Gebräuche zur Aufnahme neuer Mitglieder, ſowie zur Eröffnung und zum Schluſſe der Verhandlungen. Diejenigen der Steinmetzen wurden urſprünglich auch diejenigen des unterſten (und zuerſt einzigen) Grades der Freimaurer; mit der Ausbildung mehrerer Grade aber wuchſen auch die Gebräuche bei Beförderung in dieſelben in's Ungeheuerliche und theilten ſich mit der Zeit in eine Menge von Syſtemen. Den Inhalt entnahm man theils den Gebräuchen der Kirche, wie auch der Klöſter und der Ritterorden, theils dunkeln und verworrenen Vorſtellungen von den ägyptiſchen und griechiſchen Myſterien, den Eſſäern, Pythagoreern u. ſ. w. Ihren Kern bildete ſtets die vielfach modificirte Einführung des Kandidaten in die Loge ſeines neuen Grades, welche mit einer unerſchöpflichen Anzahl manigfaltiger Prüfungen (nach den Handwerksgebräuchen meiſt „Reiſen" genannt) verbunden war und noch iſt, wobei ſich die fruchtbare Fantaſie des ſchwärmeriſchen achtzehnten Jahr-

hunderts in erschütternden Schreckmitteln gefiel, hinter denen aber nichts steckte, als harmlose moralische und philanthropische Lehren.

So war der Bund eigentlich ein Lamm im Wolfspelze und täuschte die ganze Welt unabsichtlich, wie er deren ungebildeten Theil noch gegenwärtig täuscht, ohne es zu wollen. Wie der Aberglaube der Massen sich der Freimaurerei bemächtigte und deren Glieder beinahe die Rolle der nach und nach aus der Mode kommenden Hexen und Hexenmeister spielen ließ, so daß das Volk an vielen Orten die sich versammelnden Störche für verwandelte Freimaurer und Diese für Schüler des Teufels hielt, der sich ihnen in Gestalt eines schwarzen Hundes zeige, — so wandte sich auch der Verdacht der Kirche und des Staates schon frühzeitig gegen den für revolutionär und ketzerisch gehaltenen Bund, und wir werden im Folgenden sehen, daß die Wirkungen dieses Verdachtes nicht überall ein so gutes Ende nahmen, wie in den Niederlanden. Dort erließen die Staaten von Holland und Westfriesland am 30. November 1735 eine Verordnung, durch welche die Brüderschaft der Freimaurer (de voorschrevene confrerien, welke zich geeven de naam van vrije metzelaars), trotz der vortheilhaften Berichte, welche über sie eingegangen, aus Furcht vor „Pflanzschulen von Faktionen und Debauchen", aufgelöst wurde. Als dessenungeachtet die Loge von Amsterdam zu arbeiten fortfuhr, ließ der Magistrat ihre Mitglieder verhaften und vor sich führen, worauf dieselben aber die Gerechtigkeit ihrer Sache mit solcher Kraft der Überzeugung verfochten, daß der Magistrat sie entließ, ja sogar seinen Sekretär abordnete, sich aufnehmen zu lassen und Bericht zu erstatten. Der letztere fiel dann so überaus günstig aus, daß beinahe alle Mitglieder der Behörde sich ebenfalls aufnehmen ließen, — und schon 1740 nahm die holländische Regierung die Freimaurer gegen die Geistlichkeit in Schutz, die ihnen die Absolution verweigerte, und verbot letzterer alle Einmischung in freimaurerische Angelegenheiten.

Ehe wir nun erzählen, wie der Freimaurerbund dort behandelt und verfolgt wurde, wo man der Vernunft nicht so zugänglich war, wie in Holland, wird es erforderlich sein, der Verirrungen zu erwähnen, in welche er verfiel, und welche nicht ohne Einwirkung auf die Leiden bleiben konnten, die er erduldete.

B. Verirrungen.

Der Freimaurerbund bestand noch nicht lange, als er bereits vermöge seiner ausgesprochenen Konfessionslosigkeit und seines Widerwillens gegen allen Glaubenszwang die Aufmerksamkeit einer Reaktionspartei auf sich zog, welche in ihm eine Stütze der erwachenden Aufklärung erkannte. Diese Reaktionspartei war der Jesuitenorden, der seine oben (Band I. S. 274) geschilderte Aufgabe niemals aus den Augen ließ.

Wie er im ſechszehnten und Anfangs des ſiebenzehnten Jahrhunderts die Folgen der Reformation mit nur zu gutem Gelingen ſo unſchädlich als möglich für ſeine Zwecke zu machen geſucht, ſah er zu ſeiner Beſtürzung hinter der zertreten geglaubten Oppoſition gegen das Papſtthum eine neue gegneriſche Phalanx emportauchen, welche um ſo gefährlicher erſchien, als ſie allen Dogmatismus wegwarf und daher mit der alten Kirche keinerlei Anhaltspunkt mehr gemein hatte, wie dies bei ſämmtlichen Fraktionen des Proteſtantismus noch der Fall war. Gegen dieſe neue Gegnerin, die Aufklärung, mußten andere Waffen in's Feld geführt werden, als gegen den Proteſtantismus. Sie beſaß keine Heere, — daher richteten Kanonen und Piken nichts gegen ſie aus, — ſie zählte ihre Anhänger nicht unter dem Volke, — daher mit Predigten und dem Beichtſtuhle nicht gegen ſie vorzugehen war, — ſie hatte ihren Anhang unter den Gebildeten und ihre Heerführer und Magiſtrate unter den Schriftſtellern. Ein eigentliches, feſtes, greifbares Organ hatte ihr bis dahin gefehlt, als plötzlich der Bund der freien Maurer wie aus dem Nichts emporſtieg. — Jetzt mußte die Gelegenheit ergriffen und benützt, jetzt konnte, ſo begannen die Jeſuiten zu hoffen, wenn man klug verfuhr, der Schlange des „Unglaubens", wie man die Unbotmäßigkeit gegen vorgeſchriebenen Glauben von jeher nannte, — der Kopf zertreten werden. —

Der Plan, den ſie nun faßten, war ein wohl ausgedachter, geiſtreich kombinirter. Sie knüpften ihn an politiſche Abſichten, und zwar an ſolche, welche das Mutterland der Freimaurerei, England, betrafen und gleichſam das Neſt des „Drachen der Aufklärung" auszunehmen beſtimmt waren. Die zum Katholizismus zurückgekehrten und vertriebenen Stuarts trachteten eben damals, mit materieller Hülfe Frankreichs und mit intellektueller des Papſtes, nach der Rückkehr auf ihren verlorenen Thron, — und da die Beſtrebungen verbannter Könige und Prinzen ſtets etwas Poetiſches und Romantiſches haben, ſo konnten durch Erregung dieſer Gefühle alle Schwärmer, und zugleich durch das geltend gemachte Princip der Legitimität alle Adeligen und Legitimiſten, wie durch die Konfeſſion der Prätendenten alle Katholiken gewonnen werden. Nun war der Freimaurerbund eine geheime Geſellſchaft und als ſolche natürlich ein Sammelplatz aller Schwärmer, Myſtiker und Romantiker. Ferner war in ihm der Adel ſtark vertreten: nach den vier erſten Großmeiſtern der Großloge von England, welche noch Werkmaurer geweſen, gehörten alle ſpäteren dem höchſten Adel des britiſchen Reiches an; wir finden unter ihnen die Herzoge von Montagu, Richmond, Norfolk, Chandos u. ſ. w., nicht zu gedenken einer Menge von Viscounts, Earls und Lords. Und was endlich das katholiſche Element betrifft, ſo hatte die Maurerei mit demſelben Ceremonien und ſeit einiger Zeit auch pomphafte Umzüge und glänzende Kleidung der Würdenträger, eine hierarchiſche Abſtufung und kosmopolitiſche Verbreitung gemein. Mit einigem Aufwande jeſuitiſcher Kniffe

konnte daher der Bund allmälig und unmerklich, wie ein damaliger Schriftsteller sagt, „zu einem Schutze, zu einer Miliz der Gesellschaft Jesu gemacht", und in dieser Weise die Gesellschaft des Johannes (des Schutzheiligen der Maurer) zur Schule der Vorbereitung auf die Gesellschaft Jesu herabgewürdigt werden. Erwägt man ferner, daß die adeligen Häupter der Freimaurer sich der Herleitung des Bundes von Handwerkern schämen mochten, so war es leicht, sie durch Auftischung von Fabeln, die ihnen eine „edlere" Abstammung vorspiegelten, zu irgend welchen Zwecken zu gewinnen. Gelang es einmal, die Maurer soweit zu bringen, so konnte durch Rückgabe des mächtigsten protestantischen und vorzugsweise aufgeklärten Reiches an einen katholischen König nicht nur der Heerd der Aufklärung zerschlagen, sondern auch zu weiteren katholischen Eroberungen der Weg gebahnt werden.

Es galt daher vor Allem, die Geschichte der Freimaurerei in Verwirrung zu bringen, d. h. zu fälschen, und es ist wirklich merkwürdig und beinahe ohne Beispiel, wie in der That wenige Jahre nach der Entstehung des Bundes dieselbe in vollständige Vergessenheit gerieth. Überall eher begann man sie zu wittern, als in den Handwerksgenossenschaften; man begann sie in den alten Mysterien, bei den Gnostikern, den Tempelrittern, den Rosenkreuzern zu suchen, ja sogar in den maurerischen Symbolen Bestätigungen der Alchemie, der Geisterseherei, der Kabbalistik u. s. w. zu finden.

Unsere geäußerte Ansicht bezüglich katholisch-stuartistischer Umtriebe erhält aber die beste Bekräftigung in der Thatsache, daß im Jahre 1740 der schottische Baronet Michael Andreas Ramsay (geb. 1686), katholischer Konvertit und Erzieher der Söhne des Prätendenten Jakob (genannt der III.), als stuartistischer Flüchtling in Paris, wo er Großredner der Großloge war, eine Rede hielt, in welcher er die Lehrlinge — Novizen (!), die Gesellen — Professen (!) und die Meister „Vollkommene" nannte und die Behauptung keck aufstellte, die Freimaurer seien während der Kreuzzüge in Palästina entstanden, hätten sich dort mit den Johanniter-Rittern verbunden (daher ihre Logen Johannis-Logen hießen!) und nach den Kreuzzügen sich zuerst in Schottland, dann in England u. s. w. fortgepflanzt. Diese historische Lüge gewann die Adeligen und blendete die nicht wissenschaftlich Gebildeten, und sofort entstanden in Frankreich eine Menge sogenannte höhere Grade, in welchen der aus der Bibel bekannte Baumeister des salomonischen Tempels, Hiram, die Hauptrolle spielte. Man benützte eine Mythe der französischen Handwerksgenossenschaften, nach welcher Hiram von treulosen Gesellen erschlagen worden, um zur Rache für diesen Mord aufzurufen, unter welchem man die Hinrichtung Karls I. und die Vertreibung Jakobs II. verstand. Diese sogenannten höheren Grade nannte man nach dem angeblichen Wiedergeburtslande der Maurerei „schottische" und nach dem Schutzheiligen Schott-

lands „St. Andreas-Grade“. Die Namen derſelben verfielen durch das Beſtreben, pomphaft und erhaben zu tönen, in Lächerlichkeit; ſie hießen z. B. Ritter der ehernen Schlange, Fürſt der Gnade, Groß-Inquiſitor (!), Fürſt des königlichen Geheimniſſes, Affen- und Löwenritter, ja ſogar „Kaiſer vom Oſten und Weſten“. Ihre Verſammlungen nannte man und nennt man noch jetzt „Kapitel“ und „Konſiſtorien“.

Zu gleicher Zeit tauchte bezeichnender Weiſe in England der ſogenannte Royal-Arch-Grad auf, welcher die Erzählungen vom Wiederaufbau des Tempels in Jeruſalem nach der babyloniſchen Gefangenſchaft (d. h. von der Wiederherſtellung der chriſtlichen Glaubenseinheit nach Vernichtung der Reformation und Aufklärung) zum Inhalte hatte. Der Vorſteher, Zerubabel genannt, trug ein Kleid von Purpur und Scharlach, die Verſammlung hieß „Kapitel“, der Bund „Orden“ (welche Benennung ſeitdem allgemein wurde), die drei maureriſchen Grade „Probegrade“. Die Schreiber trugen Chorhemden, ein Wahlſpruch lautete „Nulla salus extra (!)“ und als Zweck war die Vereinigung der Menſchen in eine Heerde unter einem Hirten angegeben. Da nur ein Theil der engliſchen Maurer dieſe Neuerung anerkannte, zerfielen dieſelben ſeitdem in zwei Großlogen, und ihre Einigkeit war gebrochen! Divide et impera!

Die Fabel Ramſay's von einem Zuſammenhange der Freimaurer und der Johanniter modificirte ſich nach ſeinem Tode (1743 zu St. Germain bei Paris) inſofern, als man einſah, daß die Ableitung von einem noch exiſtirenden Ritterorden ſich nicht werde aufrecht erhalten können, ſondern riskiren müſſe, von dieſem desavouirt zu werden. Man wandte ſich daher, (ohne daß der Urheber dieſer Variation bekannt wäre) zu dem ſeit vier Jahrhunderten aufgelöſten Tempelorden und fabricirte die Sage: einige der Verfolgung und Ausrottung ihres Ordens in Frankreich entgangene Templer, unter ihnen der Großkomthur Harris und der Marſchall Aumont (welche nie gelebt haben) ſeien auf ihrer Flucht nach Schottland gekommen und hätten dort, um leben zu können, als gemeine Maurer gearbeitet. Nachdem ſie dann von dem Tode und einem angeblichen Teſtamente des unglücklichen Großmeiſters Molay, in welchem derſelbe die Fortſetzung des Ordens gewünſcht haben ſollte, Kenntniß erhalten, hätten ſie noch in demſelben Jahre den „Freimaurerorden“ geſtiftet und 1314 auf der Inſel Mull das erſte „Kapitel“ gehalten, — ein Märchen, welches die Großloge von Schottland ſelbſt niemals anerkannt hat.

In's Leben trat dieſer neue Templerwahn zuerſt durch das Kapitel, welches 1754 im Jeſuiten-Collegium Clermont zu Paris durch den Ritter von Bonneville unter Anhängern der Stuarts gegründet wurde. Die Mitglieder trugen die Rüſtung und Kleidung der Templer und ihr Ritual war eine Inſceneſetzung der erwähnten Sage. Bald verbreitete ſich dieſes Syſtem, durch die Jeſuiten unterſtützt, über die franzöſiſchen Logen, und bald erklärte ſich die bisher noch von Englands Großloge abhängige franzöſiſche

unabhängig, um den neuen Tendenzen ungestört leben zu können, und räumte in ihren Statuten den sogenannten schottischen Meistern das Recht der Vormundschaft und Oberaufsicht über alle Freimaurer der drei alten Grade ein. Die größten Versammlungen des „Ordens" hießen von da an Concilien, und die höchsten Grade reproducirten in ihren Gebräuchen die katholischen Kirchenceremonien.

Mittlerweile hatte der blühende Unsinn auch in Deutschland Eingang gefunden. Seit 1742 bestand eine „schottische Loge" in Berlin, und der Baron C. G. von Marschall wirkte für diese Idee. In noch höherm Maße aber gelang dies einem Manne, welchen man den deutschen Don Quijote nennen könnte. Sein ganzes Dichten und Trachten der Idee einer Wiederherstellung der mittelalterlichen Ritterorden widmend, wurde er, obschon ohne schöpferischen Geist und nur ein betrogenes und mißleitetes Werkzeug Anderer, zu einer der einflußreichsten Persönlichkeiten seiner Zeit im Gebiete der geheimen Gesellschaften. Es war Karl Gotthelf von Hund und Altengrottkau, reicher Gutsbesitzer in der Lausitz (geboren 1722). Auf seinen Reisen, die er nach dem Tode seiner Jugendgeliebten unternahm, der ihn so sehr ergriffen haben soll, daß er deshalb sich nie vermälte, — trat er zu Frankfurt am Main in den Maurerbund, zu Paris aber zugleich in den neuen Templerorden und in die — katholische Kirche, worauf er dem Prätendenten Karl Eduard Stuart vorgestellt wurde, welcher, wie man ihm zu verstehen gab, einer der höchsten Ordensobern war, und dessen Uniform Hund von da an in Paris trug. Später kam er in Mastricht mit dem „Ritter von der goldenen Sonne" zusammen, dessen wahren Namen er nicht erfuhr, von dem er aber in geheimnißvoller Weise zum „Heermeister" des neuen Ordens für Deutschland ernannt wurde. Nach seiner Rückkehr gründete er auf einem seiner Güter, welches den ominösen Namen Unwürde führte, eine Loge, in welcher er mit anderen großen Kindern Templer spielte. Die dortigen Ordenskapitel führten lateinische Protokolle und Korrespondenzen und beriethen den Plan, Waisenhäuser zu stiften und dieselben allmälig in Kriegsschulen zur Rekrutirung des Ordens zu verwandeln.

Dies harmlose Treiben stand nun allerdings entweder gar nicht mit den Jesuiten in Verbindung, oder war wenigstens ein ganz unschädlicher Ableger des Treibens derselben, die einen ehrlichen Schwärmer von Hunds Schlage zu keinen ernsten Schritten verwenden konnten.

„Um diese Zeit, sagt der bereits angedeutete Zeitgenosse*), brach der siebenjährige Krieg aus. Die französischen Kriegsvölker kamen nach Deutschland, und mit ihnen viele Jesuiten. Bei der französischen Armee, besonders bei dem Kommissariat, waren denn auch Freimaurer von höheren

*) Beytrag zur neuesten Geschichte des Freymaurerordens in neun Gesprächen, mit Erlaubniß meiner Obern herausgegeben, Berlin 1786, S. 51 ff.

Graden in großer Zahl, und es war keine geringe Spekulation von Einigen solcher Herren, diese mysteriöse Waare in Deutschland zu Gelte zu machen. Ich habe einen französischen Commis gekannt, der einen ganzen Wagen voll Freimaurerdekorationen zu ungefähr 45 verschiedenen Graden mit sich führte, die er für Gelt von Straßburg bis hin nach Hamburg austheilte. Von dieser Zeit an begnügte sich fast keine einzige deutsche Loge mehr mit den drei symbolischen Graden; aber fast jede hatte eine andere Reihe von höheren Stufen, je nachdem sie einem andern Windbeutel in die Hände gefallen war, und so veränderte sie auch ihr System, wenn ein neuer Apostel ankam, der sie reformirte."

Ein solcher Apostel des Schwindels war der Marquis von Lernais oder Lerney, welcher als Kriegsgefangener nach Berlin gekommen war und dort die jesuitische Lehrweise des Kapitels von Clermont beförderte. Ein Anderer war der zu Berlin als „Ritter von Jerusalem" eingeweihte Theolog Philipp Samuel Rosa, früher Superintendent, aber wegen ärgerlicher Liebschaften entsetzt; er ließ sich in Halle nieder und bereiste von dort aus Deutschland, um mit Hochgraden Handel zu treiben, während er daneben auch Gold zu machen vorgab. Ein Dritter tauchte auf in dem jüdischen Betrüger J. S. Leuchte, auch Becker genannt, der sich nach dem Frieden von 1763 als „Baron von Johnson a Fünen" herumtrieb, in Jena ein Hochkapitel der Tempelherren gründete und selbst Rosa blendete, der dann, als sein Nimbus fiel, aus Halle vertrieben wurde. Als Hund von dem Spektakel hörte, den Johnson mit seinem Ritterwesen trieb, hielt er ihn für den von ihm längst gesuchten „unbekannten Obern", huldigte ihm in vollem Ornate vor dem Ordenskapitel des Konventes von Altenberge (in Sachsen-Gotha), 1764, knieend, entdeckte aber endlich seine Betrügerei und entlarvte ihn, worauf der Schwindler floh; aber ergriffen, auf die Wartburg gebracht und bis an seinen Tod (1775) in Luthers Zimmer verwahrt wurde. Nun war Hund unbestrittenes Oberhaupt der neuen Templer in Deutschland und gründete die sogenannte „strikte (im Gegensatze zur laten) Observanz", ein System von sieben Graden, nämlich den drei alten, dem vierten des „schottischen Meisters", dem fünften des „Novizen", dem sechsten des „Tempelherrn", und dem siebenten des Eques professus (!). Alle Ritter trugen lateinische Ordensnamen. Hund hieß Eques ab ense, Andere z. B. a sole, a leone, a cygno, a balaena, a scarabaeo, a cancro aureo, a talpa (!) u. s. w. Sechsundzwanzig deutsche Fürsten gehörten dem Orden an, der bald über beinahe alle deutschen Logen herrschte, sein eingebildetes Weltreich in Provinzen, Priorate, Präfekturen und Komthureien theilte, Apostel der strikten Observanz nach Frankreich und anderen Ländern sandte, und sogar bewirkte, daß sich ihm der Groß-Orient des letztgenannten Landes anschloß. „Hiedurch nun veränderte sich, sagt unser Zeitgenosse, der Geist der Freimaurerei ganz und gar. Statt daß bis jetzt Freiheit, Gleichheit und

Bruderband (dieſes Trio ſchon 1786!) die Stützen des Ordens geweſen waren, ſo handelte man nun nach politiſchen Rückſichten, führte eine unerhörte, auf keine Art von Recht noch Zutrauen gegründete Subordination ein, — — und die Aufnahme in den ſogenannten hohen Orden wurde mit theuerm Gelde bezahlt und hierunter die ſchlaue Abſicht verborgen, die Kaſſen anſehnlich zu machen — — und zuletzt einen Reichthum zuſammenzuſcharren, den vielleicht in der Folge Die, welche den ganzen Plan erfunden hatten, ad majorem Dei gloriam genützt haben würden (S. 68 ff.)." Die deutſchen Logen, welche ſich dem unmaureriſchen Flitterkram und Kinderſpiel nicht fügten, wurden verachtet, ja verketzert, und die wackere Loge zur Einigkeit in Frankfurt am Main, welche an der Spitze derſelben ſtand, konnte ihre Unabhängigkeit nur dadurch retten, daß ſie ſich von London aus als engliſche Provinzialloge erklären ließ.

Die Herrlichkeit des neuen Templerthums war nicht von langer Dauer. Hunds Vermögen ging durch den Krieg und durch die Opfer, die er dem Orden brachte, auf die Neige; denn er wurde in ſeiner Schwärmerei und Gutmütigkeit arg mißbraucht, und es hieß, „manche große und kleine Lichter hätten aus den Kaſſen anſehnliche Summen in saccum geſteckt und wären auf einmal reich geworden." Die Deputirten der Logen zu den öfteren Conventen ließen es ſich wohl ſein und traten mit Pracht auf. Namentlich aber erſchien von Zeit zu Zeit ein Abgeſandter der angeblichen unbekannten Oberen unter dem Namen und der Geſtalt eines „Ritters vom rothen Federbuſche" bei Hund, bot ihm Aktien zu fünf- und zehntauſend Thalern an, zum Zwecke von Handelsoperationen in Labrador, wo der Orden große Etabliſſements beſitze, und Hund mußte aus ſeiner Provinz jährlich fünfhundert Thaler hergeben, — ohne (natürlich!) je etwas aus Amerika zurückzuerhalten. So kam es, daß er endlich ſeine Güter dem Orden zu verſchreiben wünſchte und demſelben ſogar anbot, ihm auf ſeinen Tod andere zu verſchreiben, falls er auf die einen Gelt erhielte, wodurch die neuen Templer für 42,000 Thaler einen Werth von einer halben Million Thaler erhalten hätten! Aber der Orden hatte ſelbſt kein Gelt und wußte auch keines zu ſchaffen!

So bekamen die Jeſuiten endlich Hund's Spielerei, als ſie ihnen nichts mehr einbrachte, ſatt, und ſie erkoren ſich nun zum Werkzeuge den proteſtantiſchen Theologen Johann Auguſt von Starck (geb. 1741 in Schwerin), der 1766 in Paris katholiſch wurde, aber nichtsdeſtoweniger nachher Profeſſor der Theologie in Königsberg, dann Oberhofprediger und Generalſuperintendent daſelbſt und ſpäter in Darmſtadt war. Er ſtellte der weltlichen Templerei Hunds eine geiſtliche, das ſogenannte Klerikat der alten Templer, entgegen und behauptete, nur dieſes beſitze die wirklichen Geheimniſſe der Templer, auch ſei das bisher unbekannte Oberhaupt des Ordens ihm bekannt und Niemand anders, als der „Ritter von der

goldenen Sonne", d. h. der Prätendent Karl Eduard Stuart; er täuſchte damit in der That den Don Quijote des achtzehnten Jahrhunderts, und bewirkte, daß die Ritter Herrn von Hund fallen ließen. Dieſelben waren jedoch keineswegs geneigt, ſich den Klerikern zu unterwerfen, deren katholiſcher Pomp Mißbehagen erregte, und wählten 1772 auf dem Convente zu Kohlo in der Lauſitz keines der Häupter beider Syſteme, ſondern den Herzog Ferdinand von Braunſchweig zum Großmeiſter des Ordens. Ja, auf dem Convente zu Braunſchweig, 1775, wurde endlich Hund, welcher bloßer Heermeiſter geblieben, ernſthaft nach ſeinen Legitimationen gefragt, und, als er ſolche nicht zu bieten wußte, von der Leitung des Ordens entfernt, — welches Schickſal ihm das Jahr darauf (zu Meiningen) das Herz brach. Er wurde im Ritterornate vor dem Altar der Kirche zu Melrichſtadt beigeſetzt.

So hatten in Deutſchland die Plane der Jeſuiten noch zu keinem Ziele geführt und zugleich wurde ihr Orden durch Clemens XIV. aufgelöst. Trotzdem gaben ſie ihre Plane nicht auf, ſuchten ſich auch im Exile eine neue Exiſtenz zu gründen, und rüſteten zu dieſem Zwecke einen neuen Apoſtel aus, einen räthſelhaften Menſchen, von dem weder die Zeit noch der Ort ſeiner Geburt und ſeines Todes bekannt ſind, der ſich aber gegenüber Vertrauten als Sendling der Jeſuiten bekannte. Er nannte ſich Gugomos, Freiherr und Profeſſor der Künſte, war badiſcher Kammerjunker und Regierungsrath, auch Mitglied der ſtrikten Obſervanz unter dem Namen „Ritter vom triumfirenden Schwan", und trat zum erſten Male in die Öffentlichkeit durch ſeine 1776 ausgehende Einladung zu einem Convente nach Wiesbaden, auf welchem er, wie er behauptete, Unterricht in der wahren Templerei ertheilen wolle. Es lag in dem widerſpruchsvollen Geiſte jener aufgeklärten und doch daneben ſo leichtgläubigen Zeit, daß dieſer ſonderbaren Einladung viele Ritter, unter ihnen ſogar einige Fürſten, folgten und die Lügen und Schwindeleien des neuen Propheten mit Bewunderung anhörten. Gugomos rühmte ſich genoſſener Einweihungen, deren Schilderung auffallend an die Exercitien der Jeſuiten erinnerte, wies Inſignien und Vollmachten eines „heiligen Stuhles" auf Kypros vor, welche Crucifixe und ähnliche katholiſche Verzierungen trugen, und behauptete, der Orden, dem er angehöre, und von welchem der Templerorden blos ein Zweig geweſen, ſei ſchon vor Moſe entſtanden und habe unter ſeinen Großmeiſtern ägyptiſche, jüdiſche und andere Könige, griechiſche Philoſophen, ſelbſt Chriſtus, ſowie Apoſtel und Päpſte gezählt, — die Templer hätten ſich in Kypros (alſo nicht in Schottland!) fortgepflanzt, und die dortigen Erzbiſchöfe ſeien die rechtmäßigen Nachfolger der Großmeiſter. Die freimaureriſchen Grade, faſelte er, ſeien eine ſpätere Neuerung des urſprünglich ritterlichen und klerikalen Syſtems, deſſen Organiſation, nach ſeinen Angaben, vollkommen derjenigen des Jeſuitenordens glich. Zur Belehrung in den geheimen Wiſſenſchaften, fuhr er

fort, müsse ein heiliger Tempel erbaut werden, bei dessen Einweihung das „natürliche Feuer“ vom Himmel fallen werde. Mehrere durchschauten den Charlatan; Andere gingen in's Garn und ließen sich von ihm einweihen. Bei dieser Operation mußten sie fasten, ihre Meinungen über verschiedene ihnen vorgelegte Fragen aufsetzen, welche letzteren nach unserm Zeitgenossen „so abscheulich, so teuflisch und doch dabei so zweideutig listig abgefaßt waren, daß sie sich zugleich moralisch, religiös und chymisch (?) ausdeuten ließen, eine unvorsichtige Beantwortung aber als Dokument gegen den Beantworter hätte gebraucht und Diesen von dem Herrn Aufnehmer hätte abhängig machen können.“ (Völlig jesuitische Schulmethode!) Dann mußten die Kandidaten an die unbekannten Oberen lateinische Bittschriften richten, sich dem „heiligen Stuhle“ (angeblich in Kypros, wirklich in Rom!) unterwerfen, und das Versprechen ablegen, „unter Umständen gegen ihr Vaterland die Waffen zu tragen (wie es ächten Jesuiten geziemt!).“ Als indessen Gugomos sah, wie wenig Zutrauen man ihm schenkte, verschwand er plötzlich — und mit ihm auch die Einwirkung der Jesuiten auf die deutsche Maurerei. Die an der Spitze der letztern stehenden Ritter waren aber des Spiels mit unbekannten Oberen endlich müde, und als man einen Abgeordneten, den Advokaten Karl Eberhard Wächter, „Ritter von der Kirsche“, nach Italien gesandt hatte, wo er bei dem Prätendenten Karl Eduard in Florenz Audienz erhielt, Dieser aber läugnete, je Freimaurer gewesen zu sein, nahm die Templerei rasch an Ansehen ab und wurde zuletzt 1782 auf dem Convent im Wilhelmsbade bei Hanau, in Folge der Aufklärungen, welche der freisinnige Schriftsteller Christoph Bode über das Treiben der Jesuiten und ihrer Werkzeuge gab, förmlich aufgelöst. Über ihrem Grabe blühte die ächte Maurerei schon im folgenden Jahre im „Eklektischen Bunde“ neu auf, während Bode's kühnerer Entwurf eines allgemeinen deutschen Freimaurerbundes (1790) scheiterte. Ein Theil der Maurer aber, welcher sich mit der Einfachheit eines Bundes der Menschenliebe nicht begnügen konnte oder wollte, weil er mystischen und fantastischen Gaukeleien und Schwindeleien besser zugänglich war, wandte sich neuen am Horizonte des Geheimbündlerthums aufsteigenden Gestirnen zu. Das eine derselben, das sogenannte schwedische System, erhob sich im Norden, das andere, das neue Rosenkreuzerwesen, im Süden.

Die schwedischen Maurer hatten in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das auch bei ihnen eingedrungene ächte englische Maurerthum zu einfach und schlicht gefunden, und verlangten nach mehr Glanz und Pomp, Geheimnissen und Abstufungen. Diesem vermeintlichen Bedürfnisse suchte der fantastische König Gustav III. abzuhelfen durch die Bearbeitung eines neuen, des schwedischen Systems, welches aus der wirklichen Maurerei, der strikten Observanz und dem, was man unter „Rosenkreuzerei“ verstand, vorzüglich aber aus dem Systeme von Clermont, zusammengekocht

wurde und bei dessen Schöpfung die Schriften und Lehren Swedenborgs (s. oben S. 162) nicht unwirksam gewesen sein mögen. Gustav verband mit diesem Unternehmen zugleich den Plan, mittels der Freimaurer, die er durch Pomp gewann, die lästige Adelspartei zu stürzen. Nun war eben damals ein deutscher Freimaurer, Johann Wilhelm Ellenberger, durch Adoption von Seite seines mütterlichen Oheims Zinnendorf genannt, seines Standes Militärarzt, mit der strikten Observanz zerfallen, welcher er als „Ritter vom schwarzen Stein" und als Präfekt der Mark Brandenburg angehört hatte. Er sandte 1765 einen Freund mit aus der Kapitelskasse entnommenem Reisegelte nach Schweden, wo derselbe durch Intriguen die Akten des neuen Systems zu bekommen wußte, und gründete dann nach demselben mehrere neue Logen in Norddeutschland, welche 1770 zu der sich so nennenden „Großen Landesloge von Deutschland" zusammentraten. Ungeachtet der Protestationen von Schwedens Großloge gegen dieses Unterfangen erhob sich das künstliche Gebäude zu verhältnißmäßiger Blüte, sah seinen Stifter im Vollgenusse seiner Macht als Ordensmeister 1782 bei Eröffnung einer Loge mit dem Hammer in der Hand am Schlagflusse sterben, und erfreut sich noch heute der allerhöchsten Protektion und des Anhangs aller dem Fortschritte feindlichen Maurer*). Das schwedische System hat zehn Grade und beruht auf der Erfindung, daß gewisse Geheimnisse von Christus an sich durch die Apostel, die Tempelkleriker und die Baugenossenschaften hindurch fortgepflanzt hätten, und daß ein Neffe des Templer-Großmeisters Beaulieu, auf Anleitung von dessen letztem Nachfolger, dem bereits gefangenen Molay, in die Gruft seines Oheims hinabgestiegen sei, wo er in einem verborgenen Kasten die Insignien und Urkunden des Ordens gefunden habe, die dann von Paris nach Schottland und von da nach Schweden geflüchtet worden seien. Die Symbole, Ceremonien und Lehren bestehen aus katholischem Blendwerk und „erhabenem Unsinn." Das schwedische System bildet auch den Inhalt der unkritischen und von Lügen über die Maurerei wimmelnden Schrift „Sarsena".

Ob die neuen Rosenkreuzer des achtzehnten Jahrhunderts mit den älteren des siebenzehnten (s. Bd. I. S. 357) zusammenhingen, ist ungewiß, desto sicherer aber, daß jene, gleich den neuen Templern, unter jesuitischer Leitung und Aufsicht standen. Während man die ritterlichen Norddeutschen durch die Templerei zu beschäftigen wußte, hoffte man die zu tiefsinnigen Untersuchungen geneigten Süddeutschen mittels Grübeleien über die Geheimnisse des Lebens in die „alleinseligmachende" Kirche zu

*) Vergl. Findel, J. G.; die Schule der Hierarchie und des Absolutismus in Preußen. Eine Vertheidigung des Freimaurerbundes wider die Angriffe der „höchstleuchtenden" Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland. Leipzig 1870.

führen oder wenigſtens durch Vertiefung in abergläubiſches Treiben von aller Betheiligung an der überhandnehmenden Aufklärung abzuziehen. Obſkure Leute, welche der maureriſchen Geſchichte durchaus fremd ſind, d. h. Werkzeuge der Jeſuiten, ſtanden an der Spitze der neuen Gold- und Roſenkreuzer, welche um das Jahr 1760 (zur Zeit Roſa's und Johnſon's!) auftauchten, und gaben vor, unter „unbekannten Oberen" zu arbeiten. Sie lockten durch anonyme Briefe und räthſelhafte Abgeſandte Solche zum Verkehre mit ihnen, bei denen ſie alchemiſtiſche Neigungen vorausſetzten, benützten ſie, unter Vorſpiegelungen goldener Ernten, ſo lange ſie ſie brauchen konnten, und ließen ſie dann plötzlich im Stiche, ſo daß alle Nachforſchungen nach dem Orden fortan vergeblich waren. Mit dem Freimaurerbunde hingen ſie nicht zuſammen, ſondern benützten deſſen Logen und Glieder nur zu ihren Zwecken, wo ſie konnten. Die Zahl ihrer Grade war neun (1) Juniores, 2) Theoretici, 3) Practici, 4) Philosophi, 5) Minores, 6) Majores, 7) Adepti exemti, 8) Magistri, 9) Magi); ihre Mitglieder trugen ſonderbare Namen, z. B. Fraxinus, Philimanes, Drabes, Mandrabulus, Chryſophiron, Gordianus, Johannes de Sapientia u. ſ. w.; ihre Logen hießen „Kreiſe", deren Vorſteher „Direktoren", und die Brüder der unteren Grade kannten außerhalb ihres Kreiſes kein Mitglied des Ordens. Den Oberen gegenüber, welche man als „heilige Kongregation" und deren Oberhaupt als M. M. (Magnus Magus, der große Zauberer — von Rom?) bezeichnete, — war vollkommen blinder Gehorſam und unumſchränkte Beichte alles Deſſen, was ſie wiſſen wollten, vorgeſchrieben. Die Sache des Ordens wurde für diejenige Gottes und Chriſti ausgegeben, das Loſungswort desſelben war: „Auf daß Gott und ſein Wort mit uns ſei!" Fromme Redensarten, gemiſcht mit unverſtändlichen und myſtiſchen, bildeten ihre Sprache; ihre verrückte Beſchäftigung beſtand ſcheinbar in kabbaliſtiſcher Auslegung der Bibel und anderer angeblich heiliger oder geheimer Bücher, unſinniger Deutung der Naturereigniſſe, Geiſterſeherei und Teufelsbannerei, Goldmacherei, Bereitung von Lebenselixiren, ja ſogar in Verſuchen, durch chemiſche Proceſſe Menſchen zu erzeugen! In Wirklichkeit aber arbeiteten ſie für den Jeſuitenorden und deſſen Zwecke, und ſteuerten auf Unterwerfung der Freimaurer unter denſelben los. Den Neuaufgenommenen wurde ein Büſchel Haare abgeſchnitten (die Tonſur!); die Mitglieder trugen in den Verſammlungen weiße und ſchwarze Schärpen, in den höheren Graden prieſterliche Gewänder und ſilberne oder goldene Kreuze. In den Ceremonien ſpielten Crucifixe und Rauchwerke eine bedeutende Rolle. Man verſprach den Aufgenommenen, im neunten und höchſten Grade würden ſie alle Geheimniſſe der Natur erfahren und die Oberherrſchaft über Engel, Teufel und Menſchen erlangen. Nach der Behauptung der Roſenkreuzer erſtreckte ſich ihr Orden über ganz Europa und Vorderaſien.

Gleich der Templerei hatte auch die Roſenkreuzerei ihre Apoſtel und

falschen Propheten. Der erste unter denselben war der berüchtigte Johann Georg Schrepfer, geboren 1739 zu Nürnberg, erst Soldat, dann Kaffeewirth zu Leipzig*). Ohne daß man wußte, ob und wann er Freimaurer geworden, errichtete er 1772 in seiner Wirthschaft auf eigene Faust eine sogenannte schottische Loge, um die Zahl seiner Gäste zu vergrößern, und behauptete, eine bessere Maurerei zu lehren, als die eigentlichen Logen. Von einer solchen (Minerva in Leipzig) zurechtgewiesen, benahm er sich trotzig, erschien in derselben mit einer Pistole, streute Zettel auf den Straßen umher, auf welchen er die Mitglieder beleidigte und maurerische Gebräuche verrieth, wurde aber endlich auf Befehl des Herzogs Karl von Kurland, Protektors der sächsischen Logen, verhaftet und erhielt auf der Wache Stockprügel, die er bescheinigen mußte. Da nun aber ängstliche Brüder zu Braunschweig, welche fürchteten, er würde die maurerischen „Geheimnisse" veröffentlichen, seine Versöhnung mit der Loge Minerva bewirkten und angesehene Männer sich bethören ließen, an seinen Gaukeleien Theil nahmen, hinter welchen er geheime Kenntnisse zu verbergen vorgab, vergaß sich selbst der Herzog von Kurland und sank zu einem Schüler des Schwindlers herab, den er hatte durchprügeln lassen. Seitdem stolzirte Schrepfer in französischer Uniform mit Degen einher, und gab sich unter dem Namen eines Obersten und Barons von Steinsberg oder Steinbach für den Bastard eines französischen Prinzen aus. Zugleich gab er in seiner Loge, wo eigentlich maurerische Arbeiten nie vorkamen, Vorstellungen in Geisterseherei. Unser mehrerwähnte Zeitgenosse und Augenzeuge erzählt: „Ich selbst bin bei Schrepfer's Operationen gegenwärtig gewesen und will Ihnen offenherzig erzählen, was ich gesehen habe: Ich habe gesehen, daß Menschen, welche das Wunderbare liebten, ihre eigenen Sinne übertäubten, nicht sehen wollten, daß sie auf die gröbste Art betrogen wurden, sondern sich überzeugten, die erschienene Figur sei wirklich ein Geist, sehe wirklich ihrer seligen Frau oder ihrem seligen Vater gleich; ich habe gesehen, daß schwache Köpfe und Schwärmer weiß für schwarz und schwarz für weiß ansahen, weil sie das Vorurtheil mit hinbrachten, es müsse also sein; ich habe gesehen, daß Andere durch gewisse Mittel übertäubt wurden, so daß sie in ihrer erhitzten Fantasie wirklich erblickten, was nicht da war; ich habe gesehen, daß Andere, welche die Sache nicht genau untersuchten, hintergangen wurden, und daß Manche, aus Furcht vor der allgemeinen Stimme, welche für die Sache war, obgleich sie das Ding besser wußten, dennoch nicht das Herz hatten, den Betrug zu entlarven, — Alle diese beförderten im Volke den Glauben an Schrepfer's

*) Sammlungen von Briefen und Aufsätzen über die Gaßnerischen und Schröpferischen Geisterbeschwörungen, herausgegeben von Joh. Salomo Semler. 2 Bde. Halle 1776.

Wunderwerke, so wie es einige Jahre nachher auch mit Gaßnern ging.“ (Welch trefflicher Kommentar zu den Wundergeschichten aller Zeiten und Völker!) Der Nämliche fährt fort: „In dem Zimmer, in welchem die Beschwörungen geschahen, stand ein großes Billard, die Wege um dasselbe her wurden noch dazu mit Stühlen, worauf Crucifixe u. dergl. lagen, versperrt. Die, welche den Geist sehen sollten, befanden sich jenseits, der Geist erschien diesseits des Billards. Und damit Schrepfer noch vollends gewiß sein konnte, daß Niemand so schnell dem Geiste auf den Leib springen dürfe, mußten alle Zuschauer auf beiden Knieen liegen. Er ließ nicht Jeden zu; man mußte sich überzeugt und gläubig stellen, um gegenwärtig sein zu dürfen. Die Beschwörungen waren abenteuerlich, aber lang, ermüdend, betäubend, in den Zwischenfristen wurde Punsch gereicht.“ ——— Dieser Punsch war offenbar mit betäubenden Ingredienzien vermischt, welche dem Zwecke des Beschwörers zu Hülfe kamen und die Zuschauer glauben machten, sie sähen mehr als da war. Über die erscheinenden Geister sagt der Augenzeuge: „Er öffnete die Thüre wie ein anderer Mensch und war nichts mehr und nichts weniger, als ein vermummter Sterblicher, ja einst, als Schrepfer's Frau ihrer Entbindung nahe war, habe ich sehr deutlich einen — schwangern Geist erscheinen gesehn.“ Ein anderer enttäuschter Schüler Schrepfer's, Johann Samuel Schlegel, Mitglied der Loge Minerva, später Meister vom Stuhl der Loge Balduin zu Leipzig, berichtet: Schrepfer habe seine magischen Arbeiten in zwei Klassen getheilt, in die pneumatische, wo Geister erschienen, und in die elementarische, wo in finsteren Zimmern auf seine Beschwörung jede verlangte Person in einem andern Lichte erschien; auch habe ein von ihm beschworener Stern ungewöhnliche und dicke Strahlen geworfen; in einem Walde habe er Sturmwetter entstehen, große Knalle und andere Dinge hören lassen. Ja er beschwor sogar Sterne und behauptete, solche versetzen zu können, obschon er ihre Namen und Stellung nicht einmal kannte. Den Zuschauern bei den Geistererscheinungen, vor deren Beginn er sich schon am Morgen desselben Tages einschloß, bis am Abend die Stunde der Vorstellung kam, — war der Gebrauch von Brillen und Gläsern verboten, und die Vorstellungen fanden stets bei dem Scheine blos eines Lämpchens statt. Die Geister erschienen in dickem, fast undurchsichtigem Rauche von oft betäubendem Geruch, meldeten sich gewöhnlich mit großem Geräusch, sogar Gebrüll, und Schrepfer's Haupthelfer war, wie Schlegel versichert, sein erster Marqueur. Schlegel erkannte einmal, als er sich unter einem Tische verborgen hatte, an den Füßen des Geistes die am vorigen Tage in seinem Laden gekauften Schuhschnallen, und als er einmal die Thüre verriegelt hatte, mußte der brüllende Geist trotz seines Polterns draußen bleiben.

Schrepfer's Zweck war wahrscheinlich, im Interesse der Rosenkreuzer die strikte Observanz, welche sich den Jesuiten nicht mehr gefügig bewies, in Mißkredit zu bringen und zu stürzen. Daher seine stets katholisches

Gepräge tragenden Ceremonien! — Freunden vertraute er an, er habe den Auftrag, den Freimaurerbund mit dem aufgehobenen Jesuitenorden zu verschmelzen und stehe unter des Herzogs von Orleans Protektion; auch hätten ihm die Jesuiten einen Theil ihrer geretteten Schätze in Verwahrung gegeben. Um seine Macht zu beweisen, ließ er in dem Palaste des Herzogs von Kurland zu Dresden, der besonders dazu eingerichtet war, vor seinen Getreuen den Geist des verstorbenen Marschalls von Sachsen erscheinen. Er selbst schlug während seines dortigen Aufenthaltes seine Wohnung im Polnischen Gasthofe auf und empfing den Herzog nur noch mit leichtem Kopfnicken. Als aber seine Oberen ihn zu plump und marktschreierisch fanden, ließen sie ihn fallen. Seitdem war er genöthigt, Schulden zu machen, um sein verschwenderisches Leben fortsetzen zu können, und als er endlich am Rande des Ruins und seiner Entlarvung durch Scharfsichtigere stand, ging er am Morgen nach einer in gewohnter Weise gehaltenen Geisterloge, am 8. Oktober 1774, mit vier seiner Anhänger in das Rosenthal bei Leipzig, um ihnen, wie er sagte, eine wunderbare Erscheinung zu zeigen, entfernte sich dort in ein Gebüsch und erschoß sich da. Vorher hatte er einem Freunde als Unterpfand für ein Darleihen von tausend Louisdor eine angeblich mit Ordensgeheimnissen gefüllte Kiste übergeben. Als man sie nach seinem Tode öffnete, waren — alte Wäsche und Steine darin. Nach einer andern Erzählung hatte er ein Paket mit den angeblichen Jesuitenschätzen bei einem Bankhause deponirt, in welchem man aber bei der Untersuchung blos — leeres Papier fand.

Unter den Zeugen seines Todes befand sich der zweite Apostel der Rosenkreuzer, der von der strikten Observanz zu Diesen übergelaufene kursächsische Kammerherr und spätere preußische Major Johann Rudolf Bischofswerder; er war es, welcher den Herzog von Kurland für Schrepfer gewonnen hatte. Nach des Letztern Untergang lebte er eine Zeit lang als Einsiedler, um der Rache geträumter unbekannter Oberen zu entgehen, wähnte dann in dem Gaukler Gugomos ein neues Licht zu erblicken und wollte für ihn nach Kypros reisen, um die Geheimnisse der Templer zu holen. Durch die Gunst des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des unmündigen Thronfolgers des alten Fritz, stieg er in des Letztern Todesjahr, 1786, zum Kriegsminister, und gewann den etwas ältern Johann Christoph Wöllner, früher Prediger, für seine Ansichten, der dann 1788 ebenfalls zum Minister stieg, und Beide wußten den neuen, eiteln, geistesbeschränkten und wundersüchtigen König Preußens, Friedrich Wilhelm II., für die Rosenkreuzerei, deren Direktor in Berlin Wöllner war, zu gewinnen und verwickelten sogar die Großloge zu den drei Weltkugeln in das dunkle Treiben dieses Ordens, dessen wahre Tendenzen sie endlich auf die schamloseste Weise enthüllten. Während sie im Einverständniß mit der sogenannten Gräfin Lichtenau, der Mätresse des Königs, den Letztern durch Geisterbeschwörungen und tolle Gelage beschäftigten, gaben sie der

Aufklärung und Toleranz, welche unter Friedrich dem Großen in Preußen geherrscht hatte, durch ihr berüchtigtes, den Glaubenszwang einführendes Religionsedikt von 1788 (ein Jahr vor der französischen Revolution!) den Todesstoß und führten zugleich die Censur wieder ein. Gegen diese schändliche Orgie, welche Frömmelei, Aberglaube, Tyrannei und Unzucht im süßen Vereine feierten, erhoben sich jedoch furchtlos die Stimmen freisinniger Männer, wie Biester und Gedike, und es war ein böses Omen, als der Prinz Friedrich von Braunschweig, in dessen Palast die Rosenkreuzer alchemistische Experimente machen wollten, die nach der Aussage des Chemikers Klaproth das Gebäude in die Luft gesprengt hätten, die Bande auseinanderjagte und die Hexenküche abbrechen ließ. Es ging nur noch bis zum Tode des Königs, — und das Gebäude der Rosenkreuzerei selbst flog mit Krachen in die Lüfte!

An Nachahmungen dieser wahnwitzigen Gesellschaft fehlte es nicht. In Süddeutschland blühten kurze Zeit die „Ritter und Brüder Eingeweihten St. Johannes des Evangelisten aus Asien," mit dem Hauptsitze in Wien, vom Freiherrn Hans Heinrich von Ecker und Eckhofen gestiftet, — in Norddeutschland die afrikanischen Bauherren des Kriegsraths Köppen in Berlin, an verschiedenen Orten die Kreuzbrüder oder Kreuzfrommen des Grafen Christian von Haugwitz, in Frankreich die Anhänger Claude von St. Martin's, Martinisten oder auserwählte Coëns genannt, die Philalethen, die Sonnenritter, die unbekannten Philosophen, die Centralisten, die Illuminirten von Avignon u. A., — meist Schöpfungen und Werkzeuge der formell aufgehobenen, aber wirklich fortexistirenden Jesuiten, — in Italien die Zappatori, welche sich speziell die Vernichtung des Freimaurerbundes zur Aufgabe machten und eine Axt zum Sinnbilde hatten, welche bestimmt war, den Baum der Maurerei umzuhauen. Die Axt aber ist vergessen und der Baum blüht noch!

Die allgemein grassirende Geheimbundsucht gab auch noch anderen geheimen Gesellschaften das Leben, welche an dem Kampfe der Grundsätze nicht Theil nahmen, sondern einen harmlosen Verkehr theils blos unter Männern, theils unter beiden Geschlechtern mit maurerischen oder der Maurerei ähnlichen Formen bezweckten. Zu den in Deutschland auftretenden androgynen (Männer- und Frauen-) Orden gehörten: der Orden der Glückseligkeit, 1745 in Hamburg von Kreß aus Nürnberg, nach dem Muster des französischen Ordens de la félicité, gestiftet, mit einer Symbolik, welche dem Seewesen und einer Reise nach den Inseln der Glückseligkeit entnommen war, der 1748 in Celle bestehende Orden der Weisheit, der 1757 aus Frankreich in Deutschland eingeführte Orden der Hoffnung oder Espérance-Orden, der Orden der Kette oder der Pilgrime, der um 1760 in Thüringen bestandene Orden „Plaisir sans chagrin," dessen unter einer „Großmeisterin" stehende

Brüder und Schwestern grüne Ringe trugen und sonderbare Namen (z. B. frère gallopin, soeur nonchalante u. s. w.) führten, der Orden der Holzhacker (Fendeurs), derjenige der Argonauten auf einer Teich-Insel im Braunschweig'schen u. a. Blos aus Männern bestanden die Orden: der Tugend und Ehre (aus England eingeführt und daher auch V. a. H., d. h. Virtue and Honour genannt), der Eintracht (Konkordienorden), der Einigkeit u. a. Das Wesen aller bestand in moralischer Schwärmerei und Gefühlsschwelgerei. Auch die bereits erwähnten Studentenorden gehören hieher. Betrügerischer Natur waren, außer den von Cagliostro (s. oben S. 160) gestifteten ägyptischen Logen, die gemeiner Prellerei dienende Dukatensocietät des Grafen Ludwig von Neuwied, der Rosen- und der Harmonieorden, welche beiden der als Frau verkleidet umherreisende Ungar Matthäus Grossinger in's Leben rief, um Aufnahmsgelter zu ernten u. s. w.

Außer dem Betruge bemächtigte sich auch der Spott des geheimen Ordenswesens und schuf komische geheime Gesellschaften, von welchen wir nur zwei, eine französische und eine deutsche, erwähnen wollen.

Im Jahre 1742 entstand zu Caen in der Normandie die Gesellschaft der Francs-Peteurs, deren Absicht es war, die Freimaurer, wegen ihrer großartigen Apparate zu harmlosen Zwecken, lächerlich zu machen. Ihre Beamtungen und Aufnahmsgebräuche waren den freimaurerischen in komischer Weise nachgeahmt, und die Mitglieder verpflichteten sich, als „erklärte Feinde aller Vorurtheile," de peter librement, souvent et méthodiquement. Die Logen hießen Cases; das Abzeichen war ein goldener Zephyr mit der Inschrift: „à la liberté"; aufnahmefähig waren nur Männer zwischen zwanzig und sechszig Jahren, da „Ältere nicht fähig wären, die ernsten Aufgaben der Gesellschaft zu erfüllen."

So frivol hier der französische, so jovial erwies sich gleichzeitig der deutsche Humor. Als Goethe in Wetzlar weilte, bildete sich dort (1771) der „Ritterbund", ein satirisches Spiegelbild der „strikten Observanz", deren Mitglied sein Stifter, Friedrich von Gué, war und so sich selbst verspottete. Die Mitglieder führten Ritternamen, sprachen im Stile des Ritterthums, wie man sich dieses dachte, behandelten die „vier Haimonskinder" als symbolisches Buch, wozu Goethe einen Kommentar schrieb, und hatten vier Grade. Diese hießen, in sarkastischer Verhöhnung der in der Aftermaurerei stets auf die höheren Grade verschobenen, aber nie ertheilten Aufschlüsse: 1) der Übergang, 2) des Übergangs Übergang, 3) des Übergangs Übergang zum Übergang, und 4) des Übergangs Übergang zum Übergang des Übergangs. Nur die Eingeweihten verstanden den tiefern Sinn dieser Grade.

Das Beispiel der erwähnten androgynen Orden hatte indessen auch auf die Freimaurerei selbst ansteckend zurückgewirkt. Doch war es blos Frankreich, das Heimatland jener Orden, wo die Maurerei der Frauen,

auch „Adoptionsmaurerei“ genannt, blühte und beſondere, dem weiblichen Geſchlechte angepaßte Ceremonien und Grade beſaß (Vorſteherin vor der Revolution war die unglückliche Prinzeß von Lamballe!). In Deutſchland nahmen nur wenige, an Mitgliederzahl arme und blos kurze Zeit beſtehende Logen dieſe Verirrung an. — Die unbeabſichtigte Einweihung einer Dame kam in Irland einmal vor. Eliſabeth Aldworth, die Tochter des Viscount Doneraile, in deſſen Hauſe eine Loge ihre Verſammlungen hielt, belauſchte als junges Mädchen durch eine Öffnung in der Wand eine maureriſche Aufnahme. Sie wurde entdeckt und, um nichts zu verrathen, ſelbſt aufgenommen. In ihren ſpäteren Jahren zeichnete ſie ſich durch ihre Wohlthätigkeit aus und erſchien einſt bei einem öffentlichen Aufzuge in maureriſcher Bekleidung an der Spitze der Brüder. —

Treffend zeichnet unſer anonymer Zeitgenoſſe die im achtzehnten Jahrhundert graſſirende Geheimbundſucht nebſt den ſie begleitenden Ungeheuerlichkeiten mit folgenden Worten: „In der Zeit, da ich in dem Rufe von höheren Kenntniſſen ſtand, ohne je mich ſolcher Dinge gerühmt zu haben, beſuchten mich eine Menge Liebhaber der Kunſt, Myſtiker und Abenteurer. Wie manchen reiſenden Goldmacher lernte ich da kennen, der nicht nur keine geſunden Menſchenſinne hatte, ſondern auch, indem er ſich der höchſten alchymiſtiſchen Kenntniſſe rühmte und in die Tiefen der zeugenden Natur dringen wollte, wahrlich nicht hätte klar demonſtriren können, woher es kommt, daß ein Keſſel voll Waſſers auf dem Feuer zum Kochen gebracht werden kann! Wie mancher Univerſalarzt, der nicht deutlich wußte, wie die Verdauung bei den Menſchen geſchieht! Es kamen auch Schüler aus fremden Myſterienſchulen zu mir und erzählten mir, wie ihre Oberen mit ihnen verfuhren; und da ſchlug ich denn zuweilen die Hände über dem Kopf zuſammen, aus Verwunderung, welcher kindiſchen Spielereien ſich dieſe zuweilen bedient hatten, um ſehr vernünftige Menſchen zu hintergehen, und noch mehr darüber, daß es ihnen ſo oft gelungen war. Ein verſtändiger Mann erzählte mir: er müſſe ſeinem Aufnehmer die Briefe einhändigen, welche derſelbe ihm beföhle, an die Oberen zu ſchreiben; der Recipient lege dieſelben in ſeiner Gegenwart auf den Ofen, und in wenig Minuten fände er — ſtatt ſeines Briefes die Antwort darauf liegen. — Offenbar war dies der platteſte, bekannteſte Betrug. Er mußte nämlich den Brief mit einer chymiſchen Tiute ſchreiben, welche durch die Hitze verſchwindet, und dann erſchien die Antwort, welche ſchon vorher auf das Papier mit einer Tinte geſchrieben war, die nur durch die Wärme zum Vorſchein kommen kann. — Ein Anderer ſagte: die Oberen hätten ihm einen Stein verehrt; denſelben müſſe er in der Taſche tragen; zu gewiſſen Zeiten nun fange der Stein an, brennend heiß zu werden; das geſchehe immer, wenn die Oberen ihn an etwas erinnern wollten; wenn er denſelben dann hervorzöge, ſo erſchienen brennende Buchſtaben darauf. — Gewiß war dieſer Stein nichts weiter, als ein hohler, durchſichtiger Körper,

gefüllt mit einer Materie, die, wenn sie durch die größere Wärme dessen, der ihn bei sich trug, erhitzt wurde, schmolz und Buchstaben erscheinen ließ. Ich selbst kann dergleichen Bilder verfertigen. — Damals forschte ich auch fleißig nach alten Manuskripten, Freunde theilten mir einige mit, und ich spürte nach, wo ich wußte, daß dergleichen aufbewahrt wurden. Ich ließ mich Gelt und Mühe nicht verdrießen, bekam alte Rosenkreuzerpapiere, alchymische Processe, Geisterbeschwörungen und mehr solcher Waare in Menge. Aber der gesunde Menschenverstand empörte sich bei dem unsinnigen, widersprechenden Zeuge, das darin stand."

C. Verfolgungen.

Alle die erwähnten Verirrungen, welchen mehrere bedeutendere Abtheilungen des Freimaurerbundes, dem Zuge der Zeit nach dem Geheimnißvollen und Glänzenden folgend, anheimfielen, konnten indessen niemals ganz den ursprünglichen edeln und humanen Grundcharakter entstellen oder gar verdrängen, welcher seiner Stiftung zu Grunde liegt. Der Bund hat daher auch in der Zeit seiner schreiendsten Entartung viel, wenn auch nach Beseitigung derselben noch mehr, zur Beförderung religiöser und politischer Duldsamkeit und Gerechtigkeit und zur Abschaffung barbarischer Einrichtungen und Gebräuche beigetragen, und aus diesem Grunde ist er auch von allen Machthabern, Sekten und Individuen, welche ihre Usurpationen, Mißbräuche und Interessen durch ihn gefährdet sahen, stets auf die gehässigste und grausamste Weise angegriffen und verfolgt worden.

An die Spitze dieser Feldzüge gegen den Geist der Humanität stellen wir, wie billig, jene, welche von dem sogenannten „Stellvertreter" des Stifters der „Religion der Liebe" ausgingen, als der Stelle, welche immer vorangeht, wenn es den Kampf gegen Erleuchtung und Hebung der Menschen gilt. Schon zwanzig Jahre nach der Stiftung des Freimaurerbundes, als bereits auch in Rom durch Engländer eine Loge gegründet, doch schon wieder eingegangen war, im Jahre 1738, erließ Papst Clemens XII. die Bulle „in eminenti", durch welche er die Freimaurer exkommunicirte, ihnen keine andere Absolution, als durch den jeweiligen Papst gestattete und die Geistlichen als „Inquisitoren der ketzerischen Verderbtheit" anwies, gegen die Übertreter des Bannfluchs „vorzugehen und zu inquiriren und sie als der Ketzerei gar sehr verdächtig mit angemessenen Strafen zu belegen und in Schranken zu halten, — nöthigenfalls auch mit Anrufung der Hülfe des weltlichen Armes." Begründet wurde diese Exkommunikation: 1) durch den Umstand, daß die Freimaurer jeder Religion und Sekte angehören und sich „mit einer gewissen zur Schau getragenen Rechtschaffenheit begnügen (!)", 2) dadurch, daß sie im Geheimen

arbeiten und ſich durch einen Eid unter Androhung der ſchwerſten Strafen zur Wahrung der Geheimniſſe verpflichten, 3) daß ſie die ſchwerſten Schäden nicht blos der Ruhe des weltlichen Staates, ſondern auch dem geiſtlichen Wohle der Seele zufügen, 4) daß ſie im Widerſpruche mit den bürgerlichen und kanoniſchen Geſetzen ſtehen. All' dies wurde einfach behauptet, ohne den leiſeſten Verſuch zu einem Beweiſe des Geſagten zu machen!

Als ſich gehorſame und gläubige Katholiken durch dieſen Bannfluch vom Eintritt in den Freimaurerbund abgehalten glaubten und doch der graſſirenden Geheimbundſucht nicht widerſtehen konnten, entſtand für Solche der Mopsorden, welchem Weltliche und Geiſtliche, Männer und Frauen, aber nur Katholiken, angehörten*). Der damals unter den Hunderacen beſonders beliebte Mops galt den Mitgliedern als das Sinnbild ihrer Treue und Ergebenheit (gegen Rom?). Jede Loge hatte zwei Großmöpſe, deren Einer ein Mann, der Andere eine Dame war. Die Ceremonien waren eine ſehr unäſthetiſche Nachäffung der freimaureriſchen. Der Aufnahmeſuchende kratzte an der Thüre der Loge, wie Hunde thun; öffnete man nicht ſogleich, ſo fing er an zu heulen. Er wurde dann eingeführt und an einer Kette im Kreiſe herumgeführt, während die Mitglieder mit Stöcken, Degen, Ketten u. ſ. w. den Kandidaten, deſſen Augen verbunden waren, zu ſchrecken ſuchten und beſtändig dazu ſchrieen: memento mori! Es folgten nichtsſagende Fragen und Antworten, ſowie Prüfungen, zu welchen gehörte, daß der neue Mops die Zunge ſo weit als möglich herausſtrecken und ſo lange als möglich draußen laſſen und darauf den — Hintertheil eines kleinen Mopſes von Wachs oder anderm Stoffe küſſen mußte u. ſ. w. Das Erkennungszeichen beſtand darin, daß man mit den Fingern einen Maulkorb vor dem Munde bildete und die Zunge herausſtreckte. Der Neuaufgenommene küßte alle Mitglieder, die Männer wohin er wollte, die Damen auf die Wange. Den Schluß der Ceremonie bildeten allegoriſche Erklärungen der Aufnahme und der Logendekorationen, zu denen ein Palaſt der Liebe, ein Band der Wolluſt (!), ein Gefäß der Vernunft u. ſ. w. gehörten. Der in Deutſchland und Frankreich verbreitete Mopsorden dauerte jedoch nur kurze Zeit.

Die Bulle Clemens XII. wurde zwar im Kirchenſtaate vom Kardinal-Staatsſekretär Firrao bekannt gemacht, den Freimaurern Güterkonfiskation, Todesſtrafe, Niederreißen ihrer Verſammlungshäuſer angedroht und den Kandidaten des Bundes bei Gelt- oder Galeerenſtrafe die Anzeige zur Pflicht gemacht; in den übrigen Ländern aber wurde die Bulle ſo wenig

*) Vergl. „Der verrathene Orden der Freymäurer und das offenbarte Geheimniß der Mopsgeſellſchaft. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, mit Kupfern. Leipzig 1745."

beachtet, daß Papſt Benedikt XIV., welcher ſelbſt Freimaurer geweſen ſein ſoll, ſich genöthigt fand, ſie durch die Bulle „Providas“ von 1751 zu beſtätigen. Der Erfolg war jedoch derſelbe, obſchon auch das zweite Verdammungsorgan Europa's, die altersſchwache Sorbonne in Paris, 1748 den verhaßten Bund verflucht hatte. Derſelbe beſtand aber nicht nur fort, ſondern wuchs ſogar, obſchon ihn der Felſen Petri zu zermalmen drohte, und der letztere ſchwieg daher einſtweilen, weitere Schritte auf günſtigere Zeiten verſchiebend, wie wir ſehen werden. Obſchon auch die übrigen Regierungen, welche während der drei letzten Jahrhunderte Italien mißhandelten, das Beiſpiel des heiligen Stuhls nachahmten, hatte das Verbot des Bundes dennoch weder in Toscana, noch in Venedig, weder in Sardinien, noch in Neapel auf die Dauer einen Erfolg!

Dagegen war dies in ausgedehntem Maße der Fall auf der iberiſchen Halbinſel, dem Eldorado der Inquiſition. In Liſſabon hatten es 1743 der ſchweizeriſche Goldarbeiter Johann Couſtos und der franzöſiſche Juwelier Mouton gewagt, eine Loge zu gründen, wurden jedoch verrathen, in die Kerker der Inquiſition geworfen, fürchterlich gefoltert, dann der Erſte, als Proteſtant, auf die Galeeren geſandt, der Zweite aber, als Katholik, entlaſſen. Ähnliches erduldeten ſpäter noch Andere. In Madrid ließ, in Folge der erſten päpſtlichen Verdammungsbulle, König Philipp V. 1740 mehrere Freimaurer in die Kerker der Inquiſition werfen und zu den Galeeren verurtheilen. Als ſich trotzdem der Bund ausbreitete, beſchloß der Franziskaner und Inquiſitionsbeamte Joſef Torrubia, um ſeinen Ehrgeiz zu befriedigen, das Verderben des Bundes. Er ließ ſich, unter der angenommenen Maske eines Weltprieſters, 1751, nachdem ihn der päpſtliche Pönitentiarius des Eides der Verſchwiegenheit entbunden, in eine Loge aufnehmen, klagte dann bei der Inquiſition die Freimaurer „der ärgerlichſten und gottloſeſten Gepränge, Lehren und Handlungen, der Sodomie, Zauberei und Ketzerei, des Atheismus und Aufruhrs“ an, und verlangte die Ächtung der Mitglieder, die Einziehung ihrer Güter und zu guter Letzt ihre Verbrennung in einem „erbaulichen Auto da fé, zu größerer Verherrlichung des Glaubens und Stärkung der Gläubigen.“ Die Maurerei wurde zwar ſofort durch Ferdinand VI. unterdrückt, die erhobenen Anklagen jedoch ſo wenig begründet gefunden, daß man auf das angenehme Schauſpiel der rauchenden Scheiterhaufen verzichten mußte. Einige Jahre ſpäter, 1757, wurde ein Franzoſe, Tournon, welcher von der ſpaniſchen Regierung berufen worden, die Fabrikation kupferner Schnallen in Madrid zu lehren, auf die Anklage eines ſeiner Lehrlinge als Ketzer, Zauberer und Maurer verhaftet, da man in den Verzierungen ſeines freimaureriſchen Diploms Zauberfiguren zu erblicken glaubte. Obſchon Tournon nur in Frankreich Logenverſammlungen beigewohnt und nicht einmal gewußt hatte, ob es in Spanien auch Maurer gebe, dagegen ſo unklug geweſen war, ſeinen Angeſtellten den Eintritt in den Bund an-

zurathen, hob die Inquisition eine strenge Untersuchung gegen ihn an, machte es ihm u. A. zum schweren Vorwurfe, daß die Maurer blos an einen Gott, statt an die Dreieinigkeit, glauben, und verurtheilte ihn dann, „aus besonderer Milde," zu einjähriger Haft und nachheriger Verbannung aus Spanien; während seiner Einsperrung aber mußte er die Exercitien des „heiligen" Ignatius von Loyola durchmachen, täglich den Rosenkranz „herbeten," den Katechismus auswendig lernen, an den hohen Festen beichten, knieend seine „Ketzereien" abschwören und sich verpflichten, niemals wieder maurerischen Versammlungen beizuwohnen, ja sogar sich nie wieder als Maurer zu bekennen. — Auch aus der neuesten Zeit werden wir sowol in Spanien, als in Portugal Verfolgungen von Freimaurern zu berichten haben.

Es dauerte lange, ehe die Verfolgungen der Freimaurer im Süden Europa's auch im Norden der Alpen Nachahmung fanden. Es geschah dies erst, als eine außerhalb des Bundes entstandene Gesellschaft denselben zu ihren Zwecken benutzte, — nur in diametral entgegengesetztem Sinne, als dies der Jesuitenorden versucht hatte, wenn auch in ganz ähnlicher Weise. Es war nach der Aufhebung der sogenannten Gesellschaft Jesu, als in einem gewesenen Schüler derselben der Gedanke aufblitzte, Das, was jener Orden angestrebt, mit ähnlichen Mitteln zu Gunsten der Aufklärung zu versuchen, die jetzt enthüllten und offen liegenden Fäden, welche die Jünger Loyola's überall angeknüpft hatten, zur Förderung dessen zu benutzen, was Jene bekämpft, — Das zu vernichten, zu dessen Vertheidigung Jene sich vereinigt hatten. Es war Adam Weishaupt, geboren 1748, seit 1773 Nachfolger der Jesuiten auf dem Lehrstuhle des kanonischen und des Naturrechts an der Hochschule zu Ingolstadt. Die Intriguen, welche die beseitigten Patres aus Neid und Haß gegen ihn spannen, brachten in ihm jenen Gedanken zur Reife, den er schon als Studirender gefaßt hatte und in welchem ihn ein Freund bestärkte, — und die Gründung einer Loge der Rosenkreuzer- oder asiatischen Brüder in der Nachbarschaft, deren Glieder seine besten Schüler zu verlocken suchten, führte die Verwirklichung herbei. Am 1. Mai 1776 stiftete er, wahrscheinlich zunächst aus jenen Studenten, den Orden der Perfektibilisten, welchen Namen er später in denjenigen der Illuminaten umwandelte. Um denselben zu stärken und zu verbreiten, ergriff er zweierlei Maßregeln; die erste derselben bestand in der vollständigen Übertragung des hierarchischen Regierungssystems der Jesuiten auf den neuen Orden, die zweite in der Herbeiziehung der Freimaurerei zur Beförderung der Ordenszwecke. Zu diesem Zwecke ließ sich Weishaupt, dem die eigentliche Grundidee der Freimaurerei eine terra incognita war, indem er nur die Verirrungen des Bundes kannte, in die Loge zu München aufnehmen. Ein Freimaurer höherer Grade, Franz Xaver Zwackh, pfalzbairischer Regierungsrath zu Landshut, begünstigte Weishaupt's Plane, und der Marquis

Costanzo von Costanza, bairischer Kämmerer, wurde 1779 vom Stifter des neuen Ordens nach Frankfurt a. M. gesandt, um in den dortigen Logen für die Illuminaten zu werben. Diese Mission hatte beinahe keinen andern Erfolg, als die Gewinnung eines begeisterten jungen Freimaurers, der mit Bode zu den Kämpfern gegen die jesuitische Einwirkung gehörte und bereits die höheren Grade der „strikten Observanz" besaß, — des Freiherrn Adolf von Knigge, geboren 1752, und bekannt durch sein vielgelesenes Buch über den Umgang mit Menschen. Er wurde nach Weishaupt der thätigste Beförderer des Illuminatismus und führte Bode u. A. dem Orden zu, der indessen noch erst in den Kinderschuhen stak und noch keine gehörige Organisation besaß. Knigge unternahm es, diesem Mangel abzuhelfen, bearbeitete die einzelnen Grade, gab ihnen durchgreifenden Bezug auf den altpersischen Feuer- und Lichtdienst, und suchte so eine vollständige Schule der Aufklärung herzustellen, — doch ohne je mit dieser Arbeit an ein Ende zu gelangen.

Ein oberster Vorsteher, der General (wie bei den Jesuiten), sollte das Ganze leiten, unter ihm in jedem Lande ein National, in jeder Provinz (beziehungsweise in jedem Kreise des deutschen Reiches) ein Provinzial, in jedem kleinern Kreise ein Präfekt stehen. Jedes Mitglied kannte nur seine nächsten Neben- und blos einen Übergeordneten, und erhielt einen fingirten Namen (Weishaupt z. B. hieß Spartacus, Zwackh: Cato, Costanzo: Diomedes, Knigge: Philo u. s. w.), wie auch jedem Land und jeder Stadt ein fremder Name gegeben wurde, z. B. Österreich: Ägypten, München: Athen u. s. w. Auch bediente man sich einer geheimen Schrift (der Zahlen statt der Buchstaben) und eines geheimen (des persischen) Kalenders, sammt dessen Zeitrechnung. Die Grade des Ordens kamen nun in gehörige Ordnung. Für die Neueintretenden, wenn sie noch im Jünglingsalter standen, war die sogenannte Pflanzschule bestimmt. In derselben mußte der Novize, wie er zuerst hieß, und als welcher er außer dem ihn Anwerbenden kein Mitglied kennen lernte, sich durch Abfassung einer ausführlichen Lebensbeschreibung, genaue Auskunft über alle seine Verhältnisse und Führung eines Tagebuches ausweisen, daß er zur Beförderung tüchtig und zum Ordenszwecke brauchbar sei. War dies der Fall, so trat er als Minerval in eine Art gelehrter Gesellschaft, die sich besonders mit Beantwortung von Fragen aus dem Gebiete der Sittenlehre befaßte; auch mußte der Minerval über seine Vorstellungen und Erwartungen vom Orden Rechenschaft ablegen und dem letztern Gehorsam geloben. Wer sich als Minerval auszeichnete, wurde in der Versammlung dieses Grades unerwarteter Weise zum Lenker desselben unter dem Titel eines kleinen Illuminaten ernannt und erhielt nun Unterricht in der Behandlung und Beobachtung der Untergebenen, über welche er Bericht erstatten mußte. Dann wurde der Illuminat durch die drei alten Grade der Freimaurerei hindurchgeführt und erhielt darauf den Grad des Großen Illu-

minaten, deſſen Aufgabe es war, die Charaktere der Mitglieder zu ſtudiren und Diejenigen zu leiten und zu beaufſichtigen, welche wieder Andere unter ſich hatten. Auf dieſen Grad folgte jener des dirigirenden Illuminaten, deſſen Glieder den einzelnen Ordensabtheilungen vorſtanden. Auf dieſen letztern ſollten noch vier höhere Grade folgen, die des Prieſters, Regenten, Magiers (!) und Königs, welche zuſammen „die Myſterien“ hießen, aber niemals in Ausführung gebracht worden ſind, obſchon erſt in ihnen nach Knigge's Plan die eigentlichen Zwecke des Ordens enthüllt werden ſollten. Dieſelben beſtanden nicht in einer plötzlichen und gewaltſamen, wol aber in einer allmäligen und friedlichen Revolution, welche die Ideen der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts zum Siege bringen und durch Gewinnung aller hervorragenden geiſtigen Kräfte für den Orden bewirkt werden ſollte. Man hatte es dabei vorzüglich auf allmälige Beſetzung aller einflußreichen Staatsämter mit Ordensbrüdern abgeſehen, welche dann ihre Grundſätze leicht zur Geltung gebracht und, wie der Plan des Ordens träumte: das Menſchengeſchlecht zu einer einzigen Familie, jeden Hausvater zum Prieſter der Seinigen und die Vernunft zum einzigen Geſetzbuche der Menſchen erhoben hätten!

Der Orden nahm im Verhältniſſe zu der kurzen Zeit ſeines Beſtehens raſch zu und die Zahl ſeiner Mitglieder ſtieg auf etwa zweitauſend, wozu freilich der Umſtand, daß jeder Einzelne, der hierzu die Vollmacht eines Ordensobern erhalten hatte, Aufnahmen treffen konnte, ſehr viel beitrug. Es traten geſellſchaftlich und wiſſenſchaftlich hervorragende Männer in Menge in die Reihen der Illuminaten, wie z. B. die Herzoge Ferdinand von Braunſchweig, Ernſt von Sachſen-Gotha, Karl Auguſt (damals noch Prinz) von Sachſen-Weimar, der ſpätere Fürſtbiſchof Dalberg, der ſpätere Miniſter Montgelas, der Philoſoph Baader, die Profeſſoren Semmer in Ingolſtadt, Moldenhauer in Kiel, Feder in Göttingen u. A., der Erzieher Leuchſenring in Darmſtadt, der Biſchof Häfelin in München, die Schriftſteller Bahrdt, Bieſter, Gedike, Nicolai u. A. Nicht hinlänglich verbürgt, doch behauptet worden, iſt die Mitgliedſchaft Goethe's, Herder's und Peſtalozzi's.

Außerhalb Deutſchlands hatte indeſſen der Orden noch nicht Wurzel gefaßt, als ſeine glänzenden Träume furchtbar zertrümmert werden ſollten. Die Keime ſeines Verderbens lagen in der Nachahmung jeſuitiſcher Einrichtungen, in der unvorſichtigen Aufnahme vieler Perſonen, welche entweder durch anſtößiges Betragen, oder durch Mangel an Eifer und Thatkraft dem Bunde ſchadeten, und in der Uneinigkeit, welche ſich nach und nach zwiſchen Weishaupt und Knigge, den beiden „Areopagiten“, wie ihr hochtrabender Titel lautete, — immer ſchärfer entwickelte. Während Jenem nur am Zwecke des Bundes lag, alles Formenweſen aber nur „werthloſes Kinderſpielzeug und unnützer Flitterkram“ ſchien, ſchrak umgekehrt Dieſer, als feiner Weltmann, vor den Konſequenzen der Be-

ſtrebungen ſeines Genoſſen zurück, fürchtete ſich vor freigeiſtigen Büchern, wie ſie Weishaupt unter den Mitgliedern verbreitete, und hätte es weit lieber geſehen, wenn ſich der Orden nach dem Muſter der Freimaurer, nur in etwas abweichender Weiſe, mit Ceremonien, Graden und Geheimniſſen beſaßt und irgend ein unſchädliches und unſchuldiges Ideal von Menſchenwohl und Bruderliebe ſich vorgeſetzt hätte. Unter ſolchen Umſtänden riß Mangel an Disciplin und Eifer im Orden ein, und Weishaupt ſchrieb einſt klagend an Zwackh: „Ich bin aller Hülfe beraubt. Sokrates, der ein Kapitalmann wäre, iſt beſtändig beſoffen; Auguſtus ſteht im übelſten Ruf; Alcibiades ſitzt den ganzen Tag vor der Gaſtwirthin und ſchmachtet.“

Wirkſamer jedoch als dieſer ſich entwickelnde Sturm im Innern, arbeiteten die allgemach laut werdenden Angriffe von Außen her am Verderben des Ordens der Illuminaten, dem nun Feinde der verſchiedenſten Gattung wie Pilze emporwuchſen. Einmal gehörten dazu die Freimaurerſyſteme von reaktionärer oder abergläubiſcher Richtung, wie die Roſenkreuzer, Aſiaten, Afrikaner, Schweden, die Reſte der ſtrikten Obſervanz u. ſ. w., dann ſolche Illuminaten, welche ihre Erwartungen vom Orden getäuſcht ſahen oder von einem Verrathe desſelben an die Feinde der Freiheit und des Lichtes Vortheile hofften und daher mit dem Vorſatze, ihn zu verderben, austraten, — und endlich vor Allem die, ungeachtet der formellen Aufhebung ihres Ordens durch Clemens XIV., im Verborgenen ſtets fortintriguirenden Jeſuiten, die unter dem moraliſch verworfenen, bigotten und deſpotiſchen Kurfürſten Karl Theodor wieder großen Einfluß in Baiern gewannen, — und dies war das Land, in welchem die Illuminaten ihre meiſten und älteſten Mitglieder zählten.

Ein von dem Orden einſt mit ſeinem Aufnahmegeſuch zurückgewieſener Buchhändler, Namens Strobl, ein unverſchämter und roher Halbwiſſer, trat im Jahre 1783 zuerſt mit Anklagen gegen die Illuminaten auf, gegen welche er die Schrift von Babo, „Gemälde aus dem menſchlichen Leben,“ herausgab. Mit ihm vereinigten ſich bald zwei abgefallene Ordensglieder, der Profeſſor Weſtenrieder und der Kanonicus Danzer, worauf noch fünf weitere Mitglieder, ſämmtlich an der marianiſchen Akademie in München, an ihrer Spitze Utſchneider, aus dem Orden traten und die Judaſſe an ihm ſpielten. Eine neue von Strobl verlegte Schrift verwickelte auch die Freimaurer in die Anklagen gegen die Illuminaten, welche auf revolutionäre und landesverrätheriſche Geſinnungen, auf Mangel an Glauben und auf alle möglichen Laſter und Verbrechen lauteten. Dies genügte bei einem Regenten von dem Schlage Karl Theodor's. Er verbot am 22. Juni 1784 kurzweg alle geheimen oder ohne landesherrliche Ermächtigung geſtifteten Geſellſchaften, worunter natürlich voraus Freimaurer und Illuminaten verſtanden waren. Obſchon beide Bünde gehorchten, der erſte mit einer öffentlichen Vertheidigung und einer Vorſtellung an den Kurfürſten, der zweite mit dem Verlangen um Unterſuchung

und Aufforderung an die Verleumder zum Beweiſe ihrer Ausſagen, erſchien am 2. März 1785 ein zweites Verbot aller geheimen Vereine und Verſammlungen, deſſen Urheber und herzloſe Vollſtrecker der Beichtvater Karl Theodor's, Pater Frank, ein Exjeſuit und konfiscirter Pfaffe, und der Miniſter Freiherr Alois Xaver von Kreitmayr, Verfaſſer der bairiſchen Civil- und Kriminalgeſetzbücher, waren. Es galt, unter dem grundloſen Vorwande, daß das erſte Verbot nicht befolgt worden ſei, die Vernichtung der Ordensglieder, denen man auf rechtlichem Wege nichts anhaben konnte. Weishaupt wurde ſofort ſeiner Stelle entſetzt, zu einem öffentlichen Glaubensbekenntniß verurtheilt, aus Ingolſtadt verbannt und aller Vertheidigung für unfähig erklärt, und mußte ſeine in den Wochen liegende Gattin zurücklaſſen, deren ſich einige ſeiner Freunde annahmen, wodurch ſie ſich ſelbſt Verfolgung zuzogen. Ähnliche Schickſale erlitten Zwackh, Baader, Coſtanzo und viele andere hervorragende Männer, während die adeligen Höflinge, die dem Orden ebenfalls angehörten, unbehelligt blieben. Durch rohe Hausdurchſuchungen verſchaffte man ſich Papiere, deren man auch in den Kleidern des bei Regensburg an des fliehenden Weishaupt Seite vom Blitz erſchlagenen Prieſters Lang fand, und ſchöpfte daraus Vorwände zu neuen Anklagen, neuen Dekreten und neuen Verfolgungen, welche alle ſo grundlos waren, wie ſie ſchonungslos vollzogen wurden. Weishaupt, auf deſſen Kopf ein Preis geſetzt war, fand ein Aſyl bei dem Herzog Ernſt von Sachſen-Gotha als deſſen Hofrath, ſchrieb dort die Geſchichte ſeines Ordens und lebte bis 1830. Dieſe Verfolgung der Illuminaten in einem Lande, wo ihre Verbindung ihre Wurzeln hatte, gab ihr den Todesſtoß, indem die übrig bleibenden Mitglieder den Mut zur Fortſetzung ihres Werkes verloren, und der eingeſchüchterte Knigge predigte in ſeinem „Umgange mit Menſchen“ ſalbungsvoll gegen alle geheimen Geſellſchaften*).

Die Unterdrückung des Illuminaten-Ordens in Baiern, von welcher auch die dortigen Freimaurer ſchuldlos mit betroffen wurden, verfehlte nicht, auf das benachbarte Öſterreich ihre Einwirkung auszuüben. Dort war der deutſche Kaiſer Franz I., Gemal und Mitregent der Beherrſcherin der öſterreichiſchen Erblande, Maria Thereſia, ſelbſt Freimaurer. Im Jahre 1731 im Haag durch eine Abordnung der engliſchen Großloge als „Bruder Lothringen“ in den Bund aufgenommen, war ihm dennoch der Geiſt der ächten Freimaurerei fremd. Seine Gattin, welche in der ſtrengen Aufrechterhaltung der katholiſchen und abſolutiſtiſchen Überlieferungen des habsburgiſchen Hauſes das einzige Heil des Reiches ſah, und demzufolge dem aus dem proteſtantiſchen und konſtitutionellen England

*) Originalſchriften der Illuminaten und gegen dieſelben. Verzeichniß im Allg. Handb. der Freimaurerei, Art. Illuminaten.

ſtammenden Bunde abgeneigt war, ſuchte denſelben wiederholt zu unterdrücken und ließ u. A. 1743 die Loge zu den drei Kanonen in Wien, deren Mitglied Franz war, durch hundert Grenadiere überfallen und achtzehn Brüder gefangen nehmen, wobei der anweſende Franz über eine Hintertreppe entkam und ſpäter die Freilaſſung der Verhafteten bewirkte. Vertheidigte ſo zwar Franz den Bund gegenüber der Kaiſerin, ſo wandte er deſſenungeachtet ſeine Sympathie und Thätigkeit nicht deſſen reinen und idealen Tendenzen, ſondern ausſchließlich den oben geſchilderten Verirrungen zu, in welche die Freimaurerei zu fantaſtiſchen und ſelbſtſüchtigen Zwecken hineingeriſſen wurde. Es waren die neuen Roſenkreuzer, jene Werkzeuge der Jeſuiten, welche ſich unter Verheimlichung ihres Namens in die Staaten der alles Sektenweſen haſſenden Kaiſerin einzuſchleichen und durch ihre alchemiſtiſchen Experimente, Wunderkuren und Geiſterbeſchwörungen den alles Abentenerliche liebenden Kaiſer ganz für ſich einzunehmen wußten. Dies benützten auch außerhalb des Bundes zahlreiche Schwindler und Gauner, am kaiſerlichen Hofe ihr Glück zu verſuchen. Zu Dieſen gehörte der Alchemiſt Seefels, welcher mit dem Kaiſer oft „arbeitete", übrigens aber an ſeinem Wohnorte Rodaun bei Wien ſeiner Wohlthätigkeit wegen ſo geachtet und ſeiner angeblichen Wiſſenſchaft wegen ſo berühmt war, daß die Wiener noch lange, nachdem die Polizei ſein Laboratorium ohne Rückſicht auf die kaiſerliche Gunſt zerſtört und ihn nach einer Feſtung abgeführt hatte, zu den Ruinen der alchemiſtiſchen Herrlichkeit wallfahrteten. Ein Anderer, wahrſcheinlich Roſenkreuzer, war Magnus Paul Schindler, welcher die Kunſt verſtanden und in Gegenwart des Kaiſers geübt haben ſoll, ſich vom Boden in die Höhe zu heben und langſam wieder ſinken zu laſſen, übrigens als Betrüger entlarvt wurde. Ein Dritter, Menchelbek mit Namen, ließ mittels Räucherwerkes Verſtorbene erſcheinen, wobei einſt, aus unbekannten Gründen, das Geſpenſt Kaiſer Karl's VI. deſſen kaiſerlichen Schwiegerſohn unſanft zu Boden geworfen haben ſoll, und brachte einſt in einer Mondnacht die Todten von St. Stephan's Friedhof aus ihrer Ruhe und zu ſcheußlichem Spektakel! Als Franz I. 1765 unvermutet ſtarb, machte ſich Meuchelbek ſchnell aus dem Staube. Damals exiſtirte in Wien auch eine geheime Geſellſchaft von Männern und Frauen, welche ſich „Brüder vom ſchwarzen Hut" und „Schweſtern von der ſchwarzen Feige" nannten, Grafen, Baroninnen u. ſ. w. unter ſich zählten und ſich in ihren Orgien zu Währing der wüſteſten Sittenloſigkeit überließen, aber entdeckt und theilweiſe (d. h. ſoweit ſie nicht dem hohen Adel angehörten!) hart beſtraft wurden. Die Zahl der Geheimbündler, Alchemiſten, Geiſterſeher u. ſ. w. ſoll damals in Wien dreizehntauſend betragen haben!

Nach dem Tode des Kaiſers und der Aufhebung des Jeſuitenordens war den Roſenkreuzern und ihren Geiſtesverwandten in Wien der Boden entzogen. Zu ihrer definitiven Unterdrückung trug das Meiſte Maria

Thereſia's erſter Leibarzt, Gerhard Freiherr van Swieten, ein Schüler Boerhave's, bei. Er erwirkte bei der Kaiſerin die Ermächtigung, alle Häuſer Wiens zu unterſuchen, damit ihm keine Alchemiſten, Geiſterbanner und Schatzgräber entgingen, erlitt zwar die Beſchränkung, gegen hochgeſtellte Perſonen der Kirche und des Staates nichts unternehmen zu dürfen, und räumte dann unter den Jüngern des Aberglaubens mit der grauſamſten Härte auf, bis ihm die Kaiſerin, als auch Jeſuiten mitbetroffen wurden, Einhalt gebot.

Dieſe Kataſtrophe des Aftermaurerthums war der ächten Freimaurerei günſtig. Dieſe, welche ſich unter ihrem „Bruder" Franz I. geringer Gunſt und Berechtigung hatte rühmen können und unter der Witwenſchaft Maria Thereſia's wenigſtens geduldet wurde, erlebte, nachdem ſie von dem Banne der ſtrikten Obſervanz befreit war, ihre Blütezeit in Öſterreich unter Joſef II., der dem Bunde nicht angehörte. Es fehlte zwar nicht an Verſuchen, dieſen Kaiſer gegen die Freimauver einzunehmen. Er erklärte jedoch: „daß er zwar in die Geheimniſſe der Freimaurerei nicht eingeweiht ſei; da er aber wiſſe, daß dieſelbe nur gute Zwecke verfolge, indem ſie Nothdürftige unterſtütze und es ſich ſtatutenmäßig vorgeſetzt habe, das menſchliche Elend nach Möglichkeit zu beſeitigen und die Wiſſenſchaften zu befördern, geſtatte er, daß in ſeinen geſammten Staaten die Freimaurerlogen fortbeſtehen und ſo lange auf ſeinen Schutz rechnen dürften, als ſie ſich den Landesgeſetzen fügen würden."

Die Freimaurer Öſterreichs zählten unter Joſef II. ſechs Provinziallogen in Öſterreich, Böhmen, Galizien, Ungarn, Siebenbürgen und der Lombardei, welche unter der „Großen Landesloge" in Wien ſtanden und 45 einzelne Logen umfaßten, darunter acht in der Reſidenz. Die gebildetſten und geachtetſten Männer des Reiches gehörten dem Bunde an, wie der Landesgroßmeiſter, Oberſtkämmerer Freiherr von Dietrichſtein, der um die Aufhebung der Folter und andere Verbeſſerungen vielfach verdiente Freiherr Joſef von Sonnenfels, Fürſt Karl von Liechtenſtein, Graf Franz von Eſterhazy, der Philoſoph Reinhold, der Naturforſcher Born, die Dichter Alxinger, Denis und Blumauer, die großen Muſiker Haydn und Mozart und viele Andere. Es iſt bezeichnend, daß Denis, Blumauer, Born und Reinhold vorher Jeſuiten geweſen, ſeit Aufhebung des Ordens aber ſich dem Gegenpole desſelben zugewandt hatten. Die Logen legten Bibliotheken, phyſikaliſche Kabinette, naturhiſtoriſche Sammlungen an und hielten wiſſenſchaftliche Zeitſchriften; diejenigen Wiens gaben das „Wiener Journal für Freimaurer" heraus, welches kräftig gegen den Aberglauben und die Unwiſſenheit arbeitete, — und die Loge zur wahren Eintracht, unter Born, Alxinger und Blumauer, machte es ſich zur ſpeziellen Aufgabe, das Mönchsthum zu bekämpfen. Mozart's Zauberflöte iſt bekanntlich eine muſikaliſche Darſtellung maureriſcher Ideen. Die Königin der Nacht iſt die Perſonifikation der aus

Herrschsucht die Menschen verdummenden Kirchenherrschaft, Saraſtro der Freimaurerei, Tamino des aufgeklärten Fürſtenthums, das ſich mit Pamina, dem aus der Nacht hervorgehenden Lichte, vermählt; Papageno und ſein Weibchen ſtellen das ungebildete, in den Tag hinein lebende Volk dar, Monoſtatos die brutale Gewalt u. ſ. w. Die Prüfungen des Helden ſind eine Nachahmung der freimaureriſchen Aufnahme-Ceremonien nach damaligem Syſtem.

Auch die Wohlthätigkeit wurde in reichem Maße geübt. Die Logen zu Prag ſtifteten 1778 auf Anregung des Grafen Künigl ein Waiſenhaus, diejenigen Wiens unterſtützten die von der Überſchwemmung der Donau im Jahre 1784 Betroffenen mit Nahrung und Kleidung, anderer edler Thaten nicht zu gedenken, die von den Feinden des Bundes zum Danke nur verſpottet wurden, wie z. B. die Ausſtattung von Waiſenkindern zu Linz im Jahre 1783. Unter den gebildeten Ständen genoß die Maurerei großen Anſehens, und es gehörte zum guten Tone, maureriſche Abzeichen in Miniatur an den Uhrenketten zu tragen.

Dieſe Blüte der öſterreichiſchen Maurerei war aber auch ein Anlaß zum Übermute und zur Sorgloſigkeit, ſo daß ſich damals viele unreine Elemente in die dortigen Logen einſchlichen und namentlich das Syſtem der „Aſiatiſchen Brüder“ ſich einzuniſten und das Terrain zu erobern ſuchte, welches die Vorgänger dieſer Schwindler, die Roſenkreuzer, verloren hatten. Unter ſeinem Schutze machten ſich die Schatzgräber, Goldmacher und Geiſterſeher wieder ſo breit wie ehemals und erfrechten ſich, den rechtmäßigen Maurerlogen gegenüber zahlreiche Winkellogen zu gründen und zu Neſtern ihres unſaubern Treibens heranzuziehen. Gleichzeitig gaben ſie ſich aber auch eine politiſche Bedeutung, indem ſie den unter Joſef II. auftauchenden Trennungsgelüſten der Ungarn zum Deckmantel dienten. In Wien ſoll es in den achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts zwanzigtauſend aſiatiſche Brüder gegeben haben, und zwar unter dem Schutze des Grafen Palffy, Provinzialgroßmeiſters von Ungarn. Hinter dem Invalidenhauſe auf der Landſtraße beſaßen ſie ein großartiges Laboratorium und richteten durch ihren Schwindel manche Familien zu Grunde. Mit Ausnahme der Loge Born's, zur wahren Eintracht, wurden alle Logen Wiens mehr oder weniger vom Aſiatismus angeſteckt. Der Ungar Szekely unterſchlug zur Betreibung aſiatiſcher Thorheiten über neunzigtauſend Gulden aus der ihm anvertrauten Kaſſe der ungariſchen Leibgarde und kam dafür an den Pranger. Fürſt Karl Potztazky-Liechtenſtein wurde durch Verſuche des Goldmachens zum Fälſcher und mußte — die Straßen kehren. Zu Geiſtercitationen benutzten die Schwindler meiſt die Ruine Mödling bei Wien. Dort wollten auch im Auguſt 1784 acht Adepten ihr Weſen treiben und den Geiſt des letzten Templergroßmeiſters Molay beſchwören, daß er ihnen einen vergrabenen Templerſchatz zeige, als der Pfarrer Michael Korn in der Brühl

bei Mödling, ein eifriger und aufgeklärter Freimaurer, etwa dreißig mit Knitteln und Dreschflegeln bewaffnete Bauern herbeiführte und die Rücken der Charlatane tüchtig zerbläuen ließ.

Dem asiatischen Unwesen ein Ende zu machen, beschloß endlich der schon erwähnte freisinnige Maurer Ignaz von Born, seit Aufhebung des Jesuitenordens, dem er angehört hatte, Aufseher des Naturalienkabinets zu Wien und Hofrath, Verfasser wuchtiger und witziger Schriften gegen die Mönchsorden, auch Illuminat unter dem Namen Furius Camillus. Obwol die Sache nie recht klar geworden ist, spricht doch große Wahrscheinlichkeit dafür, daß es Born war, welcher, nach Auflösung der Freimaurer und Illuminaten in Baiern, als Sekretär des österreichischen Landesgroßmeisters, Grafen Dietrichstein, durch Diesen, einen wackern, aber nicht geistreichen Mann, den Kaiser zu einer Maßregel bestimmte, welche den Vorwand leihen sollte, die österreichischen, namentlich aber die wiener Logen, von den asiatischen und anderen der Aufklärung schädlichen Elementen zu säubern und dann insgeheim den Illuminatismus unter freimaurerischer Gestalt in Österreich wieder aufleben zu lassen. Die erwähnte Maßregel des Kaisers bestand in einem Handbillet vom 11. December 1785, durch welches er in die „sogenannten Freimaurergesellschaften, deren „„Gaukeleien““ zu erfahren er wenig vorwitzig jemals gewesen," Ordnung bringen wollte, und demzufolge verordnete: es dürfe künftig in einem jeden Lande nur eine Loge bestehen und abgehalten werden, und zwar blos in der Hauptstadt; blos wenn sie nicht alle „Verbrüderte" in sich fassen könne, sei noch eine zweite oder dritte zu gestatten. Jede Loge habe ihre Versammlungen mit Tag und Stunde dem Magistrate zu melden, ihr Mitgliederverzeichniß dem Landeschef einzureichen, wie auch dieser der Staatsregierung, und die Veränderungen im Logenmeisteramte anzuzeigen. Auf die Abhaltung anderer Freimaurerversammlungen, als der gestatteten, wurde der nämliche Preis zur Entdeckung und Bestrafung gesetzt, wie auf das Hazardspiel (!). Die nächste Folge war die völlige Auflösung der Asiaten. Ihre reichen orientalischen Kostüme wanderten zu den — Maskenverleihern, ihre Kleinodien zu den Goldschmieden, und in ihrem großen Laboratorium wurden ihre Diplome und Pergamente, um sie der Polizei nicht in die Hände fallen zu lassen, mit solcher Hast verbrannt, daß ob dem furchtbaren Rauche Feuerlärm entstand und der enttäuschte Pöbel das Haus stürmen wollte.

Darauf folgte die Säuberung der Freimaurerlogen. Born bewirkte die Verschmelzung der acht wiener Bauhütten in blos zwei zu nicht mehr als je 180 Mitgliedern; — aber es begann auch die Rache der ausgemerzten Brüder! Unter den Letzteren befand sich der talentvolle Schriftsteller Franz Kratter aus Oberdorf am Lech in Schwaben, Sekretär des Fürsten von Liechtenstein. Seine Entfernung aus der Loge hatte den

doppelten Grund der Hinneigung zu asiatischen Tendenzen und der Ergebenheit gegen den Kurfürsten von Baiern, den Verfolger der Illuminaten! Er schrieb mit Unterstützung seines Brotherrn eine leidenschaftliche und parteiische, aber interessante Schmähschrift „über die neueste Maurer-Revolution in Wien," und betrachtete mit Behagen die Bestürzung, in welche die wiener Brüder über dieselbe geriethen. Seine sorgfältig bewahrte Anonymität wurde jedoch durch einen weitern Vorfall aufgedeckt. Born hatte bei Anlaß der Unterdrückung der Freimaurer und Illuminaten in Baiern und des damit verbundenen Ausschlusses der Mitglieder beider Bünde von allen bairischen Ämtern und Stellen an den Präsidenten der kurfürstlichen Akademie der Wissenschaften in München, deren Mitglied er war, ein Schreiben gerichtet, in welchem er mittheilte, daß er Freimaurer sei, dies aber „nicht nur nicht bereue, sondern es sich zur Ehre anrechne, einer Verbindung anzugehören, deren wesentliches Unterscheidungszeichen Rechtschaffenheit und deren vorzügliche Pflichten Gottesfurcht, Treue gegen den Landesfürsten und Wohlthätigkeit gegen den Nebenmenschen seien; da er nun als Freimaurer nicht mehr Mitglied eines kurfürstlichen Collegiums sein könne, ersteres aber bleiben wolle, so verlange er Streichung seines Namens aus dem Verzeichnisse der Akademiker."

Darauf diktirte Kratter'n sein angelernter bairischer Patriotismus „Anmerkungen" zum Briefe Born's, die aber sein früherer Verleger nicht annehmen wollte, worauf er sie einem Andern anbot, der sie, als Maurer, sofort Born mittheilte. Und nun benahm sich Keiner der beiden Feinde lobenswerth. Born behielt das Manuskript, sandte das dafür verlangte Honorar an den von Kratter bezeichneten Ort, ließ durch seinen Bedienten aufpassen, wer es abhole, entdeckte so den Thäter und lud ihn dann zu einer Zusammenkunft im „Freimaurer-Casino", wo er Stellen aus dem Manuskripte vorlas, auf den Namen des Verfassers rathen ließ und Dieser dann genannt und von allen Seiten mit Schimpf überhäuft wurde, — seine Autorschaft aber — läugnete und sich entfernte. Diesen Vorfall veröffentlichte er dann in einem pompös ausgeschmückten, ihn selbst zum Märtyrer stempelnden Schriftchen „Freimaurer-Autodafé in Wien". Da er hierfür die Censur einzuholen vergessen, wußte sich Born's Partei durch ihre Verbindungen mit den Behörden dasselbe zu verschaffen, und so erschien gleichzeitig damit eine (höchst schwache) Widerlegung von einem Anhänger Born's, welche der gewandte Kratter mit einer Replik vernichtete, so daß Fürst Dietrichstein fernere Widerlegungen untersagte. Dagegen trat noch ein klassischer Grobian in einer neuen Schrift für den „armen Kratter" auf.

Solche unerquickliche Vorgänge konnten nicht dazu dienen, die österreichische Freimaurerei zu heben. Durch das in ihre Freiheit eingreifende Dekret Josef's ohnehin geschwächt, siechte sie dahin, bis es einem zweiten

Kratten gelang, sie vollends zu untergraben. Leopold Alois Hoffmann, so hieß derselbe, war Professor und Schriftsteller in Wien, gehörte den Orden der Freimaurer, Asiaten und Illuminaten (!) an, schrieb 1785 in Pest, wo er eine Stelle erhielt, die erste Schmähschrift gegen die wiener Logen und gründete, nach Wien zurückgekehrt, mit Unterstützung des Kaisers Leopold II., dessen Rath er wurde, die „Wiener Zeitschrift," in welcher er aus Anlaß des Ausbruchs der französischen Revolution „gegen alle kirchliche und staatliche Aufklärung mit dem Dolche der Verleumdung und Verdächtigung kämpfte und die Logen in versteckten Ausdrücken als Heerde aller Umwälzungen bezeichnete," wogegen die drei Prager Logen 1792 eine würdige und männliche Abfertigung veröffentlichten. Hoffmann's Judas-Treiben hatte aber seine Wirkungen. Leopold's Nachfolger, Franz II., beantragte 1794 bei dem Reichstage zu Regensburg die Unterdrückung aller Logen im deutschen Reiche. Er drang zwar damit nicht durch; aber die österreichischen Logen, als sie seine Abneigung gegen ihren Bund wahrnahmen, lösten sich sofort freiwillig auf, um der Gewaltanwendung zuvorzukommen, und zeigten dies in würdiger Sprache dem Kaiser an. Im Jahre 1801 verpflichtete Letzterer nachträglich alle Staatsbeamten, sich von jeder „geheimen Verbindung" fernzuhalten.

Die Rolle des Leopold Alois Hoffmann fand auch außerhalb Österreichs Nachahmer. In Deutschland versuchte der Geheimerath Ludwig Adolf von Grolmann in Gießen, ein Freund Starck's (in der strikten Observanz „Ritter vom rothen Krebs" !), die Illuminaten, denen er doch selbst angehört hatte, — (1794) als Urheber der französischen Revolution zu denunziren, — in Frankreich der Abbé und Chorherr Augustin Barruel (1797), ein leidenschaftlicher Bewunderer der Inquisition, des Mönchs- und Feudalwesens, die Freimaurer als Vorläufer der Jakobiner darzustellen, und in England der Seeoffizier und spätere Professor John Robinson (1797), von einem weniger befangenen, doch ebenso irrigen Standpunkte, die Freimaurer überhaupt herabzuwürdigen. Die Schriften aller Drei hatten keinen Erfolg und wurden vielfach widerlegt. Die französische Revolution aber bewies schlagend die Schuldlosigkeit der Freimaurer an ihr dadurch, daß sie dieselben hart verfolgte, indem deren Bund dem Principe der Öffentlichkeit und der Gleichberechtigung Aller zuwider erklärt und als aristokratisch verschrieen wurde. Der damalige Großmeister, der berüchtigte Herzog von Orleans, erklärte, nachdem er sich „Bürger Egalité" genannt: er habe das „Fantom" der Gleichheit, welcher die Maurerei anhänge, gegen die Wirklichkeit derselben aufgegeben; es solle in der Republik keine Geheimnisse geben, und er werde sich daher in nichts mehr mischen, was auf die Freimaurerei Bezug habe. Noch in demselben Jahre fiel aber sein Kopf unter der Guillotine und besiegelte die „Wirklichkeit der Gleichheit", — und die meisten Mitglieder der beiden eifrigen Logen „Contrât social" und „Neuf soeurs," wie auch die Gi-

rondiſten, die meiſt Freimaurer waren, mußten durch das nämliche Ende erkennen lernen, daß die „wirkliche“ Gleichheit ein weit furchtbareres Fantom war, als jene, welche ſie in der Bruderkette geſucht hatten. Nur drei Logen zu Paris beſtanden während der Schreckensherrſchaft im Geheimen fort, und erſt der Sturz der Jakobiner, dieſer angeblichen Zöglinge der Freimaurer, rief den bereits zum Tode beſtimmten Bruder Alexander Louis Roëttiers de Montaleau aus dem Kerker und geſtattete ihm, 1795 als Großmeiſter den aufgelösten Großorient von Frankreich wieder herzuſtellen.

Drittes Buch.

Forſchung und Wiſſenſchaft.

Erſter Abſchnitt.

Die Wiſſenſchaft der Natur.

A. Wiſſenſchaftliche Thätigkeit.

An der Spitze der Naturwiſſenſchaften in unſerer Periode ſteht der Name Newton (ſ. Bd. I. S. 391).

Iſaak Newton, der Vater der gründlich von allen Schlacken des Aberglaubens gereinigten Naturforſchung, war zu Weihnacht 1642 des alten oder 5. Januar 1643 des neuen Kalenders zu Woolſthorp in England geboren und bezog 1660 die Univerſität Cambridge. Vor Allem zur Mathematik hingezogen, entdeckte er 1664 die Differentialrechnung. Zwei Jahre ſpäter ſoll ihn, der von der Peſt in ſeine Heimat getrieben worden, ein vom Baume fallender Apfel auf das Geſetz der Gravitation gebracht haben. Nach demſelben iſt die gegenſeitige Anziehung der materiellen Theilchen immer der Maſſe der ſich anziehenden Körper proportional, zieht dieſe Kraft der Schwere nicht blos die Körper auf der Erde an, ſondern wirkt auch in jede beliebige Entfernung hinaus, indem ihre Wirkung im umgekehrten Verhältniſſe der Quadrate der Entfernungen ſteht, und erhält ſie die Planeten in ihren Bahnen um die Sonne und die Trabanten in den ihrigen um die Planeten auf gleiche Weiſe, wie ſie die Bahn eines auf die Erde geworfenen Körpers erzeugt. Newton berechnete nach ſeiner Beobachtung die Bewegung des Mondes, griff jedoch fehl, weil er den Durchmeſſer der Erde zu klein annahm. Davon entmutigt und mit optiſchen Unterſuchungen beſchäftigt, ſuchte ihn zuerſt ſein Freund Hooke durch Anfragen über ſeine Anſichten auf die Geſetze des Falls in Anwendung auf die Himmelskörper zurückzubringen, doch ohne Erfolg. —

Erst nachdem 1670 eine neue Gradmessung in Frankreich durch Picard vorgenommen und ihre Ergebnisse 1682 zu Newton's Kenntniß gelangten, und als 1684 Edmund Halley, der Berechner des nach ihm benannten Kometen von 1607, nach seiner Rückkehr von der Beobachtung des südlichen Sternhimmels auf St. Helena, ihn um Rath fragte, suchte er in seinen Papieren nach, berechnete nach der nun genau ermittelten Größe des Erdradius die Fallräume des Mondes und eines frei auf die Erde fallenden Körpers, zeigte, daß die Monde nicht nur von ihren Planeten, sondern auch von der Sonne, und ebenso die Planeten unter sich angezogen werden, — und trug diese seine Lehre der „königlichen Societät der Wissenschaften" in London vor, welche 1662 von mehreren Naturforschern mit Unterstützung Karls II. gegründet worden, zu einer Zeit, wo die religiösen und politischen Streitigkeiten aus der Mode und dafür das „Experimentiren" in dieselbe gekommen war, wo Alles, Hoch und Niedrig, in den Laboratorien arbeitete und, wie Macaulay so anziehend schildert, für Luftpumpen, Mikroskope, Fernröhre und Blutumlauf schwärmte. Dieser thätigen Gesellschaft überreichte dann Newton seine die gesammten mechanischen Wissenschaften umfassenden „Philosophiae naturalis principia mathematica", welche er 1687 nach nur anderthalbjähriger Arbeit vollendet hatte, und erhielt dafür feierlichen Dank; auch ließ die Gesellschaft das Buch drucken, doch nicht auf ihre Kosten, wie sie zuerst beschlossen; es unterblieb in Folge von Hooke's Neid. Laplace nannte es das größte Werk des menschlichen Geistes. Es wurde das Gesetzbuch der neuern Astronomie. Durch Newton's Entdeckung wurden Kepler's Gesetze bestätigt, es wurden die Störungen der Planetenbahnen, die Abweichungen des Mondlaufs, die Gestalt der Weltkörper, die Ebbe und Flut u. s. w. durch dieselbe genau erklärt und die Astrologie auf immer vernichtet, — und die Welt wird seitdem durch unabänderliche Gesetze, nicht mehr durch das Wunder und die Willkür regiert.

Doch hatte auch dieser große Forscher noch seine Schwächen, die jedoch nicht mit seinem Fache zusammenhingen. Er litt an einer sonderbaren Liebhaberei zu den apokalyptischen Schriften der Bibel, die er zu erklären suchte; es ist indessen mit Sicherheit anzunehmen, daß er, hätte er sich blos damit beschäftigt, — nicht berühmt geworden wäre! In religiösen Dingen war nämlich Newton der Ansicht, daß Gott der nach Gesetzen sich bewegenden Welt hie und da nachhelfen müsse, welcher kindlichen Idee Leibniz eifrig entgegentrat. Newton starb 1727 in Kensington. Seinen Entdeckungen konnte bis heute noch nichts Wesentliches beigefügt werden.

Durch Newton war der Anstoß zu weiteren Forschungen im Weltgebäude gegeben. Wir senden ihnen die Namen ihrer Urheber voraus.

Ein naher Landsmann des großen Entdeckers unseres Weltsystems war Johann Hevel, geb. 1611 zu Danzig, wo er seit 1651 Rathsherr war, und seit 1641 in seinem Hause eine Sternwarte besaß, die

Stellaeburgum hieß und in glänzender Einrichtung mit Brahe's Uranienburg wetteiferte, aber 1679 durch einen Brand zu Grunde ging; er wandte zu seinen Messungen Sonnen- und Pendeluhren an; sein Tod erfolgte 1688. — Giovanni Domenico Cassini, 1625 bei Nizza geboren, war schon seit 1650 Professor der Astronomie in Bologna, wurde aber 1669 nach Paris berufen, wo er 1712 starb und sein Sohn, Enkel und Urenkel ihm als Direktoren der Sternwarte folgten. — Der bedeutendste Zeitgenosse Newton's war wol Christian Huyghens, geboren 1629 im Haag; schon 1651 stellte er eine Quadratur des Kreises und der Hyperbel auf. Nachdem er Akademiker in Paris geworden, vertrieb ihn die Aufhebung des Edikts von Nantes wieder nach seiner Heimat, wo er 1695 starb. Ihm ist eine bedeutende Verbesserung der Fernröhre, sowie die Anbringung des Pendels an den Uhren, die erste Andeutung einer Wägung der Erde und viele andere, später zu erwähnende physikalische sowol, als wichtige mathematische Entdeckungen zu verdanken. — Mit ihm wetteiferte an Bedeutung Edmund Halley, 1656 bei London geboren, 1676 von der englischen Regierung wie erwähnt nach St. Helena gesandt, von wo er den großen Catalogus stellarum australium zurückbrachte, darauf 1703 Professor in Oxford, 1720 königlicher Astronom in Greenwich, gestorben 1742. — James Bradley, geboren 1692 zu Sherborne in England, verließ die Theologie zu Gunsten der Astronomie, folgte Halley 1721 als Professor in Oxford und 1741 als königlicher Astronom, und starb 1762, nachdem er 1748 das Schwanken der Erdachse entdeckt hatte. — In der Zeit nach Newton erwarb sich in unserer Periode den größten Ruhm Friedrich Wilhelm Herschel, 1738 zu Hannover geboren. Als Regimentsmusiker ging er 1757 nach England und wurde dort Organist, dann Musikdirektor. Die Verfertigung seines ersten Teleskops 1774 machte zuerst auf sein astronomisches Genie aufmerksam; es folgten, nachdem er königlicher Astronom geworden, weitere staunenswerthe Spiegelteleskope und zuletzt 1785 sein vierzigfüßiges Riesenrohr. Er starb erst 1822 zu Slough.

Für Verbreitung astronomischer Kenntnisse in Frankreich wirkte besonders Jerome Lefrançais de Lalande, geboren 1732 zu Bourgen-Bresse, Astronom aus innerm Berufe, 1753 nach Berlin gesandt, um die Parallaxe des Mondes zu berechnen, seit 1762 Professor seines Faches zu Paris, Verfasser mehrerer astronomischen Werke, gestorben 1807.

„Schlußsteine des kopernikanischen Systems" nennt Humboldt die Entdeckung der Geschwindigkeit des Lichtes (von 198,000 Meilen in der Sekunde) durch Olaus Römer (an den Verfinsterungen der Jupitertrabanten und ihrem Eintritt in den Schatten ihres Planeten) 1675, und der Aberrations-Ellipse der Fixsterne (an der Geschwindigkeit des Lichtes) durch Bradley, 1727. Das merkwürdige Gesetz der Bewegung des Mondes um seine Achse fand Cassini, die Theorie dieses Trabanten der Erde in Anwendung auf Längenbestimmungen zur See aber Halley,

der auch den Durchgang der Venus vor der Sonne beobachtete, um daraus an verſchiedenen Orten die Parallaxe der Sonne zu berechnen. Die Meſſung der Gebirge des Mondes iſt Herſchel, die Beſtimmung der Umdrehung des Jupiter Caſſini, die Entdeckung der Streifen an Mars und Jupiter Huyghens zu verdanken. Die von Galilei entdeckten Ringe des Saturn berechnete und beſchrieb zuerſt 1655 Huyghens, ihre Veränderungen 1656 Hevel und ihre Theilung 1684 Domenico Caſſini; die ſenkrechte Stellung der Achſe dieſes Planeten auf ſeiner Bahn und deſſen Rotation fand Herſchel; 1655 entdeckte Huyghens den erſten und größten Trabanten desſelben (den ſechsten nach der Entfernung), welchem 1671—1684 Caſſini vier weitere und 1788 Herſchel die beiden letzten (die nächſten) folgen ließ. Den Uranus ſahen 1690 Flamſteed und 1756 Tobias Mayer, ohne zu wiſſen, daß es ein Planet war, was erſt 1781 William Herſchel entdeckte, der ihn Georgium sidus nannte, während ihm die Engländer ſtets den Namen des Entdeckers geben, der auch nacheinander ſechs Trabanten desſelben fand. Das merkwürdige Thierkreislicht, dieſen wahrſcheinlichen gemeinſamen Saturnring der ſonnennahen Planeten, beobachtete zuerſt 1658—1661 Childrey, und Caſſini beſtimmte 1683 die räumlichen Verhältniſſe desſelben. Kometen fand Caſſini zwei zu Rom; desjenigen Halley's erwähnten wir bereits. Die Theorie, daß die Meteore eine Art kleiner Weltkörper ſeien, ſtellte zuerſt 1794 Chladni auf. Die Rotationsdauer der Sonne beſtimmte 1630 Scheiner mit Hülfe der Sonnenflecken (Bd. I. S. 388). Die periodiſchen Sterne der vorigen Periode (Bd. I. S. 383 ff.) ſtellten ihr Erſcheinen ein; dagegen erkannte 1638 und 39 Johann Phokylides Holwarda, Profeſſor in Franecker, den veränderlichen Lichtwechſel des 1603 von Bayer gefundenen Sternes am Halſe des Walfiſches, und in der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts entdeckte man weitere periodiſch veränderliche Sterne im Meduſenhaupte, in der Waſſerſchlange und im Schwan. Huyghens beſchrieb 1656 den Nebelfleck am Schwerte des Orion und ſeitdem Marius (Bd. I. S. 384) den Nebelfleck in der Andromeda mit einem Kerzenlichte verglichen, das man durch einen halb durchſichtigen Körper betrachtet, war der Unterſchied der Nebelflecke gegenüber Galilei's Sternhaufen und Sternſchwärmen, z. B. den Plejaden und der Krippe im Krebs, eine bekannte Thatſache. Herſchel beobachtete bereits Nebelflecke und Sternhaufen von über fünfzigtauſend Sternen. Das Verhältniß der Doppelſterne zu einander beobachtete ſeit 1778 Herſchel und veröffentlichte darüber wichtige Aufſchlüſſe.

So machten ſich die Forſcher Nordeuropa's in den weiten Räumen des Alls heimiſch, während im Süden unſeres Erdtheils noch 1771 die Univerſität Salamanca ſich weigerte, Vorträge über Naturwiſſenſchaft zu veranſtalten, indem Newton nichts lehre, was gute Logiker und Meta-

phyſiker bilde, Gaſſendi und Descartes aber nicht ſo rechtgläubig ſeien wie Ariſtoteles!!

In Frankreich wirkte als Apoſtel der Newton'ſchen Entdeckungen und Lehre Pierre Louis de Maupertuis, geboren 1699 zu St. Malo, ſeit 1723 Akademiker, ſeit 1728 Mitglied der engliſchen Königlichen Societät. Durch ſeine ſich an Newton anſchließenden Schriften „Sur les lois de l'attraction“ und „Discours sur la figure des astres“ veranlaßte er 1736 den Miniſter-Kardinal Fleury, wiſſenſchaftliche Expeditionen auszurüſten zur Prüfung von Newton's Lehre, daß die Erde an den Polen abgeplattet ſei. Die eine ging unter La Condamine nach Peru, die andere mit Maupertuis nach Lappland, und beide bewieſen die Wahrheit von Newton's Ausſage. Dieſem ſeinem Triumfe verdankte Maupertuis 1740 die Ernennung zum Präſidenten der Berliner Akademie durch den neuen König Friedrich II. Indem er darauf die neuen Entdeckungen auf die Religion anwandte, ſuchte er in ſeinem „Essai de cosmologie“ nachzuweiſen, daß Gott weder aus den Wundern des Weltalls noch aus der Erkenntniß ſeiner Endabſichten bewieſen werden könne, ſondern nur aus der Nothwendigkeit einer letzten Urſache aller Dinge; denn die Natur, behauptete er, verbrauche für jeden Zweck immer den möglichſt geringen Aufwand von Mitteln (?). In ſeinem „Essai de philosophie morale“ ſuchte er zu beweiſen, daß die Sittenlehre von der Glaubenslehre unabhängig ſei und das weiſeſte Leben in Ausübung der moraliſchen Gebote des Chriſtenthums beſtehe. Später gerieth er mit Voltaire (ſ. unten) in Streit, weil derſelbe über Newton ein lesbareres Buch geſchrieben, als Maupertuis im Stande war, that ſich durch Gehäſſigkeit auch gegen andere Gleichſtrebende und durch Eitelkeit (ſogar durch bunte und auffallende Kleidung) hervor und trat in allem Ernſte mit den einfältigſten Vorſchlägen auf, ſo z. B. ein Loch bis in den Mittelpunkt der Erde zu graben, um zu ſehen, wie ſie im Innern beſchaffen ſei, einigen Patagoniern oder Verbrechern die Hirnſchale zu öffnen, um das Weſen der Seele zu entdecken u. ſ. w., wofür ihn Voltaire als „Doktor Akakia“ lächerlich machte. Dieſe Demütigung beſchleunigte das Ende des ſonſt ſchon kränklichen Mannes, welcher auf einer Reiſe 1759 zu Baſel ſtarb.

Sein bedeutendſter Landsmann und Fachgenoſſe war Joſef Louis Lagrange, 1736 von franzöſiſchen Eltern zu Turin geboren und 1766 von Friedrich dem Großen nach Berlin berufen, das er erſt nach dem Tode ſeines Gönners verließ. In Paris von der revolutionären Regierung bei der Münze und bei den Berechnungen der Kriegsgeſchoſſe verwendet, zierte er die neue polytechniſche Schule, die Normalſchule und das „Bureau der Längen“. Von Napoleon ſehr geehrt, ſtarb er 1813.

Unter den übrigen hervorragenden Mathematikern unſerer Periode zeichnen ſich fünf Männer aus, welche durch ein ſonderbares Spiel des

Schickſals ſämmtlich durch Geburt oder Abſtammung der Stadt angehören, in welcher Maupertuis ſtarb. — Der Älteſte von ihnen, Jakob Bernouilli, war Ende 1654 zu Baſel geboren, ſollte erſt Theolog werden, lebte in Genf und Südfrankreich als Erzieher, berechnete 1680 einen mit abergläubiſcher Furcht erwarteten Kometen, den er aber für den Trabanten eines transſaturniſchen Planeten hielt, bereiſte die Niederlande und England, wurde 1687 Profeſſor der Mathematik in ſeiner Vaterſtadt, kam auf das Geheimniß der Differenzial- und Integralrechnung, welche Leibniz (von welchem ſpäter) 1684 nur auf eine dunkle Weiſe bekannt gemacht, erfand die logarithmiſche Spirale und die ſogen. Bernouilli'ſchen Zahlen, bearbeitete die Wahrſcheinlichkeitsrechnung, beſchäftigte ſich auch mit Aſtronomie und Phyſik, in denen er manche wichtige Aufſchlüſſe ertheilte, und ſtarb 1705. — Sein jüngerer Bruder und Schüler Johannes, zu Baſel 1667 geboren, der ebenſo raſch auffaßte und gewandt arbeitete, als ſein Bruder und Lehrer durch Ruhe und Tiefe imponirte, gerieth in Folge dieſer Charakterverſchiedenheit und ſeines Ehrgeizes mit Jenem in einen langen wiſſenſchaftlichen Streit, wurde 1695 Profeſſor der Mathematik zu Gröningen in Holland, folgte 1705 ſeinem Bruder in Baſel nach und ſtarb dort 1748. Er bearbeitete zuerſt die Exponentialgrößen und ergriff die Partei von Leibniz in deſſen berühmtem Streite mit Newton um die Ehre der erſten Entdeckung des Infinitesimalkalküls. — Sein Sohn Daniel, 1700 zu Gröningen geboren, ſollte Kaufmann, dann Arzt werden, lebte in letzterer Eigenſchaft zu Venedig, wurde 1725 Profeſſor und Akademiker in Petersburg, kehrte 1733 als Profeſſor der Anatomie und Botanik nach Baſel zurück, ſchrieb ein großes Werk über Hydrodynamik, fühlte ſich aber dort wegen Mangels an wiſſenſchaftlichem Leben ſehr beengt, ohne daß jedoch Unterhandlungen über ſeine Berufung nach Berlin, welche Maupertuis betrieb, oder über ſeine Rückkehr nach Petersburg zu befriedigendem Abſchluſſe gelangten; die Übertragung der Phyſik befriedigte ihn einigermaßen; er verhalf der Newton'ſchen Lehre auf dem Feſtlande zum Durchbruche, brachte 1779 die Uhren von Baſel, welche ſeit dem dortigen Concil allen anderen in der Welt um eine Stunde vorgingen, dahin, daß ſie ſich der richtigen Zeit fügten, und ſtarb 1782. — Unter den Gliedern der Familie Bernouilli waren noch ſieben Weitere tüchtige Mathematiker. Eine zweite Basler Familie, welche mit ihr in der Pflege dieſer Wiſſenſchaft wetteiferte, waren die Euler. — Leonhard Euler, 1707 zu Baſel geboren, Johannes Bernouilli's Schüler, ſollte Theolog, dann Arzt werden, wurde 1727 auf Daniel Bernouilli's Verwendung mathematiſcher Adjunkt der Akademie in Petersburg, dann Akademiker, folgte 1741, als die Tyrannei des ruſſiſchen Hofes unerträglich wurde, einem Rufe als Direktor der mathematiſchen Akademieklaſſe zu Berlin, kehrte aber 1766 auf ſchmeichelhafte Einladung Katharina II. nach Petersburg zurück, wo er jedoch erkrankte und erblindete,

bei einem Brande alle seine Schriften und beinahe das Leben verlor, dessenungeachtet aber geistig gesund blieb und erst 1783 starb. Ihm sind neben vielfachen mathematischen Arbeiten, wichtige Leistungen in der Berechnung des Schachspiels, in der Geographie, Hydrostatik, Hydrodynamik und besonders in der Nautik und Schiffsbaukunst zu verdanken. Als Astronom berechnete er die Kometen, die Sonnenfinsterniß und den Venusdurchgang von 1769 und viele andere Erscheinungen und Probleme. Sein Sohn Johann Albert, 1734 in Petersburg geboren, war bei der dortigen Akademie bis zu seinem Tode 1800 beschäftigt und der rechte Arm seines Vaters.*).

Während der in unserm ersten Bande behandelten Periode war die Physik (s. dort S. 382—391) so zu sagen ganz in der Astronomie aufgegangen; die Astronomen waren damals sämmtlich auch Physiker. In unserer Periode war dies bei vielen Forschern immer noch der Fall; aber die beiden Wissenschaften als solche sonderten sich deutlicher von einander.

Namentlich Galilei hatte sich unter den Astronomen der Reformationsperiode durch seine Entdeckungen in der Physik einen unsterblichen Namen erworben. Ihm und seinem Zeitgenossen Stevinus verdanken die Gesetze der Bewegung und des Gleichgewichts ihre Entstehung und damit die Mechanik ihre Entwickelung zu höchster Blüte. Galilei war kaum von den Lebenden geschieden, als die Lehre vom Luftdrucke auftauchte**). Evangelista Torricelli aus Florenz (1608—1647), der Erfinder des Barometers, war es, welcher sie zuerst erprobte, und, nachdem Mariotte das Gesetz entdeckt, „daß die Volumina einer und derselben Luftmasse im umgekehrten Verhältnisse der sie zusammendrückenden Kräfte stehen," — der vagen Idee ein Ende machte, als habe die Natur einen Abscheu vor dem leeren Raume (horror vacui). Wahrscheinlich wurde durch seine Lehre Otto von Guerike (1602—1686), Bürgermeister zu Magdeburg, zur Erfindung der Luftpumpe (1650), der Luftwage, der magdeburger Halbkugeln u. s. w. geführt, welche neue Erscheinungen damals allgemeines Aufsehen und Staunen erregten.

Descartes, welchen wir später als Philosophen kennen lernen werden, begann zuerst, die Naturgesetze aus den ihren Kundgebungen zu Grunde liegenden Ursachen konsequent herzuleiten. Aber ihm stand noch die mangelhafte Kenntniß der mechanischen Kräfte im Wege. Zwischen ihm und Snellius ist die Entdeckung des Gesetzes der Brechung der Lichtstrahlen streitig, sicher aber gebührt ihm die noch jetzt gebräuchliche Form desselben. Ebenso erklärte er die Erscheinung des Regenbogens.

*) Näheres über die berühmten Basler Mathematiker in Wolf's Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz, Zürich 1858—62.

**) Vorzüglich nach dem Art. Physik von Hankel in Ersch u. Gruber's Encyklopädie.

Weiter ſchritt Huyghens vor. Er beſtimmte zuerſt die Bewegung eines zuſammengeſetzten Pendels, deſſen erſte Anwendung auf die Uhren ſein Werk iſt. Auch ſtellte er die Geſetze der Bewegung im Kreiſe, des Stoßes u. ſ. w. auf, und war, bezüglich des Lichtes, der Urheber der Undulations- oder Vibrationstheorie, nach welcher das Licht durch wellenförmige Bewegungen entſteht, die ſich vom leuchtenden Punkte durch Schwingungen, nach Art der Schallwellen, in dem ſog. Äther, einer ſehr dünnen und elaſtiſchen Flüſſigkeit, ausbreiten und die Sehnerven treffen, die ſie wieder in Schwingungen verſetzen. Die Verſchiedenheit der Farben wird hiernach durch die verſchiedene Dauer oder Schnelligkeit der Ätherſchwingungen hervorgebracht, von welch' letzteren die langſamſten der rothen, die ſchnellſten der violetten Farbe entſprechen. Huyghens wandte dieſe Theorie auf die kurz vorher durch Bartholinus entdeckte doppelte Brechung der Lichtſtrahlen im isländiſchen Kalkſpathe an; anerkannt wurde aber ihr Werth erſt in unſerm Jahrhundert, und ſie iſt gegenwärtig die herrſchende in der Wiſſenſchaft. Daß ſie damals nicht durchdrang, iſt dem Umſtande zuzuſchreiben, daß alle bisher erwähnten Forſchungen ſämmtlich verdunkelt wurden durch Newton's glänzende Lehre von der Anziehung der Körper, welche wir bereits (S. 263) erwähnt haben. Dieſer große Aſtronom leiſtete aber auch der Optik wichtige Dienſte durch ſeine Arbeiten über die verſchiedene Brechbarkeit der Strahlen und über die Farben dünner Platten, indem er die Entdeckung Hooke's, daß jede Farbe eine genau beſtimmte Dicke des Plättchens erfordere, näher erforſchte; er erklärte die Entſtehung der Farben als eine Folge der verſchiedenen Brechbarkeit der Strahlen des Sonnenlichtes, und gründete auf ſeine Anſchauung der Sache ſeine Theorie vom Lichte, die der Huyghens' gegenübertrat, und ſie damals verdrängte, die Emanations- oder Emiſſionstheorie, nach welcher das Licht aus materiellen, höchſt kleinen Theilchen beſtehen ſollte, welche von jedem ſelbſtleuchtenden oder erleuchteten Körper ausgehen und in das Auge gelangen. Einzig Leonhard Euler wagte gegen Newton den Kampf zu Gunſten der Undulation, der indeſſen mit ſehr mangelhaften Waffen geführt wurde, und namentlich noch der Beſtätigung durch Verſuche entbehrte. Der Sieg der richtigen Anſicht war der neueſten Zeit vorbehalten.

Anders in der Lehre vom Schalle. Die Mathematiker waren es vor Allem, welche ſich ihr widmeten und die Luftſchwingungen, welche Niemand als Urſache des Schalles beſtritt, erforſchten. Taylor, D'Alembert, die Bernouilli und Euler unterſuchten die Schwingungen der Saiten, der Letztere, ſowie Newton und Lagrange, die Bewegungen der Luft, durch welche der Schall fortgepflanzt wird, jedoch auf der Grundlage einſeitiger Annahmen und daher mit unſicheren Reſultaten. Newton's Berechnung der Geſchwindigkeit des Schalles blieb faſt um ein Sechstel hinter dem wirklichen Betrage zurück (968 engl. Fuß ſtatt 332,05 Meter in der

Sekunde). Den bedeutendſten Namen in der Akuſtik errang ſich indeſſen in unſerer Periode Ernſt Florens Friedrich Chladni, geboren 1756 zu Wittenberg, von urſprünglich ungariſcher Abſtammung. Er widmete ſich auf der Fürſtenſchule zu Grimma der Muſik, ſtudirte dann in ſeiner Vaterſtadt die Rechte, wurde 1782 in Leipzig Doktor derſelben, ging dann aber zur Mathematik und Phyſik über und ſtellte allerlei Verſuche an, bei denen er u. A. fand, daß jede nicht gar zu kleine Metall- oder Glasſcheibe manigfache Töne erzeuge, wenn man ſie an verſchiedene Stellen halte und anſchlage. Im Jahre 1787 veröffentlichte er ſeine „Entdeckungen über die Theorie des Klangs", worin er zeigte, daß faſt alle Körper in demſelben Grade tonfähig ſeien, als ſie ſchwingungsfähig ſind, und daß Änderungen in den Schwingungsarten auffallende Änderungen der Töne mit ſich führen; dann theilte er auch Näheres über ſeine eigenen Verſuche mit. Er hatte meſſingene Scheiben in ihrem Mittelpunkte in Schraubſtöcke geſpannt und ihnen nicht allein durch Anſchlagen verſchiedene Töne entlockt, ſondern noch ſtärkere und anhaltendere mit dem Violinbogen daran hervorgebracht. Auch hatte er ſolche Platten, oder auch gläſerne, während ſie tönten und ſchwangen, mit Sand bedeckt und dann beobachtet, daß die Sandkörner von den ſchwingenden Stellen der Scheibe wiederholt in die Höhe geworfen wurden, auf der ruhigen Stelle aber ruhig liegen blieben, ſo daß die verſchiedenen Töne verſchiedene regelmäßige Klangfiguren erzeugten. Im Jahre 1790 erfand Chladni ein aus ſchwingenden Stäben beſtehendes muſikaliſches Inſtrument, das Euphon, und ſpäter ein zweites, den Clavicylinder, welche beide er öffentlich ſpielte und welche ſehr einfach gebaut waren, und machte noch verſchiedene Entdeckungen im Gebiete der Töne. Seiner Theorie der Meteorſteine erwähnten wir bereits. Nach Veröffentlichung werthvoller Schriften über Akuſtik ſtarb er 1827 in Breslau.

In Bezug auf die Erſcheinung der Wärme wurde bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts keine wiſſenſchaftliche Entdeckung von Bedeutung gemacht, ausgenommen in der Meteorologie. Hooke erkannte den Einfluß der Erdumdrehung auf die Wärme, ſowie die oberen und unteren Strömungen warmer und kalter Luft vom Äquator nach den Polen und wieder zurück, was Halley näher erläuterte. Das bereits 1630 von dem holländiſchen Bauer Cornelius Drebbel erfundene Thermometer gelangte erſt um die erwähnte Zeit zu wirklicher Brauchbarkeit, namentlich ſeit an die Stelle der von Drebbel noch angewendeten Luft Flüſſigkeiten getreten waren, welche die Akademie del cimento in Florenz zuerſt anwandte. Bacon von Verulam hatte den Dampf noch für in Luft verwandeltes Waſſer gehalten, und noch um 1743 glaubte man, er beſtehe aus Kügelchen, welche durch ihre Leichtigkeit in der Luft emporſtiegen. Und doch hatte bereits 1737 Wallerius bewieſen, daß der Dampf von der Luft verſchieden ſei, indem auch in luftleerem Raume Dämpfe ſich bilden können.

Aber er glaubte doch noch, zur Erhaltung der Dämpfe in der Luft sei letztere nothwendig, und der Genfer Horaz Benedikt v. Sauſſure (1740—99) meinte, die Dämpfe in der Luft seien in dieſer in chemiſcher Auflöſung begriffen. Sauſſure's Mitbürger Jean André de Luc (1727—1817) beſtimmte 1762 den Siedepunkt des Waſſers bei verſchiedenen Barometerſtänden. James Watt und Boulton erforſchten von 1764 an die Spannkraft des Dampfes. Klarere Begriffe über den letztern entwickelte Dalton am Anfange unſeres Jahrhunderts.

Ebenſo lange ruhte die Lehre vom Magnetismus, obſchon bereits William Gilbert am Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts geahnt hatte, daß die Erde ein großer Magnet ſei. Der engliſche Mechaniker Graham wurde 1698 von ſeiner Regierung mit einem eigenen Schiffe ausgeſandt, um die Abweichungen der Magnetnadel von der Richtung des Meridians feſtzuſtellen, worauf er ſeine Beobachtungen in einer Karte darſtellte, deren von Halley erläuterte Curven man nach dem Letztern benannte. Im Jahre 1722 fand ſodann Graham die täglichen Veränderungen im Stande der Magnetnadel und 1741 der Schwede Hiorter die Einwirkung des Nordlichtes auf dieſelbe, deren Störungen in den Ländern beider Forſcher ſich zu gleicher Zeit zeigten. Äpinus erklärte 1759 die beiden Pole des Magnets als hervorgebracht durch einen Mangel oder Überſchuß einer magnetiſchen Flüſſigkeit, welche beim Magnetiſiren ihre gewöhnliche Stelle verlaſſen habe. Coulomb ſtellte 1784 ſtatt einer einzigen zwei magnetiſche Flüſſigkeiten, eine nordmagnetiſche und eine ſüdmagnetiſche auf. Derſelbe beſtätigte das 1760 von Tobias Mayer aufgeſtellte Geſetz, daß die Intenſität der gegenſeitigen Einwirkungen zweier magnetiſchen Pole im umgekehrten Verhältniſſe der Quadrate der Entfernungen ſtehe.

Mit dem Magnetismus wurde noch lange die Elektrizität vermengt. Ihren Unterſchied wies zuerſt Gilbert nach; auch ertheilte er zuerſt anderen Körpern als dem Bernſtein durch Reiben die Eigenſchaft der Anziehung nahe gebrachter leichter Körper. Otto von Guerike verfertigte, um das Reiben zu vervollkommnen, die erſte Elektriſirmaſchine aus einer um eine Axe gedrehten Schwefelkugel, welche z. B. eine Feder abwechſelnd anzog und abſtieß. Dieſe Verſuche wurden jedoch nicht weiter beachtet. Wall beobachtete neben dem elektriſchen Lichte den Laut des elektriſchen Funkens und verglich letztern mit Blitz und Donner. Newton fand 1675, daß eine geriebene Glasplatte mit der entgegengeſetzten Seite leichte Papierſtückchen anzog. Einer wiſſenſchaftlichen Erforſchung der Elektrizität brach zuerſt Stephan Grey 1729 Bahn, indem er den Unterſchied zwiſchen Leitern der Elektrizität und Iſolatoren fand, und 1733 fügte Dufay denjenigen zwiſchen poſitiver und negativer Elektrizität hinzu, ſowie die Wahrnehmung, daß Körper von gleichnamiger Elektrizität ſich abſtoßen, von ungleichnamiger ſich anziehen. Boſe in

Wittenberg und Winkler in Leipzig vervollkommneten die Elektrisirmaschine und Gordon in Erfurt entlockte ihr bereits empfindliche Schläge, die selbst kleine Vögel tödteten. Andere vermehrten die Wirkungen der Maschine und breiteten sie auch auf die Chemie aus. Beinahe gleichzeitig entdeckten der Domherr Kleist in Pommern und Annäus in Leyden die elektrischen Wirkungen der sogenannten Leydener Flasche. Seit 1747 beschäftigte sich der Nordamerikaner Benjamin Franklin mit diesen Erscheinungen und gelangte zu der Ansicht, daß das elektrische Feuer durch das Reiben nicht hervorgebracht, sondern blos gesammelt werde und daß es ein in mehreren Materien, wie im Wasser und in den Metallen verbreitetes Element sei. Er wies dann 1752 mittels eines Drachen die Elektrizität der Gewitterwolken nach, was ihn zur Erfindung des Blitzableiters führte. Die wichtigste und letzte Entdeckung im Gebiete der Elektrizität während des vorigen Jahrhunderts war aber diejenige des Galvanismus. Alois Galvani (1737—98), Professor der Anatomie zu Bologna, entdeckte 1780 bei physiologischen Versuchen mit präparirten Fröschen, deren Vorder- und Hinterleib nur noch durch Nerven zusammenhing, daß sie bei jedem Funken einer Elektrisirmaschine zuckten, wenn man sie mit einem Messer berührte. Er forschte dieser Erscheinung nach, welche einfach in der Vertheilung der Elektrizität durch die Atmosphäre lag, und gelangte zu verschiedenen Hypothesen, namentlich zu jener einer „thierischen Elektrizität", welche jedoch dahinfielen durch die Entdeckung seines Landsmannes Alessandro Volta aus Como (1745—1827), Professor in Pavia, welcher seit der Veröffentlichung der Versuche Galvani's (1791) sich mit denselben angelegentlich beschäftigt hatte, Galvani's Ansicht jedoch bald verließ und die Ursachen der Elektrizität, welche die Zuckungen der Frösche bewirkte, in der Berührung ungleichartiger Leiter der Elektrizität fand. Dies führte ihn darauf, eine Reihe von ungleichartigen Leitern, zuletzt von aufeinandergeschichteten abwechselnden Paaren von Metallen zu konstruiren, welche von der größten Wichtigkeit namentlich für die Chemie geworden ist.

Diese letztgenannte Wissenschaft*) ist die verständige Tochter der närrischen Mutter Alchemie (Bd. I. S. 354 ff.), aus deren Fantasmen sich allmälig die Wahrheit herausgeschält hat. Wie die letzten Astrologen auch die ersten Astronomen, so waren die letzten Alchemisten die ersten Chemiker. Schon Alchemisten des Mittelalters, wie Albertus Magnus, Thomas von Aquino, Roger Baco, Raimund Lullus u. A. ahnten chemische Wahrheiten, noch mehr Agrippa von Nettesheim und Theophrastus Paracelsus. Den von uns bereits in der Geschichte des Aberglaubens erwähnten Schwärmern van Helmont, Vater und Sohn, und den beiden

*) Vorzüglich nach dem Art. Chemie von Th. Schreger in Ersch und Gruber's Encyklopädie.

Charlatans Glauber und Becher haben wir vollends wirkliche chemiſche Entdeckungen zu verdanken. Helmont der Vater wußte bereits, daß feſte und flüſſige Körper durch Wärme zu Gaſen würden, welchen Namen er erfand; Becher theilte die Mineralien zuerſt nach ihren chemiſchen Verhältniſſen ein und entwarf eine Theorie der Gärung, und Glauber lieferte überhaupt manigfache Anregungen zu chemiſcher Wiſſenſchaft. Letztere begründete eigentlich der Irländer Robert Boyle (geſt. 1691), welcher der Alchemie den Todesſtoß verſetzte. Er führte den Gebrauch der Reagentien ein, und unterſuchte die Beſchaffenheit der Atmoſphäre. Letztere Thätigkeit ſetzte der Engländer John Mayow (geſt. 1697) fort, indem er zuerſt den Stoff ahnte, den die Lungen der Thiere und Menſchen einathmen und dadurch dem Blute Wärme mittheilen. Er nannte ihn Spiritus nitro-aëreus; dargeſtellt hat ihn erſt im Jahre 1727 Hales (geſt. 1761) aus dem Blei. Fr. Geoffroy (geſt. 1731) wies das Verhältniß der Salze und der Säuren nach. G. E. Stahl (geſt. 1734) begründete den, freilich ernſt wiſſenſchaftlich gemeinten Irrthum des Phlogiſton, d. h. eines hypothetiſchen Stoffes, welcher die Urſache der Brennbarkeit der Körper ſein ſollte, indem dieſe nämlich verbrennen, ſobald er ſie verließe. So entſtand die phlogiſtiſche Schule der Chemie. Torbern Bergman (geſt. 1784) unterſuchte die chemiſche Verwandtſchaft und ſtellte darüber die erſten Geſetze auf. Karl Wilhelm Scheele (geſt. 1786) aus Stralſund erforſchte die Urſachen und Erſcheinungen der Verbrennung näher, und der Engländer John Prieſtley (geſt. 1804) entdeckte am 1. Auguſt 1774 die „dephlogiſtirte Luft“, welche Bergman „Lebensluft“ und Scheele „Feuerluft“ genannt hatten. Bei dieſen Verſuchen fand ſich nun aber, ſeitdem man die Luft zu wägen verſtand, daß ſowol die atmoſphäriſche Luft, als das Waſſer, welche beide bisher für einfach gehalten worden, und deren zweites durch Verbrennung von Sauer- und Waſſerſtoff hervorgebracht ward, aus je zwei verſchiedenen gasförmigen Stoffen beſtehen, deren einer in beiden ehemals für Elemente geltenden Stoffen enthalten war. Dieſe großartige Entdeckung, welche der phlogiſtiſchen Chemie ein Ende ſetzte, machte der franzöſiſche Chemiker Laurent Lavoiſier, geboren 1743 zu Paris, Generalpächter, Vorſteher der königl. Pulverfabriken und Inhaber noch anderer Ämter; wegen ſeiner Eigenſchaft als Generalpächter wurde er am 8. Mai 1794 guillotinirt. Er war es, der jenen ſowol die Luft als das Waſſer mitbildenden Stoff, denſelben, welchen Mayow geahnt, Hales dargeſtellt, aber erſt 1774 der engliſche Chemiker Cavendiſh (wie ſchon 1766 den Waſſerſtoff) wirklich entdeckt hatte, — Oxygen (Sauerſtoff) und die von ihm eingegangenen Verbindungen mit anderen Stoffen Oxyde nannte, und 1775 den Stickſtoff entdeckte. Es entſprach indeſſen dem fantaſtiſchen Charakter des vorigen Jahrhunderts, daß nun in einer Verſammlung der bedeutendſten franzöſiſchen Chemiker der Name „Phlogiſton“ auf ein

Papier geschrieben und durch ein Frauenzimmer feierlich den Flammen übergeben wurde! Auch begnügte man sich damit, an die Stelle des Phlogiston, als die Verbrennung verhindernden, den Sauerstoff als dieselbe fördernden Körper zu setzen, ohne sich um die Ursachen der Verbrennung zu bekümmern. Daneben fehlte es auch nicht an Versuchen, der antiphlogistischen Chemie zu opponiren (wie F. A. C. Gren, gest. 1798), sowie die phlogistische mit derselben zu verbinden. Indessen stellte der französische Chemiker Claude Louis Berthollet eine neue Verwandtschaftstheorie auf, die sich aber nicht erhalten konnte, und der Deutsche Heinrich Klaproth, geb. 1743 zu Wernigerode, gest. als Professor in Berlin 1817, vervollkommnete die chemische Analyse und entdeckte mehrere Erden und Metalle. Dazu kam noch das gleichzeitige Auftauchen der Pflanzenchemie. Comus stellte 1774 zuerst Metalle aus ihren Oxyden durch den elektrischen Funken her, von Marum erzeugte durch dasselbe Mittel das Wasserstoffgas aus Wasser, Weingeist, Kampfer und Ammonium; Deiman und van Troostwyk bewirkten 1790 in Amsterdam auf ebendieselbe Weise die Erzeugung des Sauer- und Wasserstoffgases aus Wasser und die Wiederherstellung des letztern. Eine neue Periode in der Chemie begründete endlich Volta's Entdeckung (oben S. 273), welche erst in unserm Jahrhundert ihre Triumfe gefeiert hat.

Die Geologie*) oder Kenntniß des Innern der Erde und seiner Gestaltungen ist eine neue Wissenschaft. In der ersten Zeit der von uns behandelten Periode hatte man nicht nur von jenem keine Ahnung, sondern glaubte auch in Bezug auf die Erhebung der Gebirge die abenteuerlichsten Dinge. Der Jesuit Riccioli hielt noch im siebenzehnten Jahrhundert den Mont-Cenis für viermal so hoch als den Montblanc und dem Kaukasus gab er gar eine Höhe von zehn deutschen Meilen. Schon gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts hatte man zwar begonnen, Höhen zu messen, aber auf unzuverlässige Weise, so daß Snellius am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts den Pic von Teneriffa auf 27,000 und den Ätna auf 25,000 Fuß schätzte. Auf die Erforschung des Erdinnern war zuerst der vielseitige Lionardo de Vinci (Bd. I. S. 526) verfallen, indem er die Versteinerungen oceanischer Pflanzen und Thiere auf Bergen als Beweise ehemaligen Meeresbodens erklärte und daraus auf die Bildung der Höhen und Thäler und auf die Entstehung der Schichten schloß, wofür aber seine Zeitgenossen kein Verständniß hatten. Nach der Entdeckung der neuen Welt begann man, durch die dortigen großartigen Vulkane angeregt, die Krater derselben etwas zu untersuchen und über den Unterschied zwischen erloschenen und thätigen Vulkanen nachzudenken. Der

*) Peschel, Oscar, Geschichte der Erdkunde (München 1865), S. 381 ff., 615 ff.

Holländer Varennius in Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts gab bereits eine Überſicht der Vulkane unſerer Erde. Auch über die Erdbeben begann man ſchüchterne Mutmaßungen laut werden zu laſſen. Der franzöſiſche Aſtronom Jean Baptiſte Morin entdeckte 1616 in ungariſchen Bergwerken die Wärme des Erdinnern. Weiter ſchritt der große Leibniz, welcher 1691 eine Thätigkeit innerer Glutheerde von den Schichtenbildungen des Waſſers unterſchied, und die Überlagerung verſchiedener Schichten verſchiedenen Zeiten des Niederſchlags zuſchrieb. Nachdem ſchon vor Leibniz der Däne Steno die erſten idealen Querſchnitte gezeichnet, entwarf am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Johann Jakob Scheuchzer aus Zürich die erſten ſolchen nach der Natur. John Woodward dehnte die Beobachtungen der Schichten auf entferntere Länder aus, Strachey unterſuchte 1719 genauer die Kohlenflötze von Somerſetſhire, und John Mitchell 1760 die ſenkrechte Schichtenordnung vom Kalk abwärts bis zur Kohlenführung in England und am Lorenzoſtrome. Der deutſche Bergmann Johann Gottlob Lehmann erklärte 1756 die ſenkrechte Reihenfolge der Schichten als eine Altersordnung und unterſchied als ſolche die Urgebirge, die Flötzgebirge und das Schwemmland. Sauſſure (oben S. 272) machte der Vorſtellung von einem Centralfeuer ein Ende, fand, daß der Granit die urſprünglichſte Gebirgsart ſei und zeigte, daß die Schichten der Seitengebirge ſtets gegen die Centralkette geneigt ſeien. Der große Reformator der Geologie und Mineralogie und Begründer der Geognoſie Abraham Gottlob Werner (geb. 1750 in der Oberlauſitz, ſeit 1775 Inſpektor und Lehrer der Bergakademie zu Freiberg, was er bis zu ſeinem Tode blieb, der 1817 in Dresden eintrat) anerkannte Lehmann's Eintheilung, ſpezifizirte ſie nach den einzelnen Geſteinarten und ſtellte zuerſt den Begriff der Formationen auf, deren ältere und tiefere ohne Ausnahme den ſpäteren und oberen vorausgehen. Bezüglich der Entſtehung der Erdgebilde glaubte er, dieſelben alle auf das Weltmeer zurückführen zu müſſen, und legte den Vulkanen nur eine geringe Bedeutung bei.

Verſteinerungen hatte zuerſt 1517 Fracaſtoro geſammelt und beſchrieben; aber lange nachher wußte man noch nicht, ob man ſie für Thiere und Pflanzen oder für „Naturſpiele" halten ſollte, gegen welche Träumerei noch Leibniz kämpfen mußte, wenn auch ſeine Protogäa kaum weniger fantaſtiſch erſcheint. Liſter ſtellte 1671 die Behauptung auf, daß jede Gebirgsart durch eigene Foſſilien charakteriſirt ſei. Bourguet ſprach 1729 die Abſtammung der Foſſilien von Pflanzen und Thieren aus. Als man aber, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts im hohen Norden Reſte von Palmen, wie von Elefanten traf, konnte man ſich dieſe Erſcheinung nicht erklären und fantaſirte von Verirrungen jener Thiere oder Wegſchwemmung durch Fluten. Erſt Werner begann, die Verſteinerungen im Verhältniſſe zu den Formationen zu betrachten und

der engliſche Ingenieur Smith entwarf 1799 eine Schichtentafel nach paläontologiſchen Merkmalen für England.

Die Mineralogie*) hing meiſt mit der Chemie zuſammen. Außer der Miſchung der Mineralien, welche Gegenſtand der Chemie iſt, beſchäftigte man ſich erſt nur mit der Form der Kryſtalle und der ihnen ähnlichen Mineralien. Es war dies u. A. die Veranlaſſung der Entdeckung doppelter Strahlenbrechung im Kalcit durch Erasmus Bartholin um 1670 (oben S. 270). Steno (1669) und Gulielmini (1688) beobachteten die Streifung und Zuſammenſetzung der Kryſtalle und die Unveränderlichkeit der Winkel, Boyle (1672) die Kryſtalliſation des Wismuts und Scheuchzer (1702) die Einſchlüſſe in Kryſtallen. Linné glaubte noch, die Kryſtalliſation der Steine komme von einem beigemiſchten Salze. Wall, Dufay und J. H. Pott leiteten die Phosphorescenz vieler Mineralien aus einer Art von Bewegung der Theilchen her. Die Eintheilung der Mineralien war aber in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch ſo verworren, daß ſie von den willkürlichſten und ſonderbarſten Dingen wimmelte. Einer Kritik der Kennzeichen der Mineralien brach zuerſt (1768) Wallerius Bahn. Romé de l'Isle, Bergman und Werner vervollſtändigten in den ſiebenziger Jahren ſeine Forſchungen durch das wiederaufgenommene Studium der Kryſtalle und zeigten den Zuſammenhang der verſchiedenen Geſtalten einer Species. Noch weiter führte Leblanc die Kryſtallographie. Äpinus und Wilſon entdeckten 1762 die Kryſtall-Elektrizität durch Erwärmen. Cronſtedt ſtellte das Verhältniß der Erde zu den Steinen und dieſer zu den Felsarten und Verſteinerungen feſt und führte das Löthrohr in die Mineralchemie ein. Er, ſowie Black, die Chemiker Scheele, Klaproth u. A. entdeckten ſeit 1751 neue Stoffe, das Nickel, Mangan, Chlor u. ſ. w., ſtellten ſie dar und charakteriſirten andere.

Für die Botanik**) war eigentliche wiſſenſchaftliche Forſchung erſt ſeit dem Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts thätig. Außer dem oben (Bd. I. S. 396) erwähnten Konrad Geßner war damals Otto Brunfels (geſt. 1532) einer ihrer „Väter" geweſen. Ihnen folgten die Deutſchen Johann Thal und Theodor von Bergzabern, die Italiener Mattioli und Colonna, der Franzoſe Dalechamp, der Engländer William Turner u. A., während zugleich die botaniſchen Gärten zunahmen (Bd. I. S. 378 u. 414). Die erſte ſyſtematiſche Anordnung der Pflanzen verdankt man dem Italiener Andreas Cäſalpinus (geſt. 1603), Profeſſor zu Piſa, und die bisher vollſtändigſte Namengebung den Brüdern Johann

*) Kobell, Franz von, Geſchichte der Mineralogie von 1650—1860. München 1864.

**) Vorzüglich nach dem Art. Pflanzenkunde von A. Sprengel in Erſch u. Gruber's Encyklopädie.

und Kaspar Bauhin aus Basel (geſt. 1613 und 1624). Die Wiſſenſchaft wurde, außer durch die königliche Geſellſchaft Englands, gehoben durch die ſeit 1652 beſtehende deutſche Geſellſchaft naturforſchender Ärzte, welche 1677 zur „kaiſerlichen Akademie der Naturforſcher“ wurde und durch die 1665 von Colbert geſtiftete königlich franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften. Der Profeſſor zu Bologna, Marco Malpighi (geſt. 1694), Grew, Sekretär der britiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, und der Holländer Anton Leeuwenhoek waren die Schöpfer der Lehre vom Bau der Gewächſe. Robert Hooke und andere Engländer unterſuchten die Pflanzen mikroſkopiſch, Perrault und andere Franzoſen phyſiologiſch; Triumfetti und andere Italiener behaupteten eine Urzeugung der Gewächſe. Joachim Jung aus Lübeck, Profeſſor in Hamburg, verbeſſerte die botaniſche Kunſtſprache und der Schotte Robert Morriſon, Profeſſor in Oxford, die Charakteriſtik und Methodik der Pflanzengattungen, worin ihm der große Arzt Boerhave nachfolgte. Künſtliche Syſteme, gebaut auf die Regelmäßigkeit oder Geſtalt der Corolla, ſtellten die Profeſſoren Quirin Rivinus in Leipzig und Pitton de Tournefort in Paris (geſt. 1708) auf. Seit dem Aufblühen der europäiſchen Kolonien in fremden Erdtheilen wurden auch exotiſche Pflanzen fleißig geſammelt und namentlich durch Holländer und in deren Dienſten in Oſtindien ſtehende Deutſche, unter den Engländern, beſonders durch den Seemann Dampier, beſchrieben und in Prachtwerken bekannt gemacht. Durch wiſſenſchaftliche Leiſtungen zeichneten ſich auch die jeweiligen Leiter der großen botaniſchen Gärten in Paris (1633 angelegt) und London aus; kein Land aber beſaß deren mehr, als das kleine Holland, in Amſterdam, Haag, Leyden, Utrecht u. ſ. w. Auch diejenigen der Fürſten und Univerſitäten Deutſchlands vervollkommneten ſich, und es entſtanden ſelbſt welche in Polen und Finnland. Nicht zu vergeſſen ſind die Leiſtungen mehrerer jeſuitiſcher Miſſionäre in fernen Ländern für die Botanik, und der Garten, den dieſer Orden in Rom hielt. — Im achtzehnten Jahrhundert brachten die Profeſſoren Vaillant in Paris und Camerarius in Tübingen mehr Licht in die Lehre vom Geſchlecht und von der Befruchtung der Pflanzen. Dillenius in Gießen und Scheuchzer in Zürich unterſuchten mehrere Pflanzenklaſſen näher. Heinrich Burkhard in Wolfenbüttel ahnte bereits die Idee einer Eintheilung der Pflanzen nach den Staubfäden. Engelbrecht Kämpfer brachte Europa die oſtindiſchen und japaniſchen, Gmelin die ſibiriſchen, Burmann die ſüdafrikaniſchen, Catesby die nordamerikaniſchen Pflanzen.

Eine wirkliche wiſſenſchaftliche Behandlung der Botanik in höherem Sinne begründete aber erſt Karl Linné, geboren zu Räshult in Schweden 1707. Obſchon arm aufgewachſen und vernachläſſigt, faßte er ſchon früh warme Zuneigung zur Botanik. Er ſtudirte, mit den größten Schwierigkeiten kämpfend, aber nach und nach anerkannt, Medizin, bereiste Lappland, bethätigte ſich in Holland, wo er die botaniſchen Gärten

benützte und seine meisten Werke schrieb. Im Jahre 1735 erschien sein „Systema naturae“, in welchem er die Pflanzen nach ihren geschlechtlichen Verhältnissen ordnete und in vierundzwanzig nach denselben benannte Klassen eintheilte. Nach dem Besuche Frankreichs, Englands und Deutschlands kehrte er nach Hause zurück, fand aber so wenig Beachtung, daß er als Schiffsarzt in die Flotte eintreten mußte, — endlich aber durch Protektion eine Stelle als königlicher Botaniker und die Präsidentschaft der Akademie erhielt. Seit 1741 Professor in Upsala, seit 1747 königlicher Leibarzt, seit 1774 aber an Geist und Körper schwach, starb er 1778. Sein System fand zwar erst nur langsam, aber endlich allgemeine und glänzende Würdigung und Anerkennung und überwucherte alle anderen Versuche einer Pflanzeneintheilung, so namentlich den ersten solchen eines sog. natürlichen Systems, denjenigen Albrecht Haller's, geb. 1708 zu Bern, den wir später als Dichter auftreten sehen werden. In Tübingen und Leyden zum Arzt ausgebildet, praktizirte derselbe in seiner Vaterstadt, botanisirte dabei fleißig, wurde aber wenig geschätzt, nahm 1736 trotzdem nur ungern den Ruf als Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik in Göttingen an, wo gleich der Einzug seiner jungen Gattin das Leben kostete. Er gründete 1739 den dortigen botanischen Garten, eine Zeichnungsschule zum Dienste der Naturwissenschaften, eine Hebammenschule und die Gesellschaft der Wundärzte, sogar eine reformirte Kirche, kehrte aber 1753 nach Bern zurück, wo er in Staatsämtern wirkte und dabei seine große schweizerische Flora herausgab, aber aus dem oben angedeuteten Grunde mit Linné in einen bittern Streit gerieth, der jedoch den großen Schweden nicht verhinderte, des Schweizers Namen in mehreren Pflanzennamen zu verewigen. Kaiser Josef II. besuchte persönlich den greisen Gelehrten 1777, welcher im folgenden Jahre starb. Während sein Beispiel nach und nach zu zahlreichen Floren der verschiedenen Länder Europa's anregte und damit zugleich die Kenntniß der Pflanzenarten zunahm, deren Linné blos zehntausend kannte, während man jetzt hunderttausend zählt, die blos äußerlichen Merkmale der Pflanzen daher nicht mehr zu ihrer wissenschaftlichen Erforschung hinreichten, entstand endlich das längst geahnte „natürliche“ System Antoine Laurent de Jussieu's, das unter den drei Hauptabtheilungen der Akotyledonen, Monokotyledonen und Dikotyledonen fünfzehn Klassen zählte und in unserm Jahrhundert mit seinen seitherigen Verbesserungen dem Linné'schen den Rang abgelaufen hat. Sein Urheber, 1748 in Lyon geboren, bildete sich in seinem Fache bei seinem ebenfalls als Botaniker verdienten Oheim Bernard (1699—1777) aus, wurde Lehrer am botanischen Garten und Reformator desselben, stellte sein System 1774 auf, veröffentlichte es aber erst 1789, beaufsichtigte während der Revolution die Spitäler, wurde 1804 Professor, 1808 Mitglied der Universitätsbehörde, 1822 aber ungerechter Weise entlassen und starb in hohem Alter 1836. — Zu gleicher Zeit war das ähnliche Tendenzen

verfolgende, aber jetzt vergessene System des würtembergischen Arztes Gärtner in Kalw (gest. 1791) entstanden.

Die Zoologie hatte seit Geßner, den wir im ersten Bande kennen lernten, keinen hervorragenden Bearbeiter, bis im achtzehnten Jahrhundert der so eben behandelte Linné, dessen zoologische Leistungen, obwol zum ersten Male auf Anatomie begründet, seine botanischen nicht erreichten, und der beinahe mehr unter die Schöngeister, als unter die Naturforscher gehörende Buffon einander bekämpften. Georg Ludwig le Clerc, Graf von Buffon, nach der hochtrabenden Inschrift seiner Büste „majestati naturae par ingenium", war zu Montbard in Burgund 1707 geboren, mithin ein Altersgenosse Linné's. Nach mehreren Reisen wurde er 1739 Intendant des königlichen Gartens und schrieb in prachtvoller Sprache, aber ohne tiefe und ernste Wissenschaft seine berühmte umfangreiche „Naturgeschichte", und zwar im Vereine mit anderen Schriftstellern, Daubenton voran, die jedoch Einer nach dem Andern, durch seine Eitelkeit und Selbstüberschätzung abgestoßen, wieder zurücktraten. Der glänzendste Theil ist die „Geschichte der Vierfüßer", eigentlich eine geistreiche Biographie der betreffenden Thiere, wie sein Buch über die „Epochen der Natur" als ein schöner Roman erscheint. Mit letzterm und seiner „Theorie der Erzeugung" erregte er den Ärger der Kirche; denn er gehörte durch und durch der schrecklichen Klasse der Aufklärer an. Er starb auf seinem Stammschlosse leidend ein Jahr vor dem Ausbruche der Revolution seines Vaterlandes. Ein anderer Naturforscher des achtzehnten Jahrhunderts, dessen Thätigkeit größtentheils der Zoologie angehört, war Lazaro Spallanzani, 1729 im Modenesischen geboren, 1799 gestorben. Er schrieb über die Verdauung, über die Fortpflanzung der Frösche, über die Infusorien, über den Blutumlauf und über einen an den Fledermäusen beobachteten „sechsten Sinn". Eine einheitliche wissenschaftliche Zoologie schuf erst unser Jahrhundert.

Eine spezielle Naturgeschichte des Menschengeschlechtes oder eine ethnische Anthropologie (Ethnographie) entwickelte sich nach und nach mit der zunehmenden Kenntniß fremder Erdtheile. Doch wagte man noch nicht, sie zu klassifiziren, namentlich da getreue Abbildungen fehlten. Die Völker Europa's jedoch theilte man schon am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts in Romanen, Germanen und Slawen. Die Eintheilung der Menschen in Racen begann, nachdem der niederländische Anatom Peter Camper (geb. 1722 in Leyden, gest. 1789 im Haag), Verfasser einer Abhandlung über die Unfähigkeit der Affen zum Sprechen, im Jahre 1767 den Gesichtswinkel entdeckt hatte. Der erste Versuch einer solchen Eintheilung, von Büsching in dessen „neuer Erdbeschreibung" (1777), unterschied die Menschen oberflächlich in Weiße, Schwarze und „eine mittlere Sorte". Eine verbesserte, aber immer noch unvollständige, schuf Johann Friedrich Blumenbach, geboren 1752 zu Gotha, seit

1776 Professor in Göttingen, Begründer der vergleichenden Anatomie und Vorläufer Cuviers in der wissenschaftlichen Zoologie. (Er starb erst 1840.) In seinem Buche „de generis humani varietate nativa“ (1775) stellte er, an der Hand seiner reichhaltigen Sammlung von Schädeln aller Nationen, — nach Schädelbildung, Haut, Haar, Augenstellung und Mundform, seine bekannten fünf Abarten der Menschheit auf: 1) die kaukasische, 2) die amerikanische als Übergang von jener zur 3) mongolischen, und 4) die malaiische als Übergang von der kaukasischen zur 5) afrikanischen. Eine Sammlung von Wörtern zur Vergleichung der Sprachen, welche zuerst Leibniz angeregt, ordnete Katharina II. von Rußland an, die auch durch Pallas u. A. eine linguistische Bibel ausarbeiten ließ. Josef Banks entdeckte 1771 die Verwandtschaft der malaiischen Sprachen von Madagaskar bis zu den Sandwichs- und der Osterinsel, und englische Gelehrte seit 1778 (Halhed voran) diejenige zwischen dem Sanskrit und den altklassischen Sprachen, und 1790 gab der Deutsche Johann Philipp Wesdin die erste Sanskrit-Grammatik heraus.

B. Praktische Anwendung der Naturwissenschaften.

Wir beginnen diesen Gegenstand mit der Landwirthschaft*), welche wir im ersten Bande übergangen haben, daher wir ihre Leistungen seit dem fünfzehnten Jahrhundert nachholen müssen. Diesem Produktionszweige stand damals die gedrückte Lage der leibeigenen Bauern höchst hindernd im Wege. Diese unglücklichen Leute mußten beinahe alle ihre Zeit und Kräfte und beinahe allen Ertrag des Bodens, den sie bearbeiteten und des Viehes, das sie besorgten, dem Adel oder der Geistlichkeit widmen, von welchen bevorzugten Ständen sie ihr Land und all dessen Zubehörde zu Lehen trugen, und denen sie dafür Zinse entrichten und lästige Dienste leisten mußten. Den Lehensherren war in der Art und dem Maße dieser Lasten ziemlich großer Spielraum gegeben (oben S. 21). Erst als nach und nach landbauende Einwanderer erschienen, später auch Stadtbewohner sich dem Ackerbau in der Umgegend der Städte widmeten, und so zwischen die müßigen Grundbesitzer und die Leibeigenen ein freier Bauernstand trat, konnte von einer eigentlichen Verbesserung der Landwirthschaft die Rede sein, die aber hart mit der ungenügenden Produktion, mit Mißwachs, Theuerung und den Folgen von Krieg und Seuchen zu kämpfen hatte. Seit Ende des fünfzehnten und Anfang des sechszehnten Jahrhunderts

*) W. Löbe; die Landwirthschaft und ihr Einfluß auf das sociale und materielle Wohl der Staaten und Völker. Leipzig 1853. — Fraas, C.; Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft seit dem sechszehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart. München 1865. —

begann der Adel aus Eigennutz seine Äcker nebst den darauf haftenden Lasten zu verpachten, und zwar an arme Bauern, die gänzlich von ihren Pachtherren abhängig waren. Fürstliche Domänen wurden dagegen erst an Edelleute, die von der Landwirthschaft nichts verstanden, und von Diesen wieder weiter an Bauern verpachtet oder Solchen zur Bewirthschaftung überlassen. Die Folgen dieses Systems waren einseitige Aussaugung und Ausnützung des Bodens ohne Rücksicht auf die Fortdauer des Ertrags und Vernachlässigung der Viehzucht, des Düngers und des Futterbaues. Man erkannte diese Übelstände seit Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, suchte das Versäumte und Vernachlässigte einzuholen und gutzumachen, baute die Brache mit Hülsenfrüchten und Handelsgewächsen, namentlich mit Tabak, Krapp und Ölpflanzen an, und bald blühte, besonders in den Ländern am Rhein, in Thüringen, Sachsen und der Mark Brandenburg, die Landwirthschaft wieder auf. Bereits haben wir aber die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges kennen gelernt (oben S. 3 bis 7), welche nothwendig jene Verbesserungen wieder rückgängig machen mußten, und es bedurfte nach Beendigung desselben rastloser Bemühungen, um den zerstörten Landbau wieder zu heben. Mehrere Fürsten gingen hierin voran und der Adel folgte theilweise ihrem Beispiele, indem er an der Stelle der zu Grunde gerichteten Pächter die Besorgung des Landes selbst in die Hand nahm, und zugleich begannen auch Schriftsteller über Landwirthschaft aufzutauchen, deren Werke zwar wenig Werth hatten, aber doch zum Nachdenken und zur Nacheiferung anregten. Zu ihnen gehören z. B. das „schlechte und gerechte Haushaltungsbuch" von Hermann (1674), das „Haus-, Feld-, Arznei-, Koch-, Kunst- und Wunderbuch" von Thiemen (1682), die „Hauß- und Feldschule" von Boecler (1699), welche alles Mögliche, sogar Astronomie, Heraldik und — Chiromantie, enthielt, und als ausführlichstes der „Oeconomus prudens et legalis" (1702 von Florinus, wie sich der Pfalzgraf Franz Philipp nannte). Noch höher stieg die neue Wissenschaft im achtzehnten Jahrhundert; es entstanden da überdies ökonomische Lehrstühle auf mehreren Universitäten. Der ausgezeichnetste unter den Inhabern derselben war Beckmann in Göttingen, geboren 1739 zu Hoya, gestorben 1811 als Professor der Ökonomie an der Universität der genannten Stadt. Seit 1770 gab er seine berühmte „physikalisch-ökonomische Bibliothek" heraus und wurde durch seine Studien der Begründer der Kameralwissenschaft, die er trotz der ihr entgegenstehenden Eifersucht der älteren Fakultäten mittels seiner ausgebreiteten Kenntnisse in den Naturwissenschaften auf eine höhere Stufe zu bringen suchte, ohne jedoch ihr allgemeine Anerkennung erkämpfen zu können. Die Kameralisten waren es, welche durch ihre Untersuchung der Güterverhältnisse namentlich zur Untergrabung der Leibeigenschaft und damit auch zu anderen socialen Reformen beitrugen. Diese ihre freisinnigen Grundsätze schlugen zuerst in Dänemark unter der Ver-

waltung des Grafen Bernstorff (seit 1746) und dann in Toscana unter dem Großherzog, (später Kaiser) Leopold durch. In Deutschland that das Meiste zum Besten der Landwirthschaft und ihrer Jünger Friedrich der Große. Ihm folgten Josef II. und Katharina II. Dazu kamen besondere kameralistische und speziell landwirthschaftliche Lehranstalten, zuerst die 1774 eröffnete zu Kaiserslautern, welche 1779 den Titel einer Hochschule erhielt, aber schon 1784 mit der Universität Heidelberg vereinigt wurde. Eine kameralistische Fakultät entstand an der Universität Gießen; ihr bedeutendster Lehrer wurde August Schlettwein. Unter den damaligen landwirthschaftlichen Schriftstellern zeichnete sich der Präsident von Benckendorf aus, als landwirthschaftlicher Topograph seit 1764 von Horneck in Österreich. Mit den Bemühungen dieser Männer gingen parallel die in allen Ländern Europa's, namentlich seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erstehenden landwirthschaftlichen Gesellschaften, die meisten in Frankreich (schon 1719), in England (seit 1723), in der Schweiz (1747 in Zürich und 1760 in Bern), in Deutschland (seit 1762), dann auch in Italien, Skandinavien und in den russischen Ostseeprovinzen. Ihre Sammlungen und Beobachtungen gaben den ersten Anlaß zu periodischen Veröffentlichungen über landwirthschaftliche Gegenstände, zuerst in Dublin, dann in Paris, Bern, Celle u. s. w. Sogenannte Haushaltungsmagazine, von Einzelnen herausgegeben, bestanden schon seit 1730 zu Erfurt, seit 1748 zu Hamburg u. s. w.

In praktischer Beziehung ging mit diesen Bestrebungen Hand in Hand die Einführung neuer Futtergattungen. Die Kartoffeln, seit 1647 in Deutschland bekannt, waren bis Anfang des achtzehnten Jahrhunderts so zu sagen ein Luxusgewächs, und wurden für gesundheitwidrig gehalten. Nach und nach jedoch errangen sie sich Anerkennung. Man begann, von den früher zu zwei Drittheilen brach liegenden Feldern, nachdem man den zweiten Theil schon geraume Zeit mit Hülsenfrüchten, Kohl, Rüben u. s. w. bebaut, den dritten mit Kartoffeln zu bepflanzen, was den Boden bedeutend verbesserte, die Viehzucht beförderte, hiedurch den Dünger vermehrte und endlich mehr und besseres Getreide erzeugte. Die große Theuerung von 1771 und 1772 bewies die Zweckmäßigkeit des Kartoffelbaues, dessen Produkte nicht nur als Viehfutter, sondern auch als Nahrungsmittel der Menschen immer größere Ausdehnung gewannen. Ihm folgte die Begründung des Kleebaues durch Johann Christian Schubart, genannt Edler von Kleefeld (geb. 1734 zu Zeitz, gest. 1787 in dessen Nähe), welcher den guten Gedanken hatte, die Thorheiten der „strikten Observanz", an denen er früher Theil genommen, zu verlassen und mit landwirthschaftlichem Wirken zu vertauschen. Der Klee bot einen höchst passenden Gegenstand für die Bepflanzung der Brache dar und führte endlich die Sommerstallfütterung des Rindviehes herbei. Nun konnte auch Grasland, dessen man zur Fütterung nicht mehr bedurfte, in

Ackerland verwandelt werden. Den Kleebau verbeſſerte in bedeutendem Maße die Erfindung und Einführung des Gipſens des Klees; das Futter wurde hiedurch vermehrt, und die Veredelung des Viehſtandes machte große Fortſchritte. Außer dem Kleebau führte aber Schubart auch den Tabak- und Krappbau ein und leuchtete durch ſein Beiſpiel in guter Wirthſchaftführung voran. Sein Hauptbeſtreben war die Abſchaffung der Brache und des Triftganges, und die Hebung des gedrückten Bauernſtandes. Die Glieder des letztern verehrten ihn daher, wie die großen Grundbeſitzer ihn verfolgten; die Fürſten aber ſuchten ſeine Grundſätze zu verwirklichen, — außer Friedrich und Joſef namentlich die Herzoge von Koburg, Weimar, Anhalt und Holſtein.

Schubarts nächſter Nachfolger war Albrecht Thaer, ſeines Berufes Arzt, geboren 1752 zu Celle, geſtorben 1828 zu Möglin. Er ſtellte ſeit 1784 ein naturgemäßeres Syſtem der Landwirthſchaft auf. An die Stelle der trotz der erwähnten Reformen immer noch herrſchenden Dreifelderwirthſchaft ſetzte er den Fruchtwechſel. Er hatte gefunden, daß der Acker durch alljährliches Tragen nicht ausgeſaugt werde, ſondern blos durch Vorenthalten Deſſen, was er zur Wiederherſtellung ſeiner Kräfte bedarf, daß daher das Nichtstragen den Acker am meiſten entkräfte. Durch ſchwächere Beſäung fruchtbaren und ſtärkere mageren Landes erzielte er reichere Ernten. Er wandte die Chemie auf die Landwirthſchaft an, empfahl den deutſchen Landwirthen vorzüglich die engliſche Landwirthſchaft als Vorbild, und bewirkte hiedurch ein allgemeines Durchdringen rationeller Anſchauungen und Verbeſſerungen im Gebiete der Bodenkultur. Die weiteren Folgen ſeiner Beſtrebungen werden wir im dritten Bande kennen lernen.

Wie die wiſſenſchaftliche Behandlung der Landwirthſchaft, ſo nahm auch das Beſtehen einer Forſtwirthſchaft überhaupt in unſerer Periode ſeinen Anfang. Das Mittelalter hatte keine andere Rückſicht auf die Wälder gekannt, als die Erhaltung derſelben zu Gunſten der Jagd. Wer einen Wald anzündete, ſollte nach den Forſtweisthümern dreimal in's ärgſte Feuer geworfen werden; wenn er wieder herauskam, ſo war der Frevel geſühnt. Wer Bäume ſchälte, dem ſollte der Nabel herausgeſchnitten und an einen Baum genagelt und der Delinquent um dieſen getrieben werden, bis die Gedärme herumgewickelt waren. Erſt nachdem die frühere Sorgloſigkeit in Bezug auf die Wälder Holzmangel herbeigeführt hatte, begann man Forſt- und Waldordnungen zu erlaſſen (zuerſt 1465 eine naſſauiſche, 1482 die ſächſiſche, 1531 die brandenburgiſche, denen, namentlich im ſiebenzehnten Jahrhundert, welche in faſt allen deutſchen Fürſtenthümern und Reichsſtädten folgten). Dieſelben betrafen vor Allem die Regelung des Holzverkaufes und der Holzabfuhr, die Anweiſung, welches Holz zu ſchlagen ſei, die Vorſorge gegen Waldbrände, die Maßregeln bei der Bepflanzung, u. ſ. w. Die Literatur der Forſtwirthſchaft

war bis zum Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts noch mit derjenigen der Landwirthſchaft vermengt; nur das Jagdweſen erfreute ſich ſelbſtändiger Behandlung. Seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erſchienen dann aber auch ſelbſtändige Bücher über Forſtwirthſchaft, zuerſt die Sylvicultura oeconomica von Hans Karl von Carlowitz, welcher ſich, gewiß viel für einen Edelmann! gänzlich des Eingehens auf die Jagd enthielt. Der Verfaſſer, polniſch-ſächſiſcher Kammerrath und Oberberghauptmann, ſchrieb mit humaniſtiſcher und philoſophiſcher Bildung und mit tüchtiger Kenntniß der forſtbotaniſchen Phyſiologie, war aber noch reich an Irrthümern, wie er denn z. B. glaubte, daß die Pflanzen, welche man verbrennt, wieder aus der Aſche „herfürkommen", daß ſie nach der Verweſung ſowol, als nach der Aufzehrung durch das Vieh wieder aus dem „Miſte" hervorwachſen. Harz, Mooſe und Schwämme hielt er für „Auswürfe" der Bäume. In ſeinen Einzelheiten legte er aber viele geſunde Anſichten an den Tag. Sein Nachfolger im Fache, der bürgerliche Döbel, verfiel ſonderbarer Weiſe von Neuem in die Jagdliebhaberei. Auch er vermengte noch Irrthümer und Richtiges in ausgedehntem Maße. Die ſpäteren Forſtſchriftſteller beſchäftigten ſich vorzüglich mit dem Streben, die Bäume zu vermehren; in ihren Büchern trifft man mehr Erfahrung als wiſſenſchaftliche Kenntniſſe. Wilhelm Gottfried Moſer's (würtembergiſchen Forſtbeamten) „Forſtökonomie" (1757) verlangte zum erſten Male regelmäßige „Umtriebszeiten". Johann Gottlieb Beckmann, zu unterſcheiden von dem oben erwähnten Kameraliſten, erwarb ſich durch ſeine Schriften viele Verdienſte um die Holzſaat im Großen, und berechnete zuerſt den Holzzuwachs. Beſſere wiſſenſchaftliche Kenntniſſe beginnen bei J. F. Enderlin (1767); Profeſſor Gleditſch in Berlin (1774) und Ludwig Walther (1787) folgten ihm. Es wurden nun auch fremdländiſche Bäume in Deutſchland angepflanzt, und es entſtanden forſtwiſſenſchaftliche Lehranſtalten, 1770 in Berlin (durch Gleditſch), 1772 in Wernigerode, 1785 zu Kiel, 1788 Cotta's zu Zillbach (ſpäter nach Tharand verſetzt) u. ſ. w. Damit bereitete ſich die rationelle Behandlung des Forſtweſens in neueſter Zeit vor.

Indem wir zu den Leiſtungen des Gewerbfleißes übergehen, erwähnen wir deſſen in unſere Periode fallende Errungenſchaften nach der Stellung, welche ſie zu den Bedürfniſſen der Menſchen einnehmen.

Den nothwendigſten unter den letzteren entſprechen die Lebensmittel, deren Gewinnung Aufgabe der Landwirthſchaft iſt, während ihre Bereitung und Verbreitung in das Gebiet der Induſtrie fällt. Der Kaffee wurde erſt 1655 in Frankreich eingeführt, wo ihm die Ärzte erſt eine heftige Oppoſition machten, weil ſie ihn, gleich dem Tabak, für Gift hielten. Die Holländer waren die Erſten, welche ihn aus Mokka nach Batavia verpflanzten. Im Jahre 1714 ſandte der Bürgermeiſter von Amſterdam Ludwig XIV. einen Kaffeebaum, um damit die franzöſiſchen

Kolonien in Weſtindien zu bepflanzen; der franzöſiſche Seemann Clieux führte ihn 1720 nach den Antillen, indem er ihn auf dem Schiffe nothdürftig mit der ſchwachen Portion Waſſer begoß, die ihm, bei eingetretenem Mangel hieran, zugemeſſen war. Der Zimmt wurde 1749 durch Poivre, zugleich mit dem Pfeffer, der von ihm ſeinen Namen hat, aus Kochinchina nach der Isle de France gebracht. Den Runkelrübenzucker hatte bereits 1605 Olivier de Serres geahnt; die erſten Verſuche damit machte der Chemiker Marggraf in Preußen 1781. Der franzöſiſche Arzt Helvetius, Vater des Philoſophen dieſes Namens, erfand 1755 die billige Suppe, welche ſpäter von ihrem Verbreiter, dem menſchenfreundlichen Engländer Rumford, den Namen erhielt. Réaumur entdeckte im achtzehnten Jahrhundert das künſtliche Gefrierenmachen des mittels Einwirkung mit Salzen gemiſchten Schnees; Boerhave brachte mit Salzen allein künſtliches Eis hervor. Der Florentiner Procopio führte dann 1760 in Paris den Genuß der Eislimonade ein.

Im Intereſſe der Bekleidung und des Schmuckes verbeſſerte Berthollet 1787 das Waſchen, indem er zur Reinigung der Wäſche oxydirte Salzſäure anwandte. Der iriſche Chemiker Higgins machte das Verfahren billiger durch Anwendung des Kalkſchwefels. Chaptal erfand 1799 die Dampfwäſche. Unter den zu Kleidungsſtücken verwendbaren Farben wurde 1704 oder 1709 zu Berlin durch Diesbach und Dippel das Berlinerblau erfunden, aber erſt 1724 durch Woodward bekannt gemacht und ſeit 1752 erſt erprobt. Im nämlichen Jahrhundert entdeckte Fougeroux die Bereitung des neapolitaniſchen Gelb. Die ihrer Wolle wegen geſchätzten Merinoſchafe wurden aus Spanien ſchon 1723 in Schweden, 1765 in Nord-Deutſchland, 1782 in England, Amerika und im Kapland, und erſt 1786 in Frankreich eingeführt. Raynaud und Ford erfanden in Frankreich 1797 eine Maſchine zur Tuchfabrikation, welche die früheren bedeutend übertraf. Eine Tuchſcheermaſchine hatte ſchon 1790 Delarche aus Amiens, eine Tuchrauhmaſchine 1791 die Brüder Granger aus Annonay erfunden. Die erſte größere Spinnmaſchine ſeit Erfindung des Spinnrades durch Jürgen in Braunſchweig (1530) ſtellte der Engländer Combe 1718 her. Sie hatte 26,586 Räder und brachte in 24 Stunden 518,304,460 Yards Organzin-Seidenfaden hervor. Dieſe Erfindung wurde 1767 durch Hargreaves und 1770 durch Arkwright (dieſer mit Anwendung auf Baumwolle) ſo ſehr vervollkommnet, daß dieſe Beiden oft als die Erfinder betrachtet werden. Die erſten Mouſſelingewebe wurden 1670 in Englaud eingeführt, in Frankreich die Fabrikation dieſes Zweiges 1781 eingerichtet. Die Seidenfabrikation blühte in Frankreich ſchon unter Franz I. und Heinrich IV. Die Kunſt, die Stoffe glänzend zu machen, erfand im ſiebenzehnten Jahrhundert Ottavio Meg in Lyon. Im Jahre 1709 brachte es der Rechnungskammerpräſident Bon in Montpellier dahin, die

Gewebe der Gartenſpinnen, in denen dieſe ihre Eier ablegen, gleich der Seide zu Strümpfen und Handſchuhen zu verwenden. Die neuere Seidenglättungsmethode erfand 1717 Jurnies in Lyon und 1738 Falcon eine Maſchine zur Erleichterung des Fadenziehens. In England wurde um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der Druck auf Gewebe erfunden und 1759 in Frankreich eingeführt. Die Spitzen, deren Klöppeln um 1561 Barbara Uttmann im ſächſiſchen Erzgebirge eingeführt hatte, wurden in Frankreich, wo man ſie aus Italien her kannte, ſeit 1629 in Alençon und Argenton fabrizirt und von dort aus nach den Niederlanden und England verpflanzt. Die Filigranarbeit in Gold und Silber verbeſſerte Michel 1793. Die Strumpfwirkerei ſoll in Frankreich erfunden und dem Miniſter Colbert vorgelegt, durch die Eiferſucht der Mützenwirker aber abgewieſen und in England eingeführt worden ſein, woher ſie noch in demſelben Jahrhundert wieder nach Frankreich gelangte. Die Schuhe von heutiger Beſchaffenheit wurden 1633 in England erfunden und ſeit 1670 Schnallen daran befeſtigt. Regen- und Sonnenſchirme trug man in Frankreich ſeit 1680.

In Bezug auf die Gewinnung und Verarbeitung der Mineralien beginnen wir mit dem Könige dieſes Naturreichs, dem Diamant. Man trug ihn in Frankreich ſeit 1393; Agnes Sorel war die erſte, welche Diamanten im Kopfſchmucke trug; ſeit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts kannte man die Kunſt des Diamantſchleifens, ſeit Philipp II. diejenige, dieſen Edelſtein zu graviren, ſeit Ludwigs XIV. Zeit diejenige, ihn zu brillantiren. Im Jahre 1622 wurden in Oſtindien, wo man bis dahin nur die Minen von Vizapur (ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert) kannte, diejenigen von Golkonda, 1728 aber diejenigen Braſiliens entdeckt. Die Verflüchtigung des Diamanten im Feuer des Reverberirofens, welche bereits Newton geahnt hatte, entdeckte man 1777; 1781 fand Lavoiſier, daß der glänzende Stein — bloße Kohle ſei. Die zwar nicht zum Mineralreiche, ſondern zum Thierreiche gehörenden, aber den Diamanten ſo oft an die Seite geſtellten Perlen wurden zuerſt 1680 in Paris nachgemacht; im Jahre 1760 fand Linné ein Mittel, den gewöhnlichen Auſtern, bei hinlänglicher Fütterung, Perlen zu entlocken. Den gleich den beiden genannten Produkten zum eleganten Luxus gehörenden Email begann 1719 Pierre Mazeis in einer von ihm erfundenen Mühle durch Zermalmung geeigneter Steine zu bereiten. Die Kunſt der Bereitung des Stahls und derjenigen des Blechs beſaßen die franzöſiſchen Huguenoten; der Widerruf des Edikts von Nantes trieb mit ihnen auch ihre Geheimniſſe aus Frankreich, bis im Jahre 1702 Réaumur dieſelben theilweiſe wieder entdeckte. Erſt 1786 aber verbeſſerten Berthollet, Monge und Vandermonde das Verfahren und ſtellten es ganz wieder her. Die Fabrikation des Bleiweißes vervollkommnete Montgolfier, indem er 1790 ſtatt der Einwirkung des Eſſigs auf das Blei die

Bierſäure und andere Subſtanzen anwandte. Die Bergwerke Englands ertrugen namentlich Zinn (am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts 1600 Tons jährlich, ein Drittel des jetzigen Gewinns), Kupfer und Eiſen. Das erſte Steinſalzlager wurde bald nach der Reſtauration in Cheſhire entdeckt. Von Steinkohlen wurden am Ende der Regierung Karls II. 350,000 Tons in die Themſe gebracht (jetzt braucht London $3^1/_2$ Million Tons jährlich).

Unter den im Leben und Treiben der civiliſirten Menſchheit vorkommenden Geräthen konnte das jetzt ſo ſtark gebräuchliche Glas lange nicht als hauptſächlicher Stoff emporkommen. Als im Jahre 1640 ein Franzoſe die Kunſt entdeckte, das Glas hämmerbar zu machen, wurde der finſtere Richelieu von der nämlichen Furcht ergriffen, wie einſt Tiberius gegenüber einem römiſchen Arbeiter, den er hatte enthaupten laſſen; auch der ſonſt vernünftige Kardinal beſorgte die Herabſetzung des Metallwerthes und ließ den unglücklichen Entdecker im Kerker verderben. Die Luxusgefäße unſerer Periode, wie ſchon derjenigen unſeres erſten Bandes, beſtanden in Majolika und Fayence*). Die Fabrikation dieſer nach dem ſpaniſchen Majorka und dem italieniſchen Faenza benannten Thongefäße, welche durch Beimengung von Kupfer einen dunklern, durch ſolche von Silber einen hellern Farbenton erhielten, erhielt in Spanien durch die Austreibung der Mauren, die ſich ihr beſonders widmeten, den Todesſtoß. In Italien zeichnete ſich durch Pflege dieſes Kunſtzweiges im fünfzehnten Jahrhundert die Bildhauerfamilie della Robbia zu Florenz aus, die Blüte desſelben dauerte bis in die zweite Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, um das Jahr 1772 aber verſchwand er in Italien. In Frankreich hatte ihn ein Schüler der della Robbia, Paliſſy, (1510 bis 1589) eingeführt, und ſein Bruder ſowol, als zahlreiche Nachahmer lieferten herrliche Arbeiten in verſchiedenen Fabriken. 1673 wurde zu Rouen eine königliche Manufaktur der Fayence durch Edmund Potherat begründet; ſie litt in hohem Maße durch die Erfindung des Porzellans und ging 1786 ganz ein. Unter Ludwig XIV., als dieſer König und ſein Adel ihr Silbergeſchirr dem Lande opferten (1672—1689), wurde faſt nur von Fayence geſpeist, beſonders aus der Fabrik von Clériſſy zu Mouſtiers in der Provence, welche aber ebenfalls durch die Revolution ein Ende nahm. — Das Porzellan, ein chineſiſch-japaniſches Fabrikat, das aber ſeinen europäiſchen Namen wahrſcheinlich einer Verwechſelung mit der italieniſchen Pozzuolanerde verdankt, kam im fünf- oder ſechszehnten Jahrhundert nach Europa. Im Jahre 1709 aber gerieth der ſächſiſche Apotheker Joſef Friedrich Böttger (1682—1719) bei goldmacheriſchen

*) Die ſpaniſch-mauriſche, italieniſche und franzöſiſche Majolika und Fayence. Mitgeth. v. H. v. Scharff-Scharffenſtein. Beil. zu Nr. 22 u. 23 (1868) der Deutſchen Kunſtzeitung.

Verſuchen 1709 auf die Bereitung des Meißner Porzellans. Réaumur führte dieſe Induſtrie in Frankreich ein, und 1749 erfand in Paris der Goldſchmied Taunay die Porzellanmalerei. Den zur Verzierung von Geräthen dienenden Firnis, ebenfalls urſprünglich eine chineſiſche Erfindung, begann im ſiebenzehnten Jahrhundert in Europa der Eremit Jamart zu bereiten. Die am beſten hier anzuknüpfenden Maße und Gewichte befanden ſich in unſerer Periode in einer grenzenloſen Verwirrung. Doch traten im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert mehrere gelehrte Männer wie Huyghens, Mouton, Duſay, La Condamine und d'Anville mit der Forderung der Einführung gleichmäßiger Maß- und Gewichtseinheiten auf. Ihre Bemühungen wurden aber erſt mit Erfolg gekrönt, als 1790 die franzöſiſche Nationalverſammlung, auf Vorſchlag der Akademie der Wiſſenſchaften, das metriſche Syſtem einführte, welches auf der Grundlage des Meters, d. h. eines angeblichen zehnmillionſten Theiles des Viertelsmeridians, als Längenmaßes, das Are als Flächenmaß, das Stere als Körpermaß, das Litre als Flüſſigkeitsmaß, das Gramm als Gewicht einführte und hieraus auch das Münzſyſtem entwickelte, womit zugleich eine Verbeſſerung der Münzprägung eintrat.

Die Meſſung des Raumes führt uns auf jene der Zeit. Beide verbindet die Meſſung der Erdkugel nach Länge und Breite. Der Ausgangspunkt der Breite kann nicht zweifelhaft ſein; derjenige der Länge aber ſchwankte ſtets und ſchwankt noch jetzt. Unter Ludwig XIII. führte Frankreich ſelbſt, das nachher zuerſt hiervon abfiel, die Meſſung nach dem Meridian der Inſel Ferro ein. Während die Naturwiſſenſchaften in der von uns angegebenen Weiſe vorſchritten, wetteiferten die civiliſirten Staaten Europa's in Bemühungen, zuverläſſige Mittel zur Beſtimmung der Länge auf dem Meere zu finden. Einen Preis hiefür, im Betrage von zwanzigtauſend Pfund Sterling, erhielt 1765 Harriſon in England. Um zu ſolchen Reſultaten zu gelangen, mußte ſich die Uhrenfabrikation vervollkommnen. Während Deutſchland ſchon um 1500 Peter Hele's (Bd. I. S. 392) Nürnberger-Eier gekannt und damals der Aſtronom Georg Purbach in Wien bereits eine Sekundenuhr beſeſſen, kamen die Uhren erſt 1597 nach England. Huyghens brachte 1647 das Pendel an den Uhren an, welches der Uhrmacher Clement in London verbeſſerte; die Spiralfeder wurde 1674 von Hooke, Huyghens oder Hautefeuille erfunden, die Maſchine zum Einſchneiden der Zahnräder von Hooke. Der Genfer Gruet in London führte um dieſelbe Zeit noch andere Verbeſſerungen ein und die Repetiruhren erblickten das Licht der Welt, deren Erfinder nicht mit Sicherheit bekannt iſt. Der bereits genannte Harriſon bewirkte ſeine erwähnte Reform durch die Erfindung des Chronometers.

Einen großen Umfang hat die Induſtrie, ſoweit ſie der Naturwiſſenſchaft und den Naturgeſetzen dienſtbar iſt. Unter den verſchiedenen Wagen, um Größenverhältniſſe feſtzuſtellen, verdankt die

hydrostatische zur Erforschung der Metallmischungen ihre Erfindung Hooke im siebenzehnten Jahrhundert, die arithmetische, welche in allen Rechnungsarten arbeitet, Cassini (1668) und die ein Parallelogramm bildende Wage Roberval (1669). Der Veränderungs- oder Azimuthal-Zirkel, welcher auf dem Kompaß die Abweichungen der Magnetnadel angibt, entstand 1700. Unter den im Wasser oder mit demselben arbeitenden Vorrichtungen verdient das Taucherschiff die erste Erwähnung, welches Dionis zu Bordeaux 1777 mit acht Rudern unter dem Wasser fahren ließ. Ein Kleid, um einen Menschen auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten, Skaphander genannt, soll zuerst unter Ludwig XIV. der Ritter Lanquer aus Blasen bereitet haben; andere Erfinder folgten mit ähnlichen Vorrichtungen nach. Newton berechnete 1700 zuerst die Geschwindigkeit eines Schiffes. Descartes hatte 1637 die hydraulische Presse erfunden; Mariotte stellte 1680 das bis dahin beste hydraulische System auf. Johann Jordan aus Stuttgart erfand 1683 den würtembergischen Siphon, — die Feuerspritzen 1699 der Holländer van der Heyden. Das bereits erwähnte Barometer Torricelli's (S. 268) versah Hooke mit dem Zifferblatt; Picard entdeckte 1676 seine Phosphorescenz beim Schütteln im Dunkeln, und seit 1715 wandte man es zu Höhenmessungen an. Descartes gab seinen Namen den „cartesischen Teufelchen", kleinen Figuren von Email, in einem Gefäße voll Wasser mittels kleiner Hohlkugeln von Glas aufgehängt, welche je nach Beschaffenheit der Luft am Eingange des Gefäßes steigen oder fallen und so als Barometer dienen. Das Haar-Hygrometer führten Saussure 1782 und Deluc 1788 ein. — Zur Messung der Wärme fester Körper wurde im siebenzehnten Jahrhundert von Muskenbroek das Pyrometer erfunden und im achtzehnten öfters verbessert. Die Wärme in flüssigen Körpern mißt Drebbel's (S. 270) Thermometer, welches Amontons am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts zu einem vergleichenden erhob. Renaldin aber gab ihm die von Newton 1701 ausgeführte Annahme des schmelzenden Eises und des siedenden Wassers als fester Punkte. Gabriel Fahrenheit aus Danzig (1686—1736) brachte 1714 seine Verbesserung und Gradeintheilung, der Schwede Andreas Celsius (1701 — 1744) sein hundertgradiges und der französische Akademiker René Antoine Réaumur (1683 — 1757) sein achtziggradiges Thermometer zu Stande, welches aber Deluc wesentlich verbesserte. Auf dem Gebiete des Lichtes (s. Band I. S. 386 und oben S. 268) erfand Dollond 1758 die achromatischen Fernröhre. Die Erfindung des Mikroskops ist streitig zwischen Drebbel (1621), Zacharias Jansen und Fontana, seine Vervollkommnung gebührt Hooke, seine weitere Verbesserung Huyghens und Torricelli. Das die Teleskope zu astronomischen Zwecken verschärfende Mikrometer erfand Huyghens 1659; Marialva und Auzout verbesserten es, Kircher und Gascoigne erfanden zweckmäßigere. Das Panorama verdankt seinen Ursprung dem

Edinburger Robert Barker 1787, ſeine Verbeſſerung dem Amerikaner Robert Fulton 1799. Die Kunſt, Thiere auszuſtopfen und zu conſerviren, übte zuerſt Réaumur, welcher dazu Stroh und Weingeiſt anwandte. Schöffer führte ſpäter die Methode ein, die Thiere in zwei Theile zu trennen und dieſe mit Gips auszufüllen. Der Abbé Maneſſe wandte ſeit 1786 Alkalien gegen das Verderbniß der ausgeſtopften Thiere an. In Holland und England begnügte man ſich, die Thiere wie ſie ſind in luftdicht verſchloſſene Glaskäſten zu ſtellen. Eine weiter gehende Nachahmung der Natur wagte Vaucanſon mit ſeinen Automaten, unter welchen die ſchwimmende, freſſende und ſogar abſondernde Ente (1740) das größte Aufſehen erregte. Nach und nach wagte man ſich auch an die Menſchen und die ſogenannten Androiden, d. h. menſchliche Automaten tauchten auf, Vaucanſon's Flötenſpieler ſchon 1723. Der Abbé Mica verfertigte 1788 zwei eherne Köpfe, welche deutlich die menſchliche Sprache nachahmten, zerbrach ſie aber, als die franzöſiſche Regierung ſie nicht kaufen wollte. Nachgeahmte Menſchengeſtalten waren auch die Marionetten, welche zwar ſchon das Alterthum kannte, für unſere Zeit aber Jean Brioché (wenn die von Cervantes im Don Quijote erwähnten nicht älter ſind) im ſiebenzehnten Jahrhundert in's Leben rief.

Dieſe bereits dem Vergnügen und der Kunſt gewidmete Nachahmung der Natur leitet uns zunächſt zu den muſikaliſchen Inſtrumenten. Die Theorie des Widerſtandes der Saiten entwickelte im ſiebenzehnten Jahrhundert Amontons; Taylor und Johann Bernouilli entdeckten die Geſetze ihrer Schwingungen. Eine Maſchine zur Verfertigung der Saiten erfand Elſener 1793. Dem jetzigen Klavier ähnliche, jedoch unvollkommenere Inſtrumente kannte man ſchon ſeit dem Mittelalter und bildete ſie zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts zum „Klavichord" aus, neben welchem das „Hackebrett" Anwendung fand, wie auch das ſeit dem vierzehnten Jahrhundert bekannte Spinett, das im ſiebenzehnten und achtzehnten ſehr beliebt war. Sie alle übertraf der ſeit dem ſechszehnten bekannte Flügel. Seit 1711 aber führte Bartolomeo Criſtofali aus Padua das Fortepiano ein, welches die Deutſchen Silbermann und Stein verbeſſerten. Hohlfeld in Berlin ſchuf 1757 das „Geigenklavier", Müller in Wien die Ditanaklaſis, Johann Jakob Schnell 1790 das Anemochord. Der Abbé Poncelet ſchuf am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die ſogenannte Geſchmacks-Orgel, eine närriſche Idee, nach welcher jeder Ton einen Tropfen einer Flüſſigkeit von verſchiedenem Geſchmacke aus einer Flaſche lockte! Ein neues Saiteninſtrument erfand 1716 Pantaleon Hebenſtreit und benannte es nach ſeinem Vornamen.

Je nach Umſtänden können auch die dem Verkehre gewidmeten gewerblichen Erfindungen dem Vergnügen dienen. Am Anfange des acht-

zehnten Jahrhunderts, gegen 1714, begegnen wir einem „Windwagen“ (Char à vent), der mit einem Segel verſehen war und auch zur Landwirthſchaft verwendet wurde. Von dieſem ſpurlos verſchwundenen Luft und Erde verbindenden Amphibium wenden wir uns zu dem zukunftreichern Luftſchiffe. Am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts tauchte der Vorſchlag Laurent's zu einem Luftſchiffe in Geſtalt eines Vogels auf, fand aber keine Ausführung. In Portugal ſtieg 1736 der Phyſiker Don Guzman vor König Johann V. mittels eines mit Papier überzogenen Holzgeflechtes, unter welchem Feuer brannte, in die Höhe, ſtieß aber an das Dach des Palaſtes und fiel wieder zur Erde. Einem zweiten Verſuche kam die Inquiſition zuvor, aus deren Kerkern der König den unglücklichen Luftſchiffer mit Noth retten konnte. Der Verſuch, in die Luft zu ſteigen, glückte zuerſt den Brüdern Joſef und Etienne Montgolfier aus der Auvergne, Nachkommen von Huguenoten und Erfindern des „hydrauliſchen Widders“. Durch den Anblick der Wolken wurden ſie auf die Idee gebracht, künſtliche Wolken zu verfertigen, was aber mißlang. Durch ausdauernde Verſuche und Studium des Weſens der Gaſe gelangten ſie endlich zur Fertigung von Ballons, womit der erſte Verſuch am 4. Juni 1783 zu Annonay ſtattfand. Der erſte Ballon war aus Leinwand, mit Papier gefüttert, mit durch Wärme verdünnter Luft gefüllt, 39 Fuß dick, 430 Pfund ſchwer, konnte 400 Pfund tragen und flog 7200 Fuß weit. Die Akademie nahm ſich der Sache an, und ließ, da die Montgolfier ihre Erfindung als Geheimniß bewahrten, dieſelbe durch Profeſſor Charles ausführen. Nach großer Mühe gelang am 28. Auguſt 1783 die Auffahrt des erſten mit Waſſerſtoffgas gefüllten Ballons, den die Bauern, bei denen er niederfiel, jämmerlich zerriſſen. Etienne Montgolfier, von Eiferſucht erfüllt, ließ am 19. September zu Verſailles einen Ballon mit lebenden Thieren aufſteigen und am 21. Oktober bei Paris zum erſten Male einen ſolchen mit Menſchen; Pilâtre de Rozier und der Marquis d'Arland waren die erſten Luftreiſenden, welche nur ſchwer die königliche Erlaubniß zu ihrem waghalſigen Unternehmen erlangen konnten. Als es glücklich ablief, folgten Andere nach, Charles ſelbſt und ſein Gehülfe, der Mechaniker Robert, zuerſt. Blanchard ſtieg 1784 mit Rudern und Steuer empor und überfuhr 1785 in der Luft die Straße von Calais, nicht ohne große Gefahr, in's Meer zu fallen. Bald darauf fielen Pilâtre und ſein Gefährte im Herabſteigen todt. Zur Verhütung ähnlicher Unglücksfälle gerieth man auf die Idee des Fallſchirms. Profeſſor Lenormand hatte ſich bereits 1783 aus dem erſten Stockwerke eines Hauſes zu Montpellier mit zwei Regenſchirmen in den Händen herabgelaſſen, ohne Schaden zu nehmen. Blanchard machte die erſten Verſuche mit Thieren. Garnerin und ſeine Frau wagten es ſelbſt, indem ſie den Ballon verließen und mit dem Fallſchirme herabkamen. Robertſon's und Cocking's Verbeſſerungen dieſer Erfindung mißlangen und der Letztere fand (1836 bei London) ſeinen Tod

dabei. Dies Schickſal traf auch 1819 zu Paris Blanchard's unglückliche Gattin.

Eine ſchnellere Verwirklichung als die auch jetzt noch nicht erreichte regelmäßige Luftſchifffahrt, erlebte, wenn auch noch nicht in der uns beſchäftigenden Periode, die Verwendung der Dampfkraft zu Gunſten des Verkehrs. Indeſſen treffen wir bereits ihre allmälige Entdeckung auf der Reiſe an, welche wir durch die beiden Jahrhunderte der Aufklärung vollführen. Schon unter Kaiſer Karl V. wurde (1545) zu Barcelona ein von dem Schiffskapitän Blasco de Garay erfundenes Schiff ohne Ruder und Segel probirt, deſſen Maſchine aus einem Waſſerkeſſel beſtand und an deſſen Seiten Räder angebracht waren; man ließ die neue Erſcheinung jedoch unbeachtet. Der franzöſiſche Mechaniker Salomon de Caux beſchrieb in einem Werke von 1614 eine Maſchine, welche als Vorläuferin der Dampfmaſchine gelten kann, und bald darauf trieb der Ingenieur Giovanni Brancas mit Dampfkraft ein Schaufelrad. Der Deſpot Richelieu fürchtete jedoch auch dieſe Entdeckung und ſoll Caux in das Irrenhaus zu Bicêtre haben ſperren laſſen. Hier wurde der Unglückliche, nach dem authentiſchen Berichte der berühmten Courtiſane Marion Delorme, 1641 von ihr und dem engliſchen Abenteurer Marquis von Worceſter beſucht, welcher Letztere hier von der verunglückten Entdeckung hörte und ſpäter im Tower zu London, wo er als Royaliſt und Papiſt eingekerkert war, die Sache näher ſtudirte. Er berichtete über die von ihm ſich ſelbſt zugeſchriebene neue Idee unter einer Menge ſchwindelhafter Projekte, konſtruirte jedoch ſelbſt keine Maſchine. Letzteres that zum erſten Male Dionyſius Papin, ein Franzoſe, der aber zu Marburg Profeſſor war, im Jahre 1698, indem er auf Befehl des Landgrafen Karl von Heſſen eine Maſchine fertigte, die man den Papinianiſchen Topf nennt und noch jetzt zum Kochen anwendet. Dieſe Idee ſoll der engliſche Kapitän Thomas Savery ausgebeutet und mit derjenigen Worceſters vermengt haben; nach ſeinen Angaben ſtellte dann 1705 Newcomen eine Maſchine her, die jedoch mehr eine atmoſphäriſche als eine Dampfmaſchine genannt werden konnte, und die man in den Minen von Cornwales zum Waſſerpumpen gebrauchte. Ein dabei beſchäftigter Knabe, Humfrey Potter, verbeſſerte ſie 1718 bedeutend. Alle dieſe Erfinder überſtrahlte jedoch weit James Watt. Zu Greenock in Schottland 1736 geboren, bildete er ſich ſchon früh durch Mathematik und Phyſik, und arbeitete in London und Glasgow als Mechaniker. Seit 1762 ſtudirte er beſonders Papin's Erfindung und damit die Dampfkraft, dann Newcomen's Maſchine, und erfand endlich 1775 eine verbeſſerte ſolche, behufs deren Herſtellung er ſich mit Mathias Boulton, Beſitzer einer großen Maſchinenfabrik zu Soho bei Birmingham, vereinigte. Hier entſtand nun und vervollkommnete ſich ſtets Watt's neue Dampfmaſchine, die „Sklavin der Zukunft", und brachte das Fabrik-

weſen zu immer größerm Flor. Seit 1800 zurückgezogen, ſtarb der große Erfinder 1819.

Durch weit ſtärker von einander verſchiedene Phaſen, als Luftboot und Dampfkraft, hatte ſich der Telegraph hindurchzuarbeiten. In älteren Zeiten hatten meiſt Feuerzeichen dieſe Stelle eingenommen. Erſt im ſiebenzehnten Jahrhundert regte der ſchon erwähnte Marquis von Worceſter einen optiſchen Zeichentelegraphen an, den der taube Franzoſe Amontons (1663 geb.) ausbildete. Hooke kam 1684 auf den Gedanken, durch bewegliche Lineale geometriſche Figuren zu telegraphiren, welche eine beſtimmte verabredete Bedeutung hatten. Einen ſolchen Telegraphen errichtete 1765 Edgeworth zwiſchen London und Newmarket, während zugleich der Profeſſor Bergſträßer in Hanau eine „Signalpoſt“ zwiſchen Leipzig und Hamburg vorſchlug. Verſuche einer ſolchen gelangen 1786 bei Hanau, blieben aber unbeachtet. Der franzöſiſche Ingenieur Claude Chappe gelangte dagegen 1790—1793 zur Errichtung einer Telegraphenlinie zwiſchen Paris und Lille, beſtehend aus auf Anhöhen und Thürmen von gegenſeitiger deutlicher Sichtbarkeit errichteten Häuschen, welche auf einer Plattform eine Stange trugen, an der ſich Flügel bewegten und verſchiedene, die Buchſtaben, Zahlen u. ſ. w. bedeutende Figuren bildeten. Solche Telegraphenlinien dehnten ſich bald über ganz Frankreich aus, und eine Nachricht gelangte z. B. von Straßburg nach dem 120 Stunden entfernten Paris in nicht ganz ſechs Minuten. Im achtzehnten Jahrhundert drang die neue Einrichtung nach Schweden und England, im neunzehnten nach den deutſchen Staaten, Rußland, der Türkei und Oſtindien, und dauerte, bis ſie durch die elektriſche Telegraphie verdrängt wurde, die indeſſen bereits in unſerer Periode geahnt worden iſt. Schon 1746 leitete Profeſſor Winkler in Leipzig die Elektrizität an Drähten unter der Pleiße hindurch. Schon 1753 rieth ein Vergeſſener zur Einrichtung eines Gedankenaustauſches durch Drähte, deren 24 (nach den Buchſtaben) von einem Orte zum andern gelegt werden ſollten. Einen ſolchen Telegraphen fertigte 1774 Leſage in Genf.

Dem Vergnügen und dem Verderben zugleich dient die Feuerwerkerei, welche in unſrer Periode um 1743 der Artilleriſt Ruggieri in Bologna vervollkommnete. Marggraf erfand ſpäter das „grüne Feuer“. Unter den bloßes Verderben ſpendenden Waffen und Kriegswerkzeugen erwähnen wir die Bomben, welche gleich den Mörſern zuerſt 1521 bei der Belagerung von Mézières Anwendung fanden, nach andern Angaben aber erſt unter Ludwig XIII., 1634 bei Lamothe, — die glühenden Kugeln, zuerſt 1675 gegen Stralſund durch den „großen Kurfürſten“ geſchleudert, die Batterien à ricochet, 1697 bei Ath, die ſchwimmenden Batterien, 1792 durch den franzöſiſchen Ingenieur Darçon gegen Gibraltar gebraucht. Der Salpeter wurde ſeit etwa 1625 in England

fabrizirt. Die Steinſchloßflinte (fusil) wurde 1630 in Frankreich bekannt, aber erſt 1702 eingeführt. Das Bayonnett, das ſchon 1671 eingeführt war, wurde im Kriege erſt 1792 von den Franzoſen bei Turin im Kampfe gebraucht.

Unter den Werken des Friedens ſind die erhabenſten die den Geiſt des Menſchen verbreitenden der Literatur und bildenden Künſte. Die Induſtrie dient ihnen durch Vervielfältigung der Mittel ihrer Verbreitung. — Die Bereitung des Papiers machte lange Zeit keine weſentlichen Fortſchritte, obſchon Papiermühlen ſchon ſeit dem vierzehnten Jahrhundert exiſtirten. Im Jahre 1786 gelangte Leorier de l'Isle dazu, Papier aus verſchiedenen Pflanzen zu fertigen; die Fabrikation unendlich langen Papiers erfand 1799 Louis Robert zu Eſſonne in Frankreich. Die Buchdruckerkunſt (Bd. I. S. 78) machte im ſiebenzehnten Jahrhundert Rückſchritte, indem ſie an Geſchmack und Gewandtheit viel einbüßte. Im achtzehnten Jahrhundert ermannte ſie ſich jedoch wieder. Es gab in demſelben eine Zeit, wo in Deutſchland die gothiſche Schrift in Gefahr gerieth, ganz durch die lateiniſche verdrängt zu werden; der Buchdrucker Breitkopf in Leipzig hielt ſie jedoch aufrecht und verbeſſerte den Schnitt ihrer Lettern. In England führte beſſere und ſchönere ſolche Laskerville (ſeit 1756), in Frankreich F. A. Didot ein, worin des Letztern Sohn Firmin weiter wirkte, indem er auch die ſchrägen Buchſtabenkegel einführte und den Lettern die ſcharfe Ausprägung gab, die ſie ſeit neuerer Zeit haben. Im achtzehnten Jahrhundert wurde auch nach und nach die Stereotypie erfunden, ungewiß durch wen, erſt ſeit den neunziger Jahren aber wirklich ausgeführt, namentlich durch Didot. Um den Notendruck machte ſich beſonders Immanuel Breitkopf (1752), ſein eigentlicher Herſteller, verdient, welcher auch Landkarten mit Typen ausführte. Der Holzſchnitt erlitt in unſerer Periode eine vollſtändige Unterbrechung. Der Kupferſtich dagegen, der ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert ſchon verſchiedene Phaſen durchgemacht und im ſechszehnten durch Albrecht Dürer, den Erfinder der Ätzkunſt, bedeutenden Aufſchwung erhalten, wurde im ſiebenzehnten durch Rubens und Callot gefördert, in Deutſchland durch die ſogenannte Schwarzkunſt oder geſchabte Manier bereichert, und erlebte im achtzehnten in Italien durch Morghen, Fontana und Andere, in Deutſchland durch Chodowiecki u. ſ. w. eine wahre Glanzperiode.

Die höchſte, weil von den genaueſten Kenntniſſen bedingte und bei richtigem Verſtändniß und vernünftiger Ausübung für den Menſchen heilſamſte Anwendung der Naturwiſſenſchaft iſt die Heilkunde. Dennoch iſt ſie als wahrhaft wiſſenſchaftliches Syſtem eine der jüngſten und auch gegenwärtig noch unvollkommenſten Töchter des menſchlichen Geiſtes. Im ſiebenzehnten Jahrhundert beſtand ſie noch rein in einer unwiſſenden und handwerksmäßigen Praktik, welche der unſterbliche Molière mit Recht in

ſeinem „eingebildeten Kranken“ lächerlich gemacht hat, — ohne daß indeſſen wichtige Entdeckungen in Bezug auf das Studium der Körper zu mediciniſchen Zwecken ganz ausgeblieben wären. So erfand Chriſtopher Wren, Profeſſor in Oxford, 1659 die Transfuſion des Blutes von Thieren in die Adern von Menſchen, welche zwar ſein Schüler Boyle einzuführen ſuchte, was aber als gefährlich wieder aufgegeben wurde. Derſelbe Wren brachte 1660 die Injektion, d. h. die Kunſt auf, die Blutgefäße todter Thiere mit einer farbigen Flüſſigkeit zu füllen, welche darnach hart wird und die genaue Beobachtung der feinſten Verzweigungen geſtattet. Dieſe Neuerung vervollkommneten kurze Zeit ſpäter die holländiſchen Ärzte Jan Swammerdam und Ruyſch. Der Erſtere, 1637 zu Amſterdam geboren und ſeit 1667 dort praktizirend, machte ſich, außer der bereits erwähnten Injektion, beſonders um die mikroſkopiſche Unterſuchung verdient. In ſpäteren Jahren durch übertriebenes Studiren hypochondriſch geworden, ſank er zu einem Verehrer der verrückten Bourignon (oben S. 209) herab, verachtete die Naturforſchung und ſtarb, mit ſich und der Welt zerfallen, an langen Körperleiden 1685 in ſeiner Vaterſtadt.

Eine wiſſenſchaftliche Heilkunde auf phyſiologiſcher Grundlage dagegen datirt erſt ſeit Hermann Boerhave. Dieſer große Arzt, 1668 bei Leyden geboren, vertauſchte als Anhänger Spinoza's die anfangs ergriffene Theologie nach langem Kampfe mit der Medicin, inaugurirte 1701 ſeine wiſſenſchaftliche Laufbahn mit einer Vertheidigung des Hippokrates, den er jedoch ſpäter zu Gunſten einer eklektiſchen Richtung wieder verließ, war ſeit 1709 Profeſſor in Leyden, ſtellte ein Syſtem der Krankheiten, ihrer Urſachen, Natur und Behandlung auf, eröffnete ein kliniſches Hoſpital, wurde aus ganz Europa konſultirt, was ihm bedeutende Reichthümer einbrachte, bethätigte ſich auch in Botanik und Chemie, und ſtarb 1738, nachdem er vorher noch entſchieden zu Hippokrates zurückgekehrt war. Boerhave's bedeutendſter Schüler war der uns bereits (ſ. oben S. 279) als Botaniker bekannte Haller. Ihm gehört die wichtigſte phyſiologiſche Entdeckung ſeit Harvey's Blutumlauf (Bd. I. S. 398) an, nämlich diejenige, daß die Irritabilität der thieriſchen (und menſchlichen) Körper ausſchließlich in den Muskeln, die Senſibilität aber in den Nerven ruhe. Man kann ſagen, daß ſeitdem die Ärzte und Anatomen des achtzehnten Jahrhunderts ſich in zwei Lager, für und wider Haller, theilten und ſich oft mit der größten Leidenſchaftlichkeit bekämpften. Ohne in dieſem Streite ſeine Ruhe und Würde zu verlieren, wandte ſich Haller mit ebenſo großem wiſſenſchaftlichem Eifer der Entwickelungsgeſchichte des Eies zu, dann der Bildung des Skelettes, und ſchuf endlich eine vollſtändige Phyſiologie (Elementa physiologiae corporis humani. Lausannae 1757—1766) in acht Bänden, welches Werk dieſe Wiſſenſchaft eigentlich ſchuf und daher epochemachend war.

Haller war auch einer der eifrigsten Apostel des Impfens. Die ältere und gefährlichere Form dieser Praxis, die Inokulation der Blattern, war seit den ältesten Zeiten in Asien bekannt und gelangte wahrscheinlich im sechszehnten Jahrhundert nach Europa. Durch Lady Montague 1620 nach England gebracht, wurde sie zuerst 1721 an Verbrechern versucht und erst 1755 in Frankreich ausgeübt. An ihre Stelle trat aber bald die Vaccination. Der englische Arzt Eduard Jenner (geboren 1749 zu Berkeley in Glocester, seit 1770 dort praktizirend, 1823 dort gestorben) war es, welcher zuerst bemerkte, daß die Personen, welche Kühe melkten, von diesen mit den sogenannten Kuhpocken angesteckt wurden und dann von den Kinderblattern frei blieben, auch von der Inokulation keine Wirkung verspürten. Nachdem er diesen Gegenstand seit 1775 untersucht, impfte er zum ersten Male 1796, errang bald großen Ruf und seit 1802 großartige Nationalbelohnungen; aber auch an Gegnern fehlte es nicht. Und noch gegenwärtig existiren über die Zweckmäßigkeit der Kuhpockenimpfung die widersprechendsten Ansichten. Ein Präservativ gegen eine andere Krankheit, die weit gefährlichere Syphilis, und zwar ein höchst einfaches, erfand am Ende des vorigen Jahrhunderts der englische Arzt Condom, von welchem es seinen Namen erhielt; ungeachtet seiner dabei obwaltenden menschenfreundlichen Absichten, wurde er darob so sehr verunglimpft und herabgewürdigt, daß er genöthigt war, seinen Namen zu ändern. Nicht weniger Entrüstung, und zwar gerechtere, erntete die ebenso gutgemeinte Empfehlung einer gleichmäßigen und schmerzlosen Todesstrafe durch den französischen Arzt Josef Ignaz Guillotin, dessen Name ebenfalls einen häßlichen Klang erhielt, obschon das Mordwerkzeug, das man darauf einführte, das längst bekannte, aber wenig gebrauchte Fallbeil, mit seiner Person nichts zu schaffen hatte; eingeführt wurde es von dem Wundarzte Antoine Louis in seinem eigenen Todesjahre 1792.

Ein eigenes medicinisches System schuf im achtzehnten Jahrhundert der schottische Arzt John Brown (1735 geboren, 1788 nach lüderlichem Leben am Schlagflusse gestorben und durch seine Streitsucht unvortheilhaft bekannt). Es war der „Brownianismus" oder die sogenannte Erregungstheorie, nach welcher das Leben durch die „Thätigkeit der Erregbarkeit" entsteht, welche ihren Sitz im Nervenmarke und den Muskelfasern hat und durch Reize veranlaßt wird, die theils allgemein, theils örtlich wirken, theils äußere (Luft, Wärme, Lebensmittel, Arzneien, Gifte), theils innere (Bewegung, Empfindung, Denken, Affekte u. s. w.) sind. Durch zu starke Vermehrung oder Verminderung der Erregbarkeit entstehen die Krankheiten. Sie ist trotz zahlreicher Anhänger wieder völlig aufgegeben worden.

Für das Aufblühen der Chirurgie wirkte in unserer Periode namentlich die französische Akademie der Chirurgie, 1731 durch die Bemühungen La Peyronie's gestiftet. Die chirurgische Anatomie schuf 1744—55 Desault. In England zeichneten sich Cheselden (1688 bis

1752) und dessen Schüler Sharp aus. In Deutschland trug die Chirurgie zuerst Lorenz Heister (1683—1758) zu Helmstedt vor, dem besonders Siebold in Würzburg und Richter in Göttingen folgten.

C. Reisen und Länderentdeckungen*).

Indem wir an die Erforschungen unseres Planeten in der früher von uns beschriebenen Periode (Bd. I. S. 372—76) anknüpfen, beginnen wir eine neue solche, welche dadurch charakteristisch ist, daß in ihr die Engländer als die hervorragendsten Seefahrer und Länderentdecker auftreten. Nach einer längern Unterbrechung geographischer Forscherfahrten begann 1576 Martin Frobisher die Expedition nach dem unbekannten Norden der neuen Welt, um eine so sehr ersehnte Nordwest-Durchfahrt aufzufinden, und brachte sogenannte Nordwesterze mit, welche falsche Hoffnungen alchemistischer Ausbeute erregten. Seit 1585 erforschte John Davis jene kalten Regionen und drang bis zu der nach ihm benannten Straße, deren Eismassen auch seine zweite Fahrt aufhielten, nicht jedoch die dritte. Das von Davis Versäumte holte seit 1610 der große Heinrich Hudson nach und fand eben die Hudsonsbay, als er von seinem meuterischen Schiffsvolke in schwanker Schaluppe dem Verderben preisgegeben wurde. Sein bedeutendster Nachfolger war William Baffin, ein hochgebildeter Seemann, welcher weit jenseits der Davisstraße 1616 die Baffinsbay erreichte. Nach dem Jahre 1632 endeten für unsere Periode die Nordwestfahrten. Länger als diese hielten, und zwar zu Lande, die Nordostfahrten an, die jedoch einen andern Zweck, den der Eroberung, hatten. Seit 1577 betrieben verbannte Kosaken, deren erster Führer Jermak Timofejew war, die Besitznahme Sibiriens, welches damals angebliche Nachkommen Dschingischan's inne hatten. 1581 fiel die Feste Sibir, bei deren Wiedereinnahme 1584 Timofejew fiel. Von Rußland unterstützt, und nun glücklich, gründeten die Kosaken Tobolsk, vernichteten das sibirische Reich, drangen weiter gegen Osten, bauten 1619 Jenisseisk und 1632 Jakutsk, erreichten 1639 den großen Ocean, 1646 das nördliche Eismeer und 1661 entstand Irkutsk.

Indem wir uns nach dem Süden wenden, finden wir die Portugiesen, deren großer Seeheld Albuquerque 1511 Malakka genommen, 1577 zu Makao in China niedergelassen und 1601 bei Timor nach Goldländern forschend. Weiter südlich suchten die Spanier das „unbekannte Südland" ohne Erfolg. Die Holländer Jakob Le Maire und Willem Schouten entdeckten 1616 das Cap Hoorn. Neuholland wurde von den Seefahrern der

*) Peschel, Oskar; Geschichte der Erdkunde bis auf A. v. Humboldt und Karl Ritter. 5. München 186 S 269 ff.

Nation, deren Namen es trägt, schon seit 1605 erforscht und war 1642 bereits von drei Seiten (Nord, West und Süd) bekannt, in welchem Jahre Abel Tasman Vandiemensland entdeckte, worauf er 1643 auch Neuseeland passirte. Im letztgenannten Jahre entdeckte Martin de Vries Jeso und Sachalin im Norden Japans. So kannte man in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts die Erde bereits zu zwei Dritteln; und sonderbarer Weise ruhten nun die überseeischen Entdeckungen über ein Jahrhundert! Blos im russischen Auftrage entdeckte der Däne Vitus Bering 1728 das Ostende Asiens, nicht aber die Straße, die seinen Namen trägt, die erst 1730 ein Russe fand, während Bering erst 1741 die amerikanische Nordwestküste erreichte und bald darauf an seinen Anstrengungen starb. Andere, wie die Deutschen Müller, Fischer, Gmelin und der Franzose Delisle, erforschten indessen Sibirien näher. Kamtschatka war seit 1697 besiedelt, 1711 entdeckten Russen die Kurilen, 1760 wurde Nowaja-Semlja umschifft und 1770 die ersten Inseln von Neu-Sibirien entdeckt.

Den Wiederbeginn der großen Seereisen eröffnete 1764 der Commodore Byron ohne Resultat. Samuel Wallis durchforschte 1766 die Inselflur der Südsee und kehrte auf Poumotu und Taiti an, während der Kapitän eines seiner Schiffe, Carteret, der sich von ihm getrennt hatte, mehrere andere Inselgruppen durchfuhr. Der Franzose Bougainville entdeckte 1765, nachdem er Taiti besucht, das man damals die neue Kytherea nannte und als ein Eden von Unschuld und Schönheit pries, die Samoa- oder Schifferinseln u. a. Um den Durchgang der Venus vor der Sonne auf Taiti zu beobachten, trat 1769 der berühmte James Cook (geboren 1728 in Yorkshire) seine erste Reise an, begleitet von dem Astronomen Green und dem Botaniker Banks, führte seinen Auftrag aus, nahm die schon bekannten Inseln auf, umschiffte beide Inseln Neu-Seelands, fand endlich die Ostküste Australiens, nahm die Botanybay in Besitz, wo 1788 schon die berüchtigte Verbrecher-Kolonie angelegt wurde, und entdeckte die Trennung zwischen Neuholland und Neuguinea. Auf seiner zweiten Reise, seit 1772, wurde Cook von dem deutschen Gelehrten Johann Reinhold Forster und dessen Sohn Georg begleitet, mit denen das Interesse ihres Volkes an ferneren Ländern und ihren Naturerscheinungen erwachte. Anfangs 1773 überschritt er den südlichen Polarkreis, wurde jedoch durch die schwimmenden Eisberge am Auffinden des ersehnten Südlandes verhindert. Er entdeckte dann die nach ihm benannten Inseln und Neukaledonien, fand die verloren geglaubten Marquesas und die Osterinsel und vollendete die Rundreise um die Erde. Nun war festgestellt, daß sich das fabelhafte Australland nicht über den Polarkreis erstrecke. Seine dritte Reise trat Cook 1776 an, um von Westen her eine Durchfahrt nördlich von Amerika zu suchen. Er entdeckte 1778 die Sandwichsinseln von Neuem, erreichte das nordwestliche Amerika und die Beringsee, durchfuhr die Beringstraße, wurde vom Eise gezwungen, seinen Plan auf-

zugeben und fand bald darauf, 1779, auf den Sandwichsinseln seinen beklagenswerthen Tod durch die Eingeborenen. Kurze Zeit darauf, 1788, verschwand in den australischen Gewässern der 1741 geborene und 1785 von Ludwig XVI. auf eine Entdeckungsreise ausgesandte Graf Johann Franz Lapeyronse. Vielleicht wäre er ein Nebenbuhler Cook's geworden.

So weit die Weltreisen unseres Zeitraums. Es wurden in demselben aber auch speziellere Räume wissenschaftlich erforscht. Im Jahre 1672 stellte auf Anordnung der französischen Akademie Jean Richer Beobachtungen in Guiana an und verglich die Länge des Sekundenpendel, aus welcher man später die Abplattung der Erde an den Polen erkannte. Der Deutsche Engelbert Kämpfer (1651—1716) erforschte in holländischem Dienste 1689—94 Japan, besonders in botanischer Beziehung. Josef Pitton de Tournefort entdeckte seit 1700 auf einer Orientreise, daß die Pflanzen in vertikaler Erhebung auf dieselbe Art abwechseln, wie in Entfernung vom Äquator. Louis Feuillé, Astronom und Schüler Cassini's, nahm seit 1707 die Westküste Südamerika's auf und bestimmte 1724 den Abstand Ferro's von Paris und die Höhe des Piks von Teneriffa. Maupertuis brachte von seiner (S. 266) erwähnten gelehrten Reise nach Lappland 1737 die Gewißheit der Pol-Abplattung nach Hause, und 1739 bestätigten dies die französischen Messungen am Äquator in Südamerika. König Friedrich V. von Dänemark ließ 1761 Arabien und den indischen Ocean durchforschen, von welcher Reise nur Karsten Niebuhr (1733—1815) zurückkehrte (1767). Dieser Deutsche war der erste Landreisende, welcher die geographischen Längen durch die Abstände des Mondes von der Sonne oder von Fixsternen maß. Sein Landsmann Simon Pallas (1741—1811) durchforschte in russischem Auftrage 1765—74 den Ural und Sibirien und stellte wichtige Beobachtungen über Pflanzengeographie und Ethnographie an. Im Innern Europa's bestieg Horaz Benedikt Sauſſure von Genf (1740—99), dem nur ein Führer vorangegangen, 1787 den Montblanc und maß ihn, wie auch andere Alpenhöhen, die Wärme der schweizerischen Seen, die geologischen Schichten, auch die Bläue des Himmels (mit seinem Cyanometer) u. s. w.

Die Größe der Erde ermittelte zuerst durch die Messung eines Erdbogens der Holländer Willebrord Snellius 1617, irrte sich aber um $^2/_{37}$ des Ganzen. Genauere Resultate erzielte 1669 und 1670 Picard bei Amiens. Über die Irrthümer hierin kam man aber in unserer Periode nicht hinaus. Der englische Astronom John Hadley erfand 1731 den Spiegeloktanten zum Winkelmessen auf dem Meere. Später wurde derselbe zu einem Sextanten vergrößert. In der genauen Bestimmung der Länge nach den Abständen des Mondes trugen Leonhard Euler (oben S. 267) und Tobias Mayer aus Würtemberg den Sieg davon.

Auf geographischen Karten ward seit 1569, wo Mercator's (gest. 1595) Erdkarte erschien, stets dessen geradlinige Projektion angewandt, seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts auf Seekarten ausschließlich. Die Karten waren aber noch lange höchst ungenau; deutsche Spezialkarten, von den Geographen verfertigt, deren jeder beträchtlichere Staat Einen angestellt hatte, führten zuerst Korrektheit ein, besonders Henneberger's Karte von Preußen (1584). Beinahe hundert Jahre später (1680) ließ Domenico Cassini, mit Benutzung der Berechnungen Picard's, auf dem Boden eines Thurmes der Pariser Sternwarte eine Weltkarte nach den neuesten astronomischen Angaben herstellen. Die verbesserte Längenaufnahme wandte zuerst Guillaume Delisle seit 1700 auf seinen Karten an. Ihm folgte in der Bescheerung guter Karten Jean Baptiste d'Anville (1697—1782). Cäsar Franz und Jean Domenico Cassini schufen 1744—89 den großen topographischen Atlas von Frankreich in 180 Blättern, der zusammengesetzt eine 37 Fuß hohe und 34 Fuß breite Riesenkarte bildet.

Die deutsche Kartographie wurde verbessert durch Johann Baptist Homann in Nürnberg (1664—1724). Die erste bessere Karte der Schweiz lieferte der Arzt Johann Jakob Scheuchzer aus Zürich (1672 bis 1733), der seine Ausbildung namentlich in Nürnberg gewonnen und sich um die geographische Erforschung und Beschreibung der Centralalpen bedeutende Verdienste erwarb*), indem er der Erste war, der physikalische Instrumente auf die Alpenhöhen trug (der freigesinnte Mann lebte stets im Kampfe mit der orthodox-protestantischen Geistlichkeit). Noch lag aber in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die sichere Ortsbestimmung in Deutschland und der Schweiz ganz im Argen. Später auftauchende Verbesserungen aber wurden von den Regierungen, sogar von jener Friedrich's des Großen, aus militärischer Beschränktheit — geheim gehalten und nur unter höchst erschwerenden Bedingungen ihre Veröffentlichung gestattet. Ja es kam vor, daß 1764 die Platten einer neuen Karte der Burggrafschaft Nürnberg vernichtet wurden.

Eine physikalische Erdkarte hatte 1665 der Jesuit Athanasius Kircher verfertigt. Genauere Angaben der Meeresströmungen finden wir auf den Karten Delisle's. Benjamin Franklin lehrte 1775 durch Thermometerbeobachtungen die Ufer des Golfstroms bestimmen. Halley hatte 1686 eine Windkarte veröffentlicht; Richard Hawkins erkannte die Gesetze der Passate und der Windstillen. Cotta gab 1774

*) *Οὐρεσιφοίτης* helveticus sive itinera per Helvetiae alpinas regiones facta annis 1702—1711 plurimis tabulis aeneis illustrata a Joh. Jac. Scheuchzero etc. Lugduni Batavorum MDCCXXIII. Auf dem Titelbilde steht: Sumptibus D. Isaaci Newton, Equitis aurati, Societatis regalis praesidis etc. — Natur-Historie des Schweitzerlands. Zürich 1816 u. 17.

in Frankfurt Regentafeln für zehn europäiſche Orte heraus. Zimmermann in Braunſchweig entwarf 1777 eine Erdkarte zur Verbreitung der Säugethiere. Angaben über Flächeninhalt und Bevölkerung der Länder hat, nachdem Gottfried Achenwall 1748 den Namen und Begriff der Statiſtik aufgeſtellt, 1754 Friedrich Büſching eingeführt. Gatterer kam in ſeinem Abriß der Geographie (1775) zuerſt auf die Idee einer Bezeichnung der Länder nach Naturgrenzen, z. B. pyrenäiſche Halbinſel, Nord-, Weſt-, Oſt-Alpenländer u. ſ. w. Reinhold Forſter bereitete die vergleichende Geographie vor durch die Beobachtung, daß alle Kontinente ſich nach Süden zuſpitzen, und Kant dehnte dies Geſetz auf die Halbinſeln aus. Eine einheitliche wiſſenſchaftliche Geographie aber gab es nicht, bevor Alexander von Humboldt und Karl Ritter ihre weltumgeſtaltende Thätigkeit eröffneten.

Zweiter Abſchnitt.

Die Wiſſenſchaft des Geiſtes.

A. Die Begründung der neuern Philoſophie und Aufklärung.

Das in allen geiſtigen Thätigkeiten gegenüber dem klaſſiſchen Alterthum ſo tief geſunkene Mittelalter hatte überhaupt keine Philoſophie, d. h. denkende Betrachtung der Dinge, gekannt, ausgenommen ſoweit es die Wahrheit der durch die Kirche aufgeſtellten Dogmen zu erweiſen verſuchte. Das Reformationszeitalter ſtrebte dagegen nach Befreiung der Philoſophie aus dieſem Knechtsdienſte bei der Theologie. Dabei gelangte es einerſeits, in Bruno, Campanella und Vanini, ſowie in Jakob Böhme, zur Aufſtellung ſelbſtändiger philoſophiſcher Anſichten, denen jedoch die methodiſche Begründung fehlte, anderſeits, in Francis Bacon zur Auffindung philoſophiſcher Methoden, die aber zu keinem Principe führten. Zur Aufſtellung von Principien und zugleich zur Begründung derſelben auf dem Wege des ſelbſtändigen und ſchöpferiſchen Denkens brachte es erſt die Periode der Aufklärung, in deren Kulturgeſchichte wir begriffen ſind. Dieſelbe machte drei verſchiedene Phaſen durch. In der erſten handelte es ſich um den genannten Zweck ohne alle Nebenabſichten, einzig und allein zum Beſten der menſchlichen Denkthätigkeit. Es iſt die Zeit der Begründung der neuern Philoſophie im ſiebenzehnten Jahrhundert; ihr gehören deren Begründer im Allgemeinen: Carteſius und deſſen Schüler und der ſelbſtändige Spinoza an, und nach ihnen die Väter einſeitig

sich von ihnen abzweigender Geistesrichtungen: des modernen Realismus (Locke) und des modernen Idealismus (Leibniz). — Die zweite Phase kennzeichnet sich durch die Verbindung der Philosophie mit den Tendenzen der Zeit, welche auf Ablösung von jeder Autorität und auf Niederreißen aller den Fortschritt zur reinen Humanität hemmenden socialen und religiösen, zuletzt auch politischen Schranken hinausliefen. Es ist die eigentliche Aufklärungsthätigkeit des achtzehnten Jahrhunderts, in welcher diese nach leiblicher und geistiger Befreiung dürstenden Tendenzen vorwiegen, und die rein auf Resultate des Denkens gerichtete philosophische Forschung in den Hintergrund gedrängt wird. Nachdem sich diese Art und Weise geistiger Beschäftigung in Folge der Verschiedenartigkeit der Bedürfnisse, und daher auch der aufklärenden Tendenzen, nach Ort und Zeit zersplittert und in Folge mehr oder minder gelungener Verwirklichung der angestrebten Ideen verflüchtigt, machte das dem höher organisirten Menschen angeborene Bedürfniß einer Untersuchung und Erörterung der Ursachen des Seins sein unvergängliches Recht geltend und führte in der dritten Phase zur Wiedergeburt der hintangesetzten Philosophie, in einer seit den großen Hellenen nicht mehr dagewesenen Originalität und Großartigkeit, in dem Geiste des großen Denkers von Königsberg.

Der erste wirkliche Philosoph der Neuzeit, René Descartes, genannt Renatus Carteſius, war 1596 zu La Haye in Touraine geboren. In einem Jesuitencollegium unterrichtet, widmete er sich mit Vorliebe der Mathematik, welche er für die einzige sichere Wissenschaft hielt, während er die Naturwissenschaft bei den Jesuiten nicht kennen gelernt, die Moral als ein auf Sand errichtetes Gebäude betrachtete, die Theologie als überflüssig zum seligen Leben erkannte und die damalige Philosophie als bloßes Wortgefecht durchschaut hatte. Er entschloß sich daher, „künftig keine Wissenschaft zu suchen, welche er nicht in sich selbst oder in der Anschauung der Welt finden könnte," und nahm daher — Kriegsdienste. Zuerst trat er in jene Hollands, wo er fortfuhr, sich mit Mathematik zu beschäftigen; dann in jene Baierns, wo er 1619 im Winterquartier zu Neuburg an der Donau über Philosophie nachzudenken begann. Dabei eine Zeit lang in religiösen Skrupeln befangen, gelobte er eine Wallfahrt nach Loreto, die er auch, nachdem er die Schlacht bei Prag mitgemacht und heimgekehrt war, vollführte. Seit 1625 erregte er in Paris als ausgezeichneter Mathematiker Aufsehen und unternahm es nun, durch sein Vermögen unabhängig gestellt, die Philosophie ebenso genau beweisen zu wollen, wie die Mathematik. Oft durch naturwissenschaftliche Studien und durch Reisen unterbrochen, schrieb er seit 1629, meist in Holland lebend, sein Hauptwerk: „Meditationes philosophiae primae," in welchem er das Dasein Gottes und die Immaterialität der Seele zu beweisen suchte. Schon vor der Vollendung des Werkes wurden die Grundsätze des Descartes durch Freunde verbreitet und erfreuten sich zuerst auf der Universitäts

Utrecht bedeutenden Anhangs, erregten aber auch Streit, da ihre Gegner den Philosophen als Atheisten anklagten. 1643 erschien sein Werk, gegen welches hauptsächlich Hobbes, Gassendi und der Jansenist Arnauld (s. oben S. 201) auftraten. Im nächsten Jahre folgten seine Principia philosophiae. Er unterrichtete die Prinzeß Elisabeth von der Pfalz und seit 1649 in Schweden die Königin Christine, starb aber dort, in Folge des Klima's und ungeschickter ärztlicher Behandlung, schon 1650.

Descartes geht in seinem philosophischen Systeme von dem Grundsatze aus, daß der Mensch an Allem zweifeln müsse, was ihm im Mindesten ungewiß erscheine. Hierdurch bricht er auf das Entschiedenste mit der Autorität, welche in früheren Zeiten die Theologie über das menschliche Sinnen und Denken ausübte, und leitet alle Erkenntniß der Dinge rein aus dem menschlichen Geiste ab, womit er sich als den ersten freien, unbefangenen Denker seit dem Alterthum ausweist. Er macht mit Allem, was außer dem Ich besteht, tabula rasa und beginnt seine Entwickelung des Wesens der Dinge völlig von vorn, indem er den denkenden Mann den gleichen Proceß willkürlich durchmachen läßt, welchen er als Kind bereits unwillkürlich vollendet hatte. Der Mensch soll also, will Descartes, nicht nur an der Existenz der sinnlichen Dinge, selbst des eigenen Körpers, zweifeln, indem die Sinne vielfach täuschen, sondern sogar an den Wahrheiten der Mathematik, da es ja möglich sei, daß Gott uns absichtlich zum Irrthum geschaffen hätte. An Gott selbst zu zweifeln, wie die Konsequenz erfordert hätte, wäre denn doch in jener Zeit, wo noch Ketzerverfolgung blühte, allzu gewagt gewesen! Nur Eines nimmt Descartes von seiner Überzeugung, daß an Allem zu zweifeln sei, aus, nämlich die Existenz des Denkenden. Daraus nämlich, daß Dieser zweifle, folge, daß er auch existire. „Cogito, ergo sum," ist daher der Fundamentalsatz der cartesianischen Philosophie. Außer dem Denken gehört nach dieser nichts zur Natur des Denkenden; alles Andere ist außer ihm, von allem Andern kann er nur dann sagen, daß es wirklich sei, wenn er es bestimmt und klar erkennt. Die Entdeckung dieser Wirklichkeit geht mittels der Ideen vor sich. Letztere sind theils angeboren, theils beigebracht, theils selbstgemacht.

Es ist klar, daß die Annahme angeborener Ideen mit dem Systeme des Descartes nicht im Einklange steht; denn wenn er von vorn herein an Allem zweifelte, so mußte er auch an der Herkunft unserer Ideen zweifeln und dieselben erst untersuchen, ehe er sie irgendwo herleitete. Bei dieser Untersuchung mußte er aber entdecken, daß das Kind keine Ideen hat und auch niemals haben würde, wenn sie ihm nicht von außen beigebracht würden. Es ist aber augenscheinlich, daß Descartes nur deshalb angeborene Ideen annahm, um die Idee Gottes unter dieselben zu rechnen, d. h. um nicht an ihr zweifeln zu müssen. Er behauptet nämlich, ohne allen Nachweis, daß die Idee Gottes sich im Geiste des Menschen „vorfinde", daß sie dort von

Gott ſelbſt eingepflanzt ſei, — während die geſammte Religionsgeſchichte zeigt, daß dieſe Idee ſtets entweder ſelbſtgemacht oder angelernt, außerdem aber gar nicht vorhanden war, wie es noch jetzt wilde Stämme gibt, die keine Ahnung von ihr haben.

Auf dieſe Annahme geſtützt, ſucht nun Descartes auf verſchiedene Arten das Daſein Gottes zu beweiſen, wobei er jedesmal von ihm ſelbſt ausgeht, alſo einen vollſtändigen Zirkelbeweis liefert. Nachdem nun aber das Daſein Gottes für Descartes bewieſen iſt, fällt aller Zweifel und alle Täuſchung weg; denn das vollkommenſte und daher auch wahrhaftigſte Weſen kann nicht täuſchen, unſere Vernunft daher auch nichts erfaſſen, was nicht — wahr wäre. Über den trotzdem faktiſch vorhandenen Irrthum geht unſer Philoſoph hinweg, indem er ihn einfach ein Nichterkennen der Wahrheit nennt, welches Nichterkennen in unſerer Endlichkeit und Unvollkommenheit ſeinen Grund habe. Es kann nicht entgehen, daß dieſe Beweisführung ſehr bequem iſt und auf leichte, wenn auch bei ſcharfem Denken unhaltbare und leicht wieder in Nichts zerfallende Weiſe über die Schwierigkeiten wegſpringt, welche ſich dem menſchlichen Heißhunger nach Erkenntniß der dunkeln Fragen in den Weg ſtellen.

Der ſo bewieſene Gott iſt, nach der carteſianiſchen Nomenklatur, die einzige wahre Subſtanz, d. h. das Einzige, was ſo exiſtirt, daß es zu ſeiner Exiſtenz keines Andern bedarf. Er iſt Urſache ſeiner ſelbſt, ſchafft aber zwei Subſtanzen im weitern Sinne, welche dies nur in ſofern ſind, als ſie zu ihrer Exiſtenz blos die Mitwirkung Gottes nöthig haben; es ſind dies: die Subſtanz des Denkens, der Geiſt, und die Subſtanz der Ausdehnung, die Körperwelt. Die Vereinigung von Geiſt und Körper im Menſchen iſt nur eine mechaniſche, weil gewaltſame, zweier von einander unabhängiger Faktoren. Descartes glaubte nun, weil er keine Durchdringung von Seele und Leib annahm, auch den Sitz der Seele beſtimmen zu müſſen, d. h. den Punkt, wo ſie mit dem Körper zuſammentrifft. Er ertheilt dieſe Ehre der Zirbeldrüſe, und zwar deshalb, weil außer ihr alle andern Theile des Gehirns gedoppelt ſeien, was bei dem Sitze der Seele nicht der Fall ſein dürfe, weil ſie ſonſt alle Objekte doppelt wahrnehmen würde! In der Zirbeldrüſe werden daher nach Descartes alle Gedanken zu Stande gebracht.

Auch Carteſius hing demnach immer noch trotz der anſcheinenden Vorausſetzungsloſigkeit, von welcher er ausging, an dem leidigen, vom Dünkel der Menſchen ausgeheckten Dualismus, auf dem die Herrſchaft der Kirchen über die Gemüter, der Theologen über die Wiſſenſchaft beruht. Ja, er war es, der dieſen Dualismus in die neuere Philoſophie herüberſchleppte, welche, trotz aller Verſuche, nicht mehr aus demſelben herauskommen zu können ſcheint. Dagegen hat er ſich das Verdienſt erworben, daß er das Selbſtbewußtſein des Menſchen zuerſt wiſſenſchaftlich begründete und damit eigentlich der ſelbſtändigen Forſchung erſt Bahn brach.

Sein erster Schüler und Nachfolger von Bedeutung war der Holländer Arnold Geulinx, geboren 1625 zu Antwerpen, gestorben 1669 als Professor zu Leyden. Er unterwarf das gegenseitige Verhältniß der Seele und des Körpers einer nähern Untersuchung. Die Thatsache, daß wir unsern Körper bewegen, ohne zu wissen, wie dies geschieht, führte ihn auf die Behauptung, daß diese Bewegungen also auch nicht durch unsern Willen hervorgebracht werden; er wußte jedoch keinen andern Ausweg zur Erklärung dieses Räthsels, als daß er alle Bewegungen des menschlichen Körpers dem Willen Gottes zuschrieb; Geulinx sah also, wie Schwegler bemerkt, in der Vereinigung von Geist und Körper „geradezu ein Wunder." Ebenso forschte der Franzose Nikolaus Malebranche (geboren 1638 zu Paris, gestorben 1715) nach der Art und Weise, wie der Geist zur Erkenntniß der körperlichen Dinge gelange. Diese Erkenntniß kann, nach ihm, weder aus dem Geiste selbst hervorgehen, der ja den Gegensatz zur Körperwelt bildet und letztere nicht vergeistigen kann, was zu ihrer Vorstellung nöthig ist, — noch aus den körperlichen Dingen, welche als Gegensatz des Geistes für diesen nicht verständlich sind. Und aus diesem Dilemma flüchtet sich auch Malebranche wieder zu Gott, der allein die beiden ewigen Gegensätze, und also auch jede Verbindung zwischen Geist und Körper, vermitteln kann.

So wurde für die Philosophen die Kluft zwischen Materie und Geist, in Folge der Befangenheit in theologischen Vorstellungen, immer weiter, und die Philosophie schien ihre Bemühungen als fruchtlos aufgeben und das Scepter, das sie zu ergreifen im Begriffe stand, der Theologie, welcher sie es genommen, wieder abtreten zu müssen, — als die cartesianische Lehre ihre Vollendung in einem unabhängigen Geiste von seltener Weitherzigkeit und Größe der Anschauung fand, welcher Geist sie vor dem Falle rettete, indem er der lauernden und bereits hohnlächelnden Theologie den Rang dadurch ablief, daß er die Philosophie auf eigene Füße stellte und mit kühner Stirne ihr einen sicherern Standpunkt anwies, als die Theologie für ihre Hypothesen jemals hatte finden können. Es war Spinoza.

Baruch Spinoza, einer jüdischen, aus Portugal vor der christlichen Verfolgung nach Holland gewanderten Familie angehörend, wurde 1632 zu Amsterdam geboren und sollte Rabbi werden, zog aber bald den talmudischen Spitzfindigkeiten die klassische Welt und die cartesianische Philosophie vor. Seine Liebe zu der gelehrten Tochter des Arztes van den Ende, bei welchem er Unterricht nahm, wurde nicht erwiedert, und zugleich zerfiel er mit seinen Glaubensgenossen, welche ihn heftig verfolgten, ja sogar zu tödten versuchten und endlich exkommunizirten und verfluchten. Er verwandelte, ohne sich taufen zu lassen, seinen hebräischen Namen in den gleichbedeutenden lateinischen „Benedikt" und nahm seinen Aufenthalt zu Rhynburg, dann zu Haag, indem er sich mit dem Schleifen optischer Gläser erhielt und die Nächte zu seinen in lateinischer Sprache abgefaßten Werken

verwendete. Obſchon er großen Ruf erlangte und bedeutende Gelehrte ihn aufſuchten, wie z. B. Leibniz, oder mit ihm korreſpondirten, blieb er arm, und die ihm vom Kurfürſten Karl Ludwig von der Pfalz angebotene Profeſſur der Philoſophie in Heidelberg lehnte er aus Scheu vor den Theologen ab. Die Schwindſucht machte 1677 zu Haag ſeinem Leben ein Ende.

Spinoza's bedeutendſte Werke ſind: Principia philosophiae Cartesianae (1663), Cogitata metaphysica, more geometrico demonstrata, Tractatus theologico-politicus (1670). Das wichtigſte, die Ethik, wurde erſt nach ſeinem Tode, aber noch im Jahre desſelben, von ſeinem Freunde, dem Arzte Ludwig Meyer, herausgegeben. Zwei andere, Tractatus politicus und Tractatus de emendatione intellectus, blieben unvollſtändig. Dazu kommen noch zahlreiche Briefe, unter welchen derjenige an ſeinen abgefallenen Anhänger Albert Burg, der ihn überreden wollte, zum Katholizismus überzutreten, und den er widerlegte, ſich auszeichnete.

Von der Lehre des Carteſius ausgehend, erblickte Spinoza darin einen Widerſpruch, daß Jener nur eine wahre Subſtanz und doch wieder Subſtanzen in weiterm Sinne annahm, — und dies mit Recht; denn dieſen Widerſpruch konnte nur ein willkürlicher theologiſcher Machtſpruch löſen, was in den Lehren der beiden Carteſianer Geulinx und Malebranche noch greller hervortrat. Spinoza verwarf ſolche Nothbehelfe und zog die wahre Konſequenz der carteſianiſchen Lehre, indem er erklärte, es gebe überhaupt nur eine Subſtanz, weil es außer dem ſubſtantiellen Sein kein Sein geben könne, und dieſe Subſtanz umfaſſe alles Seiende. Spinoza gab ihr den hergebrachten Namen „Gott"; allein ſein Gott iſt weſentlich etwas Anderes, als der Gott oder die Götter irgend einer Religion. Er brach daher gründlich mit aller Theologie, welcher er einen philoſophiſchen Gott entgegenſtellte, der im Grunde nichts Anderes iſt, als die verklärte, weil mit ihrem Schöpfer in Eins vereinigte Welt. Spinoza's Subſtanz (oder Gott) iſt Urſache ihrer ſelbſt, ewig, unerſchaffen, und außer ihr iſt nichts. Da nach einem Grundſatze Spinoza's jede Beſtimmung eine Verneinung iſt, d. h. jede Zutheilung einer Eigenſchaft an einen Gegenſtand den Begriff desſelben beſchränkt, was, in's Unendliche fortgeſetzt, zuletzt ſeine Vernichtung herbeiführt, ſo hat die Subſtanz (oder Gott) keine Eigenſchaften, ſie iſt unbeſtimmbar, weil ſie unbeſchränkbar und unverneinbar iſt, wornach die von den Theologen Gott zugeſchriebenen Eigenſchaften wegfallen.

Was war nun aber mit den zwei abgeleiteten Subſtanzen des Descartes zu thun, mit dem Geiſte und der Körperwelt, deren Daſein und unendliche Manigfaltigkeit doch nicht zu leugnen iſt?

Spinoza löste dieſe Frage, indem er dieſe beiden abgeleiteten Subſtanzen „Attribute" nannte. Da jedoch nach ſeiner Lehre die Subſtanz keine Beſtimmungen duldet, ſo läßt er die Attribute, welche er „Verſtand"

und „Ausdehnung“ nennt, nur äußerlich von dem betrachtenden menſchlichen Geiſte an der Subſtanz wahrgenommen werden. Die Attribute ſind daher unabhängig von der Subſtanz. Unter ſich aber ſind ſie ohne Zuſammenhang, ohne gegenſeitige Einwirkung, ſo daß ein Körper nur einen Körper, eine Idee nur eine Idee hervorbringen kann. Der Menſch iſt daher nicht eine Vereinigung von Geiſt und Körper, wie die Theologie will, ſondern ein einziges Ding, welches Leib und Seele als Attribute an ſich hat; d. h. unter dem Attribute des Denkens betrachtet, erſcheint er als Geiſt, unter dem der Ausdehnung als Körper. Solche Einzelweſen, welche Spinoza „Modi“ nennt, ſind aber bloße Erſcheinungen, indem wirkliche Exiſtenz blos der Subſtanz zukommt; ſie ſind nicht Theile der Subſtanz, indem dieſe weder zuſammengeſetzt, noch theilbar iſt. Die Modi erſcheinen nur durch die Einbildung als Dinge; ihre Vielheit iſt nur ein Produkt der Vorſtellung. Man kann daher ſagen, daß Spinoza die Welt, d. h. die Welt der Erſcheinungen, leugne und außer Gott nichts anerkenne, während hinwieder offenbar ſein Gott nichts iſt, als die Welt, die Natur, das All, abgeſehen von deſſen wechſelnden Einzelerſcheinungen. Sein Syſtem iſt deshalb in gehäſſiger Abſicht von ſeinen Feinden oft „Atheismus“ genannt worden. Es iſt dies inſofern falſch, als das Weſen des eigentlichen Atheismus darin beſteht, nur die Einzelweſen als wirklich exiſtirend zu betrachten. Spinoza's Syſtem iſt daher, im Gegenſatze hierzu, mit Bezug auf die Leugnung der Realität der Welt „Akosmismus“, mit Bezug auf die Leugnung alles außerhalb Gott Befindlichen „Pantheismus“ zu nennen. Wird hingegen unter „Gott“ nicht ſchlechthin die „abſolute Subſtanz“, die dunkle räthſelhafte Quelle des Seins, ſondern ein perſönlich gedachter, mit Selbſtbewußtſein, Allwiſſenheit und Allmacht ausgeſtatteter Schöpfer aller Dinge verſtanden, von welchem altjüdiſchen Begriffe Spinoza förmlich abgefallen iſt, — in dieſem theologiſchen Sinne iſt des Letztern Syſtem allerdings, gleich allen philoſophiſchen, ein atheiſtiſches. Spinoza's Subſtanz mag „Gott“ *heißen*, aber ſie *iſt* kein Gott; dieſe Bezeichnung für ſie iſt ebenſo willkürlich, als die Vorſtellungen und Lehren der Theologen von Gott es ſind. Die Subſtanz aber, ſie möge ſo oder ſo genannt werden, iſt in ihrem Sein ſo ſicher, daß jedes philoſophiſche Syſtem ſie ſeitdem angenommen und nur nach Zeit und Ort verſchieden modifizirt hat.

Für die *praktiſche Philoſophie* Spinoza's wirkt deſſen theoretiſche beſtimmend ein, indem ſie die Annahme eines *freien Willens* nicht zuläßt; denn der Menſch, als bloßer Modus, ſteht in einer Reihe bedingender Urſachen ohne Anfang und Ende. Weil die Menſchen dieſe Urſachen nicht kennen, wähnen ſie, ſie ſeien frei. Daraus folgt dann ferner, daß die Begriffe von Gut und Böſe keiner Wirklichkeit entſprechen, ſondern nur aus Vergleichung der Dinge unter einander hervorgehen. Es gibt nichts wirklich Böſes, weil es nichts gibt, was gegen Gottes Willen geſchieht (einen *Willen* kann aber Spinoza's Subſtanz nicht haben, ja er

ſpricht ihr ſolchen anderswo ausdrücklich ab!). Was wir gut nennen, iſt lediglich das uns Nützliche, was wir böſe nennen, das, was uns am Guten verhindert. Nützlich aber iſt, was zum Erkennen beiträgt, und die höchſte Tugend daher: Gott erkennen und lieben. In dieſer höchſten Tugend beſteht die wahre Seligkeit, — eine jenſeitige belohnende ſolche kennt alſo Spinoza nicht.

Bei aller Berechtigung und Großartigkeit von Spinoza's Aufſtellung einer einen Subſtanz iſt der merkwürdige Philoſoph die Erklärung des Daſeins der erſcheinenden Welt ſchuldig geblieben, und die göttliche Subſtanz nach ſeiner Auffaſſung iſt daher, bei aller ihr zu Grunde liegenden Wahrheit, ohne Zweck und daher auch ohne Werth; denn für uns hat nun einmal blos das Erſcheinende ſolchen; alles Übrige wird ſtets ein Spielzeug des Geiſtes ſein und niemals zu irgend einer Gewißheit führen.

Weder Descartes und ſeine unmittelbaren Anhänger, noch Spinoza waren über den Dualismus von Geiſt und Materie hinausgekommen; ſie Alle hatten umſonſt eine Vermittelung der beiden Gegenſätze verſucht; dieſelbe war ſtets an der Unmöglichkeit geſcheitert, zwei Dinge in Einklang zu bringen, von denen das Eine (und wol auch das Andere!) eine von den Menſchen gemachte Abſtraktion, eine Hypotheſe iſt.

Nach dieſem Mißlingen wurde die ewige philoſophiſche Streitfrage über das Verhältniß jener beiden Formen des Seins auf andere Weiſe in Angriff genommen. Man ließ die unausführbare Vermittelung bei Seite und machte ſich an die beiden Extreme ſelbſt, um von ihnen aus zur Erkenntniß der Wahrheit zu kommen. So entſtanden zweierlei Schulen, eine ſolche, welche das materielle, und eine ſolche, welche das ideelle Prinzip zu ihrer Richtſchnur wählte. Der erſten wandten ſich die praktiſcheren Engländer und Franzoſen, der zweiten die ſchwärmeriſchen Deutſchen zu. In die Phaſe der Begründung der neuern Philoſophie und der Enthaltſamkeit derſelben von der Parteinahme für Tendenzen der Zeit, gehören noch die Begründer der beiden Schulen, Locke auf realiſtiſcher, Leibniz auf idealiſtiſcher Seite.

John Locke, im nämlichen Jahre wie Spinoza (1632) zu Wrington bei Briſtol geboren, von ſeinem militäriſchen Vater anfangs ſtreng, dann aber immer freier erzogen, ſtudirte in Oxford, fühlte ſich ſchon früh vom alten Schulzopfe abgeſtoßen und gewann durch das Leſen der Werke von Descartes Neigung zur Philoſophie, neben welcher er ſpäter noch die Medizin zu ſeinem Berufsfache wählte. Nachdem er ſeine Studienjahre durch eine Reiſe mit der engliſchen Geſandtſchaft nach Deutſchland unterbrochen, wurde er ein ausgezeichneter Arzt, ließ ſich jedoch von ſeinem Freunde Lord Aſhley beſtimmen, ſeine Zeit wiederholt öffentlichen Angelegenheiten zu widmen. Er war Reiſebegleiter des Grafen von Northumberland und ſpäter Erzieher von Aſhley's Sohn, dem er auch eine Lebensgefährtin ausſuchte, und Sekretär des Vaters, welcher inzwiſchen

Großkanzler von England und Graf von Shaftesbury wurde, deſſen politiſchen Sturz 1673 er theilte, mit dem er aber auch nach ſechs Jahren wieder in das Staatsleben zurückkehrte. Beide traten von dem Deſpoten Jakob II. zum Prinzen Wilhelm von Oranien über und gingen nach Holland, wo Shaftesbury ſtarb, während Locke 1689 nach der zweiten engliſchen Revolution heimkehrte und Kommiſſär des Handels und der Kolonien wurde, welche Stelle er 1700 niederlegte, um ſich in der Zurückgezogenheit mit Erklärung der Bibel und Rechtfertigung des Chriſtenthums zu beſchäftigen. Er ſtarb 1704 auf dem Landgute eines Freundes zu Oates.

Locke ſchrieb nicht lateiniſch, wie die früheren Philoſophen, ſondern in ſeiner Mutterſprache. Sein Hauptwerk, 1670 begonnen und 1690 vollendet, iſt: „Essay concerning human understanding“ (Abhandlung über den menſchlichen Verſtand). Seine Philoſophie, welche ſich ausſchließlich mit dem Erkenntnißvermögen befaßt, beruht, wie Schwegler ſagt, auf zwei Gedanken, einem negativen: es gebe keine angeborenen Ideen, und einem poſitiven: alle unſere Erkenntniß ſtamme aus der Erfahrung, daher ſein Grundſatz: nichts ſei in der Erkenntniß enthalten, was nicht vorher mit den Sinnen wahrgenommen worden. Wir fügen bei, daß dieſe beiden Gedanken vollkommen dem geſunden Menſchenverſtande entſprechen.

Um den leider noch jetzt graſſirenden Wahn von „angeborenen Ideen“ zu zerſtören, weist Locke nach, daß es gar keine Grundſätze gebe, welche allgemein zugeſtanden werden, daß alle Völker verſchiedene moraliſche Begriffe haben, die Philoſophen unter ſich über den einfachen Begriff des Seins uneinig ſeien, daß Kinder und Blödſinnige von abſtrakten Begriffen nichts verſtehen u. ſ. w. Es ſei, ſagt er, ein Widerſpruch, zu ſagen, daß den Menſchen, ſobald ſie ihre Vernunft gebrauchen, die angeborenen Ideen, die ihnen als Kindern unklar geweſen, zum Bewußtſein kämen; denn man könne nicht Dasſelbe zugleich wiſſen und nicht wiſſen. Die Kinder lernen zuerſt konkrete Begriffe und erſt ſpäter Ideen kennen; zum Bewußtſein letzterer gelange Niemand ohne Raiſonnement, und auch mit ſolchem nur nach und nach. Das Kind weiß nur, daß ſüß nicht ſauer iſt; aber es weiß nicht, daß darin ein Gegenſatz liegt, welch' letzteres es zuerſt wiſſen müßte, wenn es angeborene Ideen gäbe. Es gibt daher keine ſolchen, und der Verſtand des Kindes iſt ein „weißes Papier, worauf nichts geſchrieben ſteht.“ Die Ideen kommen dem Menſchen erſt durch die Erfahrung, und dieſe beſteht entweder in Empfindung durch das Mittel der Sinne, oder in Thätigkeit des Verſtandes, in Reflexion; Empfindung und Reflexion ſind „die beiden Fenſter, durch welche das Licht der Ideen in den dunkeln Raum des Verſtandes dringt.“ Die Ideen ſind nach Locke entweder einfache oder zuſammengeſetzte. Die einfachen erhält der Verſtand durch einen Sinn, wie die Idee der Farben, der Töne u. ſ. w., oder durch mehrere Sinne, wie die Idee der Bewegung, oder durch die Reflexion, wie die

Ideen des Denkens, des Wollens u. ſ. w., oder durch Empfindung und Reflexion zugleich, wie die Ideen der Kraft, der Einheit u. ſ. w. Aus dieſen einfachen Ideen bildet der Verſtand, durch ihre Verbindung unter einander, die zuſammengeſetzten, welche wieder in drei Klaſſen zerfallen, nämlich in Ideen der Modi, der Subſtanz und der Verhältniſſe. Unter die Modi gehören die Modifikationen von Raum, Zeit, Denken, Zahl, Kraft u. ſ. w. Die Subſtanzen ſelbſt ſind unbekannt; wir kennen von ihnen nur ihre Attribute. Verhältniſſe aber ſind alle Verbindungen von je zwei Dingen unter einander, wie z. B. Urſache und Wirkung.

Mit dieſen Anſichten wurde Locke der Begründer jener Richtung, welche das Materielle als das einzig Wirkliche zuerſt andeutete, nachher aber offen verkündete und das Geiſtige als bloßes Abgeleitetes, ſpäter aber geradezu als ein Nichts behandelte.

Dieſer Richtung gegenüber entſtand im gedankenreichen, von ſelbſtändiger praktiſcher Thätigkeit damals noch abgewandten Deutſchland eine ihr diametral entgegengeſetzte, welche in merkwürdiger gleichzeitiger Parallele den Geiſt dieſelbe Rolle ſpielen ließ, wie die Locke'ſche Schule die Materie, und umgekehrt.

Der Gründer dieſer ſpiritualiſtiſchen Richtung war Gottfried Wilhelm Leibniz. Als Sohn eines Profeſſors zu Leipzig 1646 geboren, ſeines Vaters aber früh beraubt, machte er ſich auf den Univerſitäten von Leipzig und Jena mit der Geſammtheit der damaligen Wiſſenſchaften vertraut. Schon mit ſiebenzehn Jahren ſchrieb er eine philoſophiſche Diſſertation in lateiniſcher Sprache und mit zwanzig Jahren promovirte er zu Altdorf in Franken als Doktor der Rechte und ſchlug eine ihm dort ſogleich angebotene Profeſſur aus, worauf er als Advokat und Publiziſt eine Zeit lang in Mainz lebte. Seine Lieblingsſtudien waren daneben, und zwar ſchon als Student, wie auch noch ſpäter, einerſeits der Verſuch, die Philoſophie mathematiſch zu konſtruiren, wie Descartes, und anderſeits das Streben nach einer allgemeinen Sprache und Schrift für die ganze Erde. Im Jahre 1669 ſchrieb er ſein erſtes größeres Werk (lateiniſch): Neue Methode, die Jurisprudenz zu lernen und zu lehren, in welchem er die Willkürlichkeit und die Verworrenheit in der damaligen Geſetzgebung und Geſetzesauslegung bekämpfte, was großes Aufſehen erregte. Noch in demſelben Jahre folgte eine Schrift, in welcher er mittels Aufſtellung politiſcher Grundſätze die Wahl des Herzogs Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg zum König von Polen befürwortete. Trotz ſeiner Jugend und ſeiner proteſtantiſchen Religion wurde er im folgenden Jahre Rath des Kurfürſten von Mainz und ſuchte dann durch eine politiſche Schrift in deutſcher Sprache den drohenden Bruch zwiſchen Deutſchland und Frankreich abzuwenden, indem er dem Könige Ludwig XIV. von Frankreich die Eroberung Ägyptens anrieth, damit er Deutſchland und Holland in Ruhe laſſe. Er ſpann dieſen Gedanken in einem lateiniſchen Briefe an den

König weiter. Ja, derselbe war ihm so sehr ernst, daß er, als ihn die Reise mit einer kurmainzischen Gesandtschaft 1672 nach Paris führte, eine Unterredung mit Ludwig in St. Germain erwirkte, um ihm jenen Plan einer Civilisation des Orients genehm zu machen. Der kurzsichtige und eitle Monarch befolgte jedoch den Rath nicht, den ein späterer Beherrscher Frankreichs ohne Kenntniß von Leibnizens Schritten und Schriften ausführen sollte, und bemerkte nur ironisch: die Zeiten der Kreuzzüge seien vorbei. Mit derselben Gesandtschaft ging Leibniz auch nach London. Nachdem er in Paris sich unter Huyghens in der höhern Mathematik ausgebildet, erfand er 1677 die Differenzialrechnung und wurde im nämlichen Jahre Rath und Bibliothekar des Herzogs Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, worauf er für den ganzen Rest seines Lebens seinen Wohnsitz zu Hannover aufschlug. Unter dem Nachfolger des Herzogs stieg er zum Hofrath und Historiographen, als welcher er Abhandlungen über Geschichtschreibung verfaßte und einen diplomatischen Codex, sowie die älteren braunschweigischen Geschichtschreiber herausgab. Für den vorigen Herzog hatte er dessen Recht, Gesandtschaften an fremden Höfen halten zu dürfen, in einer Streitschrift vertheidigt; für den nunmehrigen verfocht er dessen Erhebung zur Kurfürstenwürde, — Letzteres in deutscher Sprache. Weit merkwürdiger waren aber Leibnizens Bestrebungen zur Verschmelzung aller christlichen Konfessionen in *eine* Kirche, welche er vorzüglich im Auftrage des Hofes von Hannover unternahm. Angeregt waren sie besonders durch den französischen Hoftheologen Bossuet, und auch der österreichische und brandenburgische Hof nahmen lebhaftes Interesse an der Sache. Leibnizens Eifer für dieselbe, den er durch eine Menge Schriften und unzählige Briefe, sowie durch viele Reisen und Zusammenkünfte bewies, erregte an vielen Orten den Verdacht, daß er heimlicher Katholik sei, obschon er den ihm zugemuteten Übertritt zur römischen Kirche wiederholt abgelehnt hatte. Die Wahrheit war, daß er im Grunde keiner einzelnen Konfession huldigte, aber eine Anzahl von Dogmen als unentbehrliche Merkmale des Christenthums ansah, dessen Verbreitung er daher sogar durch das Mittel der Jesuiten-Missionen befördern half, indem er zu diesem Zwecke nicht davor zurückbebte, heidnischen Völkern gegen die Taufe die Vielweiberei zu gestatten! Als jedoch bei jenen Einigungsversuchen die Katholiken auch nicht zur Aufopferung eines einzigen Jota von den Beschlüssen des trienter Concils zu bewegen waren, gaben die Protestanten jede Hoffnung eines Erfolges auf, und Hannover brach 1706 die Verhandlungen für immer ab. Die „irenischen" Bemühungen, wie man sie nannte, hatten indessen das Gute, daß sie die gegenseitige Toleranz wesentlich beförderten und die seit dem westfälischen Frieden als ausgemacht angesehene Unmöglichkeit fernerer Religionskriege noch mehr befestigten.

Mit dem Gedanken einer Encyklopädie der Wissenschaften beschäftigt, betrieb Leibniz gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die Errichtung

von Akademien der Wissenschaften in den europäischen Hauptstädten. Seine Bemühungen diesfalls hatten zuerst 1700 in Berlin Erfolg, wo die neue Königin von Preußen, die Tochter seines Kurfürsten, als Freundin der Wissenschaften glänzte und Leibniz in hohem Grade auszeichnete. Im geistigen Verkehre mit ihr, der durch peripatetische Spaziergänge im Hofgarten zu Charlottenburg gewürzt wurde, entstand des Philosophen „Theodicee", eine freie Darstellung seines Systems. Ihr Sohn jedoch, Kurfürst Georg Ludwig, der spätere englische König Georg I., kränkte ihn unverdienter Weise durch kleinliches Mißtrauen. Dagegen ehrten ihn fremde Machthaber, wie Peter der Große, und der damalige deutsche Kaiser Karl VI. durch hohe Stellen, und Prinz Eugen von Savoien schenkte ihm seine Freundschaft. Seine staunenswerthe Thätigkeit erstreckte sich, ueben Beförderung aller möglichen Verbesserungen im geselligen und staatlichen Leben, auf die Zusammensetzung einer Rechenmaschine, wie auf eine politische Schrift zu Gunsten der Besitznahme Neuenburgs durch Preußen; auch war er es, der 1701 zu Hannover die erste wissenschaftliche Zeitschrift in deutscher Sprache, die „monatlichen Auszüge", in's Leben rief und die Deutschen ermahnte, ihre Sprache mehr zu gebrauchen und besser auszubilden. Auch schrieb er in französischer Sprache so gewandt wie in deutscher und lateinischer, besonders in das Journal des Savants; in derselben Sprache polemisirte er, in Form eines Dialogs, gegen Locke, dessen Verhältniß zu sich selbst er treffend mit demjenigen des Aristoteles zu Platon verglich. Auch mit den Naturwissenschaften befaßte er sich und war der Erste, welcher die Natur der Versteinerungen erkannte, die der Aberglaube vorher für — Teufelswerke gehalten. Sein reichbewegtes Leben endete zu Hannover 1716 durch die Gicht. Wir werden nach Darlegung seiner Ansichten begreifen, warum sein Sekretär Eckhart der Einzige war, der dem Sarge des berühmten Mannes zum Grabe folgte, und warum außer einer Lobrede Fontenelle's in der pariser Akademie sich zu seinem Ruhme keine Stimme erhob. Weder die von ihm gestiftete berliner, noch die londoner Akademie gedachten seiner mit einem Worte! — Für seine Schriften hatte er nicht einen Kreuzer Honorar bezogen, seinen Gehalt durch Krieg und Hofvergnügen oft verkürzt sehen müssen, dagegen für seine Rechenmaschine zwölftausend Thaler und für wissenschaftliche Reisen große Summen geopfert, und doch — sechszehntausend Thaler hinterlassen, über welche Erbschaft eine unbedeutende Verwandte — vor Freude starb. Freilich war er nie verheiratet gewesen und hatte auch, so viel bekannt, keine galanten Abenteuer gehabt. Jedenfalls war er einer der vielseitigsten Gelehrten, welche die Kulturgeschichte kennt.

Leibnizens in beinahe Allem an Platon erinnerndes philosophisches System ist in keinem Hauptwerke, sondern nur in vielen kleineren Schriften enthalten und daher schwierig darzustellen. Dasselbe steht sowol der Lehre des Descartes und Spinoza, als seinem Gegenpol, dem Locke'schen Systeme,

gegenüber. Gleich Spinoza nimmt zwar Leibniz eine Substanz an, welche er aber als thätige Kraft auffaßt. Sie ist, nach ihm, ein Einzelwesen, eine Monade, wie er es nennt, aber nicht das Einzige. Es gibt vielmehr eine ungeheure Menge von Monaden, alles untheilbare, unausgedehnte, geistige, vorstellende Wesen, jede ein Abbild der Welt im Kleinen und in ihrer Art ein kleiner Gott. Jedes Ding in der Welt besteht aus Monaden, lebt daher nicht von sich, sondern nur durch die Monaden. Die unorganische Natur besteht aus Monaden, die in einer Art von Schwindel oder Schlaf befangen sind, die Pflanzenwelt aus bewußtlos-thätigen, die Thierwelt aus empfindenden, der Mensch aus vernünftigen Monaden. Die Verschiedenheit der Monaden stellt aber zugleich in ihrer Einheit eine absolute Harmonie dar, welche von Gott vorausbestimmt (prästabilirt) ist. Gott ist nach Leibniz der Grund aller Monaden, die Ur-Monas, deren Erklärung in seinen Schriften jedoch bedeutend schwankt und an großer Unklarheit leidet. Da seine Monaden geistige Wesen sind, so gibt es auch keinen Tod, und alle Wesen sind in ihren Monaden, die sich freilich beim scheinbaren Tode trennen, wie sie bei der scheinbaren Geburt sich vereinigten, unsterblich. Mit den vorstellenden Monaden vertragen sich nun freilich die von Locke geläugneten angeborenen Ideen ganz trefflich; denn der aus vernünftigen Monaden bestehende Geist bedarf keiner sinnlichen Eindrücke zu seinen Gedanken, wie überhaupt es nach Leibniz nichts wirkliches Materielles gibt, die scheinbare Materie vielmehr nur aus verworren vorstellenden Monaden besteht.

Zu unterscheiden von seiner keiner Konfession huldigenden Philosophie ist die Theologie, welche Leibniz in seiner unwissenschaftlichen „Theodicee" aufstellt und in welcher er sich mit dem positiven Christenthum gut zu stellen suchte, wie er auch gelegentlich oft zur „Ausrottung der Freigeisterei und des Unglaubens" aufforderte. Er behauptet, Gott habe unendlich viele Welten als möglich vor sich gesehen und daraus die bestehende als die beste ausgewählt. Das scheinbar dieser Annahme widerstreitende Übel unterscheidet er in das metaphysische, die Endlichkeit und Unvollkommenheit der Dinge, welche mit endlichen Wesen nothwendig verbunden sei, in das physische, welches als Strafe und Besserungsmittel dient (immer??), und in das moralische, welches er verschieden erklärt, bald als von Gott zugelassen, weil ohne dasselbe keine „Freiheit" bestehe, bald als nicht wirklich vorhanden, sondern als bloße Beschränkung des Guten u. s. w. Wie schwach und nichtssagend diese „Erklärung" ist, liegt auf der flachen Hand und wie wenig Werth diese Theodicee für die Kulturgeschichte hat, zeigt die darin enthaltene blinde Rechtfertigung der tollsten Dogmen, sogar der wirklichen Gegenwart Christi im Abendmahl, und der Persönlichkeit des Teufels. Er behauptet dabei von der kindischen Voraussetzung auszugehen, daß althergebrachte und weitverbreitete Ansichten auch richtig seien (!!) — obschon ihm das gar nicht Ernst war und er nach der Ver-

ſicherung vertrauter Freunde innerlich über jene Dogmen lachte!! — So gerieth er zwiſchen Stühle und Bänke. Die Gläubigen ſchrieen über ihn, weil er ſeine Anſichten aus der Reflexion ableitete, die Freigeiſter mußten ihn als Anwalt der Geiſtesknechtſchaft mißachten.

Die Philoſophie des Zeitalters der Aufklärung war, ſoweit ſie ſich noch nicht den Tendenzen der Zeit unterordnete, ſondern unabhängig für ſich ſpekulirte, von dem Dualismus zwiſchen Geiſt und Materie ausgegangen, wie er ſich dem oberflächlichen Beobachter aufdrängt. Sie hatte dieſen Dualismus in Carteſius ohne weiteres als gegebene Thatſache hingenommen, und dieſer Denker hatte ihn nicht anders zu vermitteln gewußt, als durch einen Deus ex machina, welches Letztern Aufgabe Geulinx und Malebranche noch weiter auszudehnen ſuchten. Dies Beginnen drohte überhaupt allem unbefangenen Denken den Todesſtoß zu verſetzen, als Spinoza auftrat und ſagte: Der Dualismus, über den ihr euch die Köpfe zerbrecht, ſteckt eben blos in euern Köpfen allein; die zwei durch weite Kluft getrennten Arten des Seins, ſie ſind nur eure Anſchauungen von dem Einen, dem All, dem Göttlichen, außer dem Nichts iſt, als Schein. Das war ſcharf und kräftig geſprochen; aber es befriedigte nicht. Die Welt der Erſcheinung trat dem Menſchen allzu deutlich und oft allzu hart und rauh gegenüber, als daß er ſich hätte einreden laſſen, ſie ſei blos Schein. Ein geſunder Realismus erwachte, welcher ſich nicht abhalten ließ, die Dinge zu betrachten wie ſie ſind und in ihnen Wirkliches aufzufinden. Aber die Anſichten klafften in den weiteſten Extremen auseinander. Locke ſah in den Dingen blos Körperliches, Leibniz blos Geiſtiges. Woran ſollte man ſich halten? Man ſtand da wie Buridan's Eſel zwiſchen ſeinen zwei Heubündeln. Wer konnte da ein treffenderes Wort ſprechen, als die unerbittliche Skepſis? Sie that es durch den Mund des Franzoſen Pierre Bayle*).

Als Sohn eines proteſtantiſchen Predigers zu Carla, einem kleinen Städtchen der franzöſiſchen Grafſchaft Foix am 18. November 1647 geboren, ſtudirte er erſt auf der Akademie zu Puylaurens, ſeit 1669 aber, da er dort wenig Fortſchritte machte, auf dem Collegium der Jeſuiten zu Toulouſe, was Proteſtanten damals oft thaten, obſchon es von ihren Synoden verboten war. Die Folgen dieſes Schrittes traten aber bald hervor; denn die Jeſuiten brachten ihn dahin, zur katholiſchen Kirche überzutreten, hätſchelten ihn in hohem Maße und verzierten ſeine an öffentlicher Diſputation nach damaligem Gebrauche vertheidigten Sätze mit dem Bilde

*) Histoire de Mr. Bayle et de ses ouvrages. Par Mr. de la Monnoye. Amsterdam MDCCXVI. Das Leben des weltberühmten Herrn Peter Bayle, wie ſolches zuerſt in franzöſiſcher Sprache von Hn. des Maizeaux aufgeſetzt und nunmehro ſeiner Schönheit und unzähliger Merckwürdigkeiten wegen in's Deutſche übertragen von J. P. Kohl, P. P. Hamburg MDCCXXXI.

der heiligen Jungfrau. Ja sie versuchten auch seine Familie zu bekehren und ließen durch ihn ein Schreiben an seinen Bruder richten, welcher ebenfalls Prediger war, um ihn von der Nichtigkeit des Protestantismus zu überzeugen. Vater und Bruder ließen sich jedoch keinen Schwindel vormachen und sandten einen Vetter des jungen Convertiten nach Toulouse, der sich in dessen Wohnung einquartirte und die Rückbekehrung vorbereitete. Vater und Bruder kamen nach und erhielten von ihm das Geständniß seiner Überrumpelung durch die Jesuiten. Schon im August 1670 floh Bayle heimlich aus Toulouse und schwur vor seinem Bruder den Katholizismus wieder ab. Natürlich fühlte er sich jetzt in Frankreich nicht mehr sicher und begab sich daher nach Genf. Eine Erzieherstelle, zu welcher ihn der Graf von Dohna zu Coppet am Genfersee berief, entsprach seiner Wißbegierde nicht: er sehnte sich nach wissenschaftlichem Leben und zog daher 1674 nach Frankreich. Er hielt sich als Erzieher zu Rouen, dann zu Paris auf, wo er nun seiner Sehnsucht fröhnen, sich satt mit Gelehrten sprechen und an Büchern laben konnte. Bald that er sich durch seine Talente so sehr hervor, daß er eine an der reformirten Akademie zu Sedan erledigte Professur der Philosophie erhielt. Hier vertheidigte er einem Jesuiten gegenüber die Philosophie des Descartes. Als alle Welt wegen eines erscheinenden Kometen zitterte, bewies er in einem offenen Briefe, daß diese Weltkörper nichts bedeuten. Er konnte jedoch bei der herrschenden Censur nicht dazu gelangen, diesen Brief drucken zu lassen. Inzwischen hatten die Verfolgungen der Protestanten in Frankreich den Grad erstiegen, der zur Aufhebung des Edikts von Nantes führte. Im Jahre 1681 ließ Ludwig XIV., Verträge und Rechte mit Füßen tretend, gleich anderen protestantischen Anstalten auch die Akademie von Sedan aufheben, worauf jedoch Bayle, durch die Gunst eines zu Sedan studirenden Holländers, von der Stadt Rotterdam eine Pension und den Auftrag, über Philosophie zu lesen, erhielt, was bald darauf zu einer Professur an der neuerrichteten Schola illustris wurde, an welcher neben ihm auch sein Gönner und College von Sedan, der Prediger Jurieu, auf seine Verwendung als Professor der Theologie angestellt wurde. Nun erschien zu Köln sein Brief über den Kometen, doch aus Klugheit absichtlich so verfaßt, daß man in dem Verfasser einen Katholiken vermuten mußte. Ebenso verdeckte er seine Urheberschaft in der Kritik, welche er über die gehässig-römische „Geschichte des Calvinismus“ von Maimbourg schrieb. Beide Bücher, unter sich von der größten Unähnlichkeit des Stils, erregten großes Aufsehen und fanden unendlichen Beifall. Da jedoch Jurieu ebenfalls ein Buch gegen Maimbourg geschrieben, begann der empfindliche und undankbare Mann, als man Bayle's Geheimniß entdeckte, und Letztern ihm weit voransetzte, seinen Haß auf ihn zu werfen. Er unterstützte ihn zwar noch seit 1684 in der Herausgabe der gelehrten Zeitschrift „Nouvelles de la république des lettres“, welche in Amsterdam erschien und in ihrem

Haupttheile der Beſprechung polemiſch-religiöſer Werke gewidmet, auch nicht etwa blos für Gelehrte, ſondern für ein größeres Publikum berechnet war. Als aber die Verfolgung der Proteſtanten in Frankreich auf's Höchſte ſtieg, Bayle's Bruder ſelbſt, ſtatt ſeiner, den man nicht erreichen konnte, eingekerkert wurde und im Gefängniß ſtarb, die Dragonaden blühten, und Bayle nun gegen dieſe Greuel in anonymen Briefen nachwies, „was das ganz katholiſche Frankreich unter der Regierung Ludwig's des Großen ſei," und in einer andern Schrift*) die gewaltſamen Bekehrungen geißelte, und zwar auch ſolche von Seite proteſtantiſcher Regierungen, ſchrieb Jurieu gegen letztere eine ſog. Widerlegung**), in welcher er den „philoſophiſchen Kommentar" „gottlos" nannte und ihm vorwarf, die verderbliche Lehre von der Gleichgültigkeit der Religionen ſehr verwegen und frei vorgetragen zu haben. Noch ſchärfer jedoch trat er gegen eine andere Schrift auf***), welche den flüchtigen franzöſiſchen Proteſtanten die Bekehrung angerathen, und behauptete in einer Gegenſchrift keck in die Welt hinaus, Bayle ſei der Verfaſſer derſelben und ſtehe an der Spitze einer Verſchwörung gegen die Proteſtanten im Intereſſe Ludwig's XIV. Bayle's würdige Rechtfertigung („La Cabale chimérique" betitelt) reizte Jurieu und deſſen orthodoxe Genoſſen nur zu weiteren ungemeſſenen Angriffen und Verleumdungen, und kein Mittel war ihnen zu ſchlecht, den ruhig lebenden und nur gegen Inſulten ſich wehrenden Gelehrten zu Grunde zu richten. Der Kampf zwiſchen dieſen proteſtantiſchen Ketzerrichtern und ihrem Opfer dauerte in der unerquicklichſten Weiſe fort, und endlich brachten es Erſtere 1693 dahin, daß Bayle's Buch über die Kometen von den holländiſchen orthodoxen Paſtoren unterſucht und ketzeriſch befunden wurde, worauf der Magiſtrat von Rotterdam dem kühnen Zerſtörer der Kometenfurcht, ohne alle Angabe von Gründen, ſeine Beſoldung entzog und ihn ſeiner Stelle entſetzte. Es ſoll dies letztere jedoch auf Befehl des Königs und Statthalters Wilhelm III. geſchehen ſein, welcher die erwähnte

*) Commentaire philosophique sur ces paroles de Jésus-Christ, Contrains-les d'entrer (Compelle intrare), on l'on prouve par plusieurs raisons démonstratives, qu'il n'y a rien de plus abominable, que de faire des conversions par la contrainte, et on l'on refute tous les sophismes des convertisseurs à contrainte, et l'apologie que St. Augustin a faite des persecutions, traduit de l'Anglois du Sieur Jean Fox de Bruggs par M. J. F. à Canterbury chez Thom. Litvell 1686.

**) Des droits de deux Souverains en matière de Réligion, la Conscience et le Prince: pour détruire le dogme de l'Indifférence des Réligions et de la Tolérance nniverselle, contre nn livre, intitulé: Commentaire philosophique sur ces Paroles de la parabole: Contrains-les d'entrer.

***) Avis important aux Réfugiés sur leur prochain retour en France. Donné pour Etrennes à l'un d'eux en 1690 par Mr. C. L. A. A. P. D. P. A. Amsterdam chez Jaques le Censeur 1690.

Verleumdung von Bayle's Betheiligung an einer Verschwörung ohne Untersuchung geglaubt habe!

Bayle tröstete sich in seiner unfreiwilligen, aber ihm bald liebgewordenen Muße mit der Abfassung seines größten und Lieblingswerkes, des berühmten Dictionnaire historique et critique, welches seit 1695 erschien und dessen erste, 1697 beendete Auflage in zwei Bänden so schnell vergriffen war, daß schon im nächsten Jahre eine neue folgte. Nach wirklich riesenhaftem und weder je durch Familiensorgen noch durch Ausschweifungen unterbrochenem Arbeiten, ja gerade während desselben starb er am 28. December 1706, im Beginne seines sechszigsten Altersjahres, und hinterließ einem Geschwisterkinde zehntausend Gulden und seine Handschriften, seine Bücher aber seinen Freunden. Seine Zeitgenossen rühmten ihm hohe Uneigennützigkeit, Großmut, Herzensgüte, Dienstfertigkeit, Wahrheitsliebe, Einfachheit und angenehme Umgangsformen nach. Seine Einbildungskraft war fruchtbar, sein Gedächtniß reich, sein Stil natürlich und frei, aber nicht ohne Schwächen, die indessen in der Zeit begründet waren, deren weitläufige und unklare Darstellung noch jetzt die Forscher zur Verzweiflung bringt.

Bayle hat kein philosophisches System aufgestellt, und war doch ein bedeutender philosophischer Kopf. Mit Scharfsinn und Sachkenntniß untersuchte er alle Systeme der Denker und unterwarf alle ihre Punkte dem Messer seiner skeptischen Kritik. Niemals sagte er: das und das ist so und so, sondern blos: es ist nicht so; denn wenn es sich so verhielte, würde dies und jenes daraus folgen. Die Grundsätze jedoch, welche sich aus seinen Folgerungen ergeben, sind die ersten Keime der auf seine Zeit folgenden Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts; sie enthalten die Verwerfung des Aber- und Wunderglaubens, die Geißelung aller Despotie, allen Glaubenshasses, aller Verfolgung um der Überzeugung willen. Bayle war weder ein Anhänger von Descartes, noch von Spinoza, weder von Locke noch von Leibniz; er ahnte, daß mit den metaphysischen Träumereien dieser Geistesheroen, so tief und ernst gemeint sie waren, nichts ausgerichtet, die Menschheit nicht weiter gebracht, ihr keine Wahrheit geoffenbart werde. Er verlangte daher Untersuchung des wirklich Vorhandenen, Verwendung des als gut Erkannten zum Besten der Menschheit und Verwerfung des als schlecht Nachgewiesenen. Dabei war er von rührender Gerechtigkeit gegen alle Meinungen und Standpunkte und von heiligem Eifer beseelt, aus Allem, selbst dem scheinbar Verwerflichen, das Gute herauszusuchen und nutzbar zu machen. Er wagte es, einem damals noch mehr als jetzt (und jetzt noch stark!) waltenden Vorurtheile gegenüber die Unabhängigkeit der Moral vom Glauben und die Vereinbarkeit von Sittenstrenge und Unglauben, ja sogar von Atheismus, zu behaupten. Freilich wechselte er in Manchem seine Ansichten oft, und bei seinen Beweisführungen weiß man am Ende soviel wie am Anfang; allein es ist

zu bedenken, daß wir noch jetzt nicht im Stande ſind und ſicher auch niemals ſein werden, bezüglich der Beſchaffenheit überſinnlicher Dinge irgend etwas zu beweiſen oder auch nur einen ſelbſt Denkenden abſolut Befriedigendes zu behaupten. Bayle's Philoſophie iſt daher, wie diejenige Fauſt's, die einzig richtige und ehrliche; ſie endet nämlich mit dem Geſtändniſſe, daß wir nichts wiſſen können! Einen Mann aber deshalb als Gottesläugner und Ketzer zu verleumden, waren eben nur Pfaffen und Zeloten im Stande, wie ſie die Zeit der auf dem Schlachtfelde abgeſchafften, auf dem Papier aber noch fortdauernden Religionskriege ſtets noch gebar. Durch dieſen Mann indeſſen war großentheils der tendenziöſen Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts der Weg vorgezeichnet; ſein „Dictionnaire" wurde beinahe die Bibel der damals vorwärts Strebenden, und an ſeiner Polemik gegen alles Verrottete, Unwahre und Ungerechte ſtählten ſich die Kämpen für das Morgenroth einer beſſern Zukunft.

B. Die Kämpfe der Philoſophie und Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts in England und Frankreich.

Der Kampf der erwachenden freien Ideen gegen die Bevormundung der menſchlichen Gewiſſen und Handlungen brach zuerſt in England aus, welches auch in der Freiheit ſeiner politiſchen Zuſtände dem übrigen Europa voraus war, ſeitdem es am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts der Tyrannei des Hauſes Stuart für immer ein Ende gemacht hatte. Es war wenigſtens einmal Sicherheit des Rechtes erkämpft, die Willkür der Könige und Miniſter gebrochen, Rede- und Preßfreiheit unantaſtbar geworden. Trotzdem war die herrſchende Partei nichts weniger als der Freiheit geneigt und hielt Zuſtände aufrecht, welche die Oppoſition aller frei und ſelbſtändig Denkenden mit Gewalt herausforderten. Die Toleranz war noch nicht ſoweit gediehen, die verſchiedenen Anſichten über Religion ertragen zu können. Die anglikaniſche Kirche beherrſchte den Staat und die Univerſitäten; neben ihr genoſſen nur jene Sekten, welche die Dreieinigkeit verehrten und nicht katholiſch waren, beſchränkte politiſche Rechte. Papiſten, dieſe freilich aus Furcht vor Wiederholungen ſtuartiſtiſcher Erlebniſſe, und Deiſten waren in gleicher Weiſe verpönt. Wie die adeligen Familien das politiſche, ſo beuteten die anglikaniſchen Geiſtlichen das religiöſe Leben für ſich allein aus. Und ſo oft die Tories an das Staatsruder gelangten, vernichteten ſie alle auch noch ſo beſcheidenen Reformen der gemäßigt-liberalen Whigs. Schloſſer ſagt: „Die Umſtände waren es, die dem erwachten Skeptizismus und der Lehre des geſunden Verſtandes gegen die herrſchende poſitive Kirchenlehre und gegen die verknöcherte Schulweisheit Kraft und neuen Reiz gaben. Es entſtand

eine Klaſſe von Schriftſtellern, die ihren ganzen Witz gegen die herrſchende Lehre richteten. Wir werden freilich den eigentlich entſcheidenden Angriff von Paris und Berlin ausgehen ſehen, Waffen, Rüſtzeug, Materialien und Vorkampf müſſen wir aber in England aufſuchen."

Schon das ſiebenzehnte Jahrhundert hatte in England kühne Geiſter gegen die willkürlichen Behauptungen der Orthodoxie auftreten ſehen. Im Einklange mit der Philoſophie Locke's, deren Urheber in religiöſen Dingen ſo vorſichtig war, richteten ſie deren Konſequenzen gegen das poſitive Chriſtenthum. Der Kriegs- und Staatsmann Herbert, Schriftſteller in lateiniſcher Sprache, wollte außer dem Daſein Gottes und der Belohnung und Beſtrafung im jenſeitigen Leben keine Glaubensſätze anerkennen. Während dagegen der Wüſtling Rocheſter am Hofe Karls II. den vollſtändigſten Materialismus bekannte und die Unſterblichkeit läugnete, bekämpfte Charles Blount (1654—1693) in ſeiner Überſetzung von des Philoſtratos Appollonios von Thana und in anderen Schriften die chriſtlichen Wunder und wollte das Chriſtenthum nur in der Vernunft erblicken. So entſtand und vergrößerte ſich eine Schule, welche die der Freidenker oder der Theiſten hieß, während ihre orthodoxen Feinde ſie „Atheiſten" nannten.

Der Name der „Freidenker" (Free-Thinkers) erſcheint zuerſt auf dem Titel eines Werkes von Anthony Collins (geb. 1676), einem jugendlichen Freunde Locke's (A discourse of Free-Thinking, occasioned by the rise and growth of a Sect call'd Freethinkers. London 1713). Er ging friſch über die Locke noch anklebenden religiöſen Rückſichten hinaus und erklärte der Offenbarung und der Theologie offen den Krieg, ohne ſich jedoch näher über einzelne Glaubensanſichten auszuſprechen. Schon einige Zeit vor ihm trat in dieſem Sinne der 1670 oder 1671 zu Redcaſtle bei Londonderry in Irland geborene John Toland auf, welcher mit ſechszehn Jahren vom Katholizismus zum Proteſtantismus übergetreten war und bereits mit zwanzig Jahren eine Streitſchrift gegen die Geiſtlichen (den Stamm Levi, wie er ſie nannte) erlaſſen hatte. In ſeinem „Chriſtenthum ohne Geheimniſſe" (Christianity not mysterious) verbannte er aus dem Chriſtenthum ſowol das „Unvernünftige" als das „Übervernünftige", ohne deshalb noch Wunder und Offenbarung zu leugnen. Trotzdem geiferte die Geiſtlichkeit gegen ihn, weil er ihre „Geheimniſſe", wie die Taufe, das Abendmahl u. ſ. w., als ſo natürliche und gar nicht myſteriöſe Dinge, wie in Waſſer tauchen, Brot eſſen, Wein trinken, entlarvt hatte; das iriſche Parlament, auf deſſen Inſel er damals lebte, ließ ſein Buch durch den Henker verbrennen (die beliebte Art der Hohlköpfe, den Geiſt widerlegen zu wollen) und er mußte vor drohender Haft nach England fliehen. Weit entfernt, ſich ſchrecken zu laſſen, ſchrieb er 1704 an die Königin Charlotte von Preußen, die Gönnerin Leibnizens (ſ. oben S. 313), die „Letters to Serena", in welchen er die Religion

überhaupt auf das Vorurtheil zurückführte. In den zwei letzten dieſer Briefe, welche nicht mehr an Serena, ſondern an einen Spinoziſten gerichtet ſind, bekämpfte er Spinoza's ruhende und thatenloſe „Subſtanz" und behauptete, in der Subſtanz liege vielmehr Kraft und Bewegung, und die einzelnen Dinge ſeien die Erſcheinungen und Wirkungen der Subſtanz. Er erklärte den „Stoffwechſel" als einzigen Inhalt alles Seins, das Denken als bloße Thätigkeit des Gehirns, und trat ſo bereits zum Materialismus über. Dieſe Lehre jedoch ſuchte er zu verklären in ſeinem lateiniſchen „Pantheiſtikon", welches 1720 mit dem Druckorte „Kosmopolis" erſchien. Er handelte darin von einer angeblich beſtehenden pantheiſtiſchen Geſellſchaft, welche er die ſokratiſche nannte. Die Angaben, welche er über dieſelbe macht, ſind ein Gemiſch aus antiken, beſonders dem Platon entnommenen Sitten und Gebräuchen und aus den Ceremonien der damals neu entſtandenen oder vielmehr (ſ. oben S. 227) aufgefriſchten Freimaurerlogen, deren einer Toland angehört haben mag. An die Stelle der chriſtlich-theiſtiſchen Anſchauungen des Freimaurerbundes traten jedoch ganz antik-pantheiſtiſche, und das in drei Theile getheilte Ritual geht ungefähr in folgendem Tone fort, von welchem wir die erſten Fragen und Antworten als Beiſpiel geben:

Vorſteher: Quod felix faustumque sit.
Antwort: Das Sokratiſche Sympoſion hat begonnen.
Vorſteher: Es lebe die Philoſophie.
Antwort: Und es lebe die Kunſt.
Vorſteher: Heilig ſeien die Wahrheit, Freiheit und Geſundheit, die drei höchſten Güter des Weiſen.
Antwort: Jetzt und immerdar u. ſ. w.

Solche Sympoſien feiern die von Toland erdachten ſokratiſchen Brüder an den Tag- und Nachtgleichen und bei Aufnahmen, und halten dabei Unterredungen über die Geſetze der Natur und der Vernunft und über die „falſchen Offenbarungen und Wundermärchen des althergebrachten Volksglaubens". Außerhalb der brüderlichen Zuſammenkünfte aber, ſagt Toland, „bekennt Jeder ſeine väterliche oder Landesreligion; ſollte dieſelbe jedoch grauſame, tyranniſche, wollüſtige oder intolerante Grundſätze enthalten, ſo ſieht er es in ſeiner Pflicht, zu einer mildern, reinern und freiern überzugehen. Sie behaupten nicht allein die Freiheit zu denken, ſondern auch die zu handeln, jedoch mit Verabſcheuung aller Ungebundenheit. Sie ſind allen Tyrannen feind, mögen dieſe deſpotiſche Monarchen, oligarchiſche Optimaten oder anarchiſche Demagogen ſein."

Toland ſtarb ruhig und zufrieden, ohne das Bedürfniß „geiſtlichen Troſtes" und ohne Widerruf ſeiner Grundſätze, am 11. Mai 1722 in ländlicher Zurückgezogenheit auf ſeinem Gute zu Putney.

Sahen wir in Collins und Toland Feuerſeelen, welche nach raſchem, ungezügeltem Fortſchritte brannten, ſo erblicken wir dagegen einen ruhigern

Kämpfer für dieſelbe Sache in Anthony Aſhley Cooper, Graf von Shaftesbury, dem Enkel jenes Gönners Locke's. Zu London 1670 geboren, wurde er von einer Lehrerin (!) in die alten Sprachen eingeführt, war Mitglied des Parlaments und zwar beider Häuſer nach einander, ſchlug jedoch unter König Wilhelm die höchſten Staatsämter aus und ſtarb, da ſeine Geſundheit ſchwach war, ſchon 1713 zu Neapel. Seine Werke entſprechen ganz der ſchon in früher Jugend in ihm geweckten Liebe und Begeiſterung für das klaſſiſche Alterthum, in deſſen unvergänglichen Hallen ſein nach Schönheit dürſtender Geiſt ganz lebte und webte. Den beſten Muſtern der Hellenen und Römer iſt ſein Stil nachgebildet, was ihn jedoch nicht verhinderte, in der pſeudo-klaſſiſchen Dichtung der Franzoſen ſeiner Zeit die größte Annäherung an die Alten zu finden. Mit dieſem Wahne ſteht auch im Einklange, daß er Shakeſpeare für roh und wild anſah. Die Schönheit war für ihn die wahre Tugend und umgekehrt die Tugend die wahre Schönheit, und weil er dieſe Schönheit und Tugend ſo hoch ſtellte, konnte er ſich nicht mit Locke's Verwerfung der angeborenen Ideen befreunden, indem er, freilich unklar genug, die Tugend für „ein durchaus Weſentliches und in ſich ſelbſt Begründetes, nicht durch äußere Einrichtungen Entſtandenes" erklärte. An dem Streite zwiſchen der Kirche und den Freidenkern betheiligte er ſich nicht; aber im Einklange mit Letzteren und im Widerſpruche mit erſterer behauptete er, die Religion ſchwäche und irre die Tugend nur, ſtatt ſie zu heben, betrachte nur Hoffnung und Furcht, nicht das Gute an ſich, als Triebfedern zur Ausübung desſelben, während die Tugend vom Glauben unabhängig ſei. Ebenſo läugnete er jede Verbindlichkeit der Offenbarung und vertheidigte die freie Forſchung in der Bibel als einzige Bedingung wahrer Frömmigkeit, wie er hinwieder die blinde Buchſtabengläubigkeit als bloße Heuchelei oder kopfloſe Schwärmerei brandmarkte. Auf dieſe Grundſätze baute Shaftesbury ein ausführliches Syſtem der Moral, welches obigem gemäß natürlich zugleich ein Syſtem der Schönheit iſt und im Ganzen darauf hinausläuft, daß eben gut, wie ſchön, Das ſei, was das Wohl des Ganzen bezwecke, — eine Anſchauung, welche allerdings nichts weniger als chriſtlich, ſondern durchaus antik iſt.

Shaftesbury's Lehre von der Tugend gegenüber ſtellte ſein Altersgenoſſe, Bernard de Mandeville, aus franzöſiſcher Familie in Holland geboren und als Arzt nach London gekommen, wo er 1733 ſtarb, ein ſonderbares „Syſtem des Laſters" auf, indem er 1706 in London ein Flugblatt verbreiten ließ, welches „der ſummende Bienenkorb, oder ehrlich gewordene Schurken" betitelt war und eine Fabel enthielt, die unter dem Bilde eines Bienenſchwarmes die Schwächen und Laſter der Menſchen und ihrer Stände geißelte, ſodann einen Zuſtand der Rechtſchaffenheit ſchilderte, unter welchem weder Krieg, noch Laſter, weder Noth, noch Luxus, freilich aber auch weder Ruhm noch Kunſt zu finden waren, und daraus

ſchloß, daß es unmöglich ſei, Größe eines Staates mit deſſen Rechtſchaffenheit zu verbinden, daher das Laſter als nothwendig erſcheine. Das originelle Schriftſtück wurde 1714 bis 1732 fünfmal mit Vermehrungen neu aufgelegt. Offen verkündete der aller Ideale baare, herzloſe, ſelbſtſüchtige und peſſimiſtiſche Verfaſſer ſeine Abſicht, das Volk zu verdummen und zu knechten. Mit Heftigkeit trat er Shaftesbury entgegen, zergliederte deſſen Syſtem, ſuchte zu beweiſen, daß die Vereinigung der Selbſtſucht des Einzelnen mit den Bedürfniſſen der Geſammtheit, worin Jener die Tugend ſehe, eben keine wahre Tugend ſei, welch' letztere nicht blos ein Glück, ſondern namentlich auch, was Shaftesbury nicht gelehrt, eine Pflicht ſei, und that ſich dann darauf zu Gute, daß dieſe Lehre chriſtlicher ſei, als jene ſeines Gegners. Und wirklich iſt auch nichts ſo ſpezifiſch chriſtlich, als die Nothwendigkeit des Laſters, welchem das poſitive Chriſtenthum ja einen eigenen Gegengott vorſetzt. Mandeville war daher mit ſeiner diaboliſchen Philoſophie das Schooskind der — orthodoxen Geiſtlichkeit!

So kämpften auf Tod und Leben die Kirche und der freie Gedanke, und es konnte wirklich keine ärgere Satire auf das von erſterer in Anſpruch genommene Monopol der Tugend und Moral geben, als daß die Freidenker als Lobredner letzterer auftraten, während Erſtere die Vertheidiger des Laſters unter ihre ſchützenden Fittige nahm.

Welche Stellung nahm aber das Publikum in dieſem Kampfe ein? Wir können dies am Beſten aus den ſogenannten moraliſchen Wochenſchriften erſehen, welche damals in England Mode wurden und als Organ der gewöhnlichen bürgerlichen Sphäre betrachtet werden können. Die erſte derſelben war der „Tatler“ (Plauderer), welchen Richard Steele (geb. 1675 zu Dublin, geſt. 1729) ſeit dem April 1709 unter der Maske des „Iſaak Bickerſtaff“, einer von dem Dichter Swift fingirten komiſchen Perſon, dreimal wöchentlich herausgab. Das Blatt war populär geſchrieben, und, dem Titel gemäß, vorzüglich für das weibliche Geſchlecht berechnet; es enthielt Neuigkeiten aller Art, Sittenſchilderungen, Aufſätze über Theater, Poeſie, Kunſt, Nachrichten über Vergnügungen aller Art u. ſ. w. Die beſten engliſchen Schriftſteller arbeiteten mit, am eifrigſten der Dichter Addiſon, welchem Steele ſelbſt mehr Verdienſte um das Blatt zuſchrieb, als ſich ſelbſt. Mit dem Sturze des Whigminiſteriums 1710 hörte der politiſche Charakter des Blattes auf, während die Sittenſchilderungen umfaſſender wurden und an Friſche und Lebendigkeit ihres Gleichen ſuchten. Seit dem Beginne des Jahres 1711 ließen Steele und Addiſon den „Tatler“ eingehen und begannen an deſſen Stelle den täglich erſcheinenden Spectator (Zuſchauer), welcher nicht mehr den Iſaak Bickerſtaff, ſondern einen jüngern Gentleman ohne Namen, unter dem Addiſon ſich ſelbſt zeichnete, nebſt einem Kreiſe ſeiner Freunde ſprechen ließ. Den Hauptinhalt bildeten Erzählungen aus dem Leben; jeden Sonnabend

kam dazu eine religiöse Abhandlung. Im December 1712 wurde der Spectator aufgegeben und an seiner Stelle im März 1713 der Guardian (Vormund) gegründet, dessen ebenfalls täglich erscheinende Numern sich mit Unterhaltungen einer Familie, bestehend aus Witwe und Kindern und deren Vormund, über die verschiedensten Gegenstände des Lebens füllten. Die Politik jedoch, in welche sich Steele neuerdings einließ, gab dem Blatte den Todesstoß, und als der Herausgeber sein Glück mit anderen, nur kurze Zeit bestehenden Blättern versuchte, wurde er im März 1714 wegen angeblichen Hochverraths aus dem Parlamente gestoßen, während dagegen Addison einen achten Band des Spectator herausgab. Mit der Thronbesteigung des Hauses Hannover erlangten Steele und Addison hohe Ehrenstellen, und damit hatten die moralischen Wochenschriften ihr Ende erreicht, nachdem sie einen mächtigen und sehr günstigen Einfluß auf das häusliche, literarische und öffentliche Leben Englands ausgeübt hatten. Auf die Freidenker jedoch waren sie nicht gut zu sprechen. Schon im Jahre 1709 nannte der Tatler dieselben „elende Lumpen, die ohne Witz, Kenntniß und Einsicht ihre rohe Anschauungsweise nur aus elendem Ehrgeize zu Markte führen"; es seien entweder Narren, über die man höchstens lachen könne, oder Schlechtgesinnte, die man peitschen lassen sollte; in Unglücksfällen (so sprach und spricht noch stets der aus Gewohnheit religiös Gefärbte) seien sie hülflos und verloren und haben keine Zuflucht als den Selbstmord (Toland bewies das Gegentheil!). Dem Verfasser des Freidenkerbuches, Collins, wollte der Guardian die „Wohlthaten der Luft und des Wassers" entziehen. Es war dies nach dem Geschmacke des „ruhigen Bürgerthums"; aber einem Steele, der als Whig Feuer und Flammen gegen die Tories spie, stand es schlecht an, die Freidenker an demselben Kampfe für Fortschritt und Licht in der Religion verhindern zu wollen, den er selbst in der Politik führte. Hand in Hand mit diesen Ausfällen gingen Streitschriften der Geistlichen gegen die „Atheisten"; aber sie konnten den Flug des Geistes nicht aufhalten; sie sind vergessen wie die Angriffe der Wochenschriften, während deren moralische Abhandlungen und Erzählungen ebenso unsterblich sind wie die Werke der Freidenker. Denn wenn auch die meisten Gebildeten vor den Konsequenzen eines Toland zurückschreckten, so waren sie doch mit der Opposition gegen die herrschenden faulen Kirchenzustände sehr einverstanden.

Dieser gemäßigten Fortschrittsschule gehörte vorzüglich Matthews Tindal an (geb. 1656). Er schrieb 1730 in hohem Alter das Buch „Christianity as old as the Creation", worin er weitläufig und ohne Zusammenhang darzulegen suchte, daß es nur eine wahre Religion gebe, nämlich die mit der Vernunft übereinstimmende; dies sei im Christenthum der Fall; dasselbe sei uralt, durch Christus nur erneuert worden, und das Unvernünftige, durch welches dasselbe entstellt worden, sei später Hinzugekommenes; also sei das Christenthum, d. h. der christliche Deismus,

die wahre Religion. Eine ebenso überflüssige, als bequeme Beweisführung! Ihm folgte 1737 Thomas Morgan mit dem Buche „the moral philosopher“, in welchem er die von Tindal erfundene Urreligion näher untersuchen und die Ursachen ihrer Entstellung prüfen wollte. Morgan leitete letztere lächerlicher Weise von — den gefallenen Engeln her, durch welche die angeblichen Wunder der Bibel den Menschen vorgespiegelt, sowie Aberglaube und Abgötterei geschaffen worden seien.

Anders als diese Fantasten, welche nur um ihrer Polemik gegen die Wunder, nicht um ihrer unhistorischen Märchen willen angegriffen wurden, trat der Handwerker Thomas Chubb (geb. 1679 und gest. 1747 bei Salisbury) auf. In sehr vielen kleineren Schriften wandte er sich seit 1715 gegen die gesammte Dogmatik, wollte die Religion nur in der Moral finden, das Dasein Gottes und alles von ihm Ausgehende mit der Vernunft in Einklang bringen, die kirchlichen Dogmen aber als vernunftwidrig nachweisen. Von Christus gab er seltsamer Weise zu, daß er Wunder gewirkt, nicht aber, daß er Gottes Sohn sei, und warnte vor dem Weltgerichte. Auch seine Lehre ist demnach willkürlich und inkonsequent genug, obschon er sich vor historischen Erdichtungen hütete.

An diese Deisten, welche die Religion um ihrer selbst willen ehrten und daher von den nach ihrer Meinung vorhandenen Auswüchsen zu reinigen suchten, dabei aber an der ewig unübersteigbaren Schranke unseres Wissens scheiterten, reihen wir eine Gruppe solcher Schriftsteller, welchen die Religion nicht mehr Selbstzweck, sondern blos ein zweckmäßiges Mittel war, um den Pöbel im Zaume zu halten, während sie selbst im Innern nichts von ihr hielten und sich ihretwegen auch in keiner Weise bemühten. Nennenswerth ist unter ihnen blos der bekannte Minister Bolingbroke. Er verabscheute und haßte die Freidenker und Deisten, weil sie durch ihre Lehren die Religion und damit eines der vorzüglichsten „Werkzeuge“ des Staates untergrüben, indem er es als ein ausschließliches Vorrecht weniger Gebildeten betrachtete, den Glauben der Kirche zu kritisiren. Er that letzteres selbst in seinen „Briefen über den Nutzen und das Studium der Geschichte“. Außer dem Dasein Gottes und der Weltschöpfung betrachtete er alles nicht durch die Sinne Wahrnehmbare, also namentlich das gesammte Jenseits, als „Fabeln und Träume“. Als politische Anstalt fand er die Religion für England in der Form der Hochkirche, für kleine Fürstenthümer in der lutherischen, für kleine Republiken in der calvinistischen Form passend, wünschte also überall eine Staatsreligion, zu welcher sich alle Beamten bekennen sollten; er wollte aber deshalb ebenso wenig in einem Staate blos eine Religion dulden, als alle möglichen oder gar keine. Von Grundsätzen war also bei ihm durchaus nicht die Rede.

In ähnlicher Weise wie Bolingbroke gegenüber der Religion, verhielt sich gegenüber der Moral Philipp Stanhope, Earl von Chesterfield,

welcher Alkibiades und — Bolingbroke als seine Ideale verehrte. Zu London 1694 geboren, verlebte er nach vollendeten Studien seine Jugend im Haag und zu Paris mit Spielen und Liebesabenteuern und mit der Übung in weltmännischen Manieren. Nach seiner Heimkehr glänzte er als Hofmann und Parlamentsredner, war 1746 bis 1748 Staatssekretär und starb 1773. Seine literarischen Leistungen bestanden in seinen Briefen an seinen Sohn, welcher 1733 als Folge einer gewissenlosen Verführung geboren war, den er indessen ungemein liebte und den er auf allen Schritten mit seinen Lehren und Räthen begleitete. Letztere sind der Inhalt der erwähnten Briefe, welche besser sind als ihr Ruf. Sie verbreiten sich in englischer, französischer und lateinischer Sprache erst über alle Gegenstände der Mythologie, Geschichte, Literatur und vieler anderer Fächer, in späteren Jahren aber besonders über die Erforderniſse eines feinen Tons, über alle Spezialitäten des Hoflebens, verirren sich dann aber allerdings in die abscheulichste Anleitung zur Verführung einer verheirateten jungen Frau. Dieser Rath hatte indessen keine Folge; der Sohn zog rechtmäßigere Neigungen vor, vermählte sich, vom Vater wenigstens die Kunst der Verstellung lernend, heimlich, starb jedoch schon 1761 und hinterließ dem Rathgeber eine Schwiegertochter und zwei Enkel, für welche indessen Jener gewissenhaft und liebevoll sorgte. Unmittelbar nach dem Tode Chesterfield's, welcher seine Briefe keineswegs für die Öffentlichkeit bestimmt hatte, wurden dieselben von seiner Schwiegertochter eigenmächtig herausgegeben und dafür ein Honorar von 1575 Pfund Sterling eingelöst. Im Jahre 1774 erschienen bereits vier Auflagen davon.

Der leichtfertigen Moral eines Chesterfield gegenüber schwieg indessen die ernste Überzeugung von der Nothwendigkeit streng sittlicher Grundsätze nicht. Im Geiste Shaftesbury's ließ sich die sogenannte schottische Moralistenschule vernehmen, jedoch nicht mit der Weihe des Geschmacks und der Schönheit, sondern mit der Schärfe des nüchternen Verstandes. Ihr Patriarch war Francis Hutcheson, geboren 1694 in Irland, 1729 Professor in Glasgow, gestorben 1747. Er erblickte das Gute in den Handlungen, welche das Beste der anderen Menschen befördern und den Zweck dieser Handlungen in der Glückseligkeit, d. h. in der Befriedigung unserer guten Neigungen, keineswegs aber in der Befriedigung der Leidenschaften, welche nur vergänglich ist. Dem in Schottland herrschenden bornirten Glauben gegenüber, daß die Freude an der Schönheit Sünde und Verderbniß sei, behauptete er die Übereinstimmung der Schönheit mit der Tugend, vertheidigte die Ausübung der Kunst und bekämpfte den Aberglauben entschieden, obschon er die biblische Offenbarung nicht antastete. Komplizirter verfuhr Adam Ferguson, geboren 1724, 1764 Professor in Edinburg, gestorben 1816, mit seinen drei Gesetzen des Willens, nämlich dem der Selbsterhaltung, dem der Geselligkeit und dem der Auszeichnung.

Der berühmteſte Philoſoph Schottlands war aber David Hume, geboren 1711 zu Edinburg, 1752 Bibliothekar daſelbſt, ſpäter in diplomatiſchen Stellungen in Paris und London, geſtorben 1776, den wir als Hiſtoriker wieder finden werden. Seine Philoſophie kann als die Ergänzung der Locke'ſchen betrachtet werden. Er beſchränkte ſich indeſſen vorzüglich auf die Unterſuchung des Verhältniſſes zwiſchen Urſache und Wirkung, und zwar in höchſt abſtrakter Sprache und ohne bedeutende und für uns noch intereſſante Reſultate. Die Hauptſache iſt, daß er ſich durch ſeine Forſchungen zu einem ausgebildeten Skeptizismus gegenüber allen allgemeinen Begriffen und ſo am Ende auch dazu geführt ſah, die wirkliche Exiſtenz des Ich oder Selbſt zu läugnen, welches vielmehr nur ein Komplex vieler, raſch aufeinander folgender Vorſtellungen ſei und auf einer Illuſion beruhe. Die Konſequenz dieſer Auffaſſung war die Verwerfung der perſönlichen Unſterblichkeit. Verſtändlicher iſt Hume's „natürliche Geſchichte der Religion", in welcher er den älteſten Zuſtand der Menſchen in der Wildheit und die Entſtehung der Religion in der Aufſuchung von Urſachen der Naturerſcheinungen erblickte. Thatſachen liefert er indeſſen keine, um ſeine Behauptungen zu begründen.

So hatte es die ſchottiſche Philoſophie, in Anknüpfung an die Locke'ſche, bis zur völligen Läugnung des geiſtigen Elements gebracht, als der Lehre Hume's ſeine von uns nur kurz zu erwähnenden Landsleute Cudworth und Reid entgegentraten, Erſterer mit einem monotheiſtiſchen, Letzterer (1764) mit einem den herrſchenden Anſichten ſeiner Zeit und der Zweckmäßigkeit angepaßten Syſteme. Kurze Zeit vorher war dagegen in einem andern Theile des britiſchen Reiches ein Denker aufgetreten, welcher Hume's Richtung ebenſo ſcharf bekämpfte, wie Reid ihnen Beiden gegenüber that. Georg Berkeley, geb. 1684 in Irland, 1734 Biſchof in England, geſtorben 1755, lehrte, daß unſere ſinnlichen Empfindungen blos in ſich ſelbſt beſtehen und keineswegs uns die Wahrnehmung äußerer Gegenſtände vermitteln. Was man Dinge nennt, exiſtirt nach ihm blos in unſerer Vorſtellung; es gibt daher keine materielle Außenwelt, ſondern nur Geiſter oder denkende Weſen, denen die Empfindungen von — Gott beigebracht werden, in welchem allein alle Ideen vorhanden ſind. Mit dieſer Thorheit, welche mit derjenigen Hume's, daß es kein Ich gebe, um den Vorrang zu ſtreiten ſcheint, glaubte Berkeley dem Materialismus und Atheismus den Weg verſperrt zu haben. Daß er ſich täuſchte, zeigte die gleichzeitige franzöſiſche Philoſophie.

In England war der Kampf der freieren, aufgeklärten Ideen gegen die veralteten Zuſtände vorbereitet worden, gelangte aber, da ſich ſeine Theilnehmer auf die ſonderbarſte Weiſe zerſplitterten und kein gemeinſames Ziel verfolgten, zu keinem beſtimmten und klaren Reſultate. Anders in Frankreich, das zwar den erſten Anſtoß zu ſeinen Angriffen gegen das Syſtem der Unfreiheit von England aus erhielt, darin aber eine ſolche

Selbständigkeit, Klarheit und Übereinstimmung im Großen und Ganzen entwickelte, daß es der hauptsächlichste Schauplatz der geistigen Kämpfe des achtzehnten Jahrhunderts, ja die eigentliche Heimat des denselben regierenden Geistes wurde.

Die Franzosen, deren Hof immer tiefer im entwürdigenden und entkräftigenden Mätressenwesen versank, deren Adel nur in Frivolität und Ausbeutung des Volkes, deren Geistlichkeit nur in Heuchelei und Unwissenheit sich auszeichnete, deren Beamte und Richter jeder Bestechung zugänglich waren, vor Oberen krochen, während sie selbe bestahlen, und gegen Niedere hochfahrend und herrisch waren, während sie selbe bis auf die Haut ausplünderten, — diese Franzosen waren gezwungen, ein Panier besserer Zukunft aufzupflanzen und darauf zu schreiben: Nieder mit dem religiösen Zwang, — Freiheit des Gedankens! Nieder mit den feudalen Einrichtungen, — persönliche Freiheit! Fort mit den Zollplackereien, — Einführung des freien Handels! Abschaffung der Schranken zwischen den Ständen, — Gleichheit vor dem Gesetze! Nieder mit der Sklaverei in den Kolonien, mit der Folter, der Inquisition; Haß dem Kriege! Ewiger Friede, Vervollkommnung der Menschheit, Fortschritt und Freiheit!

Es waren dies keine Fraſen, sondern Schmerzensschreie, ausgepreßt durch namenloses Weh, das dem Volke dessen Bedrücker verursachten, durch die Wunden, die ihm empörende Zustände und Einrichtungen geschlagen hatten! Die brutale Unterdrückung der so harmlosen Jansenisten und die empörende Vertreibung der ruhigen und die Wohlfahrt des Landes hebenden Protestanten durch die wortbrüchige Aufhebung des Edikts von Nantes sollte sich furchtbar rächen. Es hatte nichts gefruchtet, tief religiöse Ideen, welche blos von der Staatskirche abwichen, niederzuschmettern; statt ihrer sollten andere auftauchen, welche nicht blos auf die offizielle Form des Seligwerdens verzichteten, sondern auf das Seligwerden im Jenseits überhaupt, ja am Ende auf alle Religion!

Und die Regierung schien gegen diese Gefahr blind zu sein; noch wütete sie gedankenlos gegen das Ungefährliche, während das Gefährliche ihren Thron bereits zu unterwühlen begann. Noch in der Mitte des Jahrhunderts fanden die oben (S. 216 ff.) erwähnten Greuel gegen die Protestanten Anwendung. Und es war sicher mehr Furcht vor dem Protestantismus, als vor der Religionslosigkeit, zu welcher sich die in Staat und Kirche Herrschenden nach Bolingbroke's Muster selbst bekannten, daß Dieselben jede freie Äußerung verpönten, jede Schrift strenger Censur unterstellten oder sogar ganz herauszugeben untersagten, und die Schriftsteller mittels Denunciation und der berüchtigten Lettres de cachet in die Bastille und andere Gefängnisse warfen.

Die Schriftsteller wußten sich freilich zu helfen. Sie lachten über die Unterdrückung und setzten Alles in Bewegung, um günstige, wo möglich gleichgesinnte Censoren zu erhalten, oder benützten die Freundschaft

Hochgestellter, um durch deren Vermittelung die Censur zu umgehen, indem die Manuskripte mit deren Siegel befördert oder zur Zeit von Nachforschungen in deren Wohnungen versteckt wurden, wozu sich z. B. Malesherbes als Direktor der königlichen Buchdruckerei und der Kanzler Maupeou hergaben. Auch kam es den Helden der Aufklärung wohl, daß eine der Stützen des von ihnen angegriffenen Systems selbst, die berüchtigte Pompadour, sie begünstigte und mit ihnen selbst im Palaste ihres königlichen Anbeters geistsprudelnde Zusammenkünfte hielt. Auch war die Freundschaft auswärtiger, geachteter-, oft auch gefürchteter Souveräne für jene Geistesheroen nicht ohne Wirkung. Friedrich II., Katharina II., Josef II., Christian VII. von Dänemark und Gustav III. von Schweden bewunderten die französischen Aufklärer nicht nur, sondern suchten auch deren Grundsätze in ihren Ländern zu verwirklichen. Geschmiedet aber wurden die Pfeile des Geistes der Aufklärung vorzüglich in den Salons oder sogenannten Bureaux d'esprit von Paris. Seitdem der elende Ludwig XV. regierte oder vielmehr von Mätressen und Günstlingen regiert wurde, beschränkte sich die Thätigkeit des von den Jesuiten geleiteten und in Versailles weilenden Hofes auf die Politik, und daneben auf — Kirchlichkeit, Jagd und — Wollust. Alle anderen Interessen, Mode, Bildung, Kunst, Wissenschaft, wurden von der Hauptstadt an die Hand genommen, und so begab sich die letztere in eine Art Opposition zum Hofe, die, mit der wachsenden Kühnheit der Schriftsteller, einen immer schärfern Charakter annahm. Die Salons, wo dieser Geist gepflegt und durch den Haß des Minister-Kardinals Fleury gegen Alles, was Geist verrieth, nur genährt wurde, erhoben sich zur geistigen und besonders literarischen Regierung Frankreichs, welcher gegenüber man die Bigotterie der Königin und die Geschmacklosigkeit der Pompadour verlachte. Die Leitung dieser zwanglosen Versammlungen befand sich in den Händen geistreicher Frauen. Den Anfang darin machte die Frau von Tencin, die uneheliche Mutter d'Alemberts, den sie ausgesetzt hatte und ignorirte, die sich zur Zeit der Law'schen Schwindeleien (oben S. 68 ff.) auf zweideutige Weise bereicherte und unter der Anklage, einen ihrer Liebhaber getödtet zu haben, eine Zeit lang gefangen saß, bis sie durch den Einfluß von Freunden befreit wurde. Trotzdem stand sie mit Papst Benedikt XIV. in Korrespondenz und verschaffte ihrem Bruder den Kardinalshut. Als Schriftstellerin wurde sie durch mittelmäßige Romane bekannt. Die geistreiche Gesellschaft ihrer Salons, zu welcher Fontenelle, Montesquieu, der noch junge Helvetius u. A. gehörten, und welche sie ihre „Menagerie" (!) nannte, zog nach ihrem Tode (1749) in die Salons und das Haus der Madame Geoffrin, einer bereits fünfzigjährigen, mehr vornehmen und berechnenden, als selbst gebildeten und innerlich sogar devoten Matrone. Außer den Staatsmännern, Schriftstellern und Künstlern Frankreichs trafen sich dort alle hervorragenden Fremden, wogegen die Herrin des

Hauſes auf ihren Reiſen an den Höfen von Wien, Warſchau und Petersburg glänzende Aufnahme fand. Einen ſchwachen Verſuch, mit ihr zu konkurriren, machte eine Zeit lang Madame du Deffant; ſie wurde jedoch bald von ihrer nicht ſchönen, aber liebenswürdigen Geſellſchafterin Julie l'Eſpinaſſe überſtrahlt, einer natürlichen Tochter der Gräfin Albon (getauft 1732 zu Lyon), — daher ſie dieſelbe zu großem Aufſehen, man kann ſagen in Europa, plötzlich entließ, worauf ſich die „Geiſtreichen" trennten, die Älteren, wie Montesquieu, Voltaire u. A., bei der Ältern blieben, die Jüngeren zu der Jüngern zogen, ſo beſonders d'Alembert, der, ohnehin ihr Schickſalsgenoſſe, nun auch ihr Geliebter wurde, mit ihm Diderot u. A., kurz, die Encyklopädiſten (ſ. unten). Der treuen Liebe d'Alemberts zog ſie jedoch bald die flammendere des jungen Spaniers Marquis de Mora vor, die der Philoſoph, obſchon gebrochenen Herzens, hingebend duldete, — bis Jener von ſeinem Vater nach Hauſe geſandt wurde; da vergaß ſie ihn wieder zu Gunſten des militäriſchen Grafen Guibert, als ſie bereits — über vierzig Jahre zählte, und der verzweifelnde Spanier, kaum zurückgekehrt, ſtarb, ohne den Verrath erfahren zu haben. Von Guibert ſchnöde verlaſſen, aber noch immer eine Königin der Salons, ſtarb ſie 1776. Radikaler oder wenigſtens frivoler wurden die Cirkel, welche die Materialiſten Holbach, Helvetius u. A. um ſich ſammelten. Dieſe Männerſalons waren weit freier und kecker als die Damengeſellſchaften, aber auch gründlicher und wiſſenſchaftlicher. Man diskutirte ohne Scheu alle Fragen der Philoſophie, Religion, Literatur, Kunſt u. ſ. w. und daneben perſifflirte man offen die Kirche und den Staat, ja ſelbſt Geiſtliche und Adelige hielten es für guten Ton, die Lehren umzuſtürzen, von denen ſie lebten, — kurz, es war eine Art von Tollhaus, in dem man auf einem Pulverfaſſe mit angelegter Lunte tanzte!

Die Männer der franzöſiſchen Aufklärung, ſo ſehr in manchen Beziehungen ihr Wirken ein Ganzes bildet, zerfallen für uns in mehrere Gruppen, je nachdem ſie ihre hauptſächlichſte Thätigkeit mehr der Philoſophie, der Pädagogik, der Politik oder der Poeſie zuwendeten. Hier beſchäftigen uns die „Philoſophen" oder die Aufklärer im engern Sinne, deren Reihe wir wie billig mit ihrem anerkannten Haupte und Führer, oder, wie ſie ihn nannten, mit ihrem „Patriarchen", Voltaire, beginnen laſſen.

Dieſer von der Reaktion der Neuzeit Vielverläſterte, von der franzöſiſchen Jugend Vergötterte wurde unter dem Namen Franz Maria Arouet 1694 als Sohn eines janſeniſtiſchen Notars zu Paris geboren und mit zehn Jahren in ein dortiges Jeſuitencollegium geſchickt, in welchem die adeligen Zöglinge jeder ein eigenes Zimmer, die bürgerlichen aber je eines für ihrer fünf hatten, und in welchem er nichts lernte als Lateiniſch, Rhetorik und Verſemachen, ſich aber in letzterm bald ſo auszeichnete, daß Hof und Stadt auf ihn aufmerkſam wurden. Mit ſechszehn Jahren aus

der Anſtalt getreten, beſuchte er auf den Rath ſeines Pathen, des Abbé von Chateauneuf, und wider den Willen ſeines Vaters, frivole Geſellſchaften und ging 1713 als Page des Marquis, eines Bruders jenes Abbé, nach den Niederlanden, wo er mit der verlaſſenen Braut des Camiſardenführers Cavalier, Olympia Dunoyer, ein zartes, aber harmloſes und bald aufgelöstes Verhältniß pflog. Heimgekehrt, ſetzte er ſein früheres Leben fort und widmete ſich der Poeſie, was dazu beitrug, daß er wegen einer Satire auf den lüderlichen Regenten Philipp von Orleans, die aber nicht er gedichtet, aus Paris verbannt wurde. Kaum begnadigt und vom Regenten empfangen, mußte er wegen eines zweiten Gedichtes, das aber diesmal ſein Werk war, auf beinahe ein Jahr in die Baſtille wandern. Mit großem Beifall wurde nach ſeiner Freilaſſung ſein erſtes Stück Oedipe 45 mal aufgeführt, und um dieſe Zeit nahm er, da ihm ſein Familienname nicht gefiel, angeblich von einem kleinen Gütchen ſeiner Mutter, wahrſcheinlicher nach einem Anagramme von Arouet l. j. (d. h. le Jeune) den Namen Voltaire an. Seine Zeit zwiſchen triumfirendem Herumziehen auf den Schlöſſern ſeiner adeligen Gönner und einem Proceſſe mit ſeinem finſtern, die janſeniſtiſchen Schwärmereien (oben S. 212) mitmachenden Bruder theilend, machte er die Bekanntſchaft des lyriſchen Dichters J. B. Rouſſeau, mit dem er ſich jedoch entzweite, und des engliſchen Weltmannes Bolingbroke, deſſen Charakter auf ihn nicht ohne Einfluß war, und hatte mehrere bald ernſtere, bald leſere Verbindungen mit ſchönen Frauen. Nachdem er durch ſein Epos „Heinrich IV. oder die Ligue“ großen Ruhm geerntet, ließ ihn ein aufgeblaſener Adeliger, der Feldmarſchall war, ohne je im Felde geweſen zu ſein, und der ihn ſchmählich mißhandelt hatte, aus Furcht vor einem ihm drohenden Duell 1726 in die Baſtille ſperren, aus der man ihn nach vierzehn Tagen zwar entließ, aber durch den Kerkermeiſter nach Calais begleitete, von wo er nach England ging. Hier blieb er beinahe drei Jahre und ſog die Grundſätze ein, mit welchen er nachher die engliſche Aufklärung in Frankreich auf eine kräftigere Stufe heben ſollte. Nachdem er ſich gründlich mit den dortigen Zuſtänden und Kämpfen und mit den hervorragenden Perſonen derſelben bekannt gemacht, kehrte er zurück und verband ſein poetiſches Wirken mit proſaiſchen Geldſpekulationen, die ihm ein namhaftes Vermögen einbrachten. Seine kecken Gedichte jedoch ſchufen ihm immer mehr Feinde, erſt das auf den Tod der ihm befreundeten Schauſpielerin Adrienne Lecouvreur, der man ein kirchliches Leichenbegängniß verweigerte, und dann ſein Glaubensbekenntniß in Form einer Epiſtel, das er jedoch feige verleugnete, und endlich der „Tempel des Geſchmacks“, in welchem er die ſchlechten Dichter, Künſtler und Gelehrten geißelte, ungeachtet des glänzenden Erfolges ſeiner Zaire. Als aber vollends ſeine „Briefe über die Engländer“, auch „philoſophiſche Briefe“ genannt, erſchienen, welche den freiern Zuſtand der Nachbarinſel ſo ſchilderten, daß ſich die Machthaber Frankreichs getroffen fühl-

ten, erging 1734 ein Verhaftsbefehl gegen ihn, der ihn, da er rechtzeitig davon Kenntniß erhielt, zur Flucht nöthigte. Er brachte nun fünfzehn Jahre größtentheils bei der bevorzugteſten ſeiner Freundinnen, der Marquiſe du Châtelet auf ihrem Landgute Cirey in der Champagne, mit literariſchen Arbeiten und Unterhaltungen zu. Paris war ihm ſchon im erſten Jahre nach der Flucht wieder offen geſtanden, und er beſuchte die Hauptſtadt auch oft mit der Freundin zuſammen. In der Zwiſchenzeit wurde Mathematik und Phyſik getrieben, welchen Wiſſenſchaften die Marquiſe ſehr ergeben war; es wurde eine kleine Bühne errichtet und darauf von ihr und ihren Gäſten Theater geſpielt; Voltaire ſelbſt gab ſich beſonders hiſtoriſchen Studien hin. In einem Lehrgedichte „der Weltmenſch", ſchilderte er, im Gegenſatze zur bibliſchen Tradition, Adam und Eva in ironiſcher Weiſe als häßlich und elend, was ſoviel Staub aufwarf, daß er ſich für einige Zeit nach Holland flüchten mußte. Bald indeſſen war er wieder in Gunſt bei dem Hofe und ſchmeichelte den als „Sieger" heimkehrenden Ludwig XV. in allegoriſchen Schauſtücken an. Zugleich geizte er auch mit ſolcher Begierde nach einer Stelle in der Akademie, daß er es ſogar nicht verſchmähte, ſeinen früheren Lehrern und geiſtigen Antipoden, den Jeſuiten, die am Hofe ſo mächtig waren, übertriebene Artigkeiten zu ſagen und ſogar ihre Moral gegen begründete Vorwürfe zu rechtfertigen, wie er auch jedesmal, wenn ihm eine Stelle ſeiner Werke zu ſchaden drohte, dieſelbe für unterſchoben oder verfälſcht erklärte und, wenn es ihm in den Kram diente, ſelbſt den Papſt, deſſen Kirche er untergrub, ſeiner Ergebenheit verſicherte. Den akademiſchen Sitz eroberte er glücklich durch ſeine Ränke.

Dagegen gelang es ihm nicht, ſich in der Hofgunſt zu erhalten. Suchte ihm ſchon der neidiſche Fréron faſt ſein ganzes literariſches Leben hindurch beim Publikum den Rang abzulaufen, ſo ſtellte ihm jetzt der Hof, den er durch ein Lobgedicht auf die Pompadour gereizt, den Dramatiker Crebillon gegenüber. Doch wußte ſich unſer Philoſoph gleichzeitig wieder bei dem bigotten Vater der auf ihn wütenden Königin, dem Exkönige von Polen Stanislaus Lescinski, jetzt Herzog von Lothringen, in Gunſt zu ſetzen. Als die Marquiſe, 43 Jahre alt, an einem kalten Trunke im Wochenbette ſtarb, worüber er vor Schrecken in Ohnmacht fiel, wandte er ſich ganz einem fürſtlichen Gönner zu, mit dem er in der Zwiſchenzeit in geiſtigen Verkehr getreten war. Es war dies kein Anderer als Friedrich der Große, welcher ſchon als Kronprinz, für die franzöſiſche Literatur der Aufklärung begeiſtert und ſie an ſeinem „Muſenhofe" zu Rheinsberg pflegend, im Jahre 1736 die Korreſpondenz mit Voltaire eröffnet hatte, welche über vierzig Jahre bis zu des Letztern Tode dauerte. Er ehrte in unſerm Philoſophen den Führer der Kämpfer für Aufklärung, den Vertreter des ächt franzöſiſchen esprit, und den Meiſter einer Sprache, die ſeine eigene geiſtige Mutterſprache war, weil er ſich nicht damit befaſſen mochte, die noch rohe deutſche, die er nie liebte, zu veredeln. Sobald er

daher von der läſtigen Vormundſchaft ſeines Vaters befreit war, lud er, als er am Rheine die Huldigung ſeiner dortigen Gebietstheile entgegennahm, obſchon fieberkrank, den Bewunderten zu einem Stelldichein auf dem Schloſſe Moiland bei Kleve ein und empfing ihn bald darauf in Rheinsberg und in ſeiner Hauptſtadt Berlin. Nach verſchiedenen Intriguen politiſcher Art, welche wir im nächſten Buche erzählen wollen, wo von der politiſchen Wirkſamkeit des großen Königs die Rede iſt, — erhielt Voltaire einen Ruf Friedrichs nach deſſen Reſidenz, dem er aber erſt nach dem Tode der Marquiſe folgte und nachdem er ſich hatte überzeugen müſſen, daß er am franzöſiſchen Hofe keine persona grata ſei. Der letztere ertheilte ihm (er war Titularkammerjunker und Hofhiſtoriograph) trockenen Abſchied und unſer Philoſoph kam in der Mitte des Jahrhunderts nach Potsdam, woran ihn weder die Vorſtellungen ſeiner pariſer Freunde, noch die Klagen einer verlaſſenen Nichte hinderten, und wo er den Kammerherrnſchlüſſel und zwanzigtauſend Livres Gehalt, nebſt freier Wohnung, Tafel und Equipage erhielt und an keine Beſchäftigung gebunden war. Er konnte im Palaſt franzöſiſches Theater ſpielen, worin er ſelbſt auftrat, und ſeine Werke las oder vielmehr „verſchlang" der König auf ſeinen Feldzügen. Das Letztere war beſonders der Fall mit Voltaire's Geſchichte des Zeitalters Ludwigs XIV., in welchem er die Schandthaten dieſes Königs zwar ohne Beſchönigung ſchilderte, ihn aber mit Entfernung vom Schauplatze und — Mangel an Bildung entſchuldigte, überall jedoch für Toleranz und für Verbeſſerungen im Staatsleben auftrat. Dagegen ließ er ſich, mit ſeinem glänzenden Einkommen nicht zufrieden, in Gemeinſchaft mit einem Juden, in unſaubere Spekulationen mit abgewertheten ſächſiſchen Steuerſcheinen ein. Der Philoſoph und der Jude betrogen einander gegenſeitig und führten einen unerquicklichen Proceß, welchen Voltaire — als Chriſt (!) — natürlich gewann. Der König las ihm gehörig den Text darüber und gab ihm gute Lehren für die Zukunft. Bald jedoch traten an die Stelle des Judenhandels Geſchwätze und Streitigkeiten zwiſchen Voltaire und ſeinen am Hofe Preußens ſchmarotzenden Landsleuten, erſt dem Atheiſten Lamettrie, Vorleſer des Königs, der ſich aber bald darauf an einer Paſtete todt aß, und dann dem Mathematiker Maupertuis, Präſidenten der Berliner Akademie, welchen Voltaire in einer Art Donquijotiade, der „Diatribe des Doktor Akakia" (oben S. 266) lächerlich machte, die er, entgegen dem Friedrich gegebenen Verſprechen, drucken ließ, und die dann ganz Europa das Zwerchfell erſchütterte. Der König, ohnehin durch Voltaire's Auftreten erzürnt, mit dem er bereits anonym öffentliche Schmähbriefe gewechſelt hatte, ließ 1752 den Akakia verbrennen, worauf Voltaire ſeinen Kammerherrnſchlüſſel und Orden zurückſandte. Sie wurden ihm zwar wieder gebracht; aber er nahm Urlaub und reiste 1753 ab. Nachdem er bald vier-, bald ſechsſpännig fahrend, nach Leipzig gekommen, von wo aus er Maupertuis abermals neckte, auch des Königs Gedichte ver-

höhnt haben sollte, ließ ihm Letzterer zu Frankfurt, wohin er sich weiter begab, einen Hinterhalt stellen, ihm Orden und Schlüssel und seine Gedichte abfordern, seine Effekten durchsuchen und ihn aufhalten, bis er das Verlangte hergegeben. Voltaire tröstete sich mit der Gunst des elenden Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz in Schwetzingen. Nach neuem Hofleben im ersehnten Paris lüstern, ging der alte Heuchler, um sich dort wieder möglich zu machen, in Kolmar, wo er seine „Annales de l'empire" drucken ließ, öffentlich zur Kommunion; aber der Versuch war fruchtlos.

Nach einem zweiten vergeblichen Versuche, sein Glück in Lyon zu machen, begab er sich nach Genf, kaufte sich Landsitze an dessen herrlichem See, wohnte mit Vorliebe in einem solchen bei Genf, den er „Délices" nannte und verschönerte, und wo er zahlreiche Gäste empfing. Dazu erwarb er 1758 noch das Schloß Ferney auf französischem Gebiete mit weiter Herrschaft und gab diesem endlich, indem er die anderen Sitze verkaufte, den definitiven Vorzug. Er lebte nun ruhig als Landökonom, Schriftsteller und Direktor seines ihm stets folgenden Haustheaters, seiner Lieblingsunterhaltung, — ohne weitere bewegte Erlebnisse. Auch bestanden seine Werke von da an fast nur in kleinen Flugschriften, die er in der Schweiz und den Niederlanden drucken und nach Frankreich verbreiten ließ, doch stets unter falschem Namen! Denn er war, schrieb er damals, satt der Mißhandlungen von Seite der „Frömmler und Buben", und wollte ihnen daher den Krieg machen, — freilich nur aus dem Hinterhalte.

In einem Gedichte über das Erdbeben von Lissabon und in seinem Reiseroman „Candide" kritisirte Voltaire die Hypothese von der Güte dieser Welt an der Hand der zahl- und namenlosen Unglücksfälle, welche in ihr vorkommen und verspottete an zwei Philosophen, einem Optimisten und einem Pessimisten, das Unfruchtbare des Ergründenwollens der Frage, ob diese Welt gut oder schlecht sei, bis er zu dem Schlusse kam, daß der Mensch nur durch die Arbeit glücklich werde. In dem frühern Reiseroman „Zadig", welcher orientalische Färbung trägt, hatte er den Mutterwitz über alles Unglück und über bornirten Aberglauben triumfiren lassen, und in dem unvollendeten „Mikromegas" durchschwebte er sogar mit Riesen aus fernen Weltkörpern das All und persifflirte die Kleinheit der Menschen unserer Erde und ihre Selbstüberhebung. In den nämlichen Cyklus romantischer Einkleidung der tiefgreifendsten Fragen, wobei ihm stets die Tendenz wichtiger war, als Charakteristik, Verwickelung und Wahrscheinlichkeit, gehört auch „l'Ingénu" in welchem der Natur- und der Kulturmensch einander entgegengesetzt und die Unsitten der Pariser und ihres Hofes unter Ludwig XIV. gegeißelt werden.

Eine andere Gattung der Literatur bebaute er in seinen philosophisch-historischen Schriften. Für die Marquise hatte er eine „Philosophie der Geschichte" verfaßt und ihr einen „Essay sur l'esprit et les moeurs des

nations" folgen laſſen, der ſich in der Periode Karl's des Großen an das bis dahin reichende theologiſch gefärbte Werk Boſſuet's anſchloß. So wurde Voltaire einer der Schöpfer der Kulturgeſchichte. Als ihre Faktoren betrachtete er zwei: einen bleibenden, die menſchliche Natur, und einen veränderlichen, die Meinungen und Gewohnheiten, als ihren Inhalt, in peſſimiſtiſcher Auffaſſung, einen „Wuſt von Verbrechen, Thorheiten und Unglücksfällen, dazwiſchen, wie Wohnungen in einer Einöde, hie und da Tugenden und Glücksfälle zerſtreut ſind." Es iſt freilich zu beachten, daß ſein Buch größtentheils das unſelige Mittelalter umfaßt; das Ende ſchließt ſich an ſein „Siècle de Louis XIV." an. Von der Einwirkung übernatürlicher Mächte auf die Geſchichte der Menſchen will Voltaire nichts wiſſen; die letztere beſteht ausſchließlich im Kampfe des Menſchen mit ſich ſelbſt und mit der Natur.

Dieſe Schriften führen uns auf Voltaire's philoſophiſche Anſchauungen. Ein Syſtem ſeiner Grundſätze hat er niemals aufgeſtellt, iſt daher kein Philoſoph der Schule. Aber der Name eines Lebensphiloſophen kann ihm niemals ſtreitig gemacht werden. Er beſchäftigte ſich allerdings nicht mit metaphyſiſchen Grübeleien über das Sein und Nichtſein, die Subſtanz und die Attribute; aber er forſchte, ſo frivol er in manch anderen Dingen ſchrieb, ernſt nach über die wichtigſten Fragen, welche den Menſchen und die Welt berühren. Er that dies theils als Mitarbeiter an der großen Encyklopädie von d'Alembert und Diderot, theils als Verfaſſer eines eigenen „Dictionnaire philosophique", das er jedoch, wie ſtets, verleugnete, als es ihm Gefahr drohte, und mehrerer kleinerer Schriften, wie z. B. „le philosophe ignorant", „Tout en Dieu", „Il faut prendre un parti" u. ſ. w. Allen dieſen Büchern war eine Jugendarbeit für die Marquiſe, der „Traité de Métaphysique" vorangegangen, in welchem er ſich für Locke's Lehre von den Sinnen als einziger Brücke der Erkenntniß ausſprach.

Voltaire's Stellung zur Frage nach dem Daſein Gottes iſt die, daß er einmal annimmt, der Glaube an einen Gott ſei — für den Beſtand der menſchlichen Geſellſchaft nothwendig, — wenn Gott daher nicht wäre, müßte man ihn erfinden, — als Zügel nämlich für die ungebildete Klaſſe, — nicht als Grundſatz! Dann bemühte er ſich aber auch das Daſein Gottes für ſich ſelbſt zu beweiſen, um ſich die Herkunft der beſtehenden Intelligenz zu erklären. Ihm war ſowol die Materie, als die Schöpfung, d. h. die göttliche Einwirkung auf die Materie, ewig. Die Geſammtheit der Dinge geht nach ihm fortwährend von Gott aus und führt in ihren Zwecken wieder zu ihm zurück. Jede Selbſtthätigkeit der Materie bekämpfte er entſchieden. Deſſenungeachtet iſt aber ſein Gott nicht allmächtig. Er hat die Welt nur unter gewiſſen Bedingungen ſchaffen, d. h. formen können, und daraus iſt das Übel erklärlich. Dagegen iſt er *gerecht*, und hier kommt Voltaire auf ſeine Theorie der Zweckmäßigkeit zurück, —

er belohnt das Gute und bestraft das Böse. Aber wann soll dies geschehen? Für sich glaubte Voltaire: einzig und allein in diesem Leben; denn, an der Locke'schen Philosophie festhaltend, sah er die „Seele" als ein mit den Sinnen nicht Wahrnehmbares, nur für einen Begriff, für eine „Eigenschaft" des Menschen, nicht für ein selbständiges, vom Körper trennbares Wesen an, und verwarf daher jedes Leben nach dem irdischen Tode und damit auch alle jenseitige Vergeltung. Gäbe es eine immaterielle Seele, räsonnirte Voltaire, so müßten auch die Thiere unsterblich sein, weil ja auch sie Seelen haben! Für das Volk dagegen meinte er, gleich den Glauben an Gott, auch denjenigen an die persönliche Unsterblichkeit und jenseitige Vergeltung als nützlich aufrechterhalten zu sollen und tadelte das Alte Testament, daß in ihm die Unsterblichkeitslehre fehle. In späterer Zeit schien er jedoch selbst bisweilen gegen Außen sich dieser Annahme hinzugeben und zu schwanken, ob die Unsterblichkeit anzunehmen sei oder nicht, während er dann zur Abwechslung wieder sich selbst und den Glauben an das Jenseits verspottete. Hinsichtlich der Freiheit des Willens, dieses letzten Artikels in dem Trio des Theismus, verhielt sich Voltaire zur Zeit seines Verkehrs mit der Marquise und mit Friedrich affirmativ und behauptete, nur die Leidenschaften führten zu dem Glauben, daß der Mensch nicht frei sei. Mit der Zeit jedoch beobachtete er die völlige Unabhängigkeit der menschlichen Vorstellungen vom Willen und das Vorhandensein einer Ursache zu jeder Wirkung und kam so zu der Ansicht, daß nicht der Wille, sondern blos das Handeln frei sein könne.

Mit Locke verwarf Voltaire die angeborenen Ideen, hielt aber die Empfänglichkeit jedes Menschen für die Begriffe von Recht und Unrecht fest, hinsichtlich welcher in der Hauptsache alle Völker gleiche Ansichten hegen. Die Moral war denn auch, wie er wiederholt betonte, für ihn der Ersatz der Religion, und seine moralischen Lehren zeichnen sich durch große Reinheit aus, die er freilich im Leben nicht immer beobachtete!

Gegenüber dem Christenthum verhielt er sich, nicht nur nach dem damaligen Zustande, sondern auch überhaupt, durchaus feindlich, einerseits des asketischen Charakters dieser Religion, anderseits der Widersprüche wegen, welche sich so zahlreich in den angeblich geoffenbarten Schriften derselben finden. Konnte es für ihn, wie für jeden denkenden Menschen, etwas Widersinnigeres geben, als einen Gott, der die Menschen blos wegen der unter ihnen herrschenden sinnlichen Liebe, die er ihnen ja selbst gegeben, sämmtlich ersäuft, und später, nachdem diese Maßregel nichts genützt, sich als Kind gebären und als Mann an's Kreuz schlagen läßt, ohne daß dies die Menschen im Geringsten besser machte? Er konnte, wie noch jetzt wir, nicht begreifen, was es heiße: für die Sünden Anderer sterben und hinterher Alle verdammen, welche von einem solchen Tode unschuldiger Weise nichts erfahren haben! — Voltaire veröffentlichte Stücke aus dem Testamente eines 1732 in der Champagne verstorbenen Pfarrers, Jean Meslier

mit Namen, welcher über das Christenthum noch schärfer urtheilte als Voltaire selbst, ja bis zum Atheismus und zur Lehre des Königsmordes schritt.

Voltaire's Schriften verbreiteten sich auch über die sogenannte heilige Schrift des alten und neuen Testaments und deren Gestalten. Im erstern fand er, nicht mit Unrecht, lauter Ungereimtheit und Thorheit, und die Evangelien hielt er — des alten Testamentes für würdig! Jesus verglich er mit Fox, dem Stifter der Quaker, und stellte ihn als einen sittenreinen Schwärmer, — einen ländlichen Sokrates, dar, dessen Reden und Handlungen aber so ungenau, widersprechend und mit unmöglichen Wundern vermischt seien, daß wir das Wahre nicht mehr vom Falschen unterscheiden können. Daß Jesus eine neue Religion habe stiften wollen, glaubt Voltaire nicht; er habe nur das Judenthum zu reinigen beabsichtigt. Das Christenthum sieht er richtig als eine Mischung von Platonismus und Judenthum, seine Organisation als ein Werk Roms an. Die Kirchengeschichte ist ihm eine Kette von Verirrungen, Fälschungen und Grausamkeiten, welchen nach seiner Rechnung fast neun und eine halbe Million Menschen zum Opfer gefallen seien, — die Reformation, deren Nothwendigkeit er völlig verkennt, ein ganz überflüssiger Kampf eines Irrthums gegen einen andern, wobei er sich sehr über den groben Luther ärgert. Die Reformation habe, meint Voltaire, die Klöster nur aufgehoben, um die ganze Welt in ein Kloster, d. h. ein jeder Heiterkeit und ästhetischen Bildung entbehrendes Jammerthal zu verwandeln. Man hat sich oft gestritten, was mit Voltaire's viel citirtem Ausspruche „écrasons l'infâme" gemeint sei. Der Zusammenhang des Textes, wo jene Worte vorkommen, zeigt, daß das infâme weiblich gedacht ist, und aus damit in Verbindung stehenden Äußerungen geht unzweifelhaft hervor, daß es die christliche Kirche bezeichne, d. h. die mordende, verbrennende oder wenigstens verdammende Kirche, in deren Praxis die erhabenen Grundsätze ihres Stifters ein leerer Schall geworden sind. Und der nämliche Philosoph konnte es nicht umgehen, auf seiner Herrschaft eine neue Kirche zu errichten, welcher er die stolze Inschrift gab: „Deo erexit Voltaire", und er konnte sich wenigstens rühmen, sie keinem Heiligen gewidmet zu haben. Freilich sandte der Papst Reliquien für das „Gotteshaus", aber Niemand fragte, wem sie gehörten.

Voltaire verkündete indessen nicht nur aufgeklärte Grundsätze, — er übte sie auch aus. — Er machte, wie Wenige gleich ihm, mehrere Riesenkämpfe gegen den Fanatismus und die Barbarei durch und sühnte durch sie reichlich seine Fehler und nicht zu entschuldigenden Handlungen. Diese Kämpfe hatten folgenden Verlauf:

Im Jahre 1761 wurde zu Toulouse eines Abends nach dem Nachtessen der Sohn des dortigen protestantischen Kaufmanns Jean Calas, Marc-Antoine, an einer Thüre erhängt gefunden. Vater, Mutter, Bruder

und ein auf Beſuch anweſender Freund gaben ſich verzweifelnden Klagen hin, und alle Rettungsverſuche waren vergeblich. Da erhob ſich unter dem fanatiſchen Pöbel das Gerücht, der Sohn, welcher im Begriffe geweſen, katholiſch zu werden, ſei deshalb von ſeinem Vater, einem ſchwachen Greiſe, erwürgt worden, obſchon Calas bereits einen andern (abweſenden) convertirten Sohn hatte, dem er trotz übler Aufführung ſtets gewogen geweſen. Die ganze Familie ſammt der katholiſchen Magd und dem beſuchenden Freunde wurde verhaftet und in Eiſen geſchmiedet. Die weißen Büßermönche hielten für den Erhängten als Martyrer ein pompöſes Todtenamt. Die Gefangenen wurden gefoltert, der Vater Calas trotz beharrlicher Verſicherung ſeiner Unſchuld zum Tode durch das — Rad verurtheilt und am 9. März 1762 wirklich gerädert, der Sohn auf Lebenszeit verbannt, die Mutter, der Freund und die Magd entlaſſen, die Töchter in ein Kloſter geſteckt. Ein während des Proceſſes abweſender Sohn der Familie erzählte den Hergang Voltaire und Dieſer ſchrieb nun ſeine Abhandlung über die Toleranz, Briefe über Briefe an alle Behörden Frankreichs, drei Jahre lang, bis der König den Proceß revidiren ließ, in Folge deſſen das Urtheil über Jean Calas nichtig, der Hingerichtete unſchuldig erklärt und die Familie entſchädigt wurde. Die Überzeugung hatte ſich endlich Bahn gebrochen, daß der angebliche Martyrer ſich ſelbſt erhängt; aber ein Unſchuldiger war dafür aus bloßem Religionshaſſe der fürchterlichſten Todesſtrafe unterworfen worden!

Noch während die Familie Calas im Kerker ſchmachtete, bot ſich Voltaire ſchon ein zweiter Anlaß zum Wirken für Gerechtigkeit. Die Tochter der proteſtantiſchen Familie Sirven in Caſtres bei Toulouſe wurde durch den dortigen Biſchof ihren Eltern entriſſen, gewaltſam in ein Kloſter geſperrt und dort, als ſie ſich nicht ſogleich bekehrte, hart gezüchtigt. Sie wurde ſinnverwirrt, konnte entſpringen und ſtürzte ſich in einen Brunnen. Sofort behauptete die fanatiſche Maſſe, die Eltern und Schweſtern hätten die Unglückliche ertränkt, weil ſie im Begriffe geſtanden, ſich zu bekehren. Die Familie konnte ſich jedoch noch zu rechter Zeit flüchten und gelangte in die Schweiz, wo ſie ſich an Voltaire wandte. Dieſer ſäumte nicht, ſich ihrer Sache mit der nämlichen Wärme anzunehmen, wie derjenigen der Calas, und ruhte nicht, bis die Sirven, nach neun Jahren Anſtrengung, freigeſprochen wurden.

Ein dritter Fall hatte einen unglücklichern Ausgang. Zwei junge Männer zu Abbeville, de la Barre, ſiebenzehn, und d'Etallonde, achtzehn Jahre alt, waren angeklagt, ein hölzernes Crucifix beſchädigt, vor einer Proceſſion den Hut nicht abgenommen, irreligiöſe Lieder geſungen und vor Voltaire's philoſophiſchem Wörterbuch — gekniet zu haben. Erwieſen wurden blos die Proceſſion und die Lieder; trotzdem aber verurtheilte man Beide: Etallonde zum Ausſchneiden der Zunge, Abhauen der rechten Hand und darauf folgender Verbrennung bei lebendigem Leibe, — de la

Barre zum Rade und darauf folgender Verbrennung. Der Erste konnte entfliehen, der Zweite aber wurde gefoltert und dem Urtheile gemäß 1766 hingerichtet. Trotz aller Anstrengungen gelang es Voltaire nicht, die Kassation des Urtheils zu bewirken; aber den entronnenen Genossen des Gemordeten empfahl er dem Könige von Preußen, der ihm eine Offiziersstelle verlieh, ließ ihn auf Urlaub zu sich kommen, um die Sache seines Genossen zu betreiben, und ihm Unterricht ertheilen, und betrieb bei Friedrich seine Beförderung.

Dagegen erwirkte Voltaire die Ehrenrettung des Gouverneurs von Französisch-Indien, Arthur, Graf von Lally-Tolendal, welcher in Folge falscher Anklage auf Hochverrath mit einem Mundknebel zum Schaffot geführt und enthauptet, und des armen Gärtners Montbailly, der als angeblicher Muttermörder lebend gerädert und verbrannt, während seine mit ihm angeklagte Frau im Gefängniß wahnsinnig wurde. Wie in diesen Fällen Voltaire mit allem Feuer der Begeisterung für eine gerechte Sache, die Folter und barbarische Todesstrafen bekämpfte, so verwendete er sich auch mit Eifer für Aufhebung der Leibeigenschaft.

Aber auch ohne durch kriminalistische Unthaten veranlaßt zu sein, wirkte Voltaire viel Gutes, und zwar in einer Weise, die seltsam mit seiner sonstigen Habsucht kontrastirte. Als ein Landmann in Ferney für eine Schuld von 7500 Francs im Gefängnisse lag, ließ der Philosoph diese Summe für ihn auszahlen, und sagte, als man ihn darauf aufmerksam machte, daß er das Gelt wol nie wieder zurück erhalte: „Man verliert nichts, wenn man einen Vater seiner Familie, einen Bürger dem Staate wieder schenkt.“ Ein anderer dortiger Landmann, der ihm 600 Francs schuldete, verlor sein Vieh; Voltaire sandte ihm zwei schöne Kühe und seinen quittirten Schuldschein. Einem Dritten, der durch einen ungerechten Proceß ruinirt war, gab er tausend Thaler, um ihm die Unannehmlichkeiten einer Wiederaufnahme des Processes zu ersparen. Eine Witwe der Umgegend, von ihren Gläubigern verfolgt, wandte sich an ihn, worauf er ihr nicht allein das Erforderliche ohne Zins lieh, sondern ihr Grundstück, welches verkauft worden, zu höherm Preise ankaufte als es werth war, und ihr den Überschuß übergab. Als die Jesuiten eines benachbarten Ortes ein Gut, das für 15000 Francs verschuldet, aber viermal so viel werth war, um diesen Preis an sich ziehen wollten, schaffte er denselben her und ermöglichte so der bedrängten Familie, ihr Eigenthum zu behalten und sich so zu erholen, daß dieselbe nach der Aufhebung des Ordens dessen dortige Güter erwerben konnte.

Besonders lebhaft aber erwachte sein Sinn für Wohlthätigkeit, wenn er damit das Interesse für die Literatur verbinden konnte. Er war auf ein Mädchen aufmerksam gemacht worden, Marie Corneille, welches für eine Enkelin des berühmten Dichters dieses Namens galt, aber nur seine Seitenverwandte war. Er nahm sie zu sich, erzog sie selbst, gab zu

ihren Gunſten die Werke ihres großen Verwandten heraus, auf welche nun Könige und Fürſten zu hunderten von Exemplaren ſubſkribirten, und verheiratete die Pflegetochter dann ſehr glücklich. Auch der Gatte, ein junger Edelmann der Nachbarſchaft, mußte zu ihm ziehen, und es iſt rührend zu leſen, wie der Alte von Ferney für das Paar in liebenswürdigſter Weiſe beſorgt war.

Voltaire's Leben in Ferney war anfangs keineswegs das eines Einſiedlers; ſtets fanden ſich dort Beſuche von Berühmtheiten der Welt, beſonders aber der Literatur ein. Ebenſo korreſpondirte er mit Solchen ſowol, als mit gekrönten Häuptern, namentlich mit der Kaiſerin Katharina II. von Rußland, welche er ſchmeichelnd (wie indeſſen ſchon ihre ſaubere Vorgängerin Eliſabeth!) die „Semiramis des Nordens“ nannte, und mit Friedrich dem Großen, der ſich, nach einigen gegenſeitigen unangenehmen Auseinanderſetzungen, wieder mit ihm verſöhnt hatte und ihn nun aufforderte, den Kampf, welchen Bayle begonnen und die Engländer fortgeführt, — zu vollenden, aber ihm Kammerherrnſchlüſſel und Orden, ungeachtet ſeines Wunſches, dieſe „brimborions“ und bagatelles“ wieder zu erhalten, nicht wiedergab, obſchon er ſeine Werke ſtetsfort bewunderte und überall mit ſich führte. Erſt in ſpäterer Zeit wurde Ferney, in Folge eines dummen Streiches von Voltaire's Nichte, einſamer.

Mit der Geiſtlichkeit ſtand Voltaire zu Ferney nicht ſchlecht. Einen Jeſuiten hielt er Jahre lang im Hauſe — als Schachſpieler, und den Kapuzinern erwies er ſo viel Gutes, daß deren General in Rom ihn zum weltlichen Vater der Kapuziner im Ländchen Gex ernannte. Als aber einmal Voltaire, da viele Diebſtähle in der Gegend vorkamen, ſich erlaubte, in ſeiner Kirche das Wort zu ergreifen und eine Rede gegen den Diebſtahl zu halten, exkommunizirte ihn der Biſchof von Annecy. Da er jedoch die katholiſchen Gebräuche ſtets befolgte, nicht aus Furcht vor dem Volke oder vor ewigen Strafen, ſondern um den noch in Kraft beſtehenden bürgerlichen Nachtheilen der Exkommunikation zu entgehen und ſich zugleich über die Geſichter der Geiſtlichen bei Ertheilung der Sakramente an den Antichriſten zu amüſiren, ſtellte er ſich krank und zwang hiedurch die Geiſtlichkeit, ihm Beichte und Abendmahl zu gewähren! Das that der Schalk im 74ſten Altersjahre, in welchem er noch 18 bis 20 Stunden im Tage arbeitete!

Als Geſellſchafter war er unübertrefflich, lebhaft, witzig, im Theater nahm er mit ganzer Seele an der Handlung theil und ſtörte ſie oft durch ſeine Ausrufe, wie er, wenn er im Liebhabertheater ſelbſt ſpielte, ſo ergriffen war, daß er ſeine Rolle vergaß. Gegen die Damen war er äußerſt galant. Seine Lebensweiſe war unregelmäßig; weder im Eſſen und Trinken, noch im Schlafen band er ſich an gewiſſe Stunden, genoß aber Alles höchſt mäßig. Eigentlich geſund war er nie und doch zäh; zu den Ärzten hatte er wenig Zutrauen; im Übrigen war er ſehr reinlich. Er

liebte Aufwand, war gegen Untergebene nachsichtig und gar nicht mißtrauisch; seine Wohlthätigkeit kennen wir schon; seit er in Ferney lebte, verschenkte er auch seine Werke an bedürftige Buchhändler, Schauspieler u. s. w. Vertriebene Genfer nahm er in Ferney auf und baute ihnen Häuser. In seinen letzten Jahren mußte er jedoch noch ökonomische Sorgen erleben, indem der Herzog Karl von Würtemberg ihm die Renten eines Darleihens entzog.

Seine Zeit, d. h. die gebildete Welt derselben, feierte ihn in hohem Maße und bewies damit, wie reif sie zur Abschüttelung des Pfaffenjoches war. Die Pariser errichteten ihm 1770 eine Statue im Nationalinstitute, wozu auch Friedrich der Große beitrug. Er wähnte, das Zeitalter der Vernunft sei angebrochen und die anständigen Leute würden bald den Himmel auf Erden haben; für die canaille fand er die alten Zustände gut genug, obschon sein weitblickender Geist sich nicht verhehlen konnte, daß eine Revolution in Frankreich im Anzuge sei und einen „hölliſchen Lärm" hervorrufen werde. Demokratisch war er gar nicht gesinnt; sein Ideal war eine durch die „Philosophen" als Staatsmänner geleitete aufgeklärte Monarchie. So war er auch mehr Diplomat als Völkerbeglücker, und sympathisirte mit der Theilung Polens und den Kriegen gegen die Türken, letzteres freilich mit der schwärmerischen Hoffnung einer Befreiung Griechenlands!

In seinen letzten Lebenstagen arbeitete seine eitle Nichte an einer Reise nach Paris, um die Huldigungen der Weltstadt einzuziehen. Im vierundachtzigsten Jahre (1778) ließ er sich bewegen, dieselbe zu wagen, und kam in veraltetem Kostüm im Rom der Moden an. Die Huldigung fand in hohem Maße statt; er wurde von Besuchen und Schmeicheleien fast erdrückt. Der bornirte König Ludwig XVI. verhielt sich jedoch kalt, und die Pfaffen suchten den Freigeist zu drangsaliren. Aber das bewegte Leben nach langer Zurückgezogenheit strengte den Greis allzusehr an. Er verfiel in ein Fieber. Nachdem er eine Erklärung ausgestellt, daß er in Verwünschung des Aberglaubens sterbe, bequemte er sich, nach seiner inkonsequenten Art, auch noch der Beichte, mit der Versicherung, in der heiligen katholischen Kirche sterben zu wollen, nahm aber das Abendmahl nicht, indem er sarkastisch bemerkte, er speie Blut und wolle das seinige nicht mit jenem Gottes vermischen. Auf die Vorstellungen eines Freundes erwiederte er: man müsse mit den Wölfen heulen, am Ganges wäre er mit einem Kuhschwanze in der Hand gestorben! Noch war es ihm indessen möglich, einen Triumf in der Akademie und eine großartige stürmische Ovation von Seite der Menge aus allen Altern und Ständen im Theater und seine feierliche Aufnahme zum Freimaurer zu erleben, und wollte nun, da der König damit sehr unzufrieden war, wieder heimkehren, was er jedoch auf Zureden wieder aufgab, als sich sein Zustand in Folge angefangner strenger Arbeit am Wörterbuche der Akademie verschlimmerte und

am 30. Mai gegen Mitternacht sein Tod eintrat. Die letzte Ölung nahm er nicht, und auf die Frage, ob er an die Gottheit des Erlösers glaube, antwortete er: man solle ihn im Frieden sterben lassen. Was von Gewissensbissen in der Todesstunde erzählt wird, ist Fabel. Die Geistlichkeit verweigerte ihm ein ehrliches Begräbniß, und das letztere fand zu Scellières bei Troyes statt, wo sein Neffe Titularabt war. Das Verbot des dortigen Bischofs kam zu spät. Der große Fritz schrieb ihm eine Gedächtnißrede. Katharina II. kaufte seine Bibliothek; sein Vermögen erbte die einfältige Nichte und heiratete noch mit 68 Jahren *).

Voltaire hatte weniger die Bedeutung des Vertreters eines bestimmten philosophischen Systems, als diejenige eines Wort- und Chorführers im Interesse der Aufklärung. Seine religiöse Stellung nahm im Ganzen den Standpunkt der englischen Deisten ein, entfernte sich jedoch weiter als diese vom Zauberkreise der Offenbarung. Schon seine Ablehnung der persönlichen Unsterblichkeit und sein Schwanken in Bezug auf die Freiheit des Willens ließ indessen ahnen, daß die Negation immer weiter schreiten werde, bis sie die Grenzen des Möglichen erreicht haben würde. Sie that dies wirklich, wie es unter den englischen Deisten schon Toland vorgezeichnet hatte, und mit der nämlichen Anmaßung, ohne naturwissenschaftliche Kenntnisse über den Zusammenhang der Dinge aburtheilen zu wollen, indem sie noch bei Voltaire's Lebens- und Blütezeit, aber in der Periode seines Rücktrittes aus der Pariser Atmosphäre vom halben Deismus dieses Philosophen zum offenen Materialismus und Atheismus überging, dessen Wortführer nun Voltaire in der Beherrschung der gebildeten französischen Welt ablösten. Wir unterscheiden indessen in ihrem Kreise mehrere in manchen Dingen von einander abweichende Richtungen, die aber im Wesentlichen wieder auf ein gemeinsames Ziel lossteuern. Es sind dies:

1) die tendenzlose Weiterbildung der Locke'schen Philosophie durch Condillac und dessen Schule;

2) die tendenziöse Aufklärungsphilosophie mit wissenschaftlichem Charakter: die Männer der Encyklopädie und die des Natursystems;

3) die derselben Tendenz huldigenden, aber unwissenschaftlichen Auswüchse: Lamettrie, Helvetius, St. Lambert, Volney.

Der hervorragendste französische Lockeaner, und der einzige von dem Zeitgeiste unabhängige Philosoph dieser Nation, Etienne Bonnet de Condillac, Bruder des Abbé Mably, wurde 1715 zu Grenoble aus adeliger Familie geboren und zum Geistlichen bestimmt. Seit 1746 trat

*) Lettres secrettes de Mr. Voltaire. Publiées par Mr. J. B. à Genève. M.DCC.LXV. — Lettres de M. de Voltaire à ses amis du Parnasse. Avec des notes historiques et critiques. à Genève MDCCLXVI. — La vie de Voltaire, par M. *** à Genève MDCCLXXXVI. — Vie de Voltaire par le marquis de Condorcet; suivie des mémoires de Voltaire, écrits par lui-même. 1789. — Voltaire. Sechs Vorträge von D. F. Strauß. Leipzig 1870.

er als philoſophiſcher Schriftſteller auf, zuerſt mit dem „Essay sur l'Origine des Connaissances", dem der „Traité des Sensations", ſein Hauptwerk, und viele andere Schriften folgten, bis er 1780 ſtarb.

Condillac modifizirte die Locke'ſche Lehre dahin, daß es nicht, wie der Urheber derſelben meinte, zwei Quellen der Erkenntniß, Sinnesempfindung und Reflexion, ſondern nur eine einzige, die Sinnesempfindung gebe; denn die Reflexion ſei blos „ein Kanal, durch welchen die Ideen aus den Sinnen in den Geiſt geleitet werden." Er vergleicht den Menſchen mit einer Bildſäule; welche gleich ihm organiſirt iſt und in welcher, wie in ihm, durch äußere Eindrücke auf die Sinne nach und nach alle Ideen hervorgerufen werden müßten, wie im Menſchen der Fall iſt. So leitet er ſämmtliche menſchliche Geiſtesthätigkeiten aus der ſinnlichen Wahrnehmung ab, und ſo beſteht am Ende der Geiſt aus weiter nichts, als aus Reſultaten der Sinnenthätigkeit, und damit iſt der Kampf gegen die herrſchenden Ideen über Voltaire hinausgeſchritten, es iſt an Stelle des Deismus der Materialismus begründet.

Ein Schüler und Freund Condillac's, Pierre Jean George Cabanis, geboren 1757, geſtorben 1808, warf des Lehrers Statue weg und wollte nur am lebenden Menſchen Beobachtungen anſtellen. Durch die letzteren gelangte er zu der Überzeugung, daß Körper und Geiſt Eines und Dasſelbe ſeien, daß Phyſiologie, Erkenntnißlehre und Moral in eine einzige Wiſſenſchaft zuſammenfallen. Alle Thätigkeiten und Zuſtände des Geiſtes reducirte er auf ſolche des Gehirns und der Nerven, das Denken auf eine Thätigkeit des Gehirns, wie das Athmen eine ſolche der Lungen, das Verdauen des Magens iſt u. ſ. w., und die Gedanken werden vom Gehirne, wie ſie durch die Sinne hineingelangt ſind, durch die Sprache, Mimik u. ſ. w. wieder abgeſondert. So fand er auch in Gott nichts Andres, als das Naturgeſetz. Einige Jahre vor ſeinem Tode jedoch, unter dem Eindrucke der Reaktion, welche am Anfange unſres Jahrhunderts eintrat, änderte Cabanis ſein Syſtem und ließ ſich, nach der beliebten Weiſe im Alter müde und ſchwach werdender Denker, „zu Gott führen." Dieſer Rückzug iſt es indeſſen nicht, was ſeinen Namen bekannt gemacht hat, nur ſeine urſprüngliche Lehre that dies, und ſie ſammelte auch viele Nacheiferer und Schüler um ihn. Unter ihnen hat die meiſte Bedeutung Claude Graf Destutt de Tracy, geboren 1754, geſtorben 1836, Theilnehmer an allen Revolutionen ſeiner vielbewegten Zeit. Seinem Hauptwerke „Eléments d'Idéologie" entnahm der corſiſche Uſurpator ſeine beliebte Bezeichnung für alle Träumer, d. h. überzeugungstreuen Männer. Er ordnete die Wiſſenſchaft vom menſchlichen Geiſt in die Naturwiſſenſchaft ein, und zwar ſpeziell in die Zoologie und begann das von Cabanis ſkizzirte Syſtem derſelben förmlich auszubauen, doch ohne dies Werk vollenden zu können. Seine beabſichtigten Theile ſind: Ideologie, Grammatik, Logik; Ökonomie,

Moral, Politik; Physik, Geometrie und Arithmetik. Allerdings noch ein buntes Chaos!

Wir kommen von den Systematikern der Philosophie ohne Tendenz zu denen der nach bestimmten Zielen ringenden Aufklärung. Diese sprachen aus, was Jene, denen es blos um Grundsätze des Denkens zu thun war, verschwiegen hatten; sie zogen die Konsequenzen der materialistischen Lehre, nicht nur mit Bezug auf die Thätigkeit des Geistes für sich, sondern auch mit Bezug auf den Verkehr der Menschen unter sich, also namentlich die wichtigen moralischen, socialen und religiösen Konsequenzen. Wir gruppiren diese Gelehrten der Aufklärung in Diejenigen, welche ihre Ansichten alphabetisch, und in Jene, welche sie systematisch ordneten, oder in die Mitarbeiter an der „Encyklopädie" und in die Verfasser des „Natursystems".

Die berühmte französische „Encyclopédie" entstand, indem die französische Übersetzung einer 1728 erschienenen englischen Cyclopedia durch Uneinigkeit der Unternehmer scheiterte und der Verleger sich dann an Diderot wandte, mit welchem sich darauf d'Alembert zu dem großen Zwecke verband, ein selbständiges, ausführliches, wissenschaftliches und alles Veraltete rücksichtslos angreifendes Nationalwerk zu liefern. Das Erscheinen desselben begann mit dem ersten Jahre der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Sorbonne und Kirche wüteten, man las es nur noch mehr; die Polizei legte Beschlag darauf, — sie wagte aber die Fortsetzung nicht zu verbieten. Jedes Jahr erschien ein Band. Nach dem siebenten derselben verdoppelten sich die Angriffe. Zu den klerikalen Bomben gesellten sich diejenigen Fréron's, weil dessen Feind Voltaire das Unternehmen protegirte, und Rousseau's, dem der Artikel „Genève" nicht gefiel. Da hob die Regierung das 1746 ertheilte Patent auf, indem sie den Schaden, den das Werk anrichte, größer fand als den Nutzen, und d'Alembert trat von dem Unternehmen zurück. Man wartete neun Jahre mit der Herausgabe, während welcher Zeit Diderot rastlos arbeitete, und veröffentlichte 1766 auf einmal zehn Bände. Die Verleger kamen auf acht Tage in die Bastille; den Verkauf jedoch hinderte Niemand, angeblich weil der König in dem Werke befriedigenden Aufschluß über die Verfertigung des Pulvers und die Pompadour über diejenige der Pommade gefunden hatte. Schon 1774 gab es vier Übersetzungen des Werkes, das den Buchhändlern über zwei und eine halbe Million Livres Reinertrag, dem Hauptarbeiter Diderot aber nur 2500 Livres vom Bande und dann noch 20,000 Livres einbrachte.

Es bezeichnet den Standpunkt der Encyklopädie, daß sie Das, was Bayle in seinem Dictionnaire (oben S. 318) blos als Zweifel ausgesprochen, keck behauptete. Die Artikel waren kluger Weise so eingerichtet, daß unter dem bekannten Ausdrucke die herrschende Lehre, unter anderen weniger bekannten deren Widerlegung abgehandelt wurde. Wenden wir

uns nun den beiden auf dem Titel genannten Herausgebern, Diderot und d'Alembert, zu.

Denis Diderot, der als Mensch Achtungswertheste, ja man kann sagen: der Tadelloseste unter den französischen Aufklärern jener Zeit, war 1713 zu Langres als Sohn eines Messerschmiedes geboren, studirte, gleich Voltaire, bei den Jesuiten und erhielt, als zukünftiger Geistlicher, schon mit zwölf Jahren die Tonsur. Als er jedoch mit einem Jesuiten, wahrscheinlich als Missionär, abreisen sollte, verhinderte dies sein Vater und sandte ihn nach Paris in ein weltliches Collegium. Die Theologie war jedoch so wenig nach seinem Geschmacke, daß er zur Jurisprudenz überging; er verließ aber auch diese, schlug die energische Forderung seines Vaters, einen Beruf zu ergreifen, in den Wind und erhielt sich von Schreiben und Stundengeben, um ganz seinem Lieblingsstudium, der Literatur, leben zu können, dem zu Liebe er endlich auch jene Erwerbszweige aufgab, und lieber hungern, als abhängig sein wollte. Trotz dieses Elendes verheiratete er sich, ließ sich aber, da ihn seine Frau nicht verstand, in andere Verhältnisse ein, die ihn bald unglücklich, bald wieder glückselig machten. Die Beleidigung einer einflußreichen Dame, die er sich in seiner „Lettre sur les aveugles" zu Schulden kommen ließ, brachte ihn 1749 auf drei Monate in den Kerker des Schlosses von Vincennes, welchen seine Frau mit ihm theilte. Dort besuchte ihn Rousseau und faßte bei ihm den Gedanken zu seiner später zu erwähnenden Schrift gegen die Civilisation; doch bald entzweiten sich die allzu verschiedenen Charaktere, ohne daß einem von Beiden alle Schuld beizumessen wäre.

Der „Lettre sur les aveugles, à l'usage de ceux qui voient," folgte 1781 das Gegenstück: „Lettre sur les sourds et muets à l'usage de ceux qui entendent et qui parlent." In beiden verrieth er eingehende Studien über diese zwei Klassen von Unglücklichen. Als die Encyklopädie, an welcher Diderot riesenhaft arbeitete, wie bereits erwähnt, verfolgt wurde und d'Alembert ihn verließ, wurde ihm für das Werk eine Zuflucht von den Souveränen Preußens und Rußlands angeboten, seine Vaterlandsliebe aber hielt ihn trotz der Verfolgung in Frankreich fest. Für diese Hingebung belohnte ihn auf schenßliche Weise der Verleger Le Breton, welcher heimlich alle ihm anstößig scheinenden Stellen in jenen zehn mit einander erscheinenden Bänden verändern ließ, welche Gewissenlosigkeit ihm Diderot in einem derben Briefe verwies, in dem er ihm versicherte, er sei vor Schmerz über das Geschehene „auf den Tod verwundet." Den Rath Voltaire's und anderer Freunde jedoch, zu fliehen und dem Schicksale La Barre's zu entgehen, befolgte er nicht, und man wagte auch nicht, Hand an ihn zu legen. Das Werk, an dem er dreißig Jahre gearbeitet, verschaffte ihm kein sorgloses Leben; freilich verstand er es auch nicht, sparsam zu sein, — eine Kunst, welche selten genug mit dem Genie verbunden ist. Um ihm in seiner Noth etwas aufzuhelfen, kaufte ihm die

Kaiſerin Katharina ſeine Bibliothek für 15,000 Livres ab, ließ ſie ihm jedoch auf Lebenszeit und beſoldete ihn als ihren „Bibliothekar“ mit 1000 Livres jährlich, die man jedoch zu bezahlen vergaß, was man ſpäter mit einer Abſchlagsſumme von 50,000 Francs für „fünfzig Jahre voraus“ gut machte. Diderot reiste 1773 nach Petersburg, um der Kaiſerin zu danken, die ihn ſehr gut aufnahm und ſich über ſeine Aufrichtigkeit im Sprechen freute, ihm jedoch umſonſt eine glänzende Stellung in Rußland anbot. Schon während des dortigen Aufenthaltes hatte ſeine Geſundheit durch das Klima gelitten, und er wurde nie mehr geſund, bis 1784 ein Schlag ſeinem Leben ein Ende machte. „Der erſte Schritt zur Philoſophie iſt der Unglaube,“ war ſein letztes Wort, — von voltaire'ſcher Pfaffenkomödie keine Rede, obſchon ein Geiſtlicher ihn zu bekehren verſuchte! Trotzdem wurde er in einer Kirche begraben, und blos ſein Bruder, Chorherr in Langres, verlangte die Verbrennung ſeiner Papiere, die aber bereits mit ſeiner Bibliothek nach Petersburg gewandert waren!

Diderot's Kopf war ſchön und geiſtvoll, ſeine Rede feurig und begeiſtert, ſeine Unterhaltung feſſelnd, ſeine Bildung vielſeitig, ſein Stil kräftig und ungeſtüm, ſeine Werke daher oft oberflächlich oder übertrieben, doch mit Ausnahme einer Jugendſchrift keuſch und würdig, ſein Charakter ehrlich, aufrichtig und menſchenfreundlich, ſeine Stimmung meiſt heiter und fröhlich. Wohlthätigkeit machte ihm weit mehr Vergnügen als Befriedigung der ſinnlichen Bedürfniſſe.

In ſeinen Überzeugungen ſchritt Diderot ſtufenweiſe vom chriſtlichen Glauben an die Vorſehung durch den konfeſſionsloſen Deismus zum Naturalismus fort. Auf der erſten Stufe ſchrieb er den „Essai sur le Mérite et la Vertu,“ auf der zweiten die „Promenade d'un Sceptique,“ die „Pensées philosophiques“ u. ſ. w., auf der dritten die „Interprétation de la nature“ und die Encyklopädie. Dieſe letztere Richtung befolgte er von etwa 1749 an bis zu ſeinem Tode und anerkannte, ihr zufolge, weder einen perſönlichen Gott, noch eine perſönliche Unſterblichkeit, noch einen Unterſchied zwiſchen Materie und Geiſt. Den Geiſt faßte er als eine Eigenſchaft der Materie auf, ertheilte ihn jedoch ſämmtlichen, auch den unbedeutendſten Atomen, aus denen er die Materie zuſammengeſetzt glaubte. Die ganze Natur war ihm daher beſeelt, ja ſie war ihm das einzige wirkliche „Individuum“, von dem alle lebende Weſen bloße Theile ſeien. Damit war natürlich die Annahme eines freien Willens unverträglich. Tugend und Laſter, die er aber richtiger „Rechtthun“ und „Übelthun“ (bienfaisance et malfaisance) genannt wiſſen wollte, hielt er für die nothwendigen Folgen gewiſſer Urſachen, den Unterſchied des Guten und Böſen aber für einen ewigen und unveränderlichen, indem gut ſei, was den Vortheil des Einzelnen dem Wohle der Geſammtheit unterordne, und böſe das Gegentheil, — Lohn und Strafe endlich für Mittel, die Schlechten zu beſſern und die Guten zu ermuntern. Nach den Folgen dieſer Lehre fragte er nicht,

ſondern nur nach ihrer Wahrheit. Sein Leben iſt indeſſen das beſte Zeugniß für ſie.

Diderot's Mitarbeiter, Jean le Rond d'Alembert, wurde 1717 zu Paris geboren, von ſeiner natürlichen oder vielmehr unnatürlichen Mutter, der Salondame Tencin (ſ. oben S. 329) bei einer kleinen Kirche in der Nähe von Notre-Dame ausgeſetzt und von einer armen Glaſersfrau, Rouſſeau mit Namen, auferzogen. Seine Mutter bekümmerte ſich niemals um ihn, während ſein Vater, der Artillerie-Kommiſſär Destouches, wenigſtens die Koſten ſeiner Erziehung beſtritt und ihm eine Penſion hinterließ. D'Alembert wohnte in dankbarer Anhänglichkeit gegen dreißig Jahre bei ſeiner Pflegemutter. Sein Lieblingsfach auf der Schule (einer janſeniſtiſchen: Collège Mazarin) wurde die Mathematik, und umſonſt ſuchte er nach einander die Jurisprudenz und Medizin ſich anzueignen. Seit 1739 lieferte er der Akademie der Wiſſenſchaften mathematiſche Arbeiten und wurde ſchon 1741 ihr Mitglied, wie 1746 auch derjenigen von Berlin. Seit 1749 bearbeitete er für die Encyklopädie deren Einleitung und die mathematiſchen und phyſikaliſchen Artikel, ſowie mehrere literariſche und philoſophiſche. Wir kennen bereits ſeinen mutloſen Rücktritt von dieſem Unternehmen; aus Habſucht geſchah derſelbe nicht; denn bald ſchlug er eine glänzende Stelle als Erzieher des Sohnes der Kaiſerin Katharina aus, und ebenſo diejenige eines Sekretärs der berliner Akademie. Seit 1772 war er fortwährender Sekretär der franzöſiſchen Akademie und lebte meiſt dieſem Inſtitute und ſeiner Korreſpondenz, beſonders mit Friedrich II. und Voltaire. Sein Verhältniß zur Eſpinaſſe kennen wir bereits (S. 330); obſchon er es mit Anderen theilen mußte und ſo ſehr ihn dies ſchmerzte, blieb er ihr dennoch treu, und nach ihrem Tode (1776), ohnehin krank, fühlte er ſich gebeugt und lebensſatt, bis er ihr (1783) nachfolgte. Den zudringlichen Prieſter hatte er weggeſchickt.

Seine Unterhaltung war fließend und gewandt, aber etwas trocken und nicht feſſelnd, ſeine Äußerungen waren zurückhaltend, aber durchaus aufrichtig, ſein Leben ſparſam, doch wohlthätig; vor Allem liebte er, wie wir bereits ſahen, die Unabhängigkeit; ſeine Fehler beſtanden in etwas Eitelkeit und in großem Hange zum Zorne und zur Ungeduld und in Mangel an Mut und Energie; ſeine Manier, ſich zu geben, war härter als er im Innern dachte. Seine Grundſätze ſtützten ſich auf Locke's Philoſophie, die er gleich Condillac noch ſchärfer faßte; hinſichtlich der überſinnlichen Dinge äußerte er ſich nicht. In der Einleitung zur Encyklopädie gab er ein vollſtändiges Syſtem der Wiſſenſchaft auf Grundlage desjenigen Baco's von Verulam, das jetzt allerdings veraltet iſt. Ein ähnliches Werk war der auf Friedrich II. Wunſch geſchriebene „Essai sur les éléments de Philosophie," in welchem er die religiöſen Fragen ganz überging. Nur an Voltaire ſchrieb er einſt: in allen metaphyſiſchen Dunkelheiten finde er blos den Skeptizismus vernünftig, — er fühle ſich

verſucht, anzunehmen, daß alles, was wir wahrnehmen, nur Sinneserſcheinung ſei, und er komme immer wieder auf die Frage jenes indiſchen Königs zurück: warum es überhaupt etwas gebe? — dies ſei in der That das Staunenswertheſte, oder auf den Wahlſpruch Montaigne's: „Was weiß ich?“ Seine Philoſophie war Reſignation, wie die der Buddhiſten.

Sahen wir in den beiden Wortführern der Encyklopädiſten erſt einen noch ſchüchternen Materialismus, bei Diderot zurückgehalten durch ideale Beſtrebungen und durch Annahme einer Weltſeele, wenn auch nicht als ſelbſtändigen Weſens, bei d'Alembert durch Unſicherheit über das Immaterielle, — ſo tritt uns dagegen der vollkommen rückſichtloſe, alle Scheu wegwerfende, nackte Materialismus in dem viel genannten und vielverläſterten Buche (das Beiwort „berüchtigt“ wollen wir zarteren Seelen überlaſſen): „Le Système de la Nature“ entgegen. Dasſelbe erſchien 1770 unter dem falſchen Autornamen des 1760 verſtorbenen Sekretärs der Akademie, Jean Baptiſte Mirabaud. Es zeichnete ſich nicht durch gewinnende Form aus, da es in ſchlechtem Stile, ſchleppend und langweilig geſchrieben iſt, wol aber durch unerwartete Keckheit; denn es ſprach zum erſten Male ohne Rückhalt aus: es ſei nichts vorhanden, als die ewig durch ſich ſelbſt exiſtirende Materie, aus der alles kommt und in welche alles zurückkehrt. Der Menſch müſſe wieder zur Natur und Vernunft zurückgeführt werden; denn er ſei das Werk der Natur, von deren Geſetzen er ſich nicht befreien könne. Was über der Natur ſtehend gedacht werde, ſei Hirngeſpinnſt. Der Menſch beſtehe daher nicht aus Körper und Geiſt; ſeine geiſtige Natur ſei nur die unter einem beſondern Geſichtspunkte betrachtete ſinnliche, die Gedanken, Vorſtellungen, Leidenſchaften u. ſ. w. nur Wirkungen der äußeren Eindrücke, das Ergebniß der durch die Bewegung der Materie unter ſich verbundenen Stofftheile. Was man „Gott“ nenne, ſei nur die Materie ſelbſt und deren unaufhörliche Bewegung und Thätigkeit. Nichts befinde ſich in Ruhe, die Natur verwandle ſich daher ſtets, ihre Stoffe wechſeln, ihre Theilchen trennen ſich, um neue Körper zu bilden; aber das Ganze der Materie bleibe immer dasſelbe. All' dies geſchehe mit Nothwendigkeit, nach ewigen Geſetzen, und die Begriffe von Ordnung, Zweck- und Regelmäßigkeit ſeien nur willkürlich vom Menſchen gemachte. Der Tod ſei nur eine Veränderung der Beſtandtheile des Weſens, wie das Leben eine fortlaufende Kette von Bewegungen der Stofftheile des Körpers. Der Menſch ſei kein bevorzugtes Weſen, ſeine Seele nur Eigenſchaft des Körpers, ohne angeborene Ideen; ſolche ſeien nur Produkt der Erziehung, Nachahmung und Gewohnheit. Ein freier Wille ſei unmöglich, da er den Menſchen außerhalb der Natur ſetze; der Wille werde vielmehr durch die äußeren Dinge beherrſcht. Alle Handlungen ſeien nothwendige Wirkungen von Urſachen; Verbrecher dürfen daher nicht beſtraft werden, ſondern ſeien gleich den Wahnſinnigen zu behandeln. Der Glaube an Unſterblichkeit ſei nur ein Ausdruck der Liebe zum Leben, nur

ein Wunſch, für deſſen Verwirklichung nichts ſpreche. Warum denn fürchten auch die an Unſterblichkeit Glaubenden den Tod? Das wahre Glück beſtehe nicht in einem zweiten Leben, ſondern in Erwerbung der Liebe der Mitmenſchen! „Meine Mitmenſchen," ſagt das Naturſyſtem, „begünſtigen mein Glück nur, wenn mein Glück das ihrige nicht beeinträchtigt. Um meines Glückes willen muß ich alſo ihre Freundſchaft, Anerkennung und Hilfe ſuchen; es iſt ein Vortheil, tugendhaft zu ſein. Tugend iſt die Kunſt, ſich glücklich zu machen, indem man zum Glücke des Andern beiträgt."

So viel Aufrichtigkeit und Kühnheit verſetzte die Gläubigen in Raſerei, — erſchreckte die Halben und Ängſtlichen. Voltaire und Friedrich II. griffen das Buch heftig an, d'Alembert war betroffen und entrüſtet. Nur Diderot und ſeine nächſten Freunde verloren den Kompaß nicht, ſondern anerkannten die Konſequenz ihrer Grundſätze.

Der Verfaſſer des Naturſyſtems wurde erſt nach ſeinem Tode durch den Encyklopädiſten Grimm bekannt. Es war der aus Deutſchland ſtammende, 1723 zu Heidenheim in der Pfalz geborene, aber ſchon früh nach Paris gekommene und ganz franzöſiſch erzogene Baron Paul Heinrich Dietrich von Holbach, ein reicher Gönner der Philoſophie und fleißiger Schriftſteller, doch ſtets anonym. Indeſſen hatten ihn Diderot und Andere in ſeinem Wirken unterſtützt. Er war ein treuer Freund und edler Wohlthäter und nicht übermäßiger Lebemann, und ſtarb im Februar 1789, wenige Monate vor Ausbruch der Revolution.

Das „Naturſyſtem" hatte, ſoweit es bei den damaligen mangelhaften naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen möglich war, eine von ernſtem wiſſenſchaftlichem Streben geleitete und in Vielem die heutige Kraft- und Stofflehre anticipirende Begründung des Materialismus geliefert, und ſo Dasjenige in zuſammenhängender und konſequenter Weiſe gelehrt, was die „Encyklopädie" ſowol ohne Zuſammenhang, als, bei der Klugheit der Herausgeber und der Feigheit des Verlegers, ohne Konſequenz aufgeſtellt hatte. — Nun war aber das wiſſenſchaftliche Gewand Denen unbequem, welche die nämliche Lehre, wie jene Werke ſie enthielten, nicht aus dem Triebe nach Wahrheit annahmen, ſondern zum Vorwande eines wüſten, oder wenigſtens leichtfertigen Lebens benützten.

An der Spitze dieſer frivolen Materialiſten, welche weniger in die Geſchichte der Wiſſenſchaft, als in jene der Verirrungen derſelben gehören, ſteht Julien Lamettrie, ein 1709 zu St. Malo geborener franzöſiſcher Arzt, welcher wegen Satiren gegen ſeine Berufsgenoſſen nach Holland fliehen mußte, dann von Friedrich II. als Vorleſer nach Berlin berufen wurde und dort 1751, als Akademiker, in bereits (S. 333) angegebener unwürdiger Weiſe ſtarb. Sein Leben war das eines Wüſtlings; doch bethätigte er ſich trotz ſeines kurzen Lebens als fleißiger Schriftſteller. In Holland ſchrieb er (1745 und 1746) die Histoire naturelle de l'Ame und

l'Homme Machine, in Berlin 1751: L'Homme Plante, Système d'Epicure, Vénus metaphysique und mehrere andere. Seine Grundsätze gipfeln in der Ansicht, daß das Höchste, was der Mensch erreichen könne, der Sinnengenuß sei. Das Glück, welches der Mensch im Denken und Wissen und in der innern Zufriedenheit finde, nennt er unsicher, ja oft schädlich; glücklicher als der Denker sei der Träumende, der Berauschte, ja sogar der Wahnsinnige! Sowol die Wissenschaft als die Moral werden herabgesetzt, die religiösen Fragen gar nicht berührt, obschon zu Lamettrie's Glücklichen auch der Blindgläubige gehören müßte! Von wissenschaftlicher Begründung ist in Allem keine Spur. Dem Genie Friedrich's aber gereichte es zur Unehre, einem solchen Subjekte selbst eine Lobrede zu schreiben und in der Akademie vorlesen zu lassen.

Ein Nachfolger Lamettrie's war der persönlich achtbarere, aber eitle und schwache Claude Adrien Helvetius, 1715 zu Paris geboren, Sohn des Leibarztes der Königin und Urenkel des Alchemisten Johann Friedrich Schweizer aus Anhalt, der seinen Namen latinisirt hatte und dessen Sohn als Arzt nach Paris gezogen war. Mit dreiundzwanzig Jahren schon Generalpächter und dadurch reich, genoß er das Leben durch und durch und spielte später den Mäcen und zugleich den poetischen und philosophischen Dilettanten, je nachdem ihm eine literarische Erscheinung auffiel, die er dann nachahmte. Sein Material sammelte er als Gastgeber in der Unterhaltung mit den Eingeladenen. So war Montesquieu's Geist der Gesetze für ihn (1758) der Anlaß, sein einziges Buch, de l'Esprit, zu schreiben. In demselben geht er von Condillac's Erkenntnißlehre aus und schließt daraus, ähnlich wie Lamettrie, „weil Alles aus der Empfindung stamme, könne nur die Selbstliebe und der persönliche Vortheil der Beweggrund der menschlichen Urtheile und Handlungen, unser Ziel also nur die Lust und die Vermeidung der Unlust sein.“ Jeder ist nach ihm sich selbst Alles, die Andern nichts, die Aufopferung des Einzelnen für das Ganze — Thorheit, und Gemeinwesen können nur existiren, wenn sie den Einzelnen an den Vortheil des Ganzen fesseln. Den Geist nährt, wie Helvetius meint, blos die Leidenschaft, deren Weckung in dem Einzelnen Aufgabe der Erziehung, im Staate der Gesetzgebung sei.

Dieser harmlose Unsinn erregte die Angst und Wut der Machthaber und der Frommen, und zwar sowol der Jansenisten, als der Jesuiten. Der Erzbischof von Paris und die Sorbonne klagten den Verfasser der Untergrabung der Moral und des Friedens in Staat und Kirche an, das Parlament ließ das Buch verbrennen, der Verfasser und der Censor wurden ihrer Ämter entsetzt. Dieser Windmühlenkampf bewirkte gerade das Gegentheil des Beabsichtigten; man verschlang das verfolgte Buch, und es erlebte fünfzig Auflagen in kurzer Zeit und Übersetzungen in alle europäischen Sprachen, unter welchen Gottsched die deutsche besorgte! Die wissenschaftlichen Vertreter der Aufklärung und selbst des Materialismus

in Frankreich verurtheilten es gleich den Werken Lamettrie's, und diesmal stimmte auch Friedrich der Große ein. Am erbärmlichsten verhielt sich Helvetius selbst. Während er sich zu einem Widerrufe seines Buches gegenüber Geistlichkeit und Behörden erniedrigte, wiederholte er seine Behauptungen in einem zweiten, noch verworrenern Buche: de l'Homme, in welchem er jedoch den damaligen Despotismus in seinem Vaterlande schonungslos geißelte. Es erschien indessen erst nach seinem Tode, welcher 1771 eintrat. Ernst kann es ihm mit seinen ausgesprochenen Ansichten nicht gewesen sein; denn er war persönlich ein edler Mensch, ein aufopfernder Freund und Wohlthäter und strafte so mit seinem Leben sein Buch Lügen.

Der Standpunkt von Lamettrie und Helvetius war für den denkenden Menschen so unbefriedigend und für den moralischen so abstoßend, daß ihre Gesinnungsgenossen, d. h. die Gegner einer grundsätzlichen Sittenlehre, nicht mehr in der nämlichen Weise aufzutreten wagten, sondern ihre Ansichten in ein prinzipielles Gewand zu hüllen suchten, welchem Unternehmen aber die wissenschaftliche Unfähigkeit dieser Schriftsteller unübersteigliche Schranken entgegensetzte. Der Erste von ihnen war ein Mann, welcher merkwürdiger Weise den zwei größten französischen Literaten des achtzehnten Jahrhunderts in Liebessachen hinderlich war. Charles François Marquis von St. Lambert, einer von den adeligen Nonés jener Zeit, welche blind an dem Ruin ihrer eigenen Kaste arbeiteten, 1716 in Lothringen geboren, stach zuerst den alternden Voltaire bei der ebenfalls nicht mehr jungen, aber noch lüsternen Marquise du Chatelet aus und war dann der Geliebte der Gräfin d'Houdetot, welche Rousseau während seines Aufenthaltes bei Madame d'Epinay in Montmorency von ihm abwendig zu machen suchte. Er veröffentlichte seine Schriften zwar erst seit 1797, hatte sie aber vierzig Jahre früher bearbeitet. Sein Tod trat 1803 ein. Sein Catéchisme universel sucht zwar einen festen Unterschied zwischen Recht und Unrecht aufzustellen, sieht ihn aber, wenn auch nicht wie seine Vorgänger in der bloßen Sinnenlust, doch auch nur in der Empfindung der Lust und des Schmerzes überhaupt. Doch will er das individuelle mit dem allgemeinen Glücke verknüpfen und legt hingebende Menschenliebe an den Tag, worin er sich wieder Diderot und Holbach näherte. Frivol ist seine Schreibart nicht, aber durchaus oberflächlich, seicht und nach Schöngeisterei haschend. Ähnlich verhielt sich Constantin François de Chasseboeuf, genannt Volney, geboren 1758 zu Craon in Anjou, welcher Reisen nach dem Morgenlande unternahm, durch Robespierre's Sturz der Guillotine entging, dann Amerika besuchte, Napoleon Bonaparte's Staatsstreich begünstigte, unter ihm Graf, nach der Restauration Pair wurde und 1820 starb. Sein Catéchisme du citoyen français (1793) will die Sittenlehre als „Naturwissenschaft" mathematisch genau bestimmen, was ihm aber natürlich nicht gelingt, sondern ein Phrasengeklingel

bleibt. Alle Sittlichkeit leitet er von der Selbſtliebe ab, welche aber nur im rechten Maße wahr iſt, ſonſt, als Selbſtſucht, ſich ſelbſt zerſtört. Daran knüpft ſich eine weitläufige, für uns nicht mehr bedeutende Klaſſifikation der Tugenden. Mehr Intereſſe bieten immer noch Volney's in glänzendem poetiſchem Stile geſchriebene „Ruinen", eine Glorifikation der Aufklärung und eine Art Apokalypſe derſelben, eine wuchtige Geißel gegen das Pfaffenthum und daher ein wohlthuender Kontraſt gegen ſeine und St. Lambert's trockene Katechismen. Dieſer Hymnus auf die ſo herrlich aufgetretene und in ſo wüſtem Bluttraume erſtickte Revolution war das letzte Wort der franzöſiſchen Aufklärung; ſie hatte ihre Aufgabe erfüllt und ihre Errungenſchaften eskamotirten hohnlachend die Diplomatenfeder und der Soldatenſäbel im völkermörderiſchen Bunde. Ihr Geiſt aber wird ſtets in allen Beſtrebungen nach Befreiung von geiſtiger Vormundſchaft leben!

C. Die deutſche Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts.

Während die engliſche und franzöſiſche Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts ſich faſt durchweg in den Dienſt der dieſe Zeit bewegenden ſocialen und religiöſen Ideen begaben, wurde in Deutſchland die Wahrheit vor Allem um ihrer ſelbſt willen geſucht, ohne deshalb die Tendenzen der Aufklärung fallen zu laſſen, und damit eine Wiedergeburt der ſeit dem Alterthum immer noch mehr oder weniger dogmatiſchen oder wenigſtens ſcholaſtiſchen Philoſophie angebahnt und das mit der alten Zeit und deren Anſchauungen unterhandelnde Syſtem Leibnizens überwunden.

Der erſte Vertreter dieſer Richtung iſt Chriſtian Wolf, in ſeinem Wirken für Aufklärung und ſeiner Verfolgung der Dunkelmänner ein Nachfolger des von uns ſpäter, unter den Rechts- und Staatslehrern, zu erwähnenden Thomaſius. Er war als Sohn eines Handwerkers 1679 zu Breslau geboren, gewann ſchon früh reges Intereſſe für Philoſophie und Mathematik, und wurde 1706 auf die Empfehlung von Leibniz, mit deſſen Syſtem er ſich einverſtanden erklärt hatte, ohne es noch völlig zu erfaſſen, als Profeſſor der Mathematik nach Halle berufen, wo er aber nach und nach ganz zur Philoſophie überging. Seine bedeutendſten Schriften in letzterm Fache, welche er ſeit 1712 herausgab, ſind ſämmtlich „vernünftige Gedanken" betitelt und beziehen ſich, nach den weiteren Beifügungen dieſes Ausdrucks, auf Logik, Metaphyſik, Moral und Politik. Sein nicht völlig durchdachtes Syſtem ſteht zwiſchen Leibniz und Locke mitten drin, indem er weder, wie Erſterer, die Beſeeltheit aller Materie anerkennen konnte, noch, wie Letzterer, alle Konſequenzen der Erkenntniß durch die Sinne ziehen wollte. Sein Standpunkt iſt daher etwas

ſchwankend und die Folge davon die Wiederauffriſchung des alten Dualismus eines Descartes und ſeiner Nachfolger.

Wichtiger als ſeine Metaphyſik, die ja doch bei keinem Denker jemals ſichere Reſultate oder überhaupt etwas Anderes als Hypotheſen liefern kann, iſt daher die durch ihn beſtimmte Stellung der Philoſophie. Er war der erſte Deutſche, welcher dieſelbe als die Wiſſenſchaft ſchlechthin auffaßte und außer ihr keine Erkenntniß, alſo auch nicht in der Theologie, gelten laſſen wollte. Nicht, daß er deshalb den Boden der poſitiven Religion verlaſſen hätte. Er behauptete vielmehr ſtets, auf demſelben zu verharren und trat gegen die engliſchen Freidenker und franzöſiſchen Skeptiker auf, wollte aber die religiöſen „Wahrheiten“ aus der Philoſophie ableiten, was er in gezwungener Weiſe ſogar auf die Offenbarung der Bibel anwandte. So weit zurück wie Leibniz ging er jedoch nicht. Die Wunder wagte er nicht zu leugnen, äußerte ſich aber, ſelbe ſeien nur ein Beweis der Macht, — nicht der Weisheit — Gottes, die Wunder der Natur ſeien größer als die übernatürlichen und durch letztere müßte die Ordnung der Natur verkehrt werden. Es iſt klar, daß dies einer Verwerfung der Wunder völlig gleichkommt! In der Sittenlehre definirte er das Gute als Das, was den Zuſtand des Menſchen vollkommener, das Böſe als Das, was ihn unvollkommener mache. Die Handlungen des Menſchen, behauptete er, ſeien, weil ihr Erfolg gut oder böſe werde, ſchon an ſich eines oder das andere und werden nicht erſt durch Gottes Willen dazu gemacht, ja wären das, was ſie ſind, auch wenn es keinen Gott gäbe! Mit Eifer trat er für die Unabhängigkeit der Moral vom Glauben ein und kämpfte gegen den Wahn, daß ein Atheiſt (obſchon er dieſe Richtung verabſcheute!) nothwendig ſchlecht ſein müſſe. Nicht der Unglaube, ſondern die Unkenntniß des Guten und Böſen mache ſchlecht, und dies ſei auch bei Gläubigen der Fall!

So war in Deutſchland die Grundlage der Aufklärung, aber unter ſtrenger Ägide der Philoſophie, ausgeſprochen, und zwar bezeichnender Weiſe von demſelben Manne, der zuerſt ein reines, wenn auch noch kein elegantes Deutſch ſchrieb, was weder von Leibniz, noch von Thomaſius geſagt werden kann.

War ſchon der ſo kluge und gemäßigte Leibniz den Theologen ein ſolcher Grenel geweſen, daß ſie nicht einmal ſeiner Leiche folgten, ſo mußte der aufrichtigere und freiſinnigere Wolf ſie vollends empören. Als der Letztere es gar wagte, in einer lateiniſchen Rede die Lehre des Kongfutſe zu erheben, brach der Sturm gegen Den los, der auch an Nichtchriſten Tadelloſes fand. Die Theologen, an ihrer Spitze der Prediger Breithaupt und der Wohlthäter Francke, eröffneten den Kampf gegen ihn und ließen durch den Privatdocenten Strähler eine Schmähſchrift gegen ihn abfaſſen. Wolf verlangte und erhielt 1723 des Letztern Entſetzung wegen Beſchimpfung eines Kollegen, worauf der Theolog Lange in einer Denk-

ſchrift, welcher ſich auch mehrere ſervile Mitglieder der philoſophiſchen Fakultät und leider auch der bereits alternde Thomaſius, einſt Kämpfer für dieſelben Grundſätze, anſchloſſen, Wolf als Fataliſten denunzirte. Ja, man ging ſo weit, durch den Hofnarren Gundling und einige Offiziere dem bornirten König Friedrich Wilhelm I. einblaſen zu laſſen, nach Wolf's Lehre dürften durchbrennende Grenadiere nicht beſtraft werden, weil ſie nur der Nothwendigkeit ihres Schickſals folgten! Das hieß des Königs ſchwache Seite angreifen und bewirkte, daß er durch Kabinetsordre den Aufklärer wegen „Lehren gegen die im göttlichen Worte geoffenbarte Religion“ entſetzte und binnen achtundvierzig Stunden bei Strafe des Stranges aus ſeinen Staaten verwies. Die Theologen erſchraken ſelbſt über dieſes ihre kühnſten Hoffnungen überſchreitende Reſultat; nur Francke war ſo ſehr im Glaubensfanatismus befangen, daß er Gott für dieſe Erhörung ſeiner Gebete inbrünſtig dankte.

Wolf hatte ſchon vor Beendigung ſeines Handels einen Ruf nach Marburg erhalten und zog jetzt dahin. Seine Lehre, welche man meiſt mit der Leibniz'ſchen in Verbindung brachte, verbreitete ſich zugleich immer mehr an den deutſchen Hochſchulen, obſchon deren hochweiſe Fakultäten ſie verdammt hatten, und gewann alle jüngeren Lehrer und die Studenten für ſich. Es half nichts, daß der bigotte König von Preußen Wolf's Werke unter mehreren anderen „atheiſtiſchen“ Schriften bei „lebenslänglicher Karrenſtrafe“ verbot. Selbſt ein Graf von Wied ließ ſeine Theologen nach Wolf bilden. Die engliſche und franzöſiſche Akademie ernannten Letztern zum Ehrenmitglied, Rußland und Schweden beriefen ihn, was er ablehnte; ſelbſt in Italien las man ſeine Werke, und 1735, nach Francke's Tode, ſah man ſich in Berlin veranlaßt, die Wolf'ſche Sache auf's Neue unterſuchen zu laſſen. Das Gutachten der dazu beſtellten Kommiſſion fiel ganz anders aus, als das frühere von Lange; Letzterm wurde Schweigen auferlegt, und 1739 empfahl der König ſogar Wolf's Philoſophie den Kandidaten der Theologie und wollte den Vertriebenen nach Frankfurt an der Oder berufen. Wolf lehnte dies ab, nahm aber nach des Königs Tode von deſſen Nachfolger Friedrich II., der längſt ein Verehrer des Philoſophen war, ſeine Wiederanſtellung in Halle an, wo er Ende 1740 als Vicekanzler und Geheimerath unter Muſik und Jubel feſtlich empfangen wurde. Der alternde Lehrer fand ſich jedoch in Halle nicht mehr heimiſch; weil ſeine Lehre allgemein bekannt geworden, hörte man ihn nicht mehr an, und er ſtarb verdroſſen 1754. Seine Grundſätze aber blieben die herrſchenden im gebildeten Deutſchland bis auf Kant; bis zum Jahre 1737 zählte man bereits 107 Schriftſteller ſeiner Schule, und bald darauf nahmen ſeine Anhänger alle bedeutenderen Lehrſtühle der Philoſophie in Deutſchland ein. Zur Verherrlichung der Wolf'ſchen Lehre wurde ſogar durch den Grafen Ernſt Chriſtoph von Manteuffel, welcher den König zu Wolf's Gunſten umgeſtimmt hatte, in Berlin die halb gelehrte, halb

heitere Gesellschaft der Alethophilen gestiftet, welche in Leipzig, Stettin und anderen Orten Zweigvereine erhielt und deren eifrigste Missionäre der Dichter Gottsched und dessen Gattin waren. Die ganze Gesellschaft krankte indessen noch, und zwar in höherm Maße als Wolf selbst, an der Manie, die Philosophie mit der Offenbarung in Einklang bringen zu wollen; ja Manteuffel war sogar geneigt, die lutherische Konfession, einige Prüfung und Läuterung vorbehalten, als die vortrefflichste zu preisen, während die kühnere Frau Gottsched den Glauben an Gott, Unsterblichkeit, Belohnung und Strafe als für alle Menschen genügend erklärte. Selbst eine Bibel erschien im Sinne der Wolf'schen Lehre; sie war 1735 zu Wertheim gedruckt und durch den Erzieher der dortigen Grafen, Johann Lorenz Schmidt, verfaßt; unter dem Gewande einer höchst nüchternen und prosaischen, alle Poesie des Originals und Luther's verwässernden Sprache faßte sie den Inhalt der „heiligen Bücher" rein philosophisch auf. Die darüber rasenden Theologen bewirkten auf einige Zeit die Gefangensetzung Schmidt's, der aber standhaft blieb, obschon selbst Wolf sich nicht schämte, ihn zu desavouiren, — und sein Leben fast ganz als Flüchtling hinbrachte, ohne seine Überzeugung zu ändern.

Nach und nach jedoch wurden die Ansichten der englischen Freidenker bekannt und verbreitet, während zugleich auch die dem Deismus huldigenden Freimaurerlogen in Deutschland eindrangen. Umsonst wüteten dagegen die Theologen und verketzerten den Deismus als „Atheismus". Die Anschauungen der Gebildeten wurden unabhängiger vom Joche der „Offenbarung" und näherten sich mehr und mehr den Anforderungen der Vernunft, ohne darum von den Grundlagen der Wolf'schen Philosophie abzugehen.

In dieser Zeit der Alleinherrschaft der letztern wagte es indessen ein merkwürdiger Mann, sich als Schüler Spinoza's zu bekennen, — freilich nicht ohne vorher manigfache Wandelungen des Geistes durchgemacht zu haben. Johann Christian Edelmann, so hieß er, war 1698 zu Weißenfels geboren, studirte in Jena, wurde Hauslehrer, gesellte sich, in Folge des Lesens von Arnold's Ketzerhistorie, den Pietisten zu, schloß sich namentlich Dippel an, stand auch mit Zinzendorf in Verbindung, mit dem er aber zerfiel, arbeitete an der pietistischen Bibelübersetzung zu Berleburg, fand sich aber endlich durch die sinnlosen Schwärmereien, welche dort vorfielen, so abgestoßen, daß er sich nach harten Seelenkämpfen von den Frömmlern lossagte und sich zu seiner großen Beruhigung auf die Seite der englischen Freidenker schlug. Er wurde nun heiterer Lebensphilosoph und Naturfreund und wanderte, der Sitte seiner Zeit entgegen, in langem Bart und „schlechter Mennonistenkleidung" umher, in welchem Aufzuge er, von der Wache in Potsdam aufgegriffen, in Friedrich Wilhelm's I. Tabakskollegium, ein Jahr vor dessen Tode, geführt wurde und mit dem Könige eine seltsame Unterredung hatte, die schon oft abgedruckt worden ist

und in welcher er dem orthodoxen Monarchen gegenüber den Standpunkt des Urchriſten einnahm. Dieſer aber genügte ihm nicht mehr lange. Durch den Satz Spinoza's, den er irgendwo geleſen: Gott ſei das innewohnende, nicht abgeſonderte Weſen der Dinge, wurde er Anhänger des konfeſſionsloſen Denkers von Amſterdam. Erſt jetzt warf er den Glauben an die Offenbarung der Bibel weg und begründete dies in ſeinen Schriften „die Göttlichkeit der Vernunft“ und „Moſes mit aufgedecktem Angeſicht,“ welche letztere in Geſprächen zwiſchen „Lichtlieb“ und „Blindling“ beſteht. Er populariſirte darin die Lehre Spinoza's, indem er deren ſcholaſtiſche Rinde ablöste und ihren Kern aufdeckte. Seine geſunde Auffaſſung derſelben beſtätigt nur unſere Überzeugung, daß Spinoza's Gott eigentlich nur ein Name für die Natur ſelbſt iſt, indem er es noch nicht wagte, den hergebrachten Namen des höchſten Weſens aufzugeben. Edelmann ſagt: „Wir ſind die Bächlein, Er iſt die Quelle; wir ſind die Strahlen, Er iſt die Sonne.“ Die Materie iſt nach ihm der Schatten von dem Weſen Gottes. Wie der Schatten nothwendig ſo alt ſein muß, als der Körper, der ihn wirft, ſo hat auch Gott nie ohne Materie exiſtirt. So beſtritt denn auch Edelmann gegenüber Leibniz und Wolf die Hypotheſe einer „beſten Welt“ unter mehreren denkbaren ſolchen und nannte ſie eine Philomorie (Liebe zur Thorheit). Nun brachen die Verfolgungen der Theologen gegen den armen Apoſtel herein, und man zwang ihn 1744 in Neuwied zur Ablegung eines Glaubensbekenntniſſes. Er that es, zwar mit weniger Entſchiedenheit als im „Moſes“, aber doch in Übereinſtimmung damit und mußte fliehen, um der Verhaftung zu entgehen. Die Hauptpunkte des Bekenntniſſes waren ein Programm der Aufklärung zu nennen: 1) erkannte er ein einiges, ewiges, unveränderliches Sein und Weſen, aus dem Alles hervor- und in welches Alles zurückgeht (d. h. die Natur, genannt Gott), 2) was die Menſchen von dieſem Weſen denken und lehren, nannte er Stückwerk; dasſelbe enthalte keine Verbindlichkeit zum unbedingten Glauben, 3) war ihm die Bibel eine mangelhafte Sammlung alter Schriften, welche weder die einzige, noch die hauptſächlichſte Quelle unſerer Gotteserkenntniß ſei, 4) verlegte er Himmel und Hölle in das Gewiſſen, gab jedoch (augenſcheinlich zur Beſchwichtigung der Feinde und im Widerſpruch mit ſeinem Syſteme) in unklaren Ausdrücken ein Fortleben desſelben nach dem Tode zu; 5) qualifizirte er Chriſtus als Menſch, wie wir es ſind, aber mit ausnehmenden Gaben und Tugenden (wieder eine kleine Conceſſion!); 6) betonte er, eine neue Religion habe Chriſtus nicht ſtiften, ſondern blos die Menſchen in Liebe vereinigen wollen, gab dann in etwas gewundenen Ausdrücken 7) die Auferſtehung und das Richteramt Chriſti „im Geiſte“ zu, erklärte 8) den Teufel als elende Lüge der Pfaffen und bekannte 9) freimütig ſeine Hoffnung, daß es mit dieſen Lügen bald ein Ende nehmen werde! — Noch kühnere Schriften zogen ihm noch wütendere Verfolgungen zu, als bisher; und 1750 wurden ſeine Werke zu Hamburg,

wo er damals selbst war, durch den Henker verbrannt. Später lebte er unangefochten in Berlin. Proselyten suchte er nie zu machen. Noch länger als die Christen, die am Ende müde geworden, schmähten ihn die Juden; sogar der milde Moses Mendelssohn nannte ihn einen „hölzernen Mann", der aber so viel Blei im Kopfe habe, als Eisen an den Schuhen, während ihn der Ästhetiker Sulzer „recht artig" fand. Er starb verborgen und beinahe vergessen 1767 zu Berlin an einem Schlagflusse. Er hatte ohne kirchliche Gebräuche beerdigt zu werden verlangt.

Wir haben sowol bei Wolf, als bei Edelmann gesehen, daß mit der Thronbesteigung Friedrich's des Großen (1740) das in lästigster Weise den Geist bevormundende Korporalstocks-System des Vaters dieses Königs fiel und für Forscher und Denker jeder Richtung in Preußen möglichste Freiheit eintrat. Diese Freiheit nahm auch der König für sich selbst in Anspruch; wie er keiner Kirche angehören, aber gegen alle gerecht sein wollte, so ordnete er sich auch keinem philosophischen System unter. Wol hatte er in seinen jüngeren Jahren demjenigen Wolf's große Aufmerksamkeit erwiesen; aber die schwerfälligen Bände dieses Philosophen, die erst in's Französische übersetzt werden mußten, um dem König genießbar zu werden, erhielten sich nicht in seiner Gunst. Friedrich folgte vielmehr dem Strome der Zeit und wandte seine Sympathien den englischen Freidenkern, und zwar auf der Grundlage des Locke'schen Systems, mit noch größerm Enthusiasmus aber bald darauf der französischen Aufklärungs-Philosophie zu. Sein Mentor wurde, wie wir bereits sahen, Voltaire, und der preußische Hof wimmelte von aufklärerischen Franzosen. Voltaire's dem englischen Deismus entnommene Theorie vom höchsten Wesen wurde auch diejenige Friedrich's; mit größerer Entschiedenheit aber als der Franzose verwarf der deutsche König die persönliche Unsterblichkeit und that sich in seinen französischen Gedichten etwas darauf zu gut, nicht aus Hoffnung auf Lohn und Furcht vor Strafe das Gute auszuüben, sondern um des Guten selbst willen. Weit über seinen später weggeworfenen Mentor schoß er aber hinaus in der Protektion, die er einem Lamettrie angedeihen ließ, den Voltaire und selbst der Führer der Naturalisten, Diderot, verachtete. Der größte Mann Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert stand der Kulturbewegung seines eigenen Vaterlandes fremd und theilnahmlos gegenüber, wie er auch nur in französischer Sprache fließend und elegant schrieb, im Deutschen ein fürchterliches, fehlerhaftes Jargon, und er gehört in Bezug auf seine Sympathien mehr der französischen Bewegung an; dennoch aber hat er auf die Entwickelung Deutschlands in fortschreitendem und nationalem Sinne den günstigsten und tiefsten Einfluß ausgeübt, und es geschah dies vorzüglich in Folge der von ihm angeordneten und stets gehandhabten unbedingten Glaubensfreiheit und der in's Leben gerufenen Verbesserungen in der Rechtspflege (Aufhebung der Folter und Hexenprocesse), so daß fortan Verfolgungen um der Überzeugung willen zur

Unmöglichkeit wurden und die Männer der freien Forschung ungestört an ihrem erhabenen Werke weiterbauen konnten.

So handelte es sich denn seit Friedrich's Zeit nicht mehr um den Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus oder zwischen Lutherthum und Calvinismus, sondern nur noch um jenen zwischen Autorität und Vernunft, Glaubenszwang und Denkfreiheit. Wolf's Schüler selbst warfen den Rest der klugen Rücksicht ihres Meisters auf die Offenbarung weg und es trat die Periode des Rationalismus in's Leben, in welcher sich die Werke der englischen Deisten, der französischen Aufklärer und der deutschen Vernunftgläubigen in regem Austausch der Ideen und Werke dreier Nationen durch das Mittel der Übersetzung begegneten und gemeinsam für die Befreiung des Menschen von den Fesseln vorgeschriebener Dogmen arbeiteten. Diese Erscheinung bewirkte, daß auch die Offenbarungsgläubigen nach und nach theilweise nachrückten und hier diesen, dort jenen Punkt ihres alleinseligmachenden Hokuspokus opferten, um nicht ganz von der Zeit überflügelt und bei Seite geworfen zu werden. Diese verschiedenen grundsatz- und charakterlosen Schattirungen und Vermischungen bieten jedoch für unsere Zeit kein Interesse mehr dar. Wir übergehen daher den Viertels-Rationalismus eines S. J. Baumgarten (Bruders des Ästhetikers), J. A. Ernesti und J. D. Michaelis und den halben Rationalismus eines A. F. W. Sack, Joachim Spalding und J. F. W. Jerusalem, und führen nur, als Chorführer der Richtung, den ganzen Rationalisten Hermann Samuel Reimarus an. In Hamburg 1694 (im gleichen Jahre wie Voltaire) geboren, wurde er 1728 dort Gymnasialprofessor und starb 1768 als allgemein geachteter, musterhaft sittlicher Mensch. Er stellte sich entschieden verneinend der kirchlichen Offenbarungslehre entgegen und suchte an ihrer Stelle eine eigene Vernunft- oder Naturreligion, auf der Grundlage der Verehrung Gottes und der Annahme einer persönlichen Unsterblichkeit, aufzustellen. Die positive Richtung verfocht er in zwei Schriften, welche 1755 und 1760 herauskamen, mit weit mehr Geist aber die negative, in einem 1744 begonnenen Werke, das er aber während seines Lebens nicht herauszugeben wagte; erst Lessing, der Bekannte seiner Kinder, veröffentlichte seit 1774 Theile davon, welche unter dem Titel der „Wolfenbüttler Fragmente" bekannt wurden; das mit dem Titel „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" versehene Buch erschien niemals ganz, — einen Auszug des Merkwürdigsten lieferte Strauß 1862.

Auf Reimarus haben Spinoza, Bayle, Collins, Morgan und Wolf Einfluß ausgeübt; wohl bekannt aber waren ihm die übrigen englischen, sowie die französischen Freidenker. Seine Polemik galt, in drei Theilen, dem alten, dem neuen Testament und dem protestantischen Lehrbegriffe. Er bestritt die Wunder, den moralischen Werth der jüdischen Helden und ihrer Handlungen, die Offenbarung, die materiellen Vorstellungen von Gott, die Hinweisungen

auf Jesus als den Messias. Er suchte zu beweisen, daß der Tod Jesu dessen Zwecke nicht habe erfüllen können, daher keine Erlösung darstelle, und daß die Auferstehung eine Erfindung der Jünger sei. Er vernichtete durch zwingende Logik die Lehren vom Sündenfall, von der Erbsünde und von der Erlösung. Dabei beging er jedoch den Fehler, nicht einzusehen, daß die unmöglichen und unvernünftigen Überlieferungen der heiligen Geschichte auf subjektiven Thatsachen, auf absichtloser Selbsttäuschung beruhten; er ließ sich durch den Eifer für Aufklärung verleiten, in Allem Betrug zu erblicken. Ist auch diese Einseitigkeit durch die gründlichere und billigere neueste Forschung beseitigt, so verdankt doch letztere immerhin dem negativen Auftreten der Aufklärer von der Ehrenhaftigkeit eines Reimarus viele Anregungen.

Nach und nach bemächtigte sich die Richtung des entschiedenen Rationalismus, welche Reimarus vertrat, auch protestantischer Theologen. Als hervorragendsten unter ihnen nennen wir Johann Salomo Semler, geboren 1725 zu Saalfeld, seit 1752 Professor der Theologie in Halle, gestorben 1791. In seiner Jugend vom Pietismus angesteckt, entriß er sich demselben bald kräftig, machte sich mit den Schriften der englischen Deisten bekannt und faßte endlich den Mut, die Orthodoxie vom freisinnigen Standpunkte aus zu bekämpfen, freilich von einem sehr gemäßigten, wie übrigens von einem Theologen nicht anders zu erwarten war, der Theolog bleiben wollte. Fest hielt er, und zwar aus Überzeugung, noch an der Offenbarung und an den christlichen Heilsmitteln, wie am Gebete, faßte jedoch all' dies nicht in dogmatischem, sondern lediglich in moralischem Sinne auf. Die Moral allein hielt er für den letzten Zweck der Religion und des Christenthums insbesondere. Er gab daher innerhalb des letztern jede mögliche Modifikation der religiösen Ansichten zu und verwarf die dem Menschen bestimmte Dogmen aufdrängende Theologie, welche nicht in der Religion, sondern nur in der Kirche wurzle. Jeden Glaubenszwang nannte er unchristlich und nur aus politischen Gründen herrührend. Näher jedoch bestimmte er nicht, worin die „Offenbarung" bestehe, wo die ächte, d. h. moralische Religion aufhöre und die Theologie anfange und was eigentlich die Christen, wenn Jedem der Glaube freigestellt werde, noch Gemeinsames besäßen, und wurde darum sowol von den Aufgeklärten, als von den Orthodoxen nicht wenig in die Enge getrieben. Klarer dagegen ist sein Verhalten gegenüber der Bibel. Er betrachtete ihre Entstehung gleich derjenigen jedes andern Buches und verfocht das Recht der freiesten und ungehindertsten Beurtheilung und Auslegung ihres Textes. Die Entstehung des neutestamentlichen Kanons in gegenwärtiger Gestalt setzte er kühn an das Ende des zweiten Jahrhunderts. Auch beleuchtete er die christliche Kirchengeschichte und ihre Greuel mit schonungsloser Aufdeckung derselben, welchen Bestrebungen übrigens sein breiter und geschmackloser Stil vielen Eintrag that.

Einen grellen Gegenſatz zu Reimarus und Semler bildet das lüderliche Genie des berüchtigten Doktors Karl Friedrich Bahrdt, den wir eigentlich eher unter die Rubrik der Schwindler und Abenteurer, als unter diejenige der Philoſophen und Aufklärer ſetzen müßten, wenn er nicht als Schriftſteller ſich einen Namen erworben und unter vielem Verwerflichen auch manches Gute geſchrieben hätte, — der daher auch ebenſo gut in die Geſchichte der deutſchen Aufklärung gehört, als ein Lamettrie in jene der franzöſiſchen. Bahrdt war 1741 zu Biſchofswerda in der Lauſitz geboren, kam jedoch früh mit ſeinem Vater, welcher Prediger war, nach Leipzig. Er widmete ſich der Theologie; ſeine ſchönen Geiſtesanlagen litten jedoch einerſeits unter ſeiner Grundſatzloſigkeit, anderſeits unter ſeinem ſittenloſen Lebenswandel. Schon 1762 war er Prediger in Leipzig, 1767 Profeſſor geworden, wurde aber wegen ſeiner Ausſchweifungen entſetzt. Trotzdem erhielt er 1769 eine Profeſſur in Erfurt, wo er, wie er ſelbſt ſagt, nicht aus Grundſatz, ſondern aus Haß gegen die ihn anfeindenden Theologen, gegen die Orthodoxie aufzutreten begann, aber, als ihm dies eine Unterſuchung zuzog, durch eine rechtgläubige Abhandlung ſich die theologiſche Doktorwürde errang. Da indeſſen ſeine Stellung durch ſeine Streitſucht und ſein Leben unhaltbar wurde, folgte er 1771 einem durch Erneſti und Semler vermittelten Rufe nach Gießen. Hier warf er nun einen Glaubensſatz nach dem andern weg und ſchrieb eine rationaliſtiſche Umbildung des Neuen Teſtamentes, die ihm viele Feinde machte. Der drohenden Verfolgung entzog er ſich, indem er 1775 die Leitung der Salis'ſchen Erziehungsanſtalt zu Marſchlins in Graubünden übernahm. Er zerfiel jedoch mit dem Beſitzer, dem er ſo wenig entſprach, wie ſeine Stellung ihm, und ging im folgenden Jahre als Superintendent der Grafſchaft Leiningen nach Dürkheim an der Hardt, wo er im Schloſſe zu Heidenheim eine neue philanthropiſche Lehranſtalt errichtete. Um für dieſelbe Zöglinge zu ſammeln, reiſte er 1777 ohne Sprachkenntniſſe und mit blos zwei Gulden und vierundzwanzig Kreuzern nach Holland und England, fand überall Unterſtützung zur Fortſetzung ſeiner Reiſe und ließ ſich in London als Freimaurer aufnehmen. Nach ſeiner Rückkehr erfuhr er jedoch, daß die inzwiſchen erſchienene zweite Auflage ſeines Neuen Teſtamentes dem Reichshofrathe Anlaß geboten hatte, ihm alles auf Religion bezügliche Lehren, Schreiben und Predigen zu unterſagen und ihn ſeiner Ämter und Würden verluſtig zu erklären. Umſonſt rechtfertigte er ſich mit dem proteſtantiſchen Grundſatze der freien Forſchung; der machtloſe Graf von Leiningen konnte ihn nicht mehr ſchützen und Bahrdt floh daher nach Halle, wo die preußiſche Regierung ſeine weitere Verfolgung hindern konnte und aus Gründen der Gewiſſensfreiheit auch wollte. Er erregte jedoch durch ſein Benehmen nur Ärgerniß, ſtieß durch dasſelbe den würdigen Semler und Andere von ſich, bewarb ſich um alle möglichen Stellen, hielt über die verſchiedenſten Gegenſtände Vorträge und ſchmähte in der gemeinſten Weiſe Jeden, der

ihm irgendwie in den Weg trat oder zu treten ſchien. Seine ſchriftſtelleriſche Ehre ſetzte er zudem auf's Spiel durch die Schenkwirthſchaft, welche er in einem 1787 von ihm angekauften Weinberge errichtete, und welche ſeinen Feinden Anlaß gab, verleumderiſche Gerüchte über ihn zu verbreiten. In die gleiche Zeit fällt ein Unternehmen, zu welchem er ſeine maureriſchen Verbindungen benutzte, und von welchem ſchwer zu ſagen iſt, wie weit ſich der Eifer für Aufklärung und ſchwindelhafte Abſichten darein theilten. Er ſtiftete eine Verbindung meiſt junger Leute mit freimaureriſchen Formen und entſchiedeneren Tendenzen, als dieſer Bund, in Folge der oben (S. 235 ff.) erzählten Verirrungen, damals in Deutſchland befolgte. Als ihm jedoch dies Beginnen von Seite der Loge zu Halle unterſagt wurde, verbreitete er durch Korreſpondenz das ihm angeblich durch einen unbekannten Fremden mitgetheilte Projekt eines neuen Geheimbundes unter dem Titel der „Deutſchen Union", an welchem bereits zweiundzwanzig „verbündete Maurer" betheiligt ſein ſollten. Er errichtete 1788 ein eigenes Comptoir für Betreibung des „Werbegeſchäfts", das, wie er ſelbſt erzählt, in der erſten Epoche die Hauptſache ſein ſollte. Die Deutſche Union ſollte, ſo lautete der von Bahrdt verbreitete Plan, den Fanatismus und Aberglauben ſtürzen und die Aufklärung der Menſchheit, als den großen Zweck des Stifters des Chriſtenthums, fortſetzen. Zu dieſem Behufe war eine vollſtändige Organiſation Deutſchlands nach Provinzen und Diöceſen mit Comptoirs und einem Unionshauſe entworfen. Die Thätigkeit der Union aber ſollte darin beſtehen, durch Einrichtung von Leſegeſellſchaften für aufgeklärte Schriften, den Buchhandel nach und nach ganz an ſich zu ziehen und alle „guten Köpfe" für ſich zu gewinnen. Ein zweiter, verbeſſerter Plan gab der Union eine maureriſche Geſtalt, ſtellte drei Grade auf, welche Ritualien erhalten ſollten, und erweiterte den Zweck auf Verbeſſerung der Volksreligion und der Erziehung, Belohnung entſchiedener Verdienſte, Verſorgung verdienſtvoller Menſchen im Alter und Unglück, ſowie der Witwen und Waiſen von Unionsmitgliedern u. ſ. w.

Endlich denunzirte ein gewiſſer Kandidat Röper, welchen Bahrdt in ſeinem Hauſe aufgenommen und als Sekretär verwendet hatte, den Letztern ſowol als Stifter der Deutſchen Union, einer verbotenen Geſellſchaft, wie als Verfaſſer zweier Schriften gegen das damals erſchienene intolerante Religionsedikt des preußiſchen Miniſters Wöllner, nämlich eines Kommentars über dasſelbe und eines dasſelbe verhöhnenden Luſtſpiels, welche beide Schriften er bei Bahrdt gefunden. Umſonſt verſicherte Letzterer, nicht der Verfaſſer zu ſein; nach gerichtlicher Unterſuchung und einer damit verbundenen Haft von dreißig Wochen wurde er wegen des Luſtſpiels zu zweijähriger Feſtungshaft verurtheilt, obſchon ſeine Autorſchaft ſo wenig erhoben wurde, als jene des Kommentars, die man nicht für erwieſen annahm; wegen der Union aber wurde die Sache fallen gelaſſen. Die Strafe wurde indeſſen auf dem Wege der Gnade auf

ein Jahr herabgesetzt und in Magdeburg erstanden. Nach seiner Entlassung setzte er seine Wirthschaft in Halle fort; in Folge langer Krankheit starb er aber schon 1792. Im Gefängnisse hatte er eine seiner besten Schriften „Handbuch der Moral für den Bürgerstand" in dem weichherzigen und philanthropischen Geiste der Zeit und mit sorgfältiger Schonung der religiösen Anschauungen geschrieben. Äußerst geschmacklos und keck ist dagegen sein zehnbändiges Werk „Ausführung des Plans und Zwecks Jesu", in welchem er die Wunder als Thatsachen annahm, aber in höchst gezwungener Weise natürlich zu erklären und zugleich nachzuweisen suchte, daß Jesus an der Spitze einer geheimen Gesellschaft gestanden und den Kreuzestod nur zum Scheine durchgemacht habe, um dem Messiasglauben ein Ende zu machen und für Wahrheit zu wirken! Mit einer beinahe die Bekenntnisse Rousseau's erreichenden Aufrichtigkeit, aber starken Bemühungen zu seiner Beschönigung schrieb er seine Lebensgeschichte, in welcher er unter Anderm bekannte, daß der Leichtsinn bei ihm eine Krankheit geworden sei.

So war seit Wolf auch die deutsche Philosophie auf den besten Weg gerathen, gleich der französischen in die Dienste einseitiger Tendenzen zu gerathen und das uneigennützige, interesselose Streben nach Wahrheit zu Gunsten individueller, nicht gehörig verarbeiteter Lieblingsmeinungen aufzuopfern. Sind schon die Ehrenmänner Reimarus und Semler von diesem Vorwurfe nicht freizusprechen, so ist es um so weniger der zweideutige Lärmschläger Bahrdt. Schon zur Zeit des Wirkens der Genannten trat indessen eine Umkehr zur Besserung ein, indem die sogenannten „Popularphilosophen", wenn sie auch als Menschen nicht von auffallend beschränkten Richtungen frei blieben, doch als Schriftsteller mehr die Wissenschaft pflegten, als ihre Privatmeinung, und so die Vorläufer des großen Mannes wurden, der nur um der Wahrheit zu dienen, den Thron der Philosophie für Deutschland eroberte!

An der Spitze der sogenannten Popularphilosophen steht der durch seine Eigenschaft als Buchhändler mit nicht zu unterschätzendem Einfluß ausgestattete Christoph Friedrich Nicolai, geboren 1733 zu Berlin. Nachdem er die pietistische Erziehung, die er im Waisenhause zu Halle durchgemacht, abgeschüttelt und sich mit der neuern Philosophie bekannt gemacht, trat er in das Geschäft seines Vaters und betheiligte sich mit Eifer zugleich an dem Erwachen bessern Geschmackes in der Literatur, indem er den damaligen sich bekämpfenden deutschen Dichterschulen von Gottsched und Bodmer, deren keine etwas Mustergültiges leistete, das Beispiel Milton's und Shakespeare's empfahl, durch welches Streben er mit Lessing in freundschaftliche Beziehungen kam. Mit ihm und Moses Mendelssohn schrieb er seit 1757 die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste", seit 1759 aber, nachdem er Besitzer der väterlichen Buchhandlung geworden, die „Briefe, die neueste Literatur betreffend", welche

ſich jedoch auf Dichtung und Wiſſenſchaft beſchränkten, und, wie ein Zeitgenoſſe ſagt, durch ihre Kühnheit in der literariſchen Welt ebenſo viel Schrecken verbreiteten, als Friedrich's des Großen Heere in der politiſchen. Nach Leſſing's Wegzug trat ſeit 1765 an die Stelle der Literaturbriefe die beſonders dem Kampfe für theologiſche und philoſophiſche Aufklärung gewidmete „Allgemeine Deutſche Bibliothek", welche ſich bis in unſer Jahrhundert erhielt. Durch dieſe Zeitſchrift wurde Nicolai das eigentliche Haupt der von ihr vertretenen Richtung, obſchon ſein Wirken ein unklares und inkonſequentes war. Er ſelbſt liebte es, ſich als frommer Chriſt zu betragen, fleißig in die Kirche zu gehen und das Abendmahl zu nehmen, und in ſeiner Zeitſchrift vertheidigte er das Chriſtenthum und die Offenbarung, nur daß er dann wieder die Übereinſtimmung von beiden mit der Vernunftreligion nachzuweiſen ſuchte und dabei im religiöſen Gebiete doch nichts Anderes unangetaſtet ließ, als Gott, Unſterblichkeit und Tugend. Dieſen Standpunkt beobachtete er auch in ſeinem Roman „Sebaldus Nothanker", für welchen ihm die Kaiſerin Katharina eine goldene Medaille verlieh und Männer wie Leſſing, Wieland und Fichte ihr Lob ausſprachen. Dieſer Ruhm nährte aber eine ſolche Eitelkeit in ihm, daß er gegen die ſpäter eintretende Blüte der deutſchen Literatur und deren Koryphäen Goethe, Schiller, Kant, Fichte und Andere in der kopfloſeſten und abgeſchmackteſten Weiſe, als gegen angebliche Verderber des Geſchmackes ſchmähend und läſternd auftrat. Vergeſſen und verachtet ſtarb er 1811.

Wie Nicolai als frommer Chriſt, ſo gefiel ſich ſein Mitkämpfer für Aufklärung, Moſes Mendelsſohn, in der Rolle eines orthodoxen Juden. Man ſcheute ſich damals durchaus nicht, ſo lächerlich dies heute wäre, allen Hokuspokus einer Kirche mitzumachen, deren innerſte Grundlagen man gleichzeitig untergrub. Nur waren ſchon damals, wie noch heute, die Juden in Bezug auf ihre Religion weit ängſtlicher als ſie und die Chriſten in Bezug auf das Chriſtenthum, und halfen, wie noch heute, den freiſinnigen Chriſten eifrigſt das poſitive Chriſtenthum anfeinden, während ſie an der Thora und dem Talmud kein Jota antaſten ließen, und ſonderbarer Weiſe fiel dies (und fällt noch!) Niemanden auf, als ob es ſo ſein müßte!

Zu dieſen Leuten gehörte auch der von den freiſinnigen Chriſten ebenſo vergötterte, wie von den Juden als Abtrünniger verläſterte und doch Jude vom Kopf bis zur Sohle gebliebene Mendelsſohn. Als Sohn eines Schreibers und Lehrers an der jüdiſchen Schule zu Deſſau 1729 geboren, wurde er ſo ſehr mit Studiren angeſtrengt, daß er auf Lebenszeit nicht nur kränklich, ſondern ſelbſt buckelig blieb. Seinem Lehrer Rabbi Fränkel folgte er 1743 nach Berlin und hatte mit Noth und Elend hart zu kämpfen, wie nicht minder einerſeits mit der jüdiſchen Engherzigkeit, welche allen Verkehr mit Chriſten und alle Anlehnung an die neue Zeit verpönte und anderſeits mit der chriſtlichen Unduldſamkeit und Judenverachtung.

Nachdem er heimlich die lateinische Sprache erlernt und sich im deutschen Stile und in der Philosophie ausgebildet, wurde er Hauslehrer bei einem jüdischen Seidenfabrikanten, dann dessen Buchhalter und Korrespondent und nach seinem Tode Geschäftsantheilhaber. Schon mit vierundzwanzig Jahren wurde er Lessing's Freund, der in ihm einen zweiten Spinoza ahnte, und durch ihn, der die „philosophischen Gespräche" des Juden zu dessen Überraschung drucken ließ, zum Schriftsteller. In dem genannten Werke vertheidigte er im Geiste der Leibniz-Wolf'schen Philosophie gegenüber Voltaire Leibnizens Wahn, daß die bestehende Welt die bestmöglichste sei, und trat in gleichem Sinne mit Lessing gegen Maupertuis auf. Bald fand er jedoch seine bisherige Schule im Punkte ihrer Geringschätzung der Sinnenempfindung zu einseitig und stellte sich in demselben auf Locke's Seite, so daß er sich keinem System völlig anschloß. Weder in diesen Fragen jedoch, noch in der Untersuchung über die Empfindung des Schönen, welcher er sich ebenfalls, doch nicht epochemachend, hingab, errang Mendelssohn seinen höchsten Ruhm, sondern in sogenannten metaphysischen Fragen. In der Beantwortung einer Preisfrage der Berliner Akademie 1763, über das Deutliche in der metaphysischen Wissenschaft errang er den ersten, — Kant den zweiten Preis; die Tiefe des Letztern war den Preisrichtern unergründlich, das Nachbeten Wolf'scher Ansichten durch Mendelssohn weit geläufiger. Der jüdische Philosoph wurde durch dies Ereigniß das Haupt der deutschen Deisten und kämpfte als solches einerseits gegen die bestehenden Religionen und Kirchen (d. h. gegen die christlichen, beileibe nicht gegen die alleinseligmachende mosaische) und anderseits gegen den französischen Materialismus; er wurde der Prophet der nüchternen zweidogmigen Religion, welche alle Offenbarung und Wunder niederwirft, vor den Hypothesen eines Gottes und einer Unsterblichkeit aber schreckenbleich ausruft: „Bis hieher und nicht weiter!", und sich dann anmaßt, diese Hypothesen durch Beweise feststellen zu wollen, deren Grundlagen aber wieder nur die Hypothesen selbst in ewigem Zirkelschlusse sind.

Moses Mendelssohn schrieb über jede dieser beiden deistischen „Wahrheiten" ein eigenes Buch. Zur Begründung der Unsterblichkeitstheorie schuf er, nach Platon's Vorgange, den „Phädon", indem er den Inhalt dieses Gespräches, mit Beibehaltung derselben daran theilnehmenden Personen, derselben anziehenden und gewandten Sprache und derselben seichten, sophistischen Beweisversuche, gewissermaßen modernisirte, d. h. durch Einschaltung der Ansichten neuerer Philosophen vermehrte und popularisirte. Mendelssohn's Phädon besteht aus drei Gesprächen. Im ersten suchte er die Unsterblichkeit daraus zu beweisen, daß die Seele ein vom Körper verschiedenes, selbständiges Wesen sei; dann fiel es ihm erst ein, daß dies letztere selbst erst bewiesen werden müsse, was er im zweiten Gespräche auf unklare und gezwungene Weise versuchte; im dritten

Gespräche beschäftigte er sich, die Unsterblichkeit aus dem im Menschen vorhandenen Streben nach derselben, beziehungsweise nach höherer Vervollkommnung, und aus der Nothwendigkeit einer Belohnung und Bestrafung zu erweisen. Die Bestimmung der Formen, unter welchen die Unsterblichkeit stattfinde, lehnte er ab, ließ sich aber anderswo vernehmen, daß er sich einen individuellen Geist ohne Körper nicht denken könne, womit dann freilich die ganze Seifenblase zerplatzt. Für unsere Zeit hat Phädon keine Bedeutung mehr. Damals aber erregte er großes Aufsehen und jeder fühlende Christ wollte von dem philosophischen Juden belehrt und getröstet sein, daß auch sein liebes Ich nicht der Vernichtung gewidmet sei.

Die Gottesidee behandelte Mendelssohn in den „Morgenstunden", welche 1785, kurz vor seinem Tode, erschienen. Auch hier geht er wieder von der unbewiesenen Voraussetzung eines „allervollkommensten Wesens" aus, welches (natürlich wenn es ist!) nicht unmöglich, auch nicht blos möglich sein könne, sondern wirklich sein müsse, und sucht dies mit großem Aufwande von Beredsamkeit zu beweisen. Im unvollendeten zweiten Theile bemühte er sich, die „Vorsehung" zu „retten", zwar in erhabener, begeisterter Sprache, aber eben mit derselben Ohnmacht, mit welcher dies noch heute und ewig versucht wird! Sein Hauptmotiv ist am Ende, wie bei Voltaire, nur das Bodenlose des „Trostes", während jeder Trost an sich ein Nothbehelf ohne innere Wahrheit, ja mit offenbarer Vermäntelung der Wahrheit ist! Daß sich Mendelssohn ein Leben ohne Gott und Jenseits nicht als ein vernünftiges denken konnte, zeigt, daß er noch nicht völlig zum Begriffe der Humanität durchgedrungen war, welche stets das hohe Ideal der möglichsten Beglückung aller Wesen, und zwar ohne selbstsüchtige Zwecke verfolgt. Es stimmt wehmütig, daß er an seinem Freunde Lessing, als es hieß, derselbe sei Spinozist gewesen, verzweifeln wollte und so darlegte, daß er sich zu dem Geiste seines charaktervollern Stammesgenossen nicht erheben konnte.

Es war eigentlich nur konsequent, daß Mendelssohn der Deist die Taufe nicht annahm. Im Glauben sind Deismus und Judenthum wesentlich identisch, und die Christen jener Zeit waren nicht wenig überrascht, den Wahn fallen zu sehen, als ob der Deismus ein geläutertes Christenthum wäre. Daß aber der jüdische Philosoph an den veralteten und lächerlichen Ceremonien seiner Religion festhielt, widert uns ebenso sehr an, als daß Voltaire beichtete. Beides sind Schwächen, doch liegt diejenige Mendelssohn's im Erkennen, diejenige Voltaire's im Willen. Freilich fällt mit den Ceremonien das Judenthum und wird zum wirklichen Deismus; aber was würde dies am Ende schaden? — Indessen hat sich Mendelssohn das Verdienst erworben, die Dürre und Nüchternheit des Rationalismus unserer Väter durch Wärme des Gemütes und Erregung der Fantasie belebt zu haben.

Ein weiteres Verdienst Mendelssohn's ist, die Juden der deutschen Bildung näher gebracht zu haben, und zwar in einer Zeit, wo sie noch von den Regierungen despotisch unterdrückt und vom Pöbel barbarisch mißhandelt und verfolgt wurden. Dieser Umstand begeisterte ihn zu seiner besten, weil an Thatsachen anknüpfenden Schrift „Jerusalem" (1783), worin er die Gewissensfreiheit, mit besonderer Rücksicht auf seine Stammes- und Glaubensgenossen, verfocht und in oft begeisterter Sprache (theilweise aber viel zu breitspurig) vertheidigte und die Trennung von Staat und Kirche forderte. Mit seinen da ausgesprochenen Hauptgrundsätzen, soweit sie nicht die von ihm vertheidigte göttliche Offenbarung der mosaischen Gesetze betreffen, kann auch der moderne Mensch durchaus sympathisiren. Kant und Mirabeau bewunderten das Buch, und es beweist seine Wahrheit durch den seither erfochtenen Sieg seiner Prinzipien. Der Verfasser starb am 4. Januar 1786.

Die übrigen Popularphilosophen sind von geringerer Bedeutung. Es gehören zu ihnen: Johann August Eberhard, geboren 1739 zu Halberstadt, Freund Nicolai's, Mendelssohn's und Lessing's, Prediger, seit 1778 Professor in Halle, gestorben 1809, Verfasser der gut gemeinten, aber sehr weitschweifigen „Apologie des Sokrates", in welcher er gegen die Beschränkung der Seligkeit auf die Christen eiferte — eigentlich ein Streit um des Kaisers Bart, so lange die „Seligkeit" keine erwiesene Thatsache ist, — Johann Heinrich Schulz, Prediger zu Gielsdorf bei Berlin, der Erste, der es wagte, statt in der Perücke, mit dem Zopfe die Kanzel zu besteigen, daher er „Zopf-Schulz" genannt wurde (wann wird es einen Bart-Schulz geben?), und der, im Gegensatze zu Mendelssohn's Trennung von Kirche und Staat, die Aufhebung der Religion und Theologie und ihre Ersetzung durch eine moralische Staatskirche verfocht, wofür ihn die Reaktion nach Friedrich's des Großen Tod verfolgte und der unwürdige Nachfolger desselben entsetzte, — dann die Moralisten Garve und Steinbart und der Humorist Johann Jakob Engel, Herausgeber des „Philosophen für die Welt". Die letzten Vertreter der eigentlichen Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts waren F. Gedike und J. E. Biester, Illuminaten, Gegner der Rosenkreuzer und Jesuiten, mit ihrer einflußreichen „Berlinischen Monatsschrift", welche Nicolai verlegte und an welcher Kant mitarbeitete.

Mit dem letztgenannten Namen dagegen begegnen wir einem Geiste, welcher die zwar verdienstvolle, aber einseitige und philosophisch schwach begründete Richtung, der das aufgeklärte Deutschland im vorigen Jahrhundert huldigte, überwand und mit Titanenkraft die Gesetze des Denkens in neuer und überwältigender Form auf den Kampfplatz der Zeit stellte.

Immanuel Kant wurde am 22. April 1724 als Sohn eines Sattlers zu Königsberg in Ostpreußen geboren. Seit 1740 besuchte er die dortige

Universität, mit der Absicht, sich der Theologie zu widmen. Schriftsteller wurde er 1747 durch eine Schrift über die „Schätzung der lebendigen Kräfte", Privatdocent an der Universität 1755, als welcher er über philosophische und naturwissenschaftliche Fächer vortrug. In den ersten Jahren seiner Thätigkeit wandte er sich mit Vorliebe der Naturwissenschaft zu, mit Bezug auf welche sein wichtigstes Buch die „allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels nach Newton's Grundsätzen" ist, worin er ausführte, daß die Natur an unabänderliche Gesetze und an einen von Gott gemachten Plan der Vollkommenheit gebunden sei, — Alles noch im Banne der Wolf'schen Lehre. Seit dem Jahre 1762 dagegen war er ausschließlich der Philosophie ergeben. Seine ersten hieher gehörigen Arbeiten betrafen die Logik und Metaphysik, und zwar zunächst im Anschlusse an Hume's Skeptizismus, nach welchem ihm jene beiden Wissenschaften in ihrer damals herrschenden Gestalt als „leere Hirngespinnste" erschienen. Er protestirte gegen den Wolf'schen Wahn, die Philosophie mathematisch beweisen zu können, und gegen die Anmaßungen der damaligen Philosophen überhaupt, Alles, auch das Unbestimmbarste, genau erklären zu wollen. Ein eigentlich neues System deutete er zum ersten Male an in den „Träumen eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik" (1766), worin er in äußerst anziehender Sprache die Fantasien der bisherigen Philosophen mit Geistersseherei zusammenstellte. Erst mit 46 Jahren, 1770, wurde er Professor, — erst mit 57 Jahren, 1781, gab er sein erstes Hauptwerk, die Kritik der reinen Vernunft, 1787 das zweite, die Kritik der praktischen Vernunft, 1790 das dritte, die Kritik der Urtheilskraft heraus. 1793 erschien seine „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" und ein Jahr darauf gab er seine Professur wegen Altersschwäche auf. Nachdem er kindisch geworden, starb er 1804. Genüsse des Lebens hatte er, außer den Studien, niemals gekannt. Er war weder jemals verheiratet, noch kam er während seines ganzen Lebens über die nächste Umgebung von Königsberg hinaus, was aber die Weite und Tiefe seines Blickes, wie er sie in seiner großen philosophischen Trilogie an den Tag gelegt, nicht beeinträchtigte. Schon bei Lebzeiten, doch erst in seinen späteren Jahren, erlangte sein Name einen großen Ruf, und aus ganz Deutschland kamen die Weisheitdurstigen, ihn zu sehen und zu hören.

Als Einleitung in die Lehre Kant's können wir seine „Träume eines Geistersehers" betrachten.

Kant beginnt mit der Untersuchung, was ein Geist sei. Er gesteht zuvörderst seine Unwissenheit in dieser Frage, gegenüber der eingebildeten Vielwisserei Anderer. Dann gelangt er zu dem Schlusse, daß unter Geistern nur einfache, mit Vernunft begabte Wesen, welche keinen Raum ausfüllen und daher immateriell sind, verstanden werden können. Damit ist aber noch nicht einmal die Möglichkeit, geschweige die Wirklichkeit solcher Wesen bewiesen, und ebensowenig, ob die menschliche Seele ein

ſolches ſei. Kant iſt zwar geneigt, das Daſein immaterieller Naturen in der Welt zu behaupten und ſeine Seele ſelbſt in die Klaſſe dieſer Weſen zu verſetzen; allein die Frage, wie es komme, daß ein Geiſt und ein Körper zuſammen Eins ausmachen und wodurch dieſe Einheit wieder aufgehoben werde, überſteigt ſeine Einſicht. Über dieſe Ungewißheit kommt er daher ſo wenig hinaus, wie irgend ein Anderer, aber er verſucht es wenigſtens, die beſtehende Hypotheſe vom Geiſtigen, die man vor ihm als eine ſchlechthin feſtgeſtellte, des Nachweiſes nicht bedürftige Thatſache angeſehen, zu erklären. Es gibt in uns, führt er aus, ein Gefühl, daß unſer Wille einer geheimen Macht unterworfen ſei, welche ihn zwingt, ſeine Abſichten nicht blos auf das eigene, ſondern auch auf Anderer Wohl zu richten. Er nennt dieſe Macht den „allgemeinen Willen", welcher in der Welt der denkenden Naturen eine „moraliſche Einheit" nach blos geiſtigen Geſetzen begründe. Er möchte dies aus einer Kraft erklären, welche die Geiſter in ähnlicher Weiſe verbinde, wie Newton's Gravitation die Körper, und wünſcht daher, die menſchliche Seele möchte Beſtandtheil einer Geiſterwelt ſein und dieſe Eigenſchaft nach dem Tode fortſetzen, Alles jedoch nur nach Maßgabe des göttlichen Willens, nicht nach willkürlicher Anordnung menſchlicher Weisheit. Daß aber der Menſch durch ſeine Sinne jemals abgeſchiedene Seelen oder reine Geiſter wahrnehmen könne, verneint unſer Philoſoph beſtimmt, und fügt bei, von der „andern Welt" könne eine anſchauende Kenntniß nur erlangt werden, indem man etwas von dem Verſtande einbüße, den man für die gegenwärtige nöthig habe! Die Geiſterſeherei will er daher an der Hand der Erfahrung als krankhafte Einbildung preisgeben, „ohne jedoch," wie er nachher, Obigem widerſprechend, hinzufügt, „ihr gänzlich alle Wahrheit abzuleugnen." Soweit der erſte oder dogmatiſche Theil. Im zweiten oder hiſtoriſchen beſchäftigt ſich Kant mit dem Geiſterſeher Swedenborg, deſſen erſtaunliche Gaben (oben S. 162) er aus dem „Hörenſagen" ableitet und deſſen Werken er allen Aufwand von Verſtand abſpricht. — Intereſſant iſt die Angabe der Zwecke, welche Kant mit dieſen Ausführungen verfolgte. Er wollte damit der Metaphyſik nützen, in welche er „das Schickſal habe verliebt zu ſein", ob er ſich gleich von ihr nur ſelten einiger Gunſtbezeugungen rühmen könne. Dieſe Wiſſenſchaft leiſte, meint er, zweierlei Vortheile: erſtens: den Aufgaben ein Genüge zu thun, die das forſchende Gemüt aufwerfe, wenn es verborgeneren Eigenſchaften der Dinge durch Vernunft nachſpähe; — aber hier täuſche der Ausgang nur gar zu oft die Hoffnung, — zweitens: einzuſehen, ob dieſe Aufgaben aus demjenigen, was man wiſſen kann, auch beſtimmt ſeien, und welches Verhältniß dieſe Frage zu den Erfahrungsbegriffen habe, darauf ſich alle unſere Urtheile jederzeit ſtützen müſſen. Inſofern ſei die Metaphyſik „eine Wiſſenſchaft von den Grenzen der menſchlichen Vernunft." Dieſes Geſtändniß iſt nur eine Paraphraſirung des einfachen Fauſtiſchen, „daß wir nichts wiſſen können", und beſtätigt

vollkommen des Verfassers dieses Buches Urtheil über die Metaphysik (Einleitung S. 5 ff.). Das große Verdienst Kant's ist aber nach Allem, daß er zuerst gewagt hat, das ganze geistige Gebiet als Hypothese und alle Versuche, dasselbe näher zu bestimmen, als Träume hinzustellen. Das Jenseits ist ihm nur eine angenehme Hoffnung, aber freilich noch eine solche, welche er nicht entbehren zu können glaubt.

Dies sind die Grundideen des Riesenwerkes der Kant'schen Kritik. Es kann nun nicht unsere Aufgabe sein, den Inhalt desselben vollständig darzustellen. Die rein metaphysischen Begründungen müssen wir schon um der dunkeln, schwierigen und für Laien im Gebiete übersinnlicher Erörterungen unverständlichen Sprache willen übergehen und beschränken uns darauf, diejenigen Resultate der Philosophie Kant's aufzuführen, welche für unsere Zeit und für das Interesse der gebildeten Welt überhaupt noch von Interesse sein können.

Kant hat die seit dem siebenzehnten Jahrhundert auseinandergehenden Richtungen des Sensualismus oder Realismus und des Spiritualismus oder Idealismus wieder zu vereinigen gesucht, indem er der ersten, der Schule Locke's, zugab, daß das Ich allerdings nur durch die Erfahrung Erkenntnisse sammle, und der zweiten, der Schule Leibnizens, daß es dann aber mit Hülfe im Verstande enthaltener Begriffe frei der Außenwelt gegenübertrete. In ersterer Beziehung nannte er das Ich das theoretische, in zweiter Beziehung das praktische. Während die Außenwelt den Stoff zur Erkenntniß liefert, gibt das erkennende Subjekt die Form dazu, nämlich die Begriffe des Verstandes; ohne das Zusammenwirken von Außenwelt und Verstand gäbe es keine Erfahrung. Dies Zusammenwirken jedoch hat zur Folge, daß wir die Dinge nicht so erkennen, wie sie wirklich sind, sondern nur, wie sie uns erscheinen. Anderseits aber können wir nichts erkennen, wofür es keine Erfahrung gibt, — der Verstand allein liefert keine Erkenntniß, wenn seinen Begriffen nicht sinnlich erkannte Außendinge entsprechen; *das Uebersinnliche kann daher nicht erkannt werden.* Der übersinnlichen Ideen, welche die Vernunft, d. h. die höhere Entwickelung des Verstandes, ohne Erfahrung bildet, gibt es nun drei: Seele, Welt als Ganzes und Gott (psychologische, kosmologische und theologische Idee). Wir können weder erkennen, ob es eine Seele als vom Körper unabhängiges geistiges Prinzip im Menschen gebe, und welches nach dem Tode ihr Schicksal, — noch ob die Welt Grenzen in der räumlichen Ausdehnung und zeitlichen Dauer habe oder nicht, — noch ob es ein höchstes Wesen gebe, das die Welt erschaffen habe und leite. Es kann weder bewiesen werden, daß einer dieser Ideen thatsächliche Verhältnisse entsprechen, noch daß dies nicht der Fall sei; es kann hier überall nur Vermutung stattfinden. Alle Versuche von Beweisen in diesen Dingen beruhen auf Trugschlüssen, d. h. auf Voraussetzungen, die nicht erwiesen

werden können, sondern wieder nur auf ihren eigenen Folgerungen beruhen und mit diesen fallen.

Die Eigenthümlichkeit des Verfahrens Kant's besteht nun darin, daß er, was er mit der einen Hand in der „Kritik der reinen Vernunft" niederreißt, mit der andern Hand in der „Kritik der praktischen Vernunft" wieder aufzubauen sucht. Er geht dabei von der Freiheit des Willens aus, welche, wie er sagt, als „inneres Faktum" in uns gegeben, Thatsache der innern Erfahrung sei. Die Freiheit ist die Form, mit deren Hülfe die Neigungen und Begierden, als Stoff, das Handeln hervorbringen. Die erstere ist für alle Menschen gemeinsam; sie spricht mit „kategorischem Imperativ": Du sollst, während die sinnlichen Bestandtheile des Willens sehr verschieden sind, und unter den Menschen als manigfaltige „Maximen" vorkommen. Aus beidem, Imperativ und Maxime, geht das oberste Gesetz der Moral hervor: man solle so handeln, daß die Maxime des Willens eines Jeden zugleich als Princip allgemeiner Gesetzgebung gelten könne, und dies moralische Gesetz solle die einzige Triebfeder des Willens sein. Kant übertreibt jedoch diesen Grundsatz in der Weise, daß er die Pflicht für unverträglich mit der Neigung hält. Er forscht dann weiter nach dem „höchsten Gute", und findet dasselbe dann vollständig, wenn sich die höchste Tugend mit der höchsten Glückseligkeit verbindet. Die Verwirklichung der erstern findet er in der Unsterblichkeit der Seele, als einzig möglicher Art und Weise unendlichen Fortschritts zur Vollkommenheit, die Verwirklichung der zweiten im Dasein Gottes, als der einzig möglichen Quelle der Glückseligkeit. So nimmt also Kant als „Forderungen der praktischen Vernunft" dieselben Ideen an, welche er als von Seite der reinen Vernunft unbeweisbar dargelegt hatte, d. h. Kant will wissen, daß diese Ideen „Objekten entsprechen"; aber der Mensch kann sie nicht erkennen. Da indessen dieselben allein auf der Moral beruhen, so ist für Kant auch alle Religion in der Moral enthalten und beruht allein auf ihr. Er verwirft daher die Dogmatik und will nur eine moralische Kirche, welche zugleich eine allgemeine, eine von Aberglauben und Schwärmerei reine, eine freie und eine unveränderliche sein soll. Die Vernunft ist ihm die oberste Richterin religiöser Schriften, das Historische der letzteren an sich gleichgültig. „Reich Gottes" nennt er die Verwirklichung des Vernunftglaubens, womit das Ende der Geschichte eintreten solle.

Kant's Lehre kommt einer vollständigen Revolution in der Geschichte der Philosophie gleich. Er hat der alten scholastischen Methode des Behauptens ohne Beweis, des Aufstellens von Hypothesen als Gesetzen, welchem sogar noch ein Spinoza, trotz seiner Unabhängigkeit von der Theologie, ergeben war, mit einem Schlage ein Ende gemacht. Dem Übersinnlichen hat er seine richtige Stellung angewiesen, als bloße Forderung der praktischen Vernunft, d. h. als blos durch Nachdenken

hervorgebrachte, freiwillige, nicht allgemein verbindliche Annahme. Der Theologie, oder genauer genommen der Dogmatik, als Wissenschaft, ist damit der Todesstreich versetzt und zugleich auch die Axt an den unfruchtbaren Baum der Metaphysik gesetzt, den jedoch Kant noch nicht umzuhauen wagte, obschon in seinem eigenen System dessen Werthlosigkeit so gut wie eingestanden ist. Die Kant'schen Postulate des freien Willens, der Unsterblichkeit und des Daseins Gottes sind, trotz ihrer Forderung durch die praktische Vernunft, um nichts gewisser geworden, und die praktische Vernunft der Gegenwart besteht auch ohne sie.

Seit dem Erscheinen von Kant's Kritiken trat deren Lehre dieselbe Herrschaft auf den deutschen Hochschulen an, welche vorher die Wolf'sche Philosophie eingenommen hatte, die jetzt keine Beachtung mehr fand. Kantianer bearbeiteten mit Eifer das gesammte Gebiet der Wissenschaften; in der Philosophie wurde des Meisters System namentlich weiter gebaut und verbessert von Reinhold, Bardili, Schulze, Beck, Fries, Krug und Bouterwek. Die über diese Epigonen hinwegschreitenden Nachfolger des Weisen von Königsberg, Fichte und Herbart, fallen in die nächste Periode der Kulturgeschichte.

Dagegen fand Kant's Kriticismus auch Widerstand. Schwärmerische und gläubige Richtungen konnten die Beschränkung der Erkenntniß auf die sinnliche Erfahrung und die Herabsetzung der Grundlagen aller Religion von absoluten Wahrheiten zu bloßen Forderungen der praktischen Vernunft nicht ertragen und suchten daher wieder neue Ausgangspunkte für das denkende Ich. Zu diesen Rittern des Gemütes, die sich aus den unbequemen Fesseln der Vernunft loszuringen und dafür die nach ihrer Ansicht leichteren des Glaubens anzulegen strebten, gehören Hamann, Herder und Jacobi.

In der nämlichen Stadt wie Kant, aber sechs Jahre später, am 27. August 1730, wurde Johann Georg Hamann, als Sohn eines Wundarztes, geboren, dessen Bruder den zweiten Theil des Schauerromans der „asiatischen Banise" geschrieben hatte*). Er widmete sich vorzüglich der Philologie und gab schon im zwanzigsten Jahre mit Freunden eine Zeitschrift „Daphne" heraus. Er war seit 1752 Hauslehrer in Liefland und dann in Kurland und machte sich zudem in ausgedehntem Maße mit der ältern und neuern Literatur bekannt; lebhaft bewunderte er die französische Encyklopädie und Kant's Philosophie. Im Jahre 1756 besuchte er, in der Absicht, sich dem Handel zu widmen, Berlin, die deutschen Seeplätze, Amsterdam und London, wo er in schlechte Gesellschaft und in Schulden gerieth, zugleich aber sich in die Bibel vertiefte, die er in extrem schwärmerischem und mystischem Geiste auffaßte, womit er sich

*) Gildemeister; Johann Georg Hamann's, des Magus im Norden, Leben und Schriften. 3 Bde. Gotha 1857.

zu den Bestrebungen der gebildeten Welt seiner Zeit in den schroffsten Gegensatz brachte. Nachdem seine Plane fehlgeschlagen, kehrte er nach Riga zurück, wo er in der Familie Berens, für welche er gereist war, lebte und für Beichte und Abendmahl schwärmte. Dunkle Empfindungen, innere Stimmen und Bibelstellen leiteten ihn zu Allem, selbst zu Heiratsgedanken. Seit 1759 lebte er in Königsberg wieder ganz der Literatur. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er, veranlaßt durch seinen Freund Berens und den großen Kant, welche ihn besuchten, mit den „Sokratischen Denkwürdigkeiten". Er gelangte ohne Absicht, aus innerm Antrieb dazu, und ein philosophisches System stellte er weder auf, noch nahm er dasjenige eines Andern an. Seine Ausdrucksweise ist kurz, der Weitläufigkeit abgeneigt, reich an Bildern und Farben, an Witz, Humor und Ironie, dabei aber dunkel und schwer verständlich. Die mathematische Methode in der Philosophie verwarf er und läugnete die Annahme, daß die Mathematik den Verstand schärfe, was nach ihm die Sprachlehre weit mehr thue. Sein Standpunkt war getheilt zwischen Glauben und Zweifel, indem er überzeugt war, daß alles menschliche Wissen Stückwerk sei. Seinen Zweifel wandte er jedoch, in verdächtiger Unbefangenheit, ausschließlich auf die Philosophie, ja sogar auf die Naturwissenschaft, seinen Glauben aber auf die — Bibel an, welche er „das größte Muster und den feinsten Probestein aller menschlichen Kritik" (!) nannte. In seinen Schriften liebte er es, in irgend einer Maske aufzutreten, z. B. als „kreuzfahrender Philolog", als „Oberzöllner Zachäus", meistens aber als „Magus im Norden", und ebenso: seinen Bekannten Namen aus dem Alterthum oder Mittelalter zu geben. Die Titel seiner Werke waren ebenso dunkel als diese selbst, doch so gewählt, daß sie, wenn enträthselt, den Inhalt deutlich angaben.

Hamann's „Sokratische Denkwürdigkeiten" (1759) entwickeln sein System des „Nichtswissens". „Unser eigen Dasein," sagt Hamann, „und die Existenz aller Dinge außer uns muß *geglaubt* und kann auf keine andere Art ausgemacht werden." Und weiter: „Was man glaubt, hat daher nicht nöthig bewiesen zu werden, und ein Satz kann noch so unumstößlich bewiesen sein, ohne deshalb geglaubt zu werden (!)." „Der Glaube ist kein Werk der Vernunft und kann daher auch keinem Angriffe derselben unterliegen (?), weil Glauben so wenig durch Gründe geschieht, als Schmecken und Sehen." Von Sokrates sagt er: „Mein Sokrates bleibt als Heide groß und nachahmungswürdig. Das Christenthum würde seinen Glanz verdunkeln." Das Buch besteht übrigens aus oft geistreichen Reflexionen, die sich an Ereignisse aus dem Leben des Sokrates knüpfen, und fand nicht vielen Beifall, und noch weniger Verständniß, was den Verfasser zu dem „Nachspiele", betitelt „Wolken", veranlaßte. Verstanden wurde er blos von seinem Antipoden Kant, mit welchem er häufig korrespondirte und der mit ihm eine „Physik für Kinder" (!)

zu ſchreiben beabſichtigte, welcher tolle Gedanke (der Myſtiker als Naturforſcher!) aber nicht zur Ausführung kam. An einen Freund ſchrieb Hamann über Kant: „Wir ſtehen ſo mit einander, daß ich bald eine ſehr nahe, bald eine ſehr entfernte Verbindung mit ihm zu haben vorausſehe.“

Hamann entwickelte eine merkwürdige Arbeitskraft. Während er ſeine zahlreichen Schriften verfaßte, las er ſämmtliche griechiſche und römiſche Klaſſiker im Original, beſchäftigte ſich mit dem Arabiſchen und anderen orientaliſchen Sprachen, und vervollkommnete ſich ſo im Franzöſiſchen, daß er mehrere Bücher in dieſer Sprache ſchrieb. Dieſe Vielſeitigkeit verhinderte ihn jedoch nicht, auf die einſeitigſte Weiſe über die Beſtrebungen der Aufklärung abzuurtheilen und Die herabzuwürdigen, die nicht gerade ſeinen Glauben hatten, nämlich den lutheriſchen, für welchen er gegen „Theismus“ und „Papſtthum“ ſtritt. Ja dieſer „Glaube“ riß ihn ſo weit hin, die Wiſſenſchaft zu verachten, die demſelben unbequem erſchien, ſo daß er, wie er ſagt, „den neuen Hypotheſen der Sternkunſt ſo gehäſſig war, ohne ſie zu verſtehen,“ daß er ihnen, „ohne zu wiſſen warum, nach dem Leben ſtand, vielleicht blos, weil ſie ihn — in ſeiner Andacht ſtörten!“ — Die reinſte Umkehr der Wiſſenſchaft! — Hamann ſparte darum kein Salz, Voltaire, den er den „wahren Luciſer des Jahrhunderts“ nannte und in deſſen Charakter er „ein leuchtendes Beiſpiel von der Scheinheiligkeit des Unglaubens“ fand, ſowie deſſen Geſinnungsgenoſſen, die „Tartüffe des Unglaubens“, — zu bekämpfen und ſo auch ſeinen eigenen großen König in verſteckter Weiſe zu zwicken. Bezeichnend iſt es, daß er ſich des ebenfalls mit der religiöſen Aufklärung zerfallenen Rouſſeau annahm, für deſſen „neue Heloiſe“ er begeiſtert war und ihr einen „neuen Abälard“ folgen zu laſſen beabſichtigte. Auch iſt es ein ſonderbares Zuſammentreffen, daß er, gleich Rouſſeau, mit einer ungebildeten Perſon in wilder Ehe lebte, ihre vier Kinder zwar auferzog, die Ehe aber aus nichtsſagenden Gründen unterließ. Eine erſtaunliche Liebhaberei hatte Hamann dafür, die Recenſionen ſeiner Werke in beſonderen Aufſätzen zu widerlegen und die Recenſenten durch Verſtellung ihrer eigenen Worte lächerlich zu machen. In dieſen Fall kam er namentlich oft gegenüber ſeinem ſonſtigen Freunde Mendelsſohn, deſſen „Literaturbriefe“ ſich wiederholt mit ihm beſchäftigten. Wie mit dem jüdiſchen Vertreter des damaligen deutſchen Rationalismus, ſtand Hamann auch mit deſſen feinſtem Geiſte, Leſſing, in Korreſpondenz, während Herder ſein jüngerer, eigentlich von ihm auferzogener Freund war. Durch ihn wurde Goethe auf Hamann aufmerkſam und gab ſich der Einwirkung der Schriften desſelben ſo ſehr hin, daß Gildemeiſter findet, der Fauſt ſei in Vielem eine Kopie des Magus im Norden. So begrüßte hinwieder auch Hamann Goethe's Erſtlingswerke als eine „Morgenröthe“ der deutſchen Literatur. Am beſten verſtand er ſich mit ſeinem myſtiſchen Bruder Lavater. Beide apoſtrophirten einander in dithyrambiſchem Pathos.

Viele Sonderbarkeiten Hamann's lassen sich übrigens erklären durch seine bedrängte Lage. Er bekleidete seit 1767 die Stelle eines Übersetzers bei der (s. oben S. 90) in französischen Händen liegenden preußischen Finanzverwaltung, konnte keine Beförderung erlangen, erlitt vielmehr Abzüge von seinem Gehalte, opferte in sechs Jahren sein Vermögen, seine Gesundheit und die Kraft seiner Augen und gerieth in eine Schuldenlast von 700 Thalern, so daß er 1776 zum Verkaufe seiner Bibliothek Zuflucht nahm, was durch eine plötzliche Krankheit verhindert wurde. Seine Beschwerden wurden von den Vorgesetzten mit französischer Arroganz verhöhnt. Erst 1777 stieg er zum „Packhofverwalter" empor. Er war übrigens stets kränklich, wie er auch von Jugend auf an schwerer Zunge und Kahlköpfigkeit litt. Er ließ sich wegen letzterer mit einem Tuche um den Kopf zeichnen und hielt einst dessen große Zipfel, nachdem er jenen Umstand, wie es scheint, vergessen, für von seinen Feinden angebrachte — Eselsohren.

Mit der Zeit wurde Hamann's „Ekel vor allem Thun und Leiden des Seculi" immer größer, seine Hypochondrie nahm zu, und er entzog sich beinahe allem Umgange. Sein „Christenthum" wurde ausschließlicher, und er ärgerte sich sogar über allegorische Statuen aus der griechischen Mythologie. Als seines Freundes und Wohlthäters Kant „Kritik der reinen Vernunft" erschien, die er mit Sehnsucht erwartet hatte, durch welche ihm aber „alle metaphysischen Untersuchungen verekelt wurden", bereitete er sich lange auf eine „Metakritik über den Purismum der Vernunft" vor. Er gab sie zwar aus Schonung gegen Kant nicht heraus; aber er behandelte Letztern mit Ironie und nannte seine „reine Vernunft" Blendwerk. Nach Hamann ist die Quelle der Philosophie nicht die Vernunft, sondern blos die Sprache, welche er in einer frühern Schrift als direkt von Gott eingegeben nachzuweisen versucht hatte. Die höchst verworrene Auseinandersetzung seiner Hypothese überzeugte jedoch natürlich Niemanden, daß durch diese Schrift Kant überwunden sei.

Neben der „Metakritik", der wichtigsten von Hamann's Schriften, steht als zweite seine Entgegnung auf Mendelssohn's „Jerusalem" (oben S. 366), unter dem Titel „Golgatha und Scheblimini, von einem Prediger in der Wüste" (1784). Er faßte nämlich erstere Schrift als eine gegen das Christenthum feindliche auf und stellte den Mendelssohn'schen Klagen über die Unterdrückung des Judenthums durch dessen mächtigere Tochter das wahre, sich erniedrigende Christenthum gegenüber. Er that dies in geschickter Zusammenstellung eigener Worte und Satztheile Mendelssohn's; der eigentliche Zweck aber war, die Berliner Aufklärer, Schulz, Biester und Andere zu treffen; für unsere Zeit haben indessen beide Schriften gleich wenig Bedeutung mehr.

Das waren Hamann's unnütze und jetzt verschollene Feldzüge gegen die „natürliche Religion". Der alternde Magus wurde nicht mehr müde,

gegen alle Aufklärung zu eifern. Von Kant ſagte er, bei Erſcheinen von deſſen „Metaphyſik der Sitten“, der Scharfſinn ſei ſein böſer Dämon, „faſt wie Leſſing's ſeiner.“ Eine erfreulichere Erſcheinung daneben iſt ſeine Sorge für die Erziehung und Ausbildung ſeiner Kinder, die bei dem Umſtande, daß er ihnen die Ehre einer ehelichen Geburt nicht gegönnt, als ein unerklärliches Räthſel erſcheint.

Nachdem Hamann wegen ſeiner gründlich zerſtörten Geſundheit lange vergeblich um einen längern Urlaub gebeten, wurde er 1787 endlich von ſeiner als überflüſſig erklärten Stelle barſch entlaſſen. Er verließ nun, einem längſt erſehnten Ziele folgend, Königsberg und begab ſich nach Münſter in Weſtfalen, um dort bei ſeinem Freunde Buchholz und in Pempelfort bei Düſſeldorf im Hauſe des Philoſophen Jacobi Kuren zu gebrauchen. Dieſe beſtanden theilweiſe in Magnetismus, der ihm natürlich nichts half. In Münſter wurde er auch mit der Fürſtin Amalie Gallizin, Tochter des preußiſchen Generals von Schmettau (geb. 1748), bekannt, welche in ihrer Jugend der freigeiſtiſchen Philoſophie ihrer Zeit ergeben war, ſich dann aber bekehrt und ſeit längerer Zeit nichts mehr geleſen hatte, als die Bibel und — Hamann's Schriften, und in deren ſchöngeiſtig-frommem Kreiſe ſich Jacobi und alle übrigen der Aufklärung Widerſtehenden trafen. In ihrer Gegenwart ſtarb der Kranke am 19. Juni 1788.

Hamann's Bedeutung beſteht in ſeiner Antipodenſtellung zu ſeinem Freunde und Mitbürger Kant und in ſeiner Eigenſchaft als Vorläufer und Lehrer Herder's. Ohne dieſe Verhältniſſe hätten wir ihn neben ſeinem Geiſtesbruder Lavater in die Geſchichte des Aberglaubens und der Myſtik, ſtatt in jene der Philoſophie, verſetzen müſſen.

Hamann's bedeutendſter Schüler, Johann Gottfried Herder, wurde 1744 am 25. Auguſt zu Mohrungen in Oſtpreußen geboren. Sein Vater, ein Schullehrer, erzog ihn in ſtrenger Ordnung und Pünktlichkeit; der dortige pedantiſche und prügelſüchtige, aber gerechte Rektor Grimm unterrichtete ihn in den Wiſſenſchaften, und der kränkliche Sonderling Prediger Treſcho, der ihn zum Famulus annahm, ſuchte in ihm eine myſtiſch-fromme Richtung zu wecken. Im Jahre 1762 aber nahm ihn ein ruſſiſcher Militärwundarzt von ſchwediſcher Abkunft mit ſich nach Königsberg, um ihn Medicin ſtudiren zu laſſen. Herder konnte jedoch, ſeiner empfindlichen Nerven wegen, dieſer Wiſſenſchaft keinen Geſchmack abgewinnen, und zog es vor, ſich der Theologie zu widmen. Daneben erhielt er eine Lehrſtelle am Friedrichs-Collegium. In der lebhaftern Umgebung verlor er bald ſeine frühere Schüchternheit. Beſonders günſtig wirkte Kant auf ihn, bei dem er Philoſophie hörte und deſſen Ideen ihn begeiſterten, während er ihrer metaphyſiſchen Einkleidung weder Verſtändniß noch Intereſſe abgewann, da ſein Gemüt andere, poetiſchere Bedürfniſſe hatte. Letzteren entſprach beſſer ein älterer Freund, den er in Königsberg gewann, und den er wie einen Heiligen anſtaunte —

Hamann. Eine Berufung an die Domschule zu Riga entfernte 1764 Herder'n von Königsberg, von welcher Stadt er kurz nach einer verheerenden Feuersbrunst mit dem Gedichte „die Asche Königsbergs" Abschied nahm. Der erst zwanzigjährige Lehrer und Prediger erwarb sich große Achtung. Im Jahre 1766 ließ er sich als Freimaurer aufnehmen und arbeitete für zeitgemäße Entwickelung des Bundes. Um die Welt und die Kulturbestrebungen seiner Zeit besser kennen zu lernen, trat er 1769 eine größere Reise an. Zu Schiffe begab er sich zuerst nach Nantes, um sich in der französischen Sprache auszubilden. Dann machte er sich in Paris mit dem Kulturzustande Frankreichs und mit den Chorführern der dortigen Literatur bekannt. Er war jedoch durch die dortigen Zustände nicht befriedigt und nahm die Stelle des Reisebegleiters eines holsteinischen Prinzen an, zu welchem er durch die Niederlande nach Eutin eilte, um dann mit ihm Deutschland zu durchkreuzen und den nächsten Winter in Straßburg zuzubringen, wo er mit Goethe und Jung-Stilling verkehrte und seine nachherige Gattin kennen lernte. Da ihm jedoch seine Stellung wegen des Neides der Höflinge nicht zusagte, nahm er seine Entlassung und ging auf einen Ruf hin, nach dem Bestehen einer schmerzhaften und dazu mißlungenen Operation am Auge, 1771 als Konsistorialrath nach Bückeburg. Des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe wunderliche Liebhabereien jedoch (s. oben S. 80), das unerquickliche Hofleben, und die damit verbundene Unmöglichkeit, Herder's Plane nothwendiger Reformen im Kirchen- und Schulwesen zu verwirklichen, verstimmten ihn in hohem Grade, und nur die Freundlichkeit der ihn allein würdigenden Gräfin versüßten ihm den Aufenthalt. Im Jahre 1773 führte er seine Braut Karoline Flachsland heim; auch sie wurde eine innige Freundin der Gräfin. Herder lebte nun auf, wirkte begeistert für Religion und Poesie und begann seine philosophisch-historischen Schriften mit der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes" (1774). Als aber die Gräfin (1776) starb, folgte Herder gern dem Rufe als General-Superintendent nach Weimar. Dort empfing ihn die Freundschaft Goethe's und des Herzogs Karl August und — der Neid der Pfaffen. Den größten Widerstand gegen Verbesserungen im Erziehungswesen fand er auch hier wieder auf geistlicher Seite. Dafür entschädigten ihn die geistigen Genüsse an dem die Kunst und Literatur liebenden und die großen Geister der Zeit um sich sammelnden Hofe. Seine durch geringen Gehalt begründeten ökonomischen Bedrängnisse wurden durch großmütige Hülfe von unbekannter Hand gelindert. Der Markgraf Karl Friedrich von Baden beabsichtigte, im Vereine mit anderen Fürsten (Preußen, Sachsen, Hannover u. a.) die Errichtung eines deutschen Nationalinstituts für Wissenschaft und Kunst, mit Herder an der Spitze, — und 1788 erfreute ihn der Freiherr und Domherr Friedrich von Dalberg, Bruder des Coadjutors von Mainz, mit dem Antrage, sein Begleiter nach Italien zu sein. Wenige Wochen

nach Goethe's Rückkehr aus dem Wunderlande reisten der katholische und der protestantische Würdenträger zusammen dahin ab. In Rom, wo er so recht in den Genüssen der Kunstsammlungen und Ruinen schwelgte, trennte er sich von Dalberg, weil eine ungenannte, von Demselben mitgenommene Dame sich in unerträglicher Weise aufführte, und ging im Gefolge der dort anwesenden Herzogin Amalia von Weimar nach Neapel, wo ihn die Natur entzückte, wie in Rom die Kunst. Den Rückweg machte er selbständig und war 1789 im Juli wieder bei Hause. Von nun an war er einerseits mit seinen Bestrebungen nach Schulreform, anderseits aber mit dem Kampfe gegen die Kant'sche Philosophie beschäftigt, in welch' letzterer er die Auflösung der Religion und Moral zu erblicken glaubte. Er stand in immer wachsendem Ansehen und Ruhm, als seine geschwächte Gesundheit schon am 18. December 1803, vor vollendetem sechszigstem Jahre, seinen Tod herbeiführte. — Er war menschenfreundlich, edel und rein, durch und durch poetisch gestimmt, aber zur Schwermut und zum Zweifel an der Möglichkeit der Erfüllung seiner Ideale geneigt. Hamann's hämischen Haß gegen die Aufklärung kannte er nicht; er ließ dieser Gerechtigkeit widerfahren, bekämpfte aber ihre Konsequenzen, wo er sie für schädlich hielt. In seinen Schriften ist kein unduldsames, gehässiges Wort zu finden; sie sind völlig vom Geiste der Schönheit durchweht.

Sein Hauptwerk bleiben die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Unter „Geschichte der Menschheit" verstand man im achtzehnten Jahrhundert, was man heute Kulturgeschichte nennt, unter „Philosophie" derselben, zur Unterscheidung von ihrer eigentlichen Darstellung, die Aufstellung von Grundsätzen über ihr Wesen und ihren Inhalt. Daraus haben dann spätere Philosophen eine eigene Wissenschaft, „Philosophie der Geschichte", herauszuklügeln versucht, indem sie in die Geschichte ihre Lieblingsideen hineinzulegen unternahmen, eine glücklicher Weise, gleich der sogenannten Naturphilosophie, vorübergegangene Liebhaberei. Herder hatte diese Anmaßung noch nicht. Seine „Ideen" sind rein kulturgeschichtliche, auf Thatsachen beruhende und mit unfruchtbaren, gemachten Hypothesen und Fantasien den Leser verschonende. Das Werk ist ein wahrhaft universelles; von Begeisterung für die Großartigkeit der Welt und ihrer Erscheinungen erfülltes. Es beginnt mit der Stellung der Erde in der Welt, in deren Anordnung der Verfasser die „höchste Weisheit" findet, ohne dem Leser individuelle Anschauungen vom Übersinnlichen aufdrängen zu wollen. Die Elemente walten, bei aller religiösen Auffassung, nach Naturgesetzen in unwandelbarer Unterordnung unter dieselben, und Herder findet es unphilosophisch, wenn Voltaire das Erdbeben von Lissabon zum Anlasse nahm, die Gottheit anzuklagen, die jene Naturgesetze eben walten lasse; Schöpfung und Untergang der Welten und ihrer Bestandtheile sind blos eine Abwechselung von Gestalten und Formen, und das Innere der Natur, über allen Ruin

erhaben, erſteht immer als Phönix aus der Aſche und blüht mit jungen Kräften.

Es wird dann die Geſtalt der Erdoberfläche betrachtet und darauf deren Organismen, die Pflanzen, die Thiere, nach ihrer Verbreitung und ihrer Wichtigkeit für die Menſchengeſchichte. Herder behauptet die Veränderlichkeit der Organismen nach den Klimaten und die Bildung aller lebenden Geſchöpfe durch die Natur nach „einem Hauptplasma der Organiſation“. So ſteht er auch gar nicht an, den Menſchen ein „Mittelgeſchöpf unter den Thieren“, d. h. „die ausgearbeitete Form“ zu nennen, in der ſich die Züge aller Gattungen um ihn her im feinſten Inbegriffe ſammeln. Dabei fällt natürlich jede willkürliche Schöpfung weg und die Darwin'ſche Theorie iſt in ihrer Grundidee anticipirt. Herder ſchreckt daher nicht davor zurück, den Affen mit dem Menſchen zu vergleichen, obſchon er jeden „genetiſchen“ Zuſammenhang zwiſchen beiden verwirft, und ihm mehr als Inſtinkt, ja ſogar Streben nach Vervollkommnung zuzuſchreiben. So verleiten ihn die Vorzüge des Menſchen vor den übrigen Geſchöpfen, die er beredt und ſchön aufzählt, keineswegs zu fantaſtiſcher Überhebung unſeres Geſchlechtes, ſondern erfüllen ihn nur mit Dankbarkeit gegen die ſchaffende Natur. So iſt ihm auch Religion nicht ein Kramladen dürrer Dogmen und flitterhafter Kultusformen, ſondern „ein kindlicher Gottesdienſt“, eine Nachahmung des Höchſten und Schönſten im menſchlichen Bilde, mithin die innigſte Zufriedenheit, die wirkſamſte Güte und Menſchenliebe. Ebenſo faßt er die Unſterblichkeit, nicht als eine dem Glauben aufzuzwingende Thatſache, ſondern lediglich als eine Hoffnung auf; denn Niemand habe noch in unſerm Gehirne ein „geiſtliches Gehirn“, den Keim zu neuem Daſein entdeckt. Zwar bemüht er ſich, die Fortdauer der Seele als „organiſcher Kraft“, und zwar ſowol vor der Geburt, als nach dem Tode, glaubwürdig zu machen, kommt aber, wie Andere auch, über das Gebiet der fraſenhaften Hypotheſe nicht hinaus. Dieſe beſteht bei ihm darin, daß der Menſch zugleich das höchſte Glied unter den Geſchöpfen der Erde und das niederſte unter denjenigen einer höhern Welt ſei.

Herder geht nun zur „Organiſation“ der einzelnen Völkergruppen der Erde über, deren er ſechs, die bekannten fünf Menſchenracen und dazu die Nordpolarvölker, zählt, verficht aber eifrig ihre Zuſammengehörigkeit und ihre ſtrenge Scheidung von den Thieren. Er betrachtet dann die Einwirkung des Klimas auf die Menſchen und deren Bildung, Geſetze, Religion u. ſ. w. und unterſucht die Frage nach ihrem älteſten Sitze, wobei er die bibliſche Tradition nicht hiſtoriſch und die Paradieſesſage nur als ein Sinnbild des älteſten ſchuldloſen Zuſtandes der Menſchen auffaßt.

Im zweiten Bande, der uns nicht weiter beſchäftigen kann, werden dann die einzelnen Völker und Zeitperioden behandelt: Sina, Tibet, Indien, Babylon, Perſien, Paläſtina, Karthago, Ägypten, — Griechenland,

Italien, — die Kelten, Finnen, Germanen, Slawen, — die Einführung des Chriſtenthums, deſſen Stifter Herder ganz als Menſchen auffaßt, die Völkerwanderung, der Islam, die Kreuzzüge und das neuere Europa. Der Grundgedanke und das Reſultat des Ganzen iſt das Walten der „Vorſehung“ in den Geſchicken der Menſchen, was zwar mit tiefem Gefühl und rührender Überzeugung durchgeführt, aber natürlich nicht wiſſenſchaftlich nachgewieſen werden kann. — Das Buch iſt jetzt begreiflicher Weiſe, in Folge der neueren naturhiſtoriſchen und literariſch-kritiſchen Entdeckungen, überflüſſig geworden, auch abgeſehen davon, daß den Verfaſſer ſeine kühne Fantaſie und ſein poetiſcher Geiſt allzu oft zu Gewaltſamkeiten verleiten, die jetzt komiſch erſcheinen; für uns hat es aber deshalb Bedeutung, daß es zur Zeit ſeines Erſcheinens das Orakel aller poetiſch geſtimmten und zugleich frei denkenden Menſchen war und ungemein bewundert wurde.

In der Poeſie liegt überhaupt Herder's philoſophiſch-religiöſer Standpunkt. Als eifriger Kämpfer trat er den trockenen, nüchternen, alles Ideale roh beſeitigenden Rationaliſten entgegen, indem er in der Bibel, ſtatt ſie, wie Jene, zu verwäſſern und zu verſpotten, die ihr eigene erhabene Poeſie nachwies, worin er freilich oft zu weit ging und höheres Alter als das der Religionsbücher anderer Völker, ſowie unmögliche Übereinſtimmungen mit den wiſſenſchaftlichen Forſchungen finden wollte, ſo z. B. in ſeiner „älteſten Urkunde des Menſchengeſchlechts“.

Dieſer poetiſche Charakter von Herder's Philoſophie und Religion iſt denn auch der Grund des Mangels an einem eigentlichen Syſtem bei ihm. Er ſchwebt von einem poetiſchen Gedanken zu einem andern und verwickelt ſich dabei oft in die größten Widerſprüche. Während er hier die rationaliſtiſche Deutung der Bibel bekämpft und von „Offenbarung“ ſpricht, äußert er ſich dort in einer Weiſe, welche alle Inſpiration und ſelbſt alle Dogmatik ausſchließt. Während er hier an der Vorſehung und der Gottheit feſthält und dieſe in der geſammten Geſchichte nachweiſen will, ſingt er, in den „Geſprächen über Spinoza's Syſtem“, das Lob dieſes Denkers, allerdings des der Poeſie Günſtigſten, und ſo ſchwärmt der gottbegeiſterte Theolog Herder für den Philoſophen, dem, wie wir oben zeigten, „Gott“ im Grunde nur ein Ausdruck für die ſchaffende Natur war.

Der letzte bedeutendere Gegner Kant's und der letzte Philoſoph des achtzehnten Jahrhunderts, eigentlich bereits nur noch ein philoſophiſcher Dilettant, war Friedrich Heinrich Jacobi. Zu Düſſeldorf 1743 geboren, widmete er ſich dem Handel, ſtudirte jedoch daneben (in Genf) Philoſophie und ſtieg dann in ſeiner Heimat zu hohen Würden. Nachdem er dort und auf ſeinem nahen Landſitze Pempelfort Gleichgeſinnte um ſich geſammelt und mehrere Bücher geſchrieben, auch mit Wieland einen ſchöngeiſtigen „deutſchen Merkur“ herausgegeben, wurde er 1804 an die neue Akademie der Wiſſenſchaften in München berufen, 1807 deren Präſident, und ſtarb 1819. Seine Schriften, ſämmtlich in Brief-, Geſpräch- und

Romanform abgefaßt, enthalten kein System, sondern zerstreute, oft unklare und ungeordnete, wenn auch geistreiche Gedanken. Er war ein Freund Hamann's, Wieland's und Herder's, im Leben aber, bei aller Liebenswürdigkeit und Freigebigkeit, eitel, flatterhaft und gleich seinem Bruder, dem sentimentalen Dichter J. G. Jacobi, höchst geziert und verkünstelt.

In seinen philosophischen Ansichten ging er von Spinoza aus, den er 1785, in Briefen an Mendelssohn, in Deutschland zuerst eigentlich bekannt machte. Er hält die Lehre des großen Juden für Fatalismus und Atheismus, weil der Gott desselben nicht mit Vernunft und Willen begabt sei, nicht nach Zwecken wirke, daher keine Person und also auch kein Gott sei. Dieses Ergebniß sei jedoch, fährt er fort, nothwendig dasjenige eines jeden Versuches, die Dinge beweisen und erklären zu wollen, also jeder Philosophie. In diesem Beginnen sei kein Unendliches zu finden, weil alles Nachzuweisende bedingt sei, also kein Gott. Ein Solcher könne nicht bewiesen werden, und jede Philosophie habe daher ein Interesse an der Läugnung Gottes. Da sei kein anderes Rettungsmittel als der Glaube, durch welchen allein sowol das Sinnliche als das Übersinnliche erkannt werde.

Natürlich wurden diese Ansichten von allen Seiten als vernunftwidrig und fortschrittfeindlich verworfen. Um sie zu rechtfertigen, suchte Jacobi 1787 in seinem Gespräche „David Hume" darzulegen, daß sein Glaube kein blinder Autoritätsglaube sei; derselbe stütze sich nicht auf fremdes Ansehen, sondern auf innern Drang. Es ging dies nicht ohne Gewaltsamkeit. Während er früher die Vernunft gleich dem Verstande als gottlos verurtheilt, nannte er jetzt seinen Glauben „Vernunft" und setzte dem prüfenden und erklärenden Verstande die nicht erklärende, sondern geradezu entscheidende Vernunft oder den „Vernunftglauben" entgegen. Das „innere Gefühl" ist ihm dabei das Maßgebende, der Inhalt seiner Philosophie. Von diesem Standpunkte polemisirte er dann gegen Kant, dem er vorwarf, das Dasein der wahrgenommenen Gegenstände außerhalb des Wahrnehmenden zu läugnen, während er es dagegen Kant als ein Verdienst anrechnete, eine „Wissenschaft des Übersinnlichen" unmöglich gemacht zu haben. Während er jedoch Kant gegenüber mit Freundschaft und Schonung auftrat, nannte er dessen Schüler Atheisten, welche die Begriffe der Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit, die dem Meister noch heilig gewesen seien, niedertreten.

Jacobi war der letzte Philosoph, der, wie auch Kant in der Entgegenstellung der reinen und praktischen Vernunft noch gethan, sich damit beschäftigte, Verstand und Gefühl von einander zu trennen und jedem seine Sphäre anzuweisen. Durch ihn wurde endlich diese Trennung so schroff, daß sie nachher gar nicht mehr in Frage kam, das Gefühl von der Philo-

ſophie ganz ausgeſchieden und der Religion und Kunſt überlaſſen wurde, erſtere aber ſich blos noch auf den prüfenden Verſtand verließ, — und dies iſt der Charakter der neueſten Philoſophie, die uns im nächſten Bande beſchäftigen wird.

Dritter Abſchnitt.

Die Wiſſenſchaft der Erziehung.

A. Die methodiſche Pädagogik.

Der Zuſtand des Erziehungsweſens, wie er bei Beginn unſerer Periode beſchaffen war, bedurfte in dringendſtem Maße einer Verbeſſerung. Während auf proteſtantiſcher Seite geiſttödtende und freiheiterdrückende Alleinherrſchaft der alten Sprachen die Schulen aller Fruchtbarkeit für Leben, Staat und Wiſſenſchaft beraubte, fügten dieſem Übelſtande die ſpezifiſch katholiſchen Schulen noch den Fanatismus für Wiederausbreitung ihrer Kirche hinzu. Dieſe letzteren Schulen befanden ſich, ſoweit ſie von Bedeutung waren, in den Händen der Jeſuiten, welche, ohne wähleriſch in ihren Mitteln zu ſein, alle Anſtalten, die ſich ihnen nicht freiwillig ergaben, einfach zu Grunde richteten. In Poſen z. B. hatten die Jeſuiten ſchon im ſechszehnten Jahrhundert die nicht von ihnen geſtifteten katholiſchen Schulen untergraben; im Jahre 1616 zerſtörte der von ihren Schülern aufgehetzte Pöbel die evangeliſchen Kirchen und Schulen und die Schule der böhmiſchen Brüder. In Böhmen riſſen ſie nach der Schlacht auf dem weißen Berge, 1621, das geſammte Schulweſen an ſich, deſſen Leitung ſie der Univerſität und den Weltgeiſtlichen aus den Händen nahmen, und verjagten noch in demſelben Jahre die proteſtantiſchen Prediger aus dem ganzen Königreiche. Bei alledem waren evangeliſche Eltern oft ſo taub oder blind, daß ſie ihre Kinder dennoch den Jeſuitenſchulen anvertrauten und ſich dann hinterher wunderten, wenn dieſelben zur katholiſchen Kirche übertraten.

Unter ſolchen Umſtänden regte ſich der Wunſch nach beſſeren Schuleinrichtungen in denkenden Männern bereits ſeit dem Beginne des ſiebenzehnten Jahrhunderts, — natürlich anfangs in noch unbehülflicher, ungeordneter und wenig durchgearbeiteter Weiſe, nach und nach jedoch mit ſtets hellerm und freierm Bewußtſein Deſſen, was noth thue. Die Anhänger des neu erwachenden Geiſtes im Schulweſen eiferten vor Allem gegen den bisherigen Mangel an Methode, gegen den herrſchenden „Gedächtnißkram“,

gegen die Bestrafung der Schüler, besonders die körperliche; sie riefen nach Beobachtung der Individualität in den Schülern, nach Pflege der Muttersprache, nach Unterricht in den Realfächern, nach Einführung der Leibesübungen und hellerer, gesünderer Schulzimmer. Dabei verirrten sie sich jedoch durch ihr allzu gründliches und deshalb in Pedanterei ausartendes Wesen in Mißachtung der Fantasie. Über dem Bestreben, die Gedanken eines Kunstwerkes erschöpfend zu analysiren und auszulegen, vergaßen sie die Schönheiten desselben, wie sie über der Gegenwart die Vergangenheit vergaßen und daher auch das Studium der Geschichte vernachlässigten.

Der Erste dieser Neuerer, der noch vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges auftrat, war Wolfgang Ratich, geboren 1571 in Holstein. Seine neue Methode, welche er zuerst erfolglos dem Erbstatthalter der Niederlande, dann 1612 dem deutschen Reiche auf dem Wahltage zu Frankfurt anbot, verlangte, daß die Jugend vor Allem ihre Muttersprache „recht und fertig lesen, schreiben und sprechen lerne." Sie fand bald Anklang; mehrere Fürsten ließen sie von Professoren ihrer Universitäten prüfen, und die Prüfung fiel günstig aus. Ratich erhielt Rufe nach der Reichsstadt Augsburg und dem Hofe von Weimar, und der Fürst von Anhalt-Köthen ließ eine eigene Druckerei einrichten, um Ratich's Schulbücher zu drucken, und richtete die Schulen seines Landes nach der Methode desselben ein. Man trieb nun in den drei unteren Klassen blos das Deutsche, erst in der vierten das Lateinische und in der sechsten das Griechische. In der ersten Klasse lernte man die Buchstaben kennen, in der zweiten Lesen und Schreiben vereinigt und in der dritten die Sprachlehre. Das Lateinische wurde gelernt, indem man aus dem Terentius die Grammatik „abstrahirte". Indessen bewährte sich weder Ratich's Methode, noch war sein Benehmen gegen Obere und Collegen tadellos, und da er zugleich Lutheraner war, reizte es die reformirten Köthener, ein wenig Inquisition zu spielen und ihn seines Glaubens wegen zu verfolgen. Er wurde 1619 gefangen gesetzt und 1620 entlassen, nachdem er einen Revers unterzeichnet, daß er mehr versprochen, als er habe halten können. Von da an wollte ihm nichts mehr glücken. Seine fürstlichen Gönner ließen ihn fallen, und die Gutachten der Gelehrten fielen nicht mehr günstig aus, wozu freilich Ratich's eitles Vorhaben, seine „Erfindungen" nur einem Könige theuer verkaufen zu wollen, und sein pedantisches Wesen viel beitrugen. In Unterhandlungen mit dem schwedischen Kanzler Oxenstierna begriffen, starb er 1635 am Schlage. Während die mechanische und geistlose Ausführung seiner Methode mit ihm in's Grab sank, überdauerten ihn dagegen manche von ihm angeregte bahnbrechende Ideen.

Der dreißigjährige Krieg, in dessen greuelvolle Zeit Ratich's späteres Leben fiel, wirkte in höchst nachtheiliger und zerstörender Weise auf das deutsche Schulleben. Nahten die feindlichen Heere einer Schule, so wurde sie aufgelöst und die Schüler entlassen, und an ihre Stelle entweder eine

dem Standpunkte der Sieger entsprechende Schule oder gar keine mehr gesetzt. Die Früchte kaiserlicher oder bairischer Siege ernteten stets die Jesuiten. Dennoch wirkte in dieser trostlosen Periode ein zweiter, größerer Reformator des Schulwesens, der uns bereits (S. 225) bekannte Amos Comenius. Als er 1642 einen Ruf nach Schweden erhielt, sagte zu ihm der Kanzler Oxenstierna: er habe sich als Gesandter in Deutschland mit mehreren Männern über die herrschende Schulmethode besprochen, Ratich, welcher zu diesen gehörte, habe ihm, statt sich im Gespräche zu äußern, einen dicken Quartanten zu lesen gegeben, den er überwunden, aber dabei entdeckt habe, daß Ratich zwar die Gebrechen der Schule nicht übel aufdecke, jedoch unzureichende Heilmittel vorschlage; was er (Comenius) aufstelle, sei fester gegründet. — Auch den Comenius selbst würdigte Ratich gar keiner Auskunft über seine Methode. — Nachdem der westfälische Friede den Krieg beendet hatte, war Comenius der Erste, welcher den Fürsten zurief (in der novissima linguarum methodus): „Ihr habt Vieles zerstört, o ihr Mächtigen, erbauet nun wieder Vieles!“

Des Comenius pädagogische Grundsätze sind ungefähr folgende: Die Menschen sind Ebenbilder Gottes, von Natur gut und durch den sogenannten Sündenfall ihrer guten Eigenschaften nicht beraubt; sie streben daher nach Wissen und sind des Unterrichts bedürftig, Alle, ohne Unterschied der Geburt, der Glücksgüter, des Geschlechtes. Der Unterricht muß in Schulen stattfinden und für Alle Alles umfassen, nicht in sämmtlichen Specialitäten, aber in der Hauptsache. Die bisherigen Schulen aber sind unzulänglich. „Realien lehrt man nicht, mit Latein dagegen verwendet man fünfzehn bis zwanzig Jahre und bringt es doch zu nichts.“ Nach der „natürlichen“ Unterrichtsmethode, welche Comenius vorschlägt, soll der Unterricht in früher Jugend beginnen. Er soll sich auf Sache und Wort (Realien und Sprachen) zu gleicher Zeit beziehen. In den Sprachen soll man mit den Schriftstellern und ihrer Erklärung beginnen und die Grammatik erst folgen lassen. Die Grammatik fremder Sprachen soll derjenigen der Muttersprache angemessen sein. Vom Verstehen einer Sprache schreite man zum Schreiben und dann zum Sprechen fort. Auswendig soll der Schüler nichts lernen, was er nicht begriffen hat. Alle Studien sollen unter sich zusammenhängen, ein Ganzes bilden. Jede Kunst lerne man durch Übung und schreite stets vom Leichtern zum Schwerern vorwärts.

Seine hauptsächliche Bedeutung, die Opposition gegen den einseitig philologischen Unterricht, verräth Comenius in folgender plastischen Stelle seiner Didactica magna: „Die Jugend recht unterrichten heißt nicht, ihr einen Mischmasch von Worten, Phrasen, Sentenzen und Meinungen, die man aus Autoren zusammengelesen, einstopfen, sondern ihr das Verständniß für die Dinge öffnen, damit hieraus, wie aus einem lebendigen Quell, viele kleine Bäche sich entspinnen. Bis jetzt haben die Schulen nicht darauf hingearbeitet, daß die Kinder wie junge Bäume aus eigener Wurzel

Triebe entwickelten, ſondern nur daraufhin, daß ſie ſich mit anderweitig abgebrochenen Zweiglein behängten. So lehrten ſie die Jugend, ſich nach Art der äſopiſchen Krähe mit fremden Federn zu ſchmücken. — — Faſt Niemand lehrt Phyſik durch Anſchauung und Experimente, Alle unterrichten durch mündlichen Vortrag des ariſtoteliſchen Werkes oder irgend eines andern. In Summa: die Menſchen müſſen, ſo viel als möglich, angeleitet werden, ihre Weisheit nicht aus Büchern zu ſchöpfen, ſondern aus Betrachtung von Himmel und Erde, Eichen und Buchen, das heißt: ſie müſſen die Dinge ſelbſt kennen und erforſchen, nicht blos fremde Beobachtungen dieſer Dinge und Zeugniſſe von denſelben. Und ſo würden wir wieder in die Fußtapfen der Alten treten."

Von des Comenius oben genannten Werken enthält die Janua reserata tauſend Sprüche in hundert Abſchnitten, welche, wie er meint, alles Wiſſenswerthe enthalten. Der erſte Abſchnitt handelt vom Urſprunge, der neunundneunzigſte vom Untergange der Welt; der hundertſte nimmt Abſchied vom Leſer. In einer Umarbeitung dieſes Buches ſandte er der Janua ein Vestibulum (Vorhalle) voraus, worin die Fundamente der Sprache gelegt werden ſollten. In der darauf folgenden Janua (Thüre) ſollte das Nothwendige des Baues der Sprache zuſammengefügt, in dem den Schluß bildenden Atrium (innerer Hof) die Ausſchmückungen desſelben hinzugefügt werden. Auf das Atrium ſollten die Palatia der Klaſſiker folgen. Die chriſtliche Oppoſition ſeiner früheren Jahre gegen die heidniſchen Schriftſteller gab Comenius in ſeinen ſpäteren Jahren, als der Humanismus an der Stelle der Gnade bei ihm zum „Durchbruche" gelangte, vollſtändig auf, und empfahl Seneca für den lakoniſchen Stil, Cicero für den Periodenbau, Terenz für den Dialog. In ſeinem Alter jedoch chriſtelte er wieder mit bedeutendem Eifer im Intereſſe des „Evangelii" und der „davidiſchen Freude am Geſetze Gottes" gegen die Heiden. Der Orbis pictus des Comenius iſt eine „mit Bildern verſehene Janua"; es iſt darin Alles abgebildet, ſogar die menſchliche Seele (als ſchattenloſes Abbild des Körpers!). —

Nach dem die ganze menſchliche Erziehung umfaſſenden Studienplane des Comenius beginnt ſelbe bereits im Mutterleibe. Unſer Pädagog gibt bereits die Verhaltungsregeln für die Mutter, wie ſie noch jetzt gelten. Bis zum ſechsten Jahre befindet ſich das Kind in der Schule der Mutter und lernt durch Benennung aller Gegenſtände, Erinnerung an Thatſachen u. ſ. w. bereits die Grundlagen aller Wiſſenſchaften kennen. Es folgt bis zum zwölften Jahre die deutſche (beziehungsweiſe die Schule der Mutterſprache), bis zum achtzehnten die lateiniſche Schule, deren ſechs Klaſſen genannt werden: Grammatica, Physica, Mathematica, Ethica, Dialectica und Rhetorica, und zuletzt, bis zum vierundzwanzigſten Jahre, die Academia (Univerſität). Einen ſpätern durch alle Alter gehenden Schulplan nannte er die Schola pansophica, welche eine Art republika-

niſcher Verfaſſung mit einem Senate, Conſuln, Prätoren u. ſ. w. haben ſollte.

Die gegen die Alleinherrſchaft der alten Sprachen in den Schulen gerichteten Bemühungen eines Ratich und Comenius hatten während des ſiebenzehnten Jahrhunderts, trotz der manigfachen Ehre, welche dieſe beiden Pädagogen genoſſen, noch wenig Erfolg. Noch war es in allen Gymnaſien mehr oder weniger ſtreng durchgeführtes Geſetz, daß die Schüler täglich lateiniſch ſprechen mußten und dieſe Sprache als zweite Mutterſprache betrachtet wurde. Erſt gegen Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts begannen wenigſtens deutſch geſchriebene Grammatiken der lateiniſchen Sprache aufzutauchen. Am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts fing man allgemach an, die bisher eifrig betriebenen Aufführungen lateiniſcher Stücke zurücktreten zu laſſen und durch deutſche oder gemiſcht deutſch-lateiniſche oder gar deutſch-franzöſiſche, und zwar im Non plus ultra des verdorbenen Geſchmackes aus der Zeit Ludwig's XIV., zu erſetzen. Bereits 1715 klagten gelehrte Schulzöpfe, daß die „ernſte deutſche Nation auf Abſchaffung der lateiniſchen Rede ausgehe und man auf den Kathedern der Univerſitäten und in den Schulen nur die deutſche Mutterſprache höre." Der erſte deutſche Profeſſor, welcher den Mut hatte, in der Mutterſprache zu lehren, war (ſeit Stiftung der Univerſität Halle 1695) der wackere Thomaſius. Da überhaupt der Eifer für das Lateiniſche abnahm und man es nicht mehr gut lernte, erklärten ſich dann ſelbſt die Verehrer des Lateiniſchen, um ihre Lieblingsſprache nicht entarten und verderben zu ſehen, für Einführung der deutſchen Sprache in den Schulen. Das Deutſche wurde nun in die Schulplane aufgenommen und ſyſtematiſch gelehrt, wie früher blos das Lateiniſche.

Aber eine neue Gefahr drohte der mühſam ſich erhebenden deutſchen Sprache, die freilich noch ſo roh und ungeſchliffen war, daß ſie kaum auf Geltung in der Literatur Anſpruch machen konnte. An die Stelle des lateiniſchen trat in der gebildeten Welt der franzöſiſche Geſchmack. Mit allen, auch den ſchlechteſten Mitteln, Schmeichelei, Lüge, Verleumdung, ja Zwang ſuchten die Franzoſen den damals in politiſcher Beziehung ohnmächtigen Deutſchen ihre Sprache, und nicht nur dieſe, ſondern auch ihre Sitten oder vielmehr Unſitten aufzudrängen. Ja es gab charakterloſe Deutſche, welche auf Einführung des Franzöſiſchen als allgemeiner Bildungsſprache in Deutſchland hofften! Auch wurde letzteres von Frankreich her mit der ihm früher unbekannten Bevorzugung der Adeligen unter den Schülern angeſteckt, und Solche ließen ſich vom Unterrichte im Griechiſchen befreien, um die gewonnene Zeit für das Franzöſiſche zu verwenden, das man für ſie für unentbehrlich hielt. Es kamen dazu Heraldik, Genealogie und — Tanzen als „adelige Unterrichtsgegenſtände". Sogar Mathematik wurde für Adelige beſonders gelehrt, und ihnen, um ſie zu

Dilettanten in allem Möglichen zu bilden, auch Kriegskunst, Baukunst, Astronomie und Botanik beigebracht! —

Unterdessen fühlte man auf den bürgerlichen Schulen, je mehr man sich mit den Realien, statt mit dem bloßen Sprachenlernen abgab, desto mehr den Mangel guter Wörterbücher und des Comenius Orbis pictus genügte nicht mehr, da er, wie der Rektor Feuerlein zu Nürnberg klagte, Schneider-, Schuster-, Weber-, Küchen- und Kellerlatein, nicht aber die nothwendigsten Wörter enthalte. Der bildlichen Darstellung konnte man sich indessen nicht mehr entschlagen, und Feuerlein rieth einmal, die zu lehrenden Dinge auf Holz und Kupfer zu illustriren und sodann die Schüler spazieren zu führen und ihnen auf Feldern, in Gärten, in Mühlen, in Werkstätten u. s. w. die zu benennenden Dinge vorzuzeigen. Als ein passendes Buch zum anschaulichen Unterricht in der Mathematik wurde am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zu Nürnberg an des Comenius Stelle Johann Christoph Sturm's „Mathesis compendiaria" eingeführt. Sie enthielt auf 79 Folioseiten einen Abriß der allgemeinen Mathematik, der Arithmetik, Geometrie, Optik, Kriegs- und Civilbaukunst, Kosmographie, Chronologie, Gnomonik, Mechanik und — Chiromantie!

Der überhandnehmende Eifer zur Einprägung von Realien führte endlich im Jahre 1739 zur Gründung der ersten Realschule. Sie fand durch den Prediger Semler in Halle statt. Semler forderte von einer Schulbildung für das Leben: Kenntniß von Gewicht und Maß, vom Gebrauche des Zirkels und Lineals, Wissenschaft des Kalenders, der Astronomie, Geographie, Kenntniß der Metalle, Mineralien, Hölzer, Farben, von Ackerbau, Gartenbau, Honigbau, einiges von Anatomie und Diät, das Nothwendigste von der Polizeiordnung, von der Geschichte des Vaterlandes und der „halleschen Chronika", die Landkarte Deutschlands sowol als des Herzogthums Magdeburg im Besondern. Der große Jurist Thomasius, der Philosoph Wolf, der Philolog Cellarius, der Arzt Hofmann, billigten die Ansichten Semlers, und so auch 1706 die Berliner Societät der Wissenschaften. Semler hoffte noch mit 70 Jahren von seiner Idee der „Okulardemonstration" (Anschauungsunterricht), daß die bisherigen „Marterstuben" der Schulen künftig zu „Freudenstuben" werden dürften. Die erste bedeutendere deutsche Realschule stiftete 1747 zu Berlin der dortige Prediger Johann Julius Hecker, ein Zögling der später zu erwähnenden Francke'schen Anstalten. Er verlangte nämlich neben den Gymnasien, welche für die Fakultätsstudien vorbereiten, Schulen, welche die Schüler für den Bürger-, Künstler-, Militär- und Landwirthstand tüchtig machen, und seine Realschule zerfiel in die deutsche, die lateinische und die Realschule im engern Sinne. Letztere umfaßte die mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer und das Zeichnen, konnte sowol von Schülern der deutschen, als der lateinischen Schule besucht werden, und war wieder in die Manufaktur-, Architektur-, ökono-

miſche, Buchhalter- und Bergwerksklaſſe getheilt. Ihr Unterricht wurde von einer Sammlung unterſtützt, in welcher man Modelle von Gebäuden, Schiffen, landwirthſchaftlichen Inſtrumenten, Kaufmannswaaren u. ſ. w. hatte, ſowie von einem botaniſchen Garten und einer Maulbeerplantage. Die Studien der verſchiedenen Lebensrichtungen waren in dieſer Anſtalt noch nicht grundſätzlich und konſequent von einander getrennt, und die tägliche Anzahl von elf Lehrſtunden ſtrengte den Kopf noch allzu ſehr an. Es blieb demnach für die Reform noch viel zu thun übrig.

An die Beſtrebungen eines Ratich und Comenius ſchließen ſich dem Geiſte nach außerhalb Deutſchlands unmittelbar die pädagogiſchen Grundſätze des engliſchen Philoſophen Locke an, deſſen Leben wir bei Anlaß der Beſprechung der philoſophiſchen Leiſtungen unſerer Periode ſkizzirt haben. Locke nahm von ſeiner Eigenſchaft als Arzt und als Erzieher zweier Generationen einer adeligen Familie Anlaß, ſich in ſeinem Buche „Some thoughts concerning Education“ ſowol über die leibliche, als über die geiſtige Erziehung des Menſchen auszuſprechen, und er iſt wol der Erſte, der darüber ein vollſtändiges Syſtem aufgeſtellt hat, wobei er indeſſen die Einſeitigkeit beging, nur jene Kreiſe zu berückſichtigen, in welchen er ſich bewegte, d. h. jene, in welchen die Kinder durch „Hofmeiſter“ erzogen werden, und auf das Zuſammenleben der Jugend in Schulen, welches doch die einzig mögliche Art der Erziehung für Unbemittelte iſt, geringſchätzig, ja verdammend herabſah.

Locke ſchreibt der Erziehung den größten Einfluß auf den körperlichen und geiſtigen, beſonders aber auf den ſittlichen Zuſtand der Menſchen zu. Nach ſeiner Anſicht ſollen die Kinder nicht zu warm gekleidet werden, ſelbſt im Winter, bei Wind und Wetter ohne Kopfbedeckung gehen, die Füße täglich in kaltem Waſſer waſchen, die Knaben ſchwimmen lernen, bei jeder Jahreszeit ſich im Freien bewegen. Enge Kleider verdammt er, ebenſo daß man Kindern Fleiſch, ſowie gewürzte und geſalzene Speiſen zu eſſen und Wein zu trinken gebe. Er empfiehlt frühes Schlafengehen und Aufſtehen, hartes Lager, wenig Arznei.

In moraliſcher Beziehung warnt er vor Putzſucht, Naſchen, Nachgiebigkeit gegen Kinderlaunen, verwirft die Ruthe ſowol, als Belohnungen durch Geld, Putz und dergleichen, empfiehlt dagegen Lob und Tadel in Gegenwart Anderer. Er mahnt, nicht zu viele Regeln zu geben, die Manieren der Kinder nicht beſtändig zu meiſtern, nicht in Leidenſchaft zu ſtrafen, die Kinder nicht zu ſchimpfen, ſondern mit ihnen zu räſonniren, ſie auch nicht auf friſcher That zu ſchlagen, ſondern erſt nach einiger Zeit oder dann durch „einen Bedienten“ unter Aufſicht der Eltern (!). Locke liefert dann eine ausführliche Darſtellung von ſeinem Ideale eines Hofmeiſters und geht auf die Behandlung einzelner Fehler der Kinder über. Darauf beginnt er die Beſprechung der einzelnen Erziehungsgegenſtände mit der Religion. Er verwirft die Einpflanzung des Aberglaubens,

empfiehlt aber, die Kinder das Vaterunſer, den Glauben und die zehn Gebote, nicht durch Leſen, ſondern durch Vorſagen, auswendig lernen zu laſſen! Auch ein Locke mußte der Hochkirche Conceſſionen machen, den mangelhaften Dekalog und das unſinnige Credo als Erziehungsmittel empfehlen! Unter den Sprachen, in deren Methode er ganz Ratich und Comenius folgt, empfiehlt er, zuerſt das Franzöſiſche, dann das Lateiniſche, zuletzt, doch nur für Gelehrte und durch Selbſtunterricht, — das Griechiſche. Mit nüchterner Sprache verwirft er alle Ausbildung in der Poeſie — nicht etwa die bloße, allerdings eitle Abrichtung zum Verſemachen, und auch jene in der Muſik, während er dagegen das Tanzen warm vertheidigt! Drollig iſt ſeine Zumutung an die Mutter, mit den Kindern — Lateiniſch zu lernen (!), praktiſch dagegen jene, daß die Kinder neben ihren Studien ein Handwerk lernen ſollen. —

B. Die pietiſtiſche Pädagogik.

Der Fortgang der Reform und Neuerung im Erziehungsweſen weist mitten zwiſchen den der Aufklärung und der Befreiung von veralteter Autorität huldigenden Beſtrebungen auch eine ſolche auf, deren Träger gerade im Gegentheil Ergebenheit gegen das Princip der Autorität auf ihre Fahne ſchrieben. Es waren dies die von uns bereits oben (S. 184) erwähnten Pietiſten. Wie unter ihnen ihr eigentlicher Stifter, Spener, die religiöſe, ſo vertrat ſein jüngerer Zeitgenoſſe Auguſt Hermann Francke die pädagogiſche Richtung. Geboren 1663 zu Lübeck, ſtudirte er als Gymnaſiaſt zu Gotha, als Akademiker zu Erfurt und Kiel, lernte in Hamburg hebräiſch, wurde in Leipzig Doktor der Theologie und öffentlicher Bibelerklärer und in Lüneburg Prediger. Hier durch den verknöcherten Zuſtand der damaligen Theologie in Zweifel gerathen, wurde er, wie er glaubte, durch plötzliche göttliche Eingebung erleuchtet. In Hamburg errichtete er 1687 eine Kinderſchule, wurde 1690 Diakon in Erfurt, aber ſchon im folgenden Jahr als „Stifter einer neuen Sekte“ entſetzt. Noch in demſelben Jahre wurde er jedoch Profeſſor der griechiſchen und der orientaliſchen Sprachen an der im pietiſtiſchen Geiſte neu gegründeten Univerſität Halle und zugleich Paſtor der Vorſtadt Glaucha daſelbſt. Hier begann nun ſeine hauptſächlichſte Wirkſamkeit, die Stiftung der ſeinen Namen verewigenden wohlthätigen Anſtalten. Sie wird in folgender Weiſe erzählt. Die Armen, welche zu beſtimmten Zeiten in Francke's Pfarrhaus kamen, ſpeiste er nicht vor der Hausthüre mit Brot ab, ſondern ließ ſie in ſeine Zimmer kommen, wo er die Jüngeren unter ihnen katechiſirte und mit Allen betete. Seit 1695 brachte er in ſeiner Stube eine Armenbüchſe an. Mit einem in dieſelbe gelegten milden Beitrage von ſieben Gulden gründete er eine Armenſchule, indem er Bücher kaufte und einen armen Studenten an-

nahm, um arme Kinder täglich zwei Stunden daraus zu unterrichten. Bald gesellten sich den armen Kindern auch solche wohlhabender Eltern bei, welche Schulgelter bezahlten, aus welchen der Lehrer besoldet werden konnte. Als man von diesen edeln Bestrebungen hörte, unterstützte man von allen Seiten her Francke mit milden Beiträgen. Als seine Wohnung der zunehmenden Kinderschaar zu eng wurde, miethete er ein Lokal im Nachbarhause und bildete zwei Klassen, aber — in nicht sehr christlicher Unterscheidung, eine für die armen, die andere für die „Bürgerkinder", jede mit einem eigenen Lehrer. Mit Zunahme der Beiträge gründete er nun auch eine Waisenanstalt und kaufte für die Armenschule ein eigenes Haus. Beide bevölkerten sich aber so sehr, daß 1698 bereits ein eigenes Waisenhaus errichtet war und hundert Kinder beherbergte, deren im Ganzen fünfhundert unterrichtet wurden. Die milden Gaben flossen immer reichlicher, wenn auch nicht stets in einem dem gerade waltenden Bedürfnisse entsprechenden Maße. Es trat daher hie und da Geldmangel ein, und wenn in einem solchen Augenblicke der Noth gerade eine neue Sendung eintraf, so stärkte diese wunderbare Hülfe Gottes, wie Francke in gläubigem Gemüte den Zufall auffaßte, sein wirklich rührendes und erhebendes Gottvertrauen. Prinz Ludwig von Würtemberg vermachte dem Waisenhause Francke's fünfhundert Dukaten; König Friedrich I. von Preußen schenkte ihm zweitausend Thaler, hunderttausend Mauersteine und dreißigtausend Dachsteine. Seit 1698 bestand auch die durch Francke's Gehülfen Elers gegründete Buchhandlung, welche Francke's Schriften und Schulbücher verlegte und ihren Überschuß der Waisenhauskasse zufließen ließ, und seit 1700 die Apotheke des Waisenhauses, welche ihren Ruf durch eine angeblich aus Gold bereitete Arznei, deren Geheimniß Francke anvertraut worden, begründete. Im Jahre 1705 bestanden die Francke'schen Anstalten aus dem Waisenhause, mit 55 Knaben, welche studiren, 45, welche ein Handwerk lernen wollten, 25 Mädchen und 17 Personen, welche die Haushaltung besorgten, — dem Schulseminar mit 75 Kandidaten des Lehramtes, dem Freitische für 64 arme Studenten, der eigentlichen Schule mit 800 Schülern (die 125 Waisenkinder inbegriffen) und 67 Lehrern, dem Pädagogium (Lehranstalt für höhere Stände) mit siebenzig Schülern und 17 Lehrern, der Buchhandlung und Buchdruckerei mit vierzehn, der Apotheke mit acht Angestellten, dem Witwenhause mit vier Witwen und dem orientalischen Collegium mit elf Personen. Francke starb 1727 nach langen Körperleiden in rührend frommer Stimmung und hinterließ: das Pädagogium mit 82 Schülern und 38 Lehrern und Angestellten, die lateinische Schule des Waisenhauses mit drei Inspektoren, 32 Lehrern, 400 Schülern u. s. w., die deutsche Bürgerschule mit vier Inspektoren, 98 Lehrern, acht Lehrerinnen und 1725 Schülern beider Geschlechter, die Waisenanstalt mit 100 Knaben, 34 Mädchen und zehn Aufsehern, Freitische mit 255 Studenten und 360 armen Schülern, 53 Angestellte in

Haushaltung, Apotheke und Buchhandlung, und besondere weibliche Anstalten mit fünfzehn Fräulein, acht Pensionärinnen und sechs Witwen.

Francke leitete seine Anstalten ganz und gar in dem Geiste Spener's. Er gründete sie auf den biblischen Glauben, den er aber nicht blos aus dem Kopfe, sondern auch aus dem Herzen ableitete und auf das Verlangen, die Seelen „Christo zuzuführen." Glauben und Liebe schätzte er höher als Wissenschaft, ohne deshalb letztere zu verachten. Er bethätigte sich in derselben durch seine Vorträge über Theologie, besonders über Methode des theologischen Studiums an der Universität, wobei er indessen nicht unterließ, die Studirenden zur Bekehrung und zum Gebete zu ermahnen. Jeder Student der Theologie wurde von der dem pietistischen Geiste huldigenden theologischen Fakultät unter Aufsicht genommen und mußte ihr vierteljährlich über seine Studien Rechenschaft ablegen und für die Zukunft Rath holen. Bei der Liebe der Studenten zur Ungebundenheit fand jedoch die „stille, fromme, fast klösterliche Zucht," welche Francke einführte und die man mit derjenigen der Brüder vom gemeinsamen Leben (s. Bd. I. S. 75) vergleichen könnte, wenig Anklang; denn man häufte Andachtsübung auf Andachtsübung, nährte fromme Rührungen und Erweckungen auf alle Weise, betete, predigte, ermahnte, sang bei jeder Gelegenheit. Dem fügte sich dann natürlich nur ein kleinerer Theil der größtentheils anderen Neigungen ergebenen Studenten. Diese gefügigen Jünger, etwas über hundert zählend, wurden als Lehrer in den Francke'schen Anstalten verwendet und hiezu in dem unter denselben befindlichen Seminar vorgebildet. Da sie sich zum Lehramte blos auf drei Jahre verpflichteten, so ist klar, daß sie niemals ausgebildete Lehrer wurden, sondern daß stets Anfänger in diesen Anstalten lehrten.

In den „deutschen Schulen" Francke's wurde anfangs (seit 1697) blos Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt, wozu später Naturkunde, Geschichte, Geographie u. s. w. kamen. In den lateinischen Schulen wurde außerdem noch in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache und in der Musik unterrichtet. Im Griechischen wurde mehr das neue Testament, als die alten Klassiker benützt. Seit 1709 zählte die lateinische Schule sieben Klassen und unter ihren Lehrfächern figurirten auch Malen, Physik, Anatomie und Logik. Im Pädagogium, welches 1695 entstand, indem Francken drei junge Edelleute zur Erziehung übergeben wurden, und 1711—1713 ein eigenes großes Haus erhielt, wurden, außer den bereits genannten Lehrfächern, auch Astronomie und die Anfangsgründe der Medicin und der Theologie gelehrt, und die Schüler übten sich in ihren Freistunden im Drechseln, Glasschleifen, Malen, Zeichnen u. s. w. Die Klassen waren so eingerichtet, daß ein Schüler sich nicht in allen Fächern in ein und derselben Klasse befinden mußte, sondern je nach seinen Fortschritten in den einzelnen Fächern das eine in der einen, das andere in der andern Klasse besuchen konnte.

Außer den Schulanstalten bezog sich Francke's Wirksamkeit auch auf das Bibel- und Missionswesen. Sein Waisenhaus erhielt 1710 den Vertrieb der vom Freiherrn von Canstein, einem Freunde Spener's, veranstalteten Bibelausgabe für die Armen. Dieselbe erschien zuerst 1713, und die Anstalt druckte bis zum Jahre 1795 eine Anzahl von 1,659,883 Bibeln, 883,890 neuen Testamenten, 16,000 Psaltern und 47,500 Spruchsammlungen Sirachs, alle genau nach Luther's Übersetzung. König Friedrich IV. von Dänemark, welcher Francken zu Gunsten dieses Unternehmens 1271 Dukaten geschenkt hatte, wandte sich an den unternehmenden Pädagogen auch zum Zwecke der Errichtung einer Mission in der dänischen Besitzung Trankebar auf Ostindiens Küste Koromandel, und Francke sandte 1706 zwei Missionäre dorthin, wo sie die Bibel in's Tamulische übersetzten und Wörterbuch und Grammatik dieser Sprache, sowie geistliche Lieder in derselben schrieben. Unterstützung von Seite einer englischen Missionsgesellschaft veranlaßte seit 1728 Verbreitung jener lutherischen Mission auch nach Madras, Kalkutta und anderen Orten. Es ist den halle'schen Missionären nachzurühmen, daß sie sich mehr mit Heranbildung der eingeborenen Jugend, als mit zudringlicher Jagd nach den Seelen Erwachsener beschäftigten. Francke selbst schrieb seit 1710 eine „Geschichte der evangelischen Missionsanstalten in Indien." — Seine Anstalten gingen nach seinem Tode sämmtlich an seinen zweiten Sohn Gotthilf August über. —

C. Die revolutionäre Pädagogik.

Hatten die ersten pädagogischen Reformer der Neuzeit sich darauf beschränkt, die Alleinherrschaft der alten Sprachen in der Schule zu erschüttern, ohne damit ein bestimmtes Streben nach der Geltendmachung irgendwelcher kulturhistorischer Grundsätze an den Tag zu legen, so suchten dagegen die Pietisten in Francke's Anstalten den erzieherischen Fortschritt mit der Autorität der Bibel in Einklang zu bringen. Dieser Versuch blieb aber nicht ohne sein Gegentheil; es trat ihm derjenige gegenüber, mit den veralteten Götzen des frühern Schulwesens auch alle übrigen, — die ganze bisherige Rüstkammer der Autorität, zu stürzen und an ihre Stelle Das zu setzen, was der Menschengeist nach seiner eigenen freien Überzeugung als das Rechte und Wahre erfaßt hatte.

Der Begründer dieser neuen Richtung im Erziehungswesen war *eine* Person mit demjenigen einer neuen Gestaltung des Staatsrechtes, in welcher Beziehung wir ihn später kennen lernen werden; — es war *Jean-Jacques Rousseau*, den wir zu charakterisiren glauben, wenn wir ihn als den Repräsentanten des noch völlig instinktiven und daher auch ungeregelten, von aller Logik und Klarheit der Gedanken noch fernen

Bruches mit jeder Autorität der Welt bezeichnen. Rouſſeau iſt das Kind, welches die Ruthe, mit der es geſchlagen worden, verbrennt und dabei ſorglos das Haus mit brennen läßt. Er iſt die perſonifizirte Neuzeit in den Kinderſchuhen, welche blos weiß, daß ſie mit dem Frühern brechen muß, aber noch nicht ahnt, was an deſſen Stelle zu ſetzen ſei. Wir haben es daher folgerichtig mit einem Weſen zu thun, das von allen Banden der Autorität, und der dieſer gehorchenden civiliſirten Welt überhaupt losgelöst iſt, im Meere der unkultivirten Natur umherſchwimmt und noch unſicher nach einem feſten Ufer taſtet, an dem es landen könnte, — ohne ein ſolches zu finden. Ohne dieſe Auffaſſung wäre es ſchlechterdings nicht zu begreifen, wie Rouſſeau der Schöpfer einer Erziehungsmethode ſein konnte, — ohne je ſelbſt erzogen worden zu ſein, noch Jemanden erzogen zu haben, — der Begründer eines Staatsprincips, — ohne von dem Weſen des Staates eine vernünftige Idee zu haben, — der Prediger einer Moralität, welche er niemals ausgeübt, noch in ſeinen Schriften befördert hat, und einer Religion, von welcher er nicht den geringſten geiſtigen Vortheil genoſſen, — und der Feind der Civiliſation, an deren Entwickelung er mit bauen half. — Ebenſo wäre nicht zu begreifen, wie er ein Leben von der Art, wie er es führte, mit der ſchamloſeſten Offenheit in ſeinen „Confeſſions“ beſchreiben konnte, wenn nicht angenommen werden müßte, daß er ſich gründlich von allen Rückſichten auf hergebrachte Anſchauungen entbunden und neue ſolche erſt ſchaffen zu ſollen glaubte! —

Jean-Jacques Rouſſeau wurde, als Sohn eines unbemittelten Uhrmachers, am 29. Juni 1712 zu Genf geboren, welcher puritaniſch-calviniſtiſch-ariſtokratiſchen Republik ohne weit über ihre Mauern hinausreichendes Gebiet und Intereſſe, ſeine Familie ſeit zwei Jahrhunderten bürgerlich angehörte. Seiner Mutter durch ſeine Geburt beraubt, wurde er von ſeinem Vater fehlerhaft oder vielmehr faſt gar nicht erzogen, was ſich natürlich noch verſchlimmerte, als ſein Vater wegen eines Duells aus Genf fliehen mußte, ohne für den Sohn irgendwie zu ſorgen. Nach unruhig und zuchtlos verbrachten Knabenjahren entlief er im ſechszehnten Jahre, aus Furcht vor einer Strafe, aus der Vaterſtadt, wurde von einem katholiſchen Pfarrer in deren Nähe an die Frau von Warens bei Annecy in Savoien und von dieſer in das Hoſpiz der Katechumenen nach Turin gewieſen, wo er zum katholiſchen Glauben bekehrt und zugleich von ſeinen Mitſchülern ſo gründlich verderbt wurde, daß er nach ſeiner Entlaſſung, als Bedienter, ſich des Diebſtahls eines Schmuckgegenſtands und der falſchen Anklage eines Dienſtmädchens ſchuldig machte. Nachdem er in mehreren Familien gedient, ſich jedesmal in die Frau vom Hauſe verliebt hatte, und zeitweiſe mit betrügeriſchen Abenteurern herumgezogen war, kehrte er zu Frau von Warens zurück, die jetzt in Chambery wohnte, ihn mit wenig Erfolg in verſchiedenen Fertigkeiten (Muſik, Tanzen, Fechten u. ſ. w.) unterrichten ließ und endlich zum Geliebten annahm. In der

Einbildung, an einem Herzpolypen zu leiden, reiste er auf ihre Kosten nach Montpellier, um seine angebliche Krankheit heilen zu lassen und hatte auf dem Wege die wunderlichsten Abenteuer. Nach der Rückkehr fand er aber seine Stelle bei der mütterlichen Freundin bereits besetzt und ging nun, 1741, nach Paris, wo er durch ein von ihm irrig für neu gehaltenes System, Noten zu schreiben, emporzukommen suchte und 1743 eine Stelle als Sekretär bei dem französischen Gesandten in Venedig erhielt. Hier lebte er, die wichtigsten Geschäfte seines unfähigen Vorgesetzten selbst besorgend, in Streit mit ihm und in lüderlichem Leben achtzehn Monate lang, bis er entlassen wurde und wieder nach Paris zurückkehrte. Er erhielt sich hier mit Notenschreiben, verband sich 1745 mit einer gemeinen Person ohne Bildung und Herz, Therese Levasseur, lebte mit ihr in wilder Ehe und mit ihrer rohen Familie zusammen, und sandte die ihm von ihr geborenen Kinder, einer allgemeinen Unsitte der Zeit und den bedrängten Umständen, in denen er sich befand, nachgebend, — in's Findelhaus, das erste mit einem Erkennungszeichen, die späteren ohne solches. Sein eigener Vater hatte ihn ja auf ähnliche Weise verlassen! Zu gleicher Zeit erwarb er die Freundschaft der geistreichen Frau von Epinay und des großen Diderot. Bisher hatte er sich auf literarischem Felde nur durch Lustspiele bekannt gemacht; auf das Gebiet des geistigen Kampfes trat er erst 1749, indem er eine Preisfrage der Akademie von Dijon: ob der Fortschritt in Kunst und Wissenschaft zur Verbesserung oder zur Verschlimmerung der Sitten beigetragen habe, auf Diderot's Rath und entsprechend den trüben Erfahrungen seines eigenen Lebens, in dem Sinne beantwortete, daß er den Naturzustand als das höchste Glück des Menschen pries, und die Civilisation als dessen Verderben verurtheilte. Das Barocke dieser Ansicht verschaffte ihm Gelegenheit, eine glänzende Beredsamkeit zu entwickeln und gewann ihm den Preis. Eine Krankheit bewog ihn, auch so zu leben, wie er geschrieben, d. h. Alles zu verbannen und zu vermeiden, was irgendwie entbehrt werden konnte, so daß er eine Art Diogenes der neuern Zeit wurde. Das Lustspiel „le devin du village", welches er dichtete und komponirte (1751), und wofür er eine Belohnung vom Könige und von der Pompadour abzulehnen die Ehrenhaftigkeit hatte, verschaffte ihm mehr Ruhm, als die Beantwortung einer zweiten Preisfrage (1753) über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen. Als er im folgenden Jahre seine Vaterstadt Genf besuchte, die ihn mit Stolz auf seinen berühmten Namen begeistert empfing, kehrte er zur protestantischen Kirche zurück, nicht aus Überzeugung, — obschon er dem Katholizismus ebensowenig aus solcher angehört hatte, — sondern aus patriotischer Liebe zu seiner protestantischen Vaterstadt. Bei der Ceremonie des Übertritts verhinderte ihn dann auch sein innerlicher Indifferentismus an irgend welchen anderen Antworten auf die Fragen der Pastoren, als „ja" und „nein!"

Seit 1756 sammt Theresen und ihrer alten Mutter in dem reizenden

Landaufenthalte „Hermitage“ der Frau von Epinay bei Montmorency unweit Paris weilend, ſchrieb Rouſſeau den ſentimental-wolluſtigen Roman „la nouvelle Héloise“ und verkehrte mit ſeinen Freunden und Wohlthätern, Diderot, Grimm und der Frau von Epinay, welche, unglücklich verheiratet, ſchon viele Prüfungen des Herzens durchgemacht hatte und nun Grimm liebte, Rouſſeau's Sonderbarkeiten aber wie eine nachſichtige Mutter trug. Den erſten Schritt zur Störung dieſes ſchönen Verhältniſſes bildete Rouſſeau's ſchwärmeriſche Liebe zur häßlichen Gräfin von Houdetot, einer Schwägerin der Madame d'Epinay, welche unglücklich vermählt war und mit St. Lambert (S. 351) ein Liebesverhältniß pflog, dem ſie jedoch treu blieb. Um Rouſſeau von ihr zu entfernen, wollte ihn Madame d'Epinay auf eine Reiſe nach Genf mitnehmen, worin Diderot ſie unterſtützte. Rouſſeau lehnte es aber ab, zerfiel mit Letzterm, deſſen Materialismus er ohnehin bekämpfte und der die Liebe zur Einſamkeit verſpottete, und dann durch ſeine Undankbarkeit gegen Madame d'Epinay auch mit dieſer, und wurde von da an ſtets verbiſſener und menſchenſcheuer. Sein Roman aber wurde von der Frauenwelt förmlich verſchlungen. Es folgte ihm der ſpäter zu erwähnende „Contrat social“, ſein politiſches, und 1762 ſein pädagogiſches Programm, der Roman „Emile“. Mit beiden war der Krieg gegen die bisher waltenden Zuſtände erklärt, und nun begann die Verfolgung des nach hohen Idealen ringenden, aber über die Natur derſelben unklaren und daher unglücklichen Schriftſtellers. Das Parlament von Paris verurtheilte den „Emile“ zum Feuer und den Verfaſſer zum Gefängniſſe. Er floh nach Genf; aber auch dort war ſein Geiſteskind bereits dem Henker übergeben und öffentlich zerriſſen und verbrannt worden, ohne daß man es nur geleſen hatte; es geſchah eben nur aus Gefälligkeit gegen Frankreich! Zugleich ächtete man den Verfaſſer und ſperrte die Verkäufer des Buches ein! Auch zu Iverdon im Gebiete Berns wies man den Raſtloſen weg; aus Neuenburg, wo ihn Friedrich der Große duldete und Rouſſeau in gerechtem Zorne ſein genfer Bürgerrecht aufgab, floh er aus Furcht vor dem bigotten Pöbel, und ſo war auch ſein Aufenthalt auf der Petersinſel im Bielerſee nur kurz. Endlich war ihm Sicherheit zu Straßburg und endlich auch wieder in Paris vergönnt, unter der Bedingung, daß er nichts mehr gegen Staat und Religion ſchreibe. Nach einem einjährigen Beſuche in England, wo er den erſten Theil ſeiner „Confessions“ ſchrieb, begannen bedenkliche Störungen ſeiner Geiſtesthätigkeit aufzutreten, welche ſich beſonders dadurch kundgaben, daß er die fixe Idee faßte, ſtets von Feinden umgeben zu ſein, welche ihm alles Mögliche in den Weg legten, — welcher Wahn dadurch noch erhöht wurde, daß gerade damals (1768) Corſica und Polen, welche ihn um Verfaſſungen gebeten hatten, ihre Selbſtändigkeit verloren. Während eines Landaufenthaltes in Ermenonville ſtarb er, wenig über einen Monat nach Voltaire, am 2. Juli 1778. Man behauptete vielfach,

er habe ſich aus Schmerz über eine Untreue ſeiner bereits ſechzigjährigen Thereſe vergiftet; jedoch liegen hiefür keine Beweiſe vor, obſchon ſeine Geiſtesſtörung ein ſolches Ende aller Schuld entkleiden würde!

Rouſſeau war zwei Leidenſchaften, der Sinnlichkeit und dem Ehrgeize, ergeben; ſie verleiteten ihn zu allerdings entwürdigenden, jedoch aus den traurigen Verhältniſſen ſeines Lebens und ſeiner Zeit erklärbaren Handlungen; daß ſie aber ſein Emporſteigen zu hohem Ruhm als Politiker, Pädagog und Dichter nicht verhindern konnten, beweist ſchlagend, daß in ihm ein nicht zu beugender Geiſt lebte, der gerade durch ſeine Zügelloſigkeit ſeine Kraft an den Tag legte, die Feſſeln, in welchen die Welt damals noch gefangen lag, zu zerreißen und der Menſchheit den Weg zu neuen Stufen ihrer Entwickelung anzudeuten, ja ſogar den Gang welterſchütternder Ereigniſſe im Voraus zu beſtimmen; denn wer wollte leugnen, daß die franzöſiſche Revolution aus einer Reihe verunglückter Verſuche beſtand, die Ideen ſeines Socialvertrages in die Wirklichkeit überzutragen?

Rouſſeau war äußerſt einfach in ſeinem Leben; er aß und trank wenig und begnügte ſich mit den ſchlichteſten Hausgeräthen und Kleidern. Er legte die Goldtreſſen und die weißen Strümpfe, ſowie den Degen ab und ſetzte eine „runde Perücke“ auf (warum denn überhaupt noch eine Perücke?). Dagegen liebte er den Luxus im — Schreiben, warf ſeine Werke nur auf goldberändertes Papier hin, beſtreute es mit Silberſand und heftete es mit blauer Seide zuſammen. Dabei ſchwärmte er für die Unabhängigkeit, trieb ſie jedoch bis zur Wildheit und befand ſich nirgends lieber als in der Einſamkeit. Er iſt der größte Prophet der Begeiſterung für die Naturſchönheiten geworden, welche ein ſo charakteriſtiſcher Zug der Neuzeit iſt, ſeit der geſchmackloſen Rococo-Zeit aber in den geradlinigen Taxushecken und quadratförmigen Blumenbeeten verknöchert war. In der Naturſchilderung war er unnachahmlich und die ihr gewidmeten Stellen ſeiner Werke gehören zu dem Begeiſtertſten und Herrlichſten dieſer Art literariſcher Thätigkeit. Sein Hang zur ungekünſtelten Natur auf dem Lande nährte ſeine volksfreundliche Geſinnung und verhinderte ihn zeitlebens, ein Welt- und Hofmann zu werden. Er war ſtolz auf ſeine Armut und eitel auf ſeine Zerlumptheit und Unreinlichkeit. Im Weitern verbanden ſich in ihm ökonomiſche Uneigennützigkeit und republikaniſcher Stolz zu dem Beſtreben, den Beruf eines Schriftſtellers nur um ſeiner ſelbſt, nicht um des Erwerbes willen auszuüben. Der Stolz auf ſeine Schriftſtellerwürde entartete jedoch fortwährend zu krankhafter Gereiztheit und zu dem Wahne, daß ſich Alles zu ſeinem Untergange verſchworen habe. Die Gebilde ſeiner Fantaſie beherrſchten ihn ſo ſehr, daß man ſagen kann, er habe eigentlich eine Art von Traumleben geführt. Er lebte völlig in ſeinen Gefühlen, und man beurtheilte ihn völlig falſch, wenn man Das, wozu er ſich von denſelben hinreißen ließ, wie z. B. gereiztes Auftreten

gegen Jene, von denen er ſich beleidigt glaubte, für Ausflüſſe böſen Willens hielt. Auch war es keineswegs Heuchelei, wenn er anders handelte, als er lehrte, ſondern Schwäche gegenüber den Verderbtheiten ſeiner Zeit und dem Elende ſeines Lebens.

Dieſe Züge beſtimmten denn auch ſein Verhältniß zu den berühmten Menſchen ſeiner Zeit, mit denen er bekannt und befreundet war, nach und nach aber ſämmtlich verfeindet wurde. Wir ſprechen hier von ſeinen Beziehungen zu Voltaire (ſ. oben S. 330 ff.). Dieſem ſeinem ältern Zeitgenoſſen gegenüber bietet er einen merkwürdigen Kontraſt dar, wie ihn nur der Freund der Einſamkeit, der Gegner der Civiliſation, der glühende, aber thatenloſe Schwärmer für Moralität und Recht, der aller Selbſtbeherrſchung unfähige Büchermenſch — dem Verehrer des bewegten geſellſchaftlichen Lebens, dem Feinde aller Unkultur, dem kühlen berechnenden Denker aber praktiſchen Wohlthäter, dem frivolen Spötter, dem überall ſich duckenden Weltmanne gegenüber darbieten kann. Wol waren Beide ohne perſönliche Moral, aber aus verſchiedenem Grunde, Rouſſeau aus Schwäche, Voltaire aus Eigennutz, was aber Keinen von Beiden hinderte, Moral zu predigen.

Den erſten Anlaß einer Berührung zwiſchen den zwei größten Franzoſen des achtzehnten Jahrhunderts bot Voltaire's auf ſeinen Landſitzen zu Délices und Ferney errichtetes Haustheater, an welchem viele Genfer, ungeachtet des freuden- und kunſtſcheuen Geiſtes der Stadt Calvin's, theilnahmen, und woher d'Alembert Anlaß nahm, die Genfer zur Errichtung eines Theaters in Genf ſelbſt aufzufordern. Hiegegen trat nun Rouſſeau, ſowol aus übertriebenem genferiſchem Patriotismus, als aus angewöhnter Feindſchaft gegen die Civiliſation und ſomit auch gegen die Kunſt, mit einer feurigen Entgegnung auf, in welcher er das Theater als den guten Sitten und den republikaniſchen Einrichtungen zuwider verwarf. Voltaire machte ſich nun mit Recht darüber luſtig, daß Rouſſeau ſelbſt Stücke, — und zwar wie Erſterer meinte — ſchlechte, geſchrieben habe. Unendlichen Spott ergoß Voltaire über des Genfers Schriften gegen die Civiliſation und ſchrieb ihm, er habe ſich bei deren Leſung verſucht gefühlt, — auf allen Vieren zu gehen! Dieſe anfangs harmloſen Differenzen entwickelten ſich nach und nach zu förmlicher Feindſchaft. Hatte Voltaire Rouſſeau's genannte Schriften ſarkaſtiſch als ſolche „gegen die Menſchheit" bezeichnet, ſo eiferte nun Letzterer, des Erſtern Schriften ſeien „gegen die Gottheit" gerichtet. Es folgten förmliche Wutausbrüche des heißblütigen Demokraten, die der Mann von Welt mit Lächeln aufnahm; erſt als Rouſſeau ſich durch den Brief an d'Alembert von der Partei der Encyklopädie losſagte, nannten ihn ſeine Gegner in einem Schreiben an Ebendenſelben einen „Erznarren", „Abtrünnigen" und „Fanatiker". Als der „Emil" in Genf verbrannt wurde, mochte der frivole Beſitzer von Ferney dies dem Verehrer des calviniſtiſchen Geiſtes gönnen, wogegen Letzterer die Genfer

tadelte, daß sie die viel gefährlicheren Schriften Voltaire's duldeten, die seinigen aber nicht. Dies nahm Letzterer als Denunziation auf und nannte nun den Gegner einen bösartigen Narren, der sich etliche Dauben von des Diogenes Fasse geborgt, „um daraus hervor die Leute anzubellen." So vergaßen zwei geistvolle Menschen, von der Verderbniß ihrer Zeit angefressen, daß sie für so manche gemeinsame Ideen der Aufklärung in Einigkeit und gegenseitiger Nachgiebigkeit weit mehr hätten wirken können, als indem sie sich zur Freude der Finsterlinge herumbalgten und so zwei Parteien von Schülern heranzogen, die den beiderseitigen Haß später in einem Blutbade ausfochten, die Voltaireaner als Girondisten, die Epigonen Rousseau's als Jakobiner! — — —

Seine moralischen und damit auch seine pädagogischen Grundsätze baute Rousseau auf die Freiheit des Willens, in welcher er das eigentliche Kennzeichen erblickte, das den Menschen vom Thiere unterscheide und aus welcher er die Fähigkeit des Menschen, sich zu vervollkommnen, folgerte. Die Quelle, aus welcher der Mensch die Erkenntniß seiner Freiheit schöpft, ist ihm „das innere Gefühl". Mit beredter Sprache äußert er sich über die Freiheit des Willens folgendermaßen:

„Wenn der Mensch thätig und frei ist, so handelt er aus sich selbst; aber nicht Alles, was er frei vollbringt, gehört in den von der Vorsehung aufgestellten Plan und kann ihm angerechnet werden. Sie will das Böse nicht, das der Mensch thut, indem er die Freiheit mißbraucht, welche sie ihm gibt; aber sie verhindert ihn nicht, es zu thun, sei es, daß von Seiten eines so schwachen Wesens dieses Böse in ihren Augen nichtig erscheine, sei es, daß sie es nicht verhindern kann, ohne die Freiheit des Menschen zu beeinträchtigen und ein noch größeres Übel zu verursachen, indem sie seine Natur herabwürdigt. Sie hat ihn frei gemacht, damit er nicht das Böse, sondern das Gute aus Wahl thue. Sie hat ihn in den Stand gesetzt, diese Wahl zu treffen, indem er von den Fähigkeiten Gebrauch macht, mit welchen sie ihn begabt hat; aber sie hat dermaßen seine Kräfte beschränkt, daß der Mißbrauch der Freiheit, die sie ihm läßt, die allgemeine Ordnung nicht verwirren kann. Das Böse, welches der Mensch thut, fällt auf ihn zurück, ohne am Weltplane etwas zu ändern, ohne zu verhindern, daß die Menschheit fortbestehe, ungeachtet sie am Bösen theilnimmt. Murren, weil Gott uns nicht verhindert, Böses zu thun, heißt murren, daß er uns eine vorzügliche Natur gab, daß er unseren Handlungen die Moral verlieh, welche sie veredelt, daß er uns das Recht zur Ausübung der Tugend ertheilte. Das höchste Glück besteht in der Zufriedenheit mit sich selbst; um diese Zufriedenheit zu verdienen, sind wir auf die Erde gesetzt und mit der Freiheit beschenkt, werden wir durch die Leidenschaften versucht und durch das Gewissen im Zaume gehalten. Was konnte die göttliche Macht mehr zu unseren Gunsten thun? Konnte sie einen Widerspruch in unsere Natur legen und den Preis für gute Handlungen Dem ertheilen,

welcher nicht die Macht hat, Böſes zu thun? Wie? Um den Menſchen am Böſen zu verhindern, hätte er auf den Inſtinkt beſchränkt und zum Thiere herabgewürdigt werden ſollen? Nein, Gott meiner Seele, ich werde Dir niemals einen Vorwurf daraus machen, ſie nach Deinem Bilde geſchaffen zu haben, damit ich frei, gut und glücklich werden könne, wie Du!"

Erklärt alſo Rouſſeau die Freiheit des Willens als die Hauptbedingung der Moral, ſo fragt es ſich, woher er ihre Ausübung ableitete. Daß die Gewohnheit letztere bewirke, verwarf er, weil die moraliſchen Ideen im Grunde überall dieſelben ſind; ebenſo wenig erklären ſie ſich aus dem perſönlichen Intereſſe, ſo daß Rouſſeau ſchließt, daß es im Grunde der Seele ein angeborenes Prinzip der Gerechtigkeit und der Tugend gebe, nach welchem wir unſere Handlungen und jene Anderer als gute oder ſchlechte beurtheilen, und dies Prinzip nennt er „das Gewiſſen". Dabei bleibt dann aber ſeine Moral ſtehen; denn in der Erklärung Deſſen, worin das Gewiſſen beſtehe, verwickelt er ſich in Unklarheiten und Widerſprüche, über welche er nicht hinauskommt, — weil überhaupt Niemand über ſie hinauskommen kann. Rouſſeau aber war über dieſe unlösbaren Widerſprüche ſo erbittert, daß er um ihretwillen nicht nur die falſche Philoſophie, welche das Gewiſſen leugnet, ſondern alle Philoſophie überhaupt verwarf und verachtete, dem Himmel dankte, von ihrem Apparat befreit zu ſein, und erklärte: wir könnten Menſchen ſein, ohne gelehrt zu ſein.

Dies ſind alſo die moraliſchen Ideen, auf welche Rouſſeau ſein Syſtem der Erziehung gründet, wie er es vorzüglich im „Emile" dargelegt hat. Freilich muß man ſich wundern, wie nach Rouſſeau, der in ſeinen Schriften den Grundſatz aufſtellte: Alles ſei gut, wie es Gott erſchaffen, und werde ſchlecht unter den Händen des Menſchen, — überhaupt noch eine Erziehung denkbar ſei. Aber Rouſſeau hat dieſen Satz nicht ſo ſchlimm gemeint, wie er ausſieht. Der natürliche Menſch, wie ihn unſer Philoſoph aus dem civiliſirten und künſtlichen Menſchen herausſchälen will, ſoll Alles wieder gut machen, was dieſer verderbt hat. Indem Rouſſeau der abſcheulichen Lehre, welche die Kirche über die „Erbſünde" ausgeheckt hat, und nach welcher der Menſch böſe geboren wird, diejenige gegenüberſtellte, daß Alles, was Gott geſchaffen, gut ſei, ſuchte er nachzuweiſen, daß blos die Geſellſchaft den Menſchen böſe mache und daß es demnach die Aufgabe der Erziehung ſei, den Menſchen dahin zu bringen, daß er zu ſeiner wahren Natur zurückkehre. Es war eine falſche Theorie, aber ſie entſtand natürlicher Weiſe aus Oppoſition gegen eine ebenſo falſche. Daß der Menſch von Natur völlig indifferent, daß die angeborenen Ideen ein Märchen ſeien, ahnte weder die orthodoxe, noch die revolutionäre Pädagogik. Das große Verdienſt indeſſen, welches ſich Rouſſeau trotz der Unrichtigkeit ſeiner Theorie um die Menſchheit erwarb, beſtand in dem Unternehmen, den

Menſchen zu lehren, daß er Menſch ſei, ehe er etwas Anderes, Beamter, Prieſter, Soldat, Kaufmann u. ſ. w. werde.

So beſteht denn die ganze Erziehungslehre Rouſſeau's aus Irrthümern, über welche die gegenwärtige Zeit weit hinaus iſt, welche aber durch ihre Verkündigung dazu beigetragen haben, daß man über die Erziehung nachzudenken begann, während man früher dieſelbe inſtinktiv nach jeweilen waltenden Vorurtheilen und landläufigen Meinungen betrieben oder auch wol auf den bloßen Unterricht beſchränkt hatte, ohne auf die moraliſche Ausbildung des Menſchen irgend welche Rückſicht zu nehmen.

Als erſter Punkt iſt zu erwähnen, daß Rouſſeau, gleich Locke, die häusliche Erziehung für die beſte hält. Auch der Demokrat war ſomit noch von jenem Vorurtheile befangen, das blos auf eine ariſtokratiſche Auswahl von Familien Anwendung finden kann. Doch hat er eben dadurch, daß er das Objekt der Erziehung, das Kind, iſoliren wollte, die Wege gewieſen, wie auf das ſpezielle Wohl eines jeden Einzelnen eingewirkt werden könne. Durch ſeine Lehre, daß das Kind von jeder Verweichlichung fern gehalten und vielmehr abgehärtet werden ſolle, brach er der Aufmerkſamkeit auf die Geſundheit der Schulkinder Bahn, durch die Forderung der Vermeidung unnöthiger Strenge — der Sorge für freie ſelbſtändige Entwickelung der Charaktere.

Es entſprach ferner dem revolutionären, gegen alles Beſtehende gewaltig anſtürmenden Charakter Rouſſeau's, daß er verlangte, die erſte Erziehung ſolle rein negativ ſein, d. h. nicht in der Einprägung der Tugend und der Wahrheit, ſondern in der Abwehr des Laſters und des Irrthums beſtehen. Seine Abſicht war dabei, die Kinder nicht mit abſtrakten, ihnen unverſtändlichen Begriffen zu quälen und zuerſt der Kindheit ihren freien Verlauf zu laſſen, ehe man die Kleinen zu Weiſen mache, was, nach Rouſſeau, ſo viel hieße, als ſie zu Papageien zu machen. Richtig hatte indeſſen bereits Voltaire bemerkt, daß keine Idee den Kindern ſo früh geläufig werde, als die des Unterſchiedes zwiſchen Gut und Böſe, ja daß dieſelbe ſo früh komme als die Erkenntniß, daß zweimal zwei vier ſei.

Rouſſeau will ferner die Strafe, welche den Kindern auferlegt wird, niemals als ſolche, ſondern als „eine natürliche Folge der böſen Handlungsweiſe" betrachtet wiſſen. Gegen die Lüge z. B. ſolle man nicht „deklamiren", auch nicht dieſelbe beſtrafen, ſondern einfach dem lügneriſchen Kinde nichts mehr glauben, bis es ſich ſeinen Fehler abgewöhnt.

Über die Angewöhnung der Kinder zur Großmut ſagt Rouſſeau: wenn man dieſelben durch Erfahrung überzeuge, daß der Freigebigſte bei Theilungen am meiſten gewinne, ſo mache man ſie nur ſcheinbar freigebig und in Wirklichkeit geizig, und eine ſolche Freigebigkeit werde aufhören, wenn ſie nichts mehr eintrage. Er ertheilt daher den höchſt ſonderbaren Rath, dem Kinde vorzugeben, die Armen hätten gewollt, daß es Reiche

gäbe, und die Letzteren hätten versprochen (!), alle Jene zu ernähren, welche sich weder durch Vermögen, noch durch Erwerb erhalten könnten. Rousseau hatte indessen offenbar die wohlmeinende, doch unausführbare Absicht, jene Unwahrheit durch beständige Wiederholung zur Wahrheit zu machen; aber es ist ihm so wenig gelungen, als den Pfaffen mit ihren Märchen.

Die bisher erwähnten Grundsätze Rousseau's beziehen sich auf das Kindesalter bis zum zwölften Jahre, von welchem der revolutionäre Pädagog überdies alle und jede Bücher fernhalten will, mit einziger Ausnahme des — Robinson Crusoe (von Daniel de Foe), an welchem er besonders hervorhebt, daß er die Kinder von der Macht des Menschen und der Kraft seines Willens überzeuge. Namentlich verurtheilt er die Fabeln, deren Moral diesem Alter nicht angemessen sei.

Bezüglich des reifern Jugendalters verlangt Rousseau, daß man den heranwachsenden Jüngling einmal das glänzende Loos Anderer nicht bewundern, sondern vielmehr nach den Schattenseiten betrachten lehre, ihm ferner einpräge, sich weder auf seine Geburt, noch auf seine Gesundheit, noch auf seinen Reichthum zu verlassen und ihm alle Wechselfälle des Schicksals vor Augen führe, und endlich ihn anhalte, alle Menschen zu lieben, sich zu keiner bestimmten Rangklasse, sondern zu allen zu zählen und Niemanden zu verachten.

Von Büchern gestattet Rousseau der reifern Jugend sowol die Geschichte, welche ihr den Menschen, als die Fabeln, welche ihr dessen Fehler vorführen, ohne ihn zu beleidigen.

Die Erziehung soll auf diese Weise mehr in Übungen, als in Lehren bestehen; vor Allem soll Wohlthätigkeit geübt werden.

Für den Fall, daß dem Jüngling eine unverdiente thätliche Beleidigung widerfahren sollte, gestattet er ihm, „sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen," spricht sich jedoch nur dahin aus, daß er darunter nicht das von ihm verworfene Duell verstehe, und verschweigt, was er unter der erlaubten Selbsthülfe verstehe. Auf die Bitte eines Geistlichen um Aufklärung hierüber sprach er sich im Jahre 1770 in einem Briefe dahin aus, daß er es in einem solchen Falle für gerechtfertigt hielte, den Beleidiger, wenn dieser ein Höherer wäre, an dessen Leben Vieles läge, durch eine kecke That zu schrecken und dann sich selbst zu tödten, — wenn er aber ein Gleichgestellter wäre, ihn zu tödten und die verdiente Todesstrafe hinzunehmen. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß dies eines der Paradoxa ist, welche des Feindes aller Civilisation und des Vertreters einer anarchischen Übergangsperiode vom Zustande der Knechtschaft zu einem geträumten bessern vollkommen würdig sind.

Ein anderes Paradoxon Rousseau's ist sein Rath, der Jugend bis zum Alter von achtzehn oder zwanzig Jahren Nichts von Gott oder Religion zu sagen. Eine solche Ansicht ist schon deshalb kindisch, weil, so

lange die Welt steht, eben alle Eltern und Lehrer ihren oder den ihnen anvertrauten Kindern stets ihre eigenen religiösen Ansichten einzuprägen suchen werden, ohne auf die Ansichten Anderer hierüber die mindeste Rücksicht zu nehmen. Freilich ist das Motiv, welches unsern Pädagogen zu dieser Maxime bewegt, höchst achtungswerth; er will die erhabene Idee Gottes nicht durch ihre Mittheilung an Solche, die sie nicht fassen können, verunehren. Aber ein Rath, der von vorn herein sicher ist, niemals befolgt zu werden, verliert dadurch allen Anspruch auf praktischen Werth.

Unter den Abschnitten (Büchern) von Rousseau's „Emil", welchem die angeführten pädagogischen Ansichten entnommen sind, ist einer ausschließlich der weiblichen Erziehung gewidmet. Ein französischer Literarhistoriker (Barni) findet, daß sich dieses Buch des „Emil" („Sophie" betitelt) vor den übrigen nicht nur durch jene Frische der Farbengebung auszeichne, welche der Verfasser seinen „Confessions" zu geben liebte, indem er die Einsamkeit malte, in welcher er es schrieb, sondern auch durch die Tiefe der Beobachtung und die Richtigkeit der Gedanken. „Es scheint uns, als ob wir hier in eine neue Welt einträten. In den vorhergehenden Büchern, wo es sich um den Mann handelte, fanden wir überall das Falsche neben dem Wahren, oder wenigstens die die Wahrheit entstellende Übertreibung; hier ist Alles oder beinahe Alles wahr und zugleich tief und gefühlvoll." Dies ist um so wunderbarer, als Rousseau den größten Theil seines Lebens an der Seite einer gefühl- und schamlosen Dirne zubringen konnte. Es scheint indessen, daß ihn gerade dieser Umstand bewog, das Gegentheil, das Ideal des Weibes, um so höher zu schätzen. Was ihn aber verhinderte, hinsichtlich der Frauen in solche pädagogische Verirrungen zu verfallen, wie hinsichtlich der Jünglinge, ist wahrscheinlich der Umstand, daß er in den Letzteren die künftigen Träger seiner absonderlichen politischen Ideen sah und darnach drechseln wollte, während er die Frauen mit Unbefangenheit betrachtete. In jener Zeit herrschten unter dem weiblichen Geschlechte die Verachtung der Scham als eines Vorurtheils, die Achtlosigkeit auf den guten Ruf, die Untreue in der Ehe, die Gleichgültigkeit gegen das Geschick und gegen die Zukunft der Kinder. Rousseau stellte sich all diesen Übelständen entgegen, indem er den damaligen Frauen die Schamhaftigkeit als natürliches Gefühl und als erste weibliche Tugend, die sorgfältige Erhaltung nicht nur der Ehrbarkeit, sondern auch der Ehre, die strenge Treue zwischen den Ehegatten und die Pflichten gegen ihre Kinder einschärfte. Rousseau versicht nicht nur die Trennung der Geschlechter beim Unterrichte, sondern auch die Verschiedenheit ihrer Erziehung, ohne deshalb zu verlangen, wie dies so vielfach unverständige Männer thun, daß die Frauen blos der Haushaltung leben. „Die Natur will," sagt Rousseau vielmehr, „daß die Frauen denken, daß sie urtheilen, daß sie lieben, daß sie wissen, daß sie ihren Geist bilden, wie ihre Gestalt; dies sind die Waffen, welche sie ihnen giebt, um die Kraft zu

erſetzen, welche ihnen fehlt, und um die unſrige zu lenken. Sie ſollen viele Dinge lernen, aber nur jene, welche ihnen zu wiſſen geziemt."

Rouſſeau verlangt, daß die Mädchen in früherm Alter über Religion unterrichtet werden, als die Jünglinge; denn „wenn man," ſagt er, „warten wollte, bis ſie fähig wären, in dieſe tiefen Fragen einzudringen, würde man Gefahr laufen, mit ihnen niemals davon zu ſprechen." Während er will, daß die jungen Männer ſich ihre Religion ſelbſt auswählen, findet er es geboten, daß die Mädchen dieſelbe von ihren Vätern oder Gatten annehmen.

Was indeſſen Rouſſeau unter Religion verſteht, iſt weſentlich nur die Moral. Er räth, in der Erziehung alle jene „geheimnißvollen Dogmen" wegzulaſſen, „welche für uns nur Worte ohne Gedanken ſind" und die Menſchen „eher zu Narren als gut machen." Die Mädchen ſollen keine Theologinnen und Diſputirerinnen ſein, ſondern ſich ſtets unter den Augen Gottes fühlen, ihn zum Zeugen ihrer Handlungen und Gedanken nehmen, das Gute ohne Prahlerei thun, weil Er es liebt, das Übel ohne Murren ertragen, weil Er ſie dafür entſchädigen wird u. ſ. w.

„Emil" iſt ein pädagogiſcher Roman, durch welchen Rouſſeau für ſeine Grundſätze Propaganda machte. Er endet in grellem Mißtone mit Trennung der unglücklichen Ehe zwiſchen dem Muſterſchüler Emil und der Muſterſchülerin Sophie. Ein auffallenderes Mißtrauensvotum hätte der Verfaſſer ſeiner Theorie nicht ertheilen können.

Was indeſſen die Ketzerrichter von Paris und Genf gegen den „Emil" erbitterte, iſt weder deſſen pädagogiſche Theorie, noch der Inhalt des Romans als ſolchen, ſondern eine in den letztern eingeſchobene Epiſode, welche als das „Glaubensbekenntniß eines ſavoiſchen Vikars" bezeichnet iſt. In demſelben legt er ſeine eigenen religiöſen, beziehungsweiſe irreligiöſen Anſichten und Grundſätze nieder. Seine Dogmen ſind Gott und die Unſterblichkeit, ſein Standpunkt mithin der Deismus der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts. Er entwickelt jene Dogmen rein aus dem Verſtande; auf das Steckenpferd der Frommen, den „Troſt am Sterbebette", hält er nichts. Das Gewiſſen allein iſt ſeine Richtſchnur. Er anerkennt nur eine Offenbarung, die der Natur. Die Falſchheit jeder andern ſogenannten Offenbarung weiſt er aus den Widerſprüchen zwiſchen und ſogar innerhalb den einzelnen poſitiven Religionen nach, verſucht aber dennoch, aus denſelben eine gemeinſame Religion zuſammenzuſetzen, welche eben nichts Anderes als der bereits genannte Deismus iſt. Sonderbar nimmt ſich dazwiſchen eine poetiſche Tirade auf Jeſus aus, welchen er trotz aller Oppoſition gegen die Dogmen der Bibel als Gott und Gottesſohn feiert.

So war ſein ganzes Dichten und Trachten aus Widerſprüchen zuſammengeſetzt. Aber mit denſelben hat er einer neuen Zeit den Weg gebahnt.

Während im heißblütigen und unruhigen Frankreich blos die politischen Ideen Rousseau's, die uns später beschäftigen werden, Wurzel faßten und die pädagogischen zurückdrängten, fanden dagegen allein die letzteren in dem gründlich denkenden und den „Landesvätern" ergebenen Deutschland Anklang. Die Verwirklichung der revolutionären Erziehungsgrundsätze des großen Genferbürgers in Deutschland ist in der Kulturgeschichte zusammengefaßt in das Wort „Philanthropin"; ihr Träger und Herold war der originelle Pädagog Basedow.

Johann Bernhard Basedow war 1723 zu Hamburg geboren. Nachdem er seine Jugend auf ähnliche Weise wie Rousseau, doch nicht in gar so extravaganter Weise verbracht, nämlich mit Davonlaufen und anderen tollen Streichen, studirte er zu Leipzig, und zwar, wie er selbst sagt, beinahe nur auf seiner Stube, und wandte sich einer Richtung zu, welche „zwischen dem Christenthum und dem Naturalismus" stand. Seine pädagogische Laufbahn begann er 1749 als Hofmeister in Holstein, setzte sie 1753 als Professor der Moral und schönen Wissenschaften auf der Ritterakademie zu Soröe fort, welche Stelle er 1761 wegen seiner für freigeistig angesehenen, obschon harmlosen „praktischen Moral" aufgeben und mit einer andern am Gymnasium zu Altona vertauschen mußte, schrieb aber hier wirklich freigeistische Bücher und wurde deshalb nebst seiner Familie in Hamburg und Altona excommunicirt. Endlich erhielt er von der dänischen Regierung eine Pension und widmete sich nun ganz der Abfassung pädagogischer Werke. Es erschienen seitdem von ihm: 1) „Agathokrator oder von Erziehung künftiger Regenten" (1771), von dessen Wirkungen er sich großartige Erwartungen machte, die aber unerfüllt blieben, — 2) das „Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker" (3. Aufl. 1773), „ein Plan aller seiner auf das Schulwesen gerichteten Wünsche und Vorsätze", — und 3) sein Hauptwerk, das „Elementarwerk mit Kupfern für Kinder," ein Orbis pictus jener Zeit, in vier Bänden Text und hundert Kupfertafeln über alle Gegenstände der Erziehung (vorbereitet seit 1768, vollständig erschienen 1774). Das Elementarwerk wurde von vielen europäischen Regierungen, besonders der dänischen und russischen, von einer Menge reicher Privaten und sogar von Klöstern (z. B. Einsiedeln) mit reichen Geltmitteln unterstützt und sein Verfasser war in kurzer Zeit das pädagogische Orakel des aufgeklärten Europa geworden. Charakteristisch für dieses Buch ist die Sucht, Alles, auch das Abstrakte, abzubilden. Wir finden da nacheinander: die Lebensmittel, die „übeln Gewohnheiten der Kinder bei Tische", die Kleidungsstücke, die „Fehler, wodurch Kinder selbe verderben," die Wohnungen, die Vergnügungen der Kinder und der Erwachsenen (dabei Abbildung des „Spazierens" zu Fuße, zu Pferde und im Wagen!), die Thiere und ihre Benutzung, natürlich geschieden in „Hausthiere" und wilde Thiere, „ein Gebirg und kahle Felsen", darauf Maulesel und kletternde Gemsen und auf demselben Bilde einen

See mit fliegenden Fiſchen (!), „das ſchnelle Rennthier vor dem Schlitten“, „die poſſirlichen Affen an der Kette“, den „prächtigen Pfau“, die „ſchnatternde Ente“, die „Hühnertreppe“, „die von der Katze verfolgte Maus“, — den menſchlichen Körper und deſſen Theile, den Kranken mit dem Arzte und einen „Tiſch mit Arzenei“, „eine Frau, die ſich die Adern öffnen läßt“, die Wirkſamkeit der fünf Sinne (beim Geſichte z. B. Einer, der in die Wolken ſieht!), Verſinnlichungen des Gedächtniſſes, der Erfahrung u. ſ. w., der Triebe, — dann allerlei Landſchaften, die Beſchäftigungen in den vier Jahreszeiten, Abbildungen der Verſtandesthätigkeiten (z. B. bei der Vergleichung ein Knabe, der vor einem Hengſt, einer Stute, einem Maulthier und einem Eſel ſteht!), die Handwerke, dann wieder Theile der Thiere und der Pflanzen, die Mineralien u. ſ. w., ſtets Alles durcheinander. Den Zweifel z. B. illuſtrirt ein Keſſelflicker, der nach dem Wege fragt, den Geſchlechtstrieb ein Vater, der mit ſeinem Kinde ſcherzt, und — Verlobte, die es anſehn (!), die Erkenntniß Gottes — Leute, welche eine Wolke anſtaunen, auf welcher der hebräiſche Name Gottes ſteht! Unter den „Völkern“ figuriren auch — Rieſen und Zwerge als ſolche! Unter dem Titel „unangenehme Stellungen“ wird ein Bild erläutert: Zur Rechten ein ſitzender und ein ſtehender Mann mit einwärts gebogenen Beinen und Füßen. Zwiſchen ihnen eine Jungfrau mit hervorgeſtrecktem Kopfe und mit ſymmetriſch gehaltenen Händen. Die ſitzende Perſon hat eine unangenehme Symmetrie, lehnt ſich hinten an, ſperrt die Beine zu weit aus einander u. ſ. w., u. ſ. w.

Schon 1771 wurde Baſedow durch den jungen Fürſten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Deſſau mit 1100 Thalern Gehalt nach deſſen Reſidenz berufen und gründete hier, mit reicher Unterſtützung des Fürſten an Grund und Boden, Gebäuden und Gelt, ſein berühmtes „Philanthropin“, wozu er ſich 1774 am 11. September zu Frankfurt am Main entſchloſſen hatte, wo er mit Goethe und Lavater ſeine durch Erſtern (oben S. 147) beſchriebene Zuſammenkunft hatte, und von wo aus er mit Beiden jene fröhliche Rheinreiſe unternahm, die den unermüdlichen Pädagogen nicht verhinderte, ſtetsfort an ſeinem Werke zu arbeiten.

Baſedow's erſter Gehülfe am Philanthropin, wie ſchon vorher am Elementarwerk, war Chriſtian Heinrich Wolke. Schon 1770 war er zu Baſedow nach Altona gekommen und hatte deſſen erſt drei Vierteljahre alte, nach Rouſſeau's Emil „Emilie“ genannte Tochter zum Gegenſtande ſeiner pädagogiſchen Verſuche nach Rouſſeau's Grundſätzen auserkoren. Er ging dabei von dem nüchternen Grundſatze aus, Alles bei ſeinem wahren Namen zu nennen, z. B. einem Bilde nie den Namen der Sache, welche es darſtellt, zu geben, ſondern dasſelbe ſtets als Bild zu bezeichnen. Schon mit ein und einem halben Jahre ſprach das Wunderkind richtig und konnte buchſtabiren, noch ehe es leſen lernte; letzteres hatte ſie in einem Monat los. In drittehalb Monaten lernte ſie nach

Bedürfniß eines Kindes französisch sprechen. Man gewöhnte sie, vor keinem Naturgeschöpfe Schrecken oder Ekel zu empfinden, prägte ihr von der Religion blos jene Dinge ein, welche „als eine Vorbereitung zur Tugend, zum Vertrauen auf Gott und zur Zufriedenheit nützen können," und machte sie ohne Umstände auch mit dem Ursprunge des Menschen bekannt (!). Mit vier und einem halben Jahre begann Wolke, sie auch lateinisch zu lehren, und sie lernte es fertig! Emilie sollte gleichsam als Muster für die zu erwartenden Leistungen des Philanthropins dienen.

Nachdem diese Anstalt siebenzehn Monate bestanden, gründete Basedow zur Verbreitung seiner Grundsätze und zur Bekanntmachung der Erfolge seiner Anstalt eine Zeitschrift unter dem Titel „Philanthropisches Archiv". Er lud gleich in der ersten Nummer (1. Februar 1776) in einer Anrede an seine Leser, welche er „Kosmopolitiker" titulirte, auf den kommenden Mai zu einer öffentlichen Prüfung ein. In dieser Einladung sprach er sich über die Grundsätze seiner Anstalt aus, namentlich in Bezug auf die Religion. Das Philanthropin beschränke sich nämlich, sagte er, auf das allen Christen ohne Unterschied der Konfession Gemeinsame, mit Verbannung aller theologischen Streitigkeiten. Jeden zwölfjährigen Knaben, der ihm nicht allzu verdorben gesendet würde, versprach er innerhalb vier Jahren, „ohne Zwang und Unlust," auf jede „höhere Fakultät" einer Universität vorzubereiten, sogar mit Einschluß des Lehrganges der philosophischen Fakultät.

Man sieht, die Einladung war nicht frei von Charlatanerie, und so war es auch das versprochene Examen, — nicht in betrügerischer Absicht, sondern entsprechend dem mit Feuereifer die älteren Anschauungen zerstörenden und mit Titanensinn Neues anstrebenden, im Systeme Rousseau's verwirklichten revolutionären Geiste der Zeit. Viele Männer von Ruf aus nahen und entlegenen Gegenden Deutschlands, unter ihnen z. B. Nicolai, Campe, Bode (Wieland, Goethe und Lavater waren erwartet, aber nicht erschienen), kamen, der Prüfung beizuwohnen, über welche Basedow selbst einen ernsten, Professor Schummel aus Magdeburg unter der Maske eines zwölfjährigen Schülers Fritz einen launigen Bericht herausgab, die aber genau übereinstimmen. Die Anstalt hatte damals dreizehn Zöglinge mit Einschluß von Basedow's Kindern Friedrich und Emilie, bis auf Letztere lauter Knaben. Wolke war Examinator, und zwar ganz in lateinischer Sprache. Erst kommandirte er verschiedene körperliche Bewegungen, darunter auch Nachahmungen der Handwerker; dann ließ er hinter die Tafel geschriebene Worte durch Angabe ihrer Gattung errathen, dann die Stimmen der Thiere nachahmen. Als charakteristische Episode folgte die Aufstellung eines Gemäldes, welches eine der Entbindung nahe Frau mit den Vorbereitungen zu diesem Ereignisse darstellte. Die Kinder wurden angehalten, dies mit Ernst zu betrachten und so aufzufassen, daß es allein vernünftig sei, den Kindern ihre

Geburt von der Mutter mitzutheilen, damit sie wissen, was sie Dieser zu verdanken hätten, und nicht etwa dem Storche! Im Rechnen producirten sich die Schüler mittels Aussprechens kolossaler Zahlenreihen, im Zeichnen dadurch, daß sie den mit Absicht falsch zeichnenden Wolke korrigirten. Andere Lehrer der Anstalt examinirten im Lateinischen, Französischen, in der Geschichte und Mathematik. An jedem Prüfungstage wurde auch eine Art von Basedow erdachten höchst nüchternen deistischen Gottesdienstes gehalten. Die Feierlichkeit schloß mit der Aufführung eines französischen und eines deutschen Lustspieles durch die Zöglinge und mit einer Rede Basedow's, in welcher er um Unterstützung seiner Anstalt bat. Letztere wurde ihm vor- und nachher in reichlichem Maße zu Theil, und zwar namentlich durch Solche, welche in seinen Grundsätzen entweder die Verwirklichung der ihrigen sahen, wie z. B. die Freimaurer, oder welche von denselben Besserung ihrer Verhältnisse oder Vortheil hofften, wie z. B. die Juden. Unter Letzteren interessirte sich besonders Moses Mendelssohn um Basedow's Unternehmen. Von schwerem Gewichte war es jedenfalls, daß sich 1777 der große Kant (in der Königsberger-Zeitung) zu Gunsten desselben aussprach. Er sah in der Anstalt die erste, welche einem völlig durchdachten Erziehungsplane Bahn brach, — ohne indessen gegen die dabei begangenen Fehler blind zu sein.

Das Philanthropin war übrigens so reich an Mängeln und Mißgriffen, daß es die von ihm gehegten Erwartungen nicht rechtfertigen konnte. Oft wechselte es seine Lehrer. Basedow selbst trat noch im Jahre jenes Musterexamens, weil er seine Unfähigkeit zur Führung der ökonomischen Angelegenheiten einsah, von der Leitung zurück, überließ sie Campe, nahm sie aber, als dieser sie schon nach einem Jahre in Folge von Basedow's Streitsucht wieder aufgab, neuerdings ein, doch um nach einigen Jahren seine Stelle an Wolke abzutreten, mit dem er zerfallen war und sich in öffentlichen Schmähschriften herumbalgte, nachdem er von einem Freunde desselben, der früher Hülfslehrer bei ihm selbst gewesen, in einem Wirthshause durchgeprügelt worden! Während Lehrer wie Salzmann und Matthisson der Anstalt Ruf zu verschaffen suchten, hatte sich Basedow durch Spiel- und Trunksucht erniedrigt, wie er auch in seinem Benehmen äußerst roh und selbst unreinlich und dabei ungemein geizig war, die meiste Zeit, auch beim Arbeiten, im Bette lag, gegen die Wohlthäter seiner Anstalt sich Unverschämtheiten und Drohungen erlaubte, wenn sie nicht gleich thaten, was er wollte, und allerlei schwülstige und unnütze Schriften in die Welt hinaus sandte. Trotz alledem jedoch und ungeachtet viele tüchtige Pädagogen, welche im Stillen mehr leisteten, als der schreiende und lärmende Basedow, seine Methode als eine zu nichts führende enthüllten, behauptete sich unser Prahler auf der erstiegenen Höhe des Ruhmes und zählte sogar den frommen Lavater zu seinen Bewunderern. Er starb jedoch ruhig und gefaßt, wenn auch arm, an einer Krankheit 1790 zu

Magdeburg. Seine Tochter Emilie hatte im Jahre vorher einen Prediger geheiratet.

Das Philanthropin überdauerte ihn. Bei vielen Fehlern hatte es auch sehr gute Seiten. Es wurde darin dem Standesdünkel und dem Modenteufel gründlich entgegen gearbeitet. Die Zöglinge mußten Handwerke lernen, wie Drechseln, Hobeln u. s. w., landwirthschaftliche Arbeiten üben, z. B. Dreschen; sie wurden abgehärtet, durften weder Puder und Pommade in die Haare schmieren, noch Zöpfe und Perücken tragen, — ebensowenig auch verzierte Kleider und Manschetten. Sie trugen den Hals frei und hatten Matrosenkleider von blau und weiß gestreiftem Zwillich an, turnten und machten Fußreisen. Das Princip der Anschauung diente vorzüglich dazu, den Kindern die Begriffe und die damit zu verbindenden Vorstellungen auf die Dauer einzuprägen. Zur Zeit seiner Blüte, im Jahre 1782, zählte das Philanthropin 53 Schüler aus allen Ländern Europa's, von Rußland bis nach Portugal. Es fand zahlreiche Nachahmungen, so 1775 durch den Graubündner Ulysses von Salis zu Marschlins, 1776 durch den Grafen von Leiningen zu Heidesheim, unter der Leitung des ebenfalls von Lavater empfohlenen, aber schon nach einem Jahre von Marschlins weggegangenen Doktors Bahrdt (s. oben S. 360), welche Anstalt jedoch schon 1779 wieder einging, — dann durch Campe in Hamburg und die noch heute bestehende Anstalt Salzmann's in Schnepfenthal (1784 gegründet). Campe, einer der eifrigsten Philanthropisten, verpflanzte Rousseau's und Basedow's Ansichten in seine vielgelesenen Kinderschriften, in welchen er den von Rousseau gepriesenen Robinson Defoe's abschwächte und die Entdeckung Amerika's, wie auch eine Sammlung von Reisebeschreibungen durch die eingestreuten Gespräche zwischen Vater und Kindern verwässerte und langweilig machte. Verdienstvoller ist sein „Revisionswerk des gesammten Schul- und Erziehungswesens" und für Kinder nicht ohne Nutzen seine „Kinderbibliothek". Viel gelesen und benutzt wurde in jener Zeit auch Salzmann's gemütliches, aber pedantisches und langweiliges „Elementarwerk". Unterhaltender, weil abwechselnder und belebter ist Weisse's noch lange Zeit beliebter „Kinderfreund".

„Höher," sagt Schlosser, „als alle die genannten Edukationsschriftsteller (eben Basedow, Campe und Salzmann) und ihre Bücher, steht ohne allen Streit der Schweizer Pestalozzi und sein nicht sowol für Kinder als für's Volk geschriebener Volksroman." Johann Heinrich Pestalozzi, der eigentliche Reformator der Erziehung in der neuern Zeit, war 1746 in Zürich geboren, als Sohn eines Arztes und einer Verwandten des spätern österreichischen Generals Hotze (ursprünglich Hotz). Seines Vaters früh beraubt und von seiner Mutter und der alten treuen Magd Babeli sparsam aber sorgfältig erzogen, wuchs er unbeholfen und von seinen Kameraden verspottet, aber im Grunde doch geliebt, auf, genoß

den Unterricht der beiden in der deutschen Literaturgeschichte Epoche machenden Professoren Bodmer und Breitinger, bildete mit Lavater und mehreren Anderen einen Freundesbund, der gegen alle Mißbräuche im öffentlichen Leben auftrat, und ergriff mit Begeisterung, obschon Stadtbürger, die Partei des von der Stadt unterdrückten Landvolkes. Ein sterbender Jugendfreund jedoch, Bluntschli, ermahnte ihn, sich keine bewegte, sondern eine ruhige Laufbahn zu wählen, und eine Krankheit, die er sich durch sein angestrengtes Studium zugezogen, bewog ihn, den Büchern Lebewohl zu sagen und sich der Landwirthschaft zu widmen. Er kaufte eine Strecke Landes in der Nähe des Schlosses Habsburg im Aargau, baute sich dort ein Haus und nannte das Gut „Neuhof". Zwei Jahre nach seinem Einzuge dort, 1769, heiratete er die Schwester eines Freundes, Anna Schultheß, welcher er in dem Briefe, in dem er ihr seine Liebe gestand, auch offen und in rührender Weise seine Lage und seine Fehler auseinandersetzte. Da jedoch sein Unternehmen nicht gedieh und das Haus, welches ihn zu demselben mit Geldmitteln unterstützt hatte, diese zurückzog, gerieth er in bittere Noth, ermannte sich jedoch und errichtete auf dem Gute eine Anstalt zur Erziehung armer Kinder, welche 1775 eröffnet wurde und bald fünfzig Zöglinge zählte. Die Verdorbenheit der Kinder jedoch, das zudringliche Benehmen ihrer undankbaren Eltern und Pestalozzi's unpraktische Versuche, mit den Zöglingen eine Spinn- und Webe-Industrie zu Stande zu bringen, — stürzten ihn in Schulden, zehrten sein Vermögen auf und nöthigten ihn, die Anstalt nach fünf Jahren aufzugeben, ja brachten ihn eigentlichem Mangel nahe. Unter solchen Umständen entstand sein erstes bedeutenderes Werk „Abendstunden eines Einsiedlers", eine Reihe von Aphorismen, in welchen er seine pädagogischen Grundsätze zum ersten Male aussprach. Wir entnehmen denselben die für seine erzieherische Richtung charakteristischsten:

„Durch Übung wachsen die Gaben."

„Die Geisteskraft der Kinder darf nicht in ferne Weiten gedrängt werden, ehe sie durch nahe Übung Stärke erlangt hat."

„Der Kreis des Wissens fängt nahe um einen Menschen her an und dehnt sich von da konzentrisch aus."

„Den Wortlehren, der Rederei, müssen Realkenntnisse vorangehen."

— — —

„Reiner Kindersinn ist die wahre Quelle der Freiheit, die auf Gerechtigkeit ruht, und reiner Vatersinn ist die Quelle aller Regierungskraft, die Gerechtigkeit zu üben und Freiheit zu lieben erhaben genug ist." —

Durch Sätze wie folgende:

„Glaube an Gott ist vertrauender Kindersinn der Menschheit gegen den Vatersinn der Gottheit," —

„Aus dem Glauben an Gott erwächst die Hoffnung des ewigen Lebens," —

„Der Glaube an Gott heiligt und befestigt das Band zwischen Eltern und Kindern, zwischen Unterthanen und Fürsten," u. s. w.

stellte er sich mit Entschiedenheit der Lehre Rousseau's entgegen, daß man den Kindern nichts von Gott mittheilen solle, wie auch Pestalozzi's Erziehungsprinzip auf der Liebe der Eltern ruhte, nicht auf der Abrichtung durch einen Hofmeister, wie bei Emil.

Im Übrigen aber, in der Verwerfung des Dogmen- und Wunderwesens sowol, als in der Ersetzung leeren Wort- und Gedächtnißkrams durch reale Kenntnisse, waltet zwischen beiden großen Pädagogen wesentliche Übereinstimmung.

Eine solche Übereinstimmung bestand in manchem grundlegenden Punkte auch zwischen Basedow und Pestalozzi. In ihren Resultaten jedoch gingen diese beiden Erzieher so weit auseinander, daß das ursprünglich gemeinsame Hervorgehen der Grundsätze Beider aus der Schule Rousseau's kaum mehr erkennbar ist.

Ein erfahrener Schulmann neuerer Zeit sagt über das Verhältniß zwischen Beiden folgende treffende Worte:

„Gemeinschaftlich mit einander hatten Pestalozzi und Basedow das ernstliche Streben, daß es besser werde mit der Menschheit durch die Erziehung; Beide hatten einen Elementarunterricht und Elementarbücher, Beide hatten ein Institut zur Realisirung ihrer Gedanken, Beide wollten einen Bildungsgang, welcher angemessen sei dem kindlichen Alter und stufenweise fortschreite." — „Beide aber sind wieder wesentlich verschieden: Pestalozzi geht aus von dem Kinde selbst, und von dem Ewigen und Wesentlichen seiner Natur; Basedow von einem Buche, aus welchem das Kind lernen soll. Pestalozzi will, daß das Kind sich entwickle, entfalte, sein geistiges Leben sich gestalte und ausbilde aus sich heraus; Basedow will Kenntnisse von außen in das Kind hinein bringen, daß es lerne und sich durch Lernen bilde. Basedow hat sich an die gebildeten Stände gewendet und fing an mit der Jugend von gesitteten Ständen, und wurde von diesen unterstützt; Pestalozzi, umfassend die ganze Menschennatur, fing an mit den allerverwahrlosteten Kindern, ganz von unten, und war froh, daß er Bettelkinder erhielt und eine Wohnung, um mit seiner Idee Versuche im wirklichen Leben zu machen. Das Philanthropin, auf Gold und Silber gebaut, verschwand; Pestalozzi's Institut, auf dem Herzen der ganzen Menschennatur errichtet, hielt ohne Gold und Silber auf seiner tiefen und breiten Unterlage als Geistesinstitut so manchen Kampf aus."

Der leitende Grundgedanke von Pestalozzi's Erziehungssystem ist übrigens: werkthätige Humanität. Keiner seiner Vorgänger hatte dieselbe noch verkündet. Rousseau nährte in seinem einsamen Hofmeisterszögling ohne Kameradschaft und Wetteifer den Egoismus, — Basedow pfropfte den Philanthropinschüler mit „praktischen Kenntnissen" voll und pumpte

ihm dafür Herz und Gemüt für seine Mitmenschen aus. Anders Pestalozzi. Er erst war der Herkules, welcher der Hyder des barbarischen Stock- und Prügelsystems die Köpfe abhieb. Zur Zeit seines Auftretens wurden die Kenntnisse dem Gedächtniß eigentlich eingebläut. Die Volksschule stand unter Menschen, welche eher Korporale als Lehrer waren. Ein schwäbischer Schuljubilar — Häuberle hieß der Ehrenmann, — berechnete die von ihm während seiner Amtsthätigkeit von 51 Jahren und 7 Monaten ertheilten körperlichen Strafen auf 911,527 Stockschläge, 124,010 Ruthenstreiche, 30,989 Pfötchen und Klapse mit dem Lineal, 136,715 Handschmisse, 10,235 Maulschellen, 7905 Ohrseigen, 1,115,800 Kopfnüsse und 22,763 Notabenes mit Bibel, Gesangbuch, Katechismus und Grammatik. 777 mal hatte er Schüler auf Erbsen, 613 mal auf ein dreieckiges Scheit knien lassen; 5001 hatten „Esel tragen", 1707 die Ruthe hoch halten müssen, anderer selbsterfundener Strafen nicht zu gedenken. Schimpfwörter hatte er über dreitausend im Vorrathe, wovon er ein Drittel selbst erdacht, die anderen dem reichen Schatze der schwäbischen Volkssprache entnommen. Sonst war das Auswendiglernen von Psalmen, besonders des 119ten, eine beliebte Strafe, — eine solche war aber schon das Sitzen in den dunkeln ungesunden Schulstuben an sich! — —

Weit mehr Epoche als die „Abendstunden eines Einsiedlers" machte Pestalozzi's folgendes Werk. Durch seinen Freund, den Buchhändler Füßli, der ihn seiner unpraktischen Projekte wegen derb anließ, in einer schriftlichen Arbeit aber humoristisches Talent entdeckte, aufgemuntert, wandte er sich der erzählenden Literatur zu und schrieb, ohne Plan, wie es ihm gerade in den Kopf kam, den unsterblichen Volksroman „Lienhard und Gertrud", ein aus dem Leben des Volkes frisch herausgegriffenes Charakterbild. Iselin in Basel übernahm die Korrektur von Pestalozzi's vernachlässigter Orthographie und Stilistik, und Decker in Berlin verlegte 1781 das Buch, in dessen Heldin Gertrud der Verfasser eine Erzieherin malte, wie sie ihm als Ideal vorschwebte.

Pestalozzi konnte sich jedoch selbst nicht wieder erreichen. Sein Versuch, in einem zweiten Volksromane: „Christoph und Else" (1782) manche Theile von „Lienhard und Gertrud" zu erläutern, mißlang durchaus. Er ließ daher diese Gattung schriftstellerischer Thätigkeit liegen und beschränkte sich auf Schriften, welche Reformen im socialen Leben bezweckten, sowie auf philosophisch-politische, und versuchte sich daneben auch, in an Rousseau erinnernder Weise, mit Hypothesen über die Urzustände des Menschengeschlechtes. Dabei bewegte er sich auf einem sehr gemäßigten, gegen Revolution wie gegen Absolutismus in gleicher Weise eifernden Standpunkte.

In eine fruchtbringende Thätigkeit auf seinem wahren Gebiete warf ihn erst der Einbruch der Franzosen in die Schweiz im Jahre 1798. Die Züchtigung des von Pfaffen zur Verweigerung des Bürgereides mißleiteten

Nidwalden durch eine französische Armee, welche nach tapferer Gegenwehr der Bergsöhne den Flecken Stans verheerte und plünderte, war für ein wohlwollendes Mitglied des damaligen helvetischen Direktoriums, Legrand, Veranlassung, Pestalozzi dorthin zu senden, der dann dort die schenßlich vernachlässigten Kinder der Gemordeten und Beraubten um sich sammelte und sie zu erziehen versuchte. Hier war die erste Übungsstätte für die pädagogischen Ansichten, die sich von nun an in seinem rastlos denkenden Kopfe ausbildeten. Bisher hatte er nur Ideen geäußert, die sich an die Schulen Rousseau's und Basedow's anschlossen, doch von Beiden in wesentlichen Dingen sich unterschieden; er hatte gleich Jenen dazu beigetragen, am Gebäude der alten Erziehung und des alten Systems der Volksunterdrückung und Volksverdummung zu rütteln. Von nun an begnügte er sich nicht mehr damit, sondern begann ein neues Haus aufzubauen, in welchem die Jugend des kommenden neunzehnten Jahrhunderts ihre Erziehung und Bildung erhalten sollte. Als er, durch die Kriegsereignisse gezwungen, welche seine Schule zu Stans 1799 in ein Militärlazareth verwandelten, die undankbaren Eltern seiner Kinder verlassen mußte, war er nicht mehr der fantastische Schwärmer und unbeholfene Schriftsteller von ehedem, sondern ein sein Amt gehörig ausübender Schulmeister, als welcher er zuerst in Burgdorf auftrat, doch nur, um bald darauf, 1800, eine eigene Anstalt dort zu gründen, deren Schicksale und Folgen in die Geschichte unseres Jahrhunderts und somit in den letzten Band dieses Werkes gehören.

Noch erübrigt uns zu berichten, was in unserer Periode für die Erziehung jener Unglücklichen geschah, denen von Geburt oder durch Unglück die Benutzung der edelsten Sinnesorgane versagt ist.

Sonderbarer Weise beginnen die Bemühungen für den Unterricht der Taubstummen früher als für denjenigen der Blinden. Im Mittelalter nach den Ansichten der Kirchenväter als Ungläubige (!!) verachtet, erhielten sie, merkwürdig genug, zur Zeit des Wütens der spanischen Inquisition, in einem dortigen Mönche, Pedro de Ponce, ihren ersten Beschützer; im Jahre 1570 unterrichtete derselbe bereits vier Taubstumme in Sprache und Schrift. Nach und nach traten auch in anderen Ländern, zuerst in England und Deutschland, dann in Frankreich, Taubstummenlehrer auf; aber erst im achtzehnten Jahrhundert erweiterte sich die Sorgfalt von Einzelnen der Unglücklichen auf deren ganze Klasse. In Frankreich war es der Abbé Michel de l'Epée, welcher, wegen jansenistischer Gesinnungen seines geistlichen Amtes entlassen, eine Zeichensprache für Taubstumme erfand und 1760 in Paris die erste Taubstummenanstalt gründete, die aber erst in der Revolutionszeit, nach seinem 1789 erfolgten Tode, 1791, zur Staatsanstalt erhoben wurde. In Deutschland besaß der soldatische Autodidakt Samuel Heinicke eine Privatanstalt zu Eppendorf bei Hamburg, wo er Cantor war, welche er aber 1778 auf Veranlassung des Kur-

fürſten Friedrich Auguſt von Sachſen nach Leipzig verlegte, wo er 1790 ſtarb. Entgegen dem Epée'ſchen Syſteme, das auf Schrift und Pantomime beruhte, verlegte ſich das Heinicke'ſche vor Allem auf das Sprechenlernen. Bald darauf entſtanden die Anſtalten zu Wien, Prag und Berlin.

Auch die Blinden waren früher verachtet, ja in Frankreich ſogar öffentlich verſpottet und mit lächerlichem Aufputze behängt worden. Zuerſt nahm ſich ihrer Valentin Hauy an, namentlich beſtärkt durch die blinde Klavierſpielerin Thereſe von Paradies (ſ. oben S. 153), welche 1784 aus Wien nach Paris kam. Noch im nämlichen Jahre errichtete er mit Hülfe der philanthropiſchen Geſellſchaft ſeine erſte Anſtalt, gab den Blinden vorzüglich Unterricht in der Muſik, dann im Leſen mit erhabenen Metallbuchſtaben, im Schreiben mittels Rahmen, in der Geographie mittels geſtickter Karten. Im Jahre 1791 wurde dieſe Anſtalt vom Staate übernommen und mit der Taubſtummenanſtalt vereinigt, 1795 aber wieder davon getrennt.

Viertes Buch.

Recht und Staat.

Erster Abschnitt.

Die ideale Rechts- und Staatslehre.

A. In England und den Niederlanden.

Das Zeitalter der Reformation hatte keine andere Entwickelung der Begriffe von Recht und Staat gekannt, als diejenige aus der in der Bibel enthaltenen angeblichen Offenbarung. Ihm war, wie Luther lehrte, alle Obrigkeit von Gott verordnet, und aus dem Willen des Letztern wurde daher auch alle rechtliche und staatliche Ordnung abgeleitet. Bei alle dem hatte jedoch erst das Reformationszeitalter begonnen, über die Prinzipien des Rechtes und Staates nachzudenken, was im Mittelalter bei der vorgeblich von Gott selbst angeordneten Lehensverfassung in geistlicher und weltlicher Beziehung für überflüssig, ja sogar für frevelhaft erachtet worden wäre.

Das Zeitalter der Aufklärung jedoch, welches sich über die Einseitigkeit der ganz und gar in theologischen Begriffen aufgehenden Reformationszeit erhob, konnte auch nicht bei den Vorstellungen stehen bleiben, welche sich letztere von dem Wesen des Rechtes und des Staates machte; es mußte diese Begriffe von der Theologie frei machen, um sie aus dem Menschen allein zu entwickeln, über welchen hinaus wir nicht im Stande sind, sie herzuleiten. Nur den Gedanken des Menschen können die Vorstellungen entspringen, welche in dem Zusammenleben der Individuen unserer Gattung ihre nothwendige Voraussetzung haben. Auf diesem Grundsatze beruht das Natur-, Völker- und Staatsrecht, d. h. die Erforschung des natürlichen, internationalen und nationalen Rechtes der neuern Zeit. Die Männer, welche sich dieser äußerst fruchtbaren und

folgenreichen Beschäftigung hingaben, zerfallen nach ihrer Herkunft in drei Gruppen, von denen jede, ungeachtet der unter ihren Gliedern sich offenbarenden Verschiedenheiten, einen gemeinsamen politischen Charakter trägt.

Die erste Gruppe umfaßt die Niederländer und Engländer, — Vertreter von Staaten, welche die von ihren Naturrechtslehrern aufgestellten Grundsätze auch sofort verwirklichten und an die Stelle des Absolutismus und der brutalen Gewalt den konstitutionellen Rechtsstaat setzten. Ihnen folgen die Deutschen, deren zahllose Fürstenthümer weder Aufsehen erregende Rechtsverletzungen von Seite der Fürstenmacht, noch mehr als passiven Widerstand von Seite des Volkes erfuhren. Den Schluß machen die Franzosen und Italiener, deren absolutistische Herrscher während der ganzen uns beschäftigenden Periode eine Schandthat auf die andere häuften und damit ihre Völker zwangen, nicht nur nach dem Rechtsstaate, dessen Prinzipien ihre Dränger verlachten, sondern geradezu nach einer vollkommenen Umwälzung zu trachten.

Der Mann, welcher die Überzeugung von der Entwickelung der Rechts- und Staatsbegriffe aus dem Bewußtsein des Menschen und frei von religiöser Bevormundung zuerst gewann und damit das moderne Natur- und Völkerrecht begründete, war Hugo Grotius.

Hugo de Groot (wie sein Name vor der beliebten Latinisirung hieß) war als Sohn des Bürgermeisters von Delft in Holland am 10. April 1583 geboren, studirte an der Hochschule zu Leyden, deren Curator sein Vater war, mit großem Fleiße, war schon mit sechszehn Jahren Doktor der Rechte und mit vierundzwanzig Generaladvokat von Holland, Seeland und Westfriesland. Er war in gleich ausgezeichnetem Maße bewandert in der Kenntniß der alten Klassiker, der Rechtsprinzipien, der Mathematik, Philosophie und Theologie. In der Politik hielt er es mit der republikanischen Partei des biedern Oldenbarneveldt, in der Religion mit der Richtung der Arminianer oder Remonstranten, welche gegen die calvinistische Engherzigkeit der Gomarianer oder Contraremonstranten in Opposition traten und meist Republikaner waren, während der beschränktern und fanatischern Gegenansicht das gemeine Volk huldigte, das sich zu den monarchischen Planen und Gelüsten der Oranier gebrauchen ließ. Die Republikaner und Arminianer wurden der Masse als Aristokraten und Ungläubige bezeichnet und blutig verfolgt. Oldenbarneveldt mußte sein greises Haupt auf das Blutgerüst legen und der gerade die Hälfte der Jahre des Märtyrers (sechsunddreißig) zählende Grotius ein auf Lebenszeit berechnetes Gefängniß im Schlosse Löwestein betreten, aus dem ihn jedoch seine treue Gattin Maria von Reigersberg in einer Bücherkiste befreite. Er entkam glücklich nach Frankreich, dessen König Heinrich IV. ihn schon als fünfzehnjährigen Begleiter Oldenbarneveldt's auf einer Gesandtschaftsreise kennen gelernt hatte.

Grotius, der bereits als Generaladvokat seine schriftstellerische Lauf-

bahn mit der Abhandlung „Mare liberum“, zu Gunsten der Freiheit des Handels, speziell des holländischen gegenüber den spanischen Anmaßungen, begonnen, setzte sie nun im Exile fort mit seinem welthistorischen Hauptwerke: „De jure belli ac pacis.“ Sein freier Sinn war indessen die Ursache, daß ihm der tückische Richelieu die von Frankreich ihm zuerkannte Pension (1631) entzog. Dafür berief ihn der Kanzler Oxenstjerna (1634) nach Schweden, welches Reich Grotius zehn Jahre lang als Gesandter in Paris vertrat. Kaum nach Schweden zurückgekehrt, fand er die Hofluft ungünstig und wollte den Rest seines Lebens in dem sein Unrecht einsehenden Vaterlande zubringen. Er sollte es jedoch nicht mehr erblicken und starb auf der Heimreise zu Rostock am 27. August 1645.

Die hauptsächlichsten Grundsätze des Hugo Grotius sind in seinem genannten Hauptwerke niedergelegt, welches er zuerst treffender „Völkerrecht“, später aber, aus unbekannten Gründen, weniger deutlich „Recht des Krieges und Friedens“ betitelte. Es war kaum erschienen, so widerfuhr ihm, wie jedem großen Erzeugniß des menschlichen Geistes, (1627) die Ehre, auf den päpstlichen Index gesetzt zu werden. Dies vermehrte nur das bereits durch dasselbe erregte Aufsehen, und es wurde wiederholt aufgelegt und herausgegeben, in alle europäischen und die wichtigsten orientalischen Sprachen übersetzt und von unzähligen Gelehrten ausgezogen, commentirt, angegriffen und vertheidigt.

Grotius war der erste Rechtslehrer, welcher es wagte, den zehn Geboten Mose's die Eigenschaft einer Grundlage des Völkerrechts abzusprechen, da sie nicht von allen Völkern als Autorität anerkannt seien. Er suchte das Rechtsprinzip vielmehr in der menschlichen Natur auf, welcher es durch den Willen Gottes eingepflanzt sei. Daraus schließt er, was ihm vielfach als Unglaube schwer zur Last gelegt wurde, daß die Menschen auch *dann* ein Naturrecht haben würden, wenn kein Gott wäre.

Den Begriff des natürlichen Rechtes leitet Grotius, in Verbindung mit den Fähigkeiten der Sprache und des Urtheils, aus dem Triebe zur Geselligkeit ab, die er als sittliche Nothwendigkeit erklärt. Diesen Trieb erhebt die menschliche Vernunft zum bewußten Rechtssinn. Grotius bleibt jedoch auffallender Weise dabei stehen, diesen Trieb und Rechtssinn den *einzelnen* Menschen zuzuschreiben, aus deren Zusammentritt erst der Staat entspringt; daß eine Einheit von Menschen, als Grundlage des Staates, schon durch die Natur (durch Lage, Klima, Abstammung) gegeben sei, ahnt er nicht. Er spricht es zwar noch nicht, gleich seinen Nachfolgern, bestimmt aus, daß der Staat aus einem Vertrage der Bürger entstehe; aber er leitet alles Staatsrecht aus der Verbindlichkeit der Verträge ab. Es fehlt bei ihm daher eine Begründung der Macht, welche die Gesammtheit den Einzelnen gegenüber ausübt. Nach seinen Ansichten könnte daher der Staat nur über die ihm *freiwillig* Angehörenden Gewalt ausüben; er könnte Niemanden zwingen, ihm zu gehorchen.

Grotius unterſcheidet vom Naturrechte das „Willensrecht“ (jus voluntarium), und das letztere wieder in das göttliche, welches von Gott, wie z. B. dem Moſe, und in das bürgerliche, welches vom einzelnen Staate gegeben wird. Den Dekalog der Juden erklärt er nur für dieſes Volk verbindlich und das der geſammten Menſchheit gegebene göttliche Geſetz (bei der Schöpfung, nach der Sintflut und durch Chriſtus) nur ſoweit als es bekannt geworden. Durch die Äußerung, daß Gott ſelbſt das Naturrecht ſo wenig ändern, als eine mathematiſche Wahrheit unwahr machen könne, bekennt er ſich deutlich als Anhänger der Vernunft und Gegner des Wunderkrams.

Die oberſte Gewalt im Staate kommt nach Grotius einerſeits dem Staate als Ganzen, anderſeits dem in demſelben Regierenden zu, und fällt, wenn der Wahlfürſt ſtirbt oder die Dynaſtie des Erbfürſten endet, ſtets wieder an das Volk zurück. Letzterm gibt er jedoch noch nicht unter allen Umſtänden das Recht, den ſeine Gewalt mißbrauchenden Fürſten zur Rechenſchaft zu ziehen und zu beſtrafen; es beſitzt dasſelbe nicht, wenn es ſich dem oder den Machthabern ohne Vorbehalt politiſcher Rechte unterworfen und die Gleichſetzung zwiſchen Staatsherrſchaft und Privateigenthum des oder der Regierenden (den Patrimonialſtaat) zugegeben hat, welchem Zuſtande jedoch Grotius den freien Staat weit vorzieht, wie er auch die Gewalt des Fürſten nicht nur durch das Naturgeſetz ſelbſt, ſondern auch durch Verſprechungen den Unterthanen gegenüber beſchränkt wiſſen will. Die Verbindlichkeiten eines Staates dauern nach ſeiner Anſicht fort ohne Rückſicht auf die in demſelben ſtattgefundenen Regierungsveränderungen, und der Fürſt darf ſeine Privatſchulden nur auf die Privaterben, nicht auf den Thronfolger, die öffentlichen Verbindlichkeiten aber nur auf Letztern vererben. Den Krieg ſtrebte Grotius, wenn nicht zu verbannen, doch durch Mahnung der Kriegführenden zu Recht und Menſchlichkeit zu mildern.

Grotius ſchrieb auch ein Werk über die Wahrheit der chriſtlichen Religion (ebenfalls lateiniſch), worin er dieſelbe mit dem Heidenthum, Judenthum und Islam vergleicht und über alle drei triumfiren läßt. Nimmt er dabei auch, was er damals nicht anders durfte, Offenbarung, Wunder und die Authenticität der Evangelien in Schutz, ſo geht doch aus ſeinem Räſonnement deutlich genug hervor, daß er vom blinden Glauben nichts wiſſen wollte, ſondern die Prüfung des Glaubens durch die Reflexion mit Eifer verfocht.

Die Niederländer waren im neuern Europa die Erſten geweſen, welche nicht nur etwa alte Freiheiten gegenüber deren Unterdrückung wieder herſtellen und bewahren wollten, wie die Schweizer, Hanſeaten und Reichsſtädte des Mittelalters oder die Comuneros Spaniens, ſondern mit Bewußtſein eine neue Freiheit gründeten, die Erſten, welche den ewig wahren Grundſatz praktiſch durchführten, daß kein Volk einem andern unterworfen

sein dürfe, indem sie Spaniens Joch abschüttelten. Und auch nachdem sie dies gethan, waren sie wieder die Ersten, welche, wenigstens in ihren gebildetsten und geistreichsten Elementen, — Oldenbarneveldt, Grotius und deren Genossen, die absolutistischen Gelüste ehrgeiziger Volksführer, der Oranier, bekämpften.

Ihr Beispiel ahmten zuerst die Engländer nach; sie waren es, welche durch die Ausdauer und Hartnäckigkeit ihres Kampfes gegen die Despotie einen politischen Fortschritt in Europa überhaupt möglich machten, der ohne ihre Anstrengungen erstickt worden wäre. Freilich war der Geist der Zeit der Art, daß dieses hohe Ziel der Freiheit nicht ohne Beihülfe religiöser Geistesrichtungen erreicht werden konnte. Die Vorstellungen und Anschauungen des Zeitalters der Reformation waren noch so mächtig, daß ohne ihre Einwirkung dem Volke keine politischen Ideen beizubringen waren. Die Überzeugung von der Unabhängigkeit der rechtlichen und staatlichen Begriffe von den religiösen lebte eben noch ausschließlich in den Gebildetsten. Um eine politische Idee dem Volke verständlich zu machen, mußte dieselbe aus der Bibel, diesem dehnbaren und bequemen „Worte Gottes", begründet werden. Und mit dessen Sprüchen stählten und wappneten sich denn auch jene Eisenmänner, die Rundköpfe, zogen psalmensingend in die Schlacht, verrichteten Wunder der Tapferkeit, saßen mit Würde und ohne Erbarmen über ihren tyrannischen König zu Gericht und sahen ohne Rührung vor dem Palaste Whitehall sein Haupt fallen.

Der erste englische Naturrechtslehrer war John Selden. In der Grafschaft Sussex 1584 geboren, studirte er in Oxford und London. Als Schriftsteller trat er zuerst 1618 mit einer Streitschrift gegen die angeblich göttliche Einsetzung des Zehntens auf und erbitterte hierdurch die Geistlichkeit in hohem Grade. König Jakob I. zwang ihn zum Widerrufe; derselbe und sein Nachfolger Karl I. ließen den kühnen Schriftsteller, der auch gegen die Übergriffe der königlichen Gewalt schrieb, wiederholt in's Gefängniß setzen. Auf Befehl Jakob's hatte er eine Streitschrift gegen des Hugo Grotius Buch „Mare liberum" begonnen, die er „Mare clausum" nannte und worin er die Herrschaft Englands über das Meer verfocht. In seinen Streitigkeiten mit der Regierung unterließ er die Fortsetzung, vollendete sie aber endlich auf Befehl Karl's. Als Abgeordneter der Universität Oxford im Parlamente stimmte er stets gegen die königliche Macht, erlebte deren Sturz und starb unter der Herrschaft der Republik als Curator der Universität Oxford, Archiv- und Admiralitätsbeamter, im Jahre 1654.

Selden's Hauptwerk ist das „Natur- und Völkerrecht nach der Lehre der Hebräer", in sieben Büchern und in lateinischer Sprache. Er spricht darin offen seine Bewunderung gegenüber dem Werke des Hugo Grotius aus. Während jedoch dieser sein Hauptaugenmerk auf das „menschliche Recht" richtet, beschränkt sich Selden auf das „göttliche Recht". Er nennt

das Naturrecht „das Recht des göttlichen Willens“ und verwirft daher die Annahme der menſchlichen Vernunft als einer Quelle desſelben. Dem göttlichen Naturrechte, das in den menſchlichen Gemütern unmittelbar vorhanden ſei, ſtellt er noch ein göttliches poſitives Recht an die Seite, wie es Gott in beſtimmten Geboten, z. B. denen des Adam, Noah, Moſe u. ſ. w. gegeben habe. Selden bewegte ſich daher ganz in dem Ideenkreiſe der engliſchen Republikaner, welche alles Recht aus göttlicher Eingebung ableiteten. Durch ſeine dem Grotius gezollte Anerkennung jedoch und durch ſeine Ableitung des göttlichen Naturrechts aus der Seele des Menſchen beweist er klar genug, daß er ſich im Grunde auf dem nämlichen Standpunkte befand wie Jener, den herrſchenden Ideen aber, gleich ihm, ſeinen Tribut entrichten mußte.

Unter Selden's Geſinnungsgenoſſen bewies ſich, ſeiner nebelhaften und unfruchtbaren Theorie gegenüber, als praktiſcher Politiker der große Dichter John Milton, deſſen Leben wir bei Anlaß der britiſchen Poeſie werden kennen lernen. Im Alter von 36 Jahren (1644) veröffentlichte er ſeine erſte bedeutendere Schrift, „Areopagitica“ genannt, eine Vertheidigung der Preßfreiheit und eine Polemik gegen die Cenſur, ſcharf, beſtimmt und von großherziger Geſinnung getragen. In ſeiner Eigenſchaft als Staatsſekretär der Republik unter Cromwell (nie ſtanden ein größerer Staatsmann und ein größerer Dichter zuſammen an der Spitze eines Landes) fuhr er in ſeiner politiſch-ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit fort und beſchäftigte ſich zugleich mit der engliſchen Geſchichte. Es bedarf bei ſolcher Thätigkeit ſolchen Geiſtes kaum der Verſicherung, daß Milton die Republik in freierem Geiſte auffaßte, als die Rundköpfe, daß er kein bibelſpruchherleiernder und pſalmenkrächzender Barebone war und mit den Leuten, die er gewiß innerlich belächelte, nur hielt, weil ſie, wenn auch unter anderm Lichte, dasſelbe Ziel verfolgten.

Die erſte republikaniſche Theorie der Neuzeit entwickelte Milton in dem Buche über „das Recht der Könige und der Magiſtrate“. Er geht darin von dem Grundſatze aus, daß alle Menſchen von Natur freigeborene Weſen ſeien. Ihre Zunahme an Zahl, fährt er fort, habe ſie veranlaßt, Einen, den König, an ihre Spitze zu ſtellen und ihm Weitere, die Magiſtrate, beizuordnen. Um der Willkür derſelben zu ſteuern, ſeien Geſetze eingeführt und zur Berathung derſelben Räthe und Parlamente ernannt worden. Im Hinblick auf dieſe Entſtehung der Könige ſpricht ihnen Milton das Recht ab, ſich als ſouveräne und natürliche Herren des Landes zu benehmen. „Zu ſagen,“ fährt er fort, „der König habe ein eben ſo gutes Recht auf ſeine Krone und Würde wie jeder Privatmann auf ſein Erbgut, das heißt die Unterthanen den Sklaven und dem Hausvieh des Königs gleichſtellen oder ſeiner Beſitzung, die er um Geld kaufen und verkaufen kann. Aber ſogar wenn ſein Erbrecht von der Art wäre, weshalb ſollte es weniger gerecht ſein, daß ein König, der die geſetzliche

Ordnung verletzt, sein Recht an das Volk verlöre, als daß ein Privatmann, der dasselbe im Kleinen thut, sein Vermögen an den König zur Strafe verliert? Man müßte denn meinen, die Völker seien um der Könige willen, und nicht die Könige um der Völker willen geschaffen worden und Alle zu einem Körper vereinigt, seien geringer als er allein, eine Meinung, welche ohne eine Art von Hochverrath an der Menschenwürde nicht zu behaupten ist. Ferner zu sagen, die Könige seien Niemandem als Gott verantwortlich, heißt alles Gesetz und jede geregelte Regierung umstürzen. Denn wenn sie jede Rechenschaft verweigern können, dann sind alle Krönungsverträge und alle Eide, die sie schwören, leerer Schein und Spott. Wenn dann ein König Gott nicht scheut, so werden unser Leben und unsere Güter nur von ihrer Gunst und Gnade abhängig, wie von einem Gott, nicht von einem sterblichen Magistrat; eine Lage, die sich höchstens die Schmarotzer der Höfe und ganz verdummte Menschen gefallen lassen." Milton fügt diesen goldenen Worten bei, daß kein christlicher Fürst, der sich nicht aus Hochmut den heidnischen Cäsaren gleichstelle, so unvernünftig handeln und so niedrig von seinem Volke denken werde, unter welchem ihn Tausende an Weisheit, Tugend und Adel der Gesinnung übertreffen, und folgert endlich, daß das Volk, von dem alle Autorität ausgehe, sowol das Recht habe, Könige zu wählen, als sie auch wieder zu verwerfen.

Als der französische Philolog Saumaise (Salmasius) im Auftrage des Prätendenten (spätern Königs Karl II.) eine Vertheidigung von dessen Vater, dem hingerichteten Karl I., schrieb und darin das englische Volk „ungerechten und frevelhaften Königsmordes" beschuldigte, schrieb Milton, dem dafür die Republik tausend Pfund Sterling bezahlte, die zermalmende „Vertheidigung des englischen Volkes", welche in den Augen des ganzen gebildeten Europa den Gegner moralisch todtschlug. Andere polemische Schriften Milton's waren: *Εἰκονοκλάστης* (der Bilderstürmer) gegen ein angeblich aus dem Nachlasse Karl's I. stammendes Buch, betitelt *Εἰκὼν βασιλική* (Bild eines Königs), — das Recht des Staates in kirchlichen Dingen, und mehrere andere von geringerer Bedeutung.

Es gibt nicht leicht einen schärfern Kontrast zwischen zwei Zeitgenossen, als zwischen dem so überaus ehrlichen Republikaner Milton und seinem nächsten (an Jahren aber ältern) Nachfolger, den man mit Recht den englischen Machiavelli nennen könnte, dem (wie Bluntschli ihn nennt) radikalen Royalisten Thomas Hobbes.

Im Jahre 1588 zu Malmesbury geboren, erreichte er ein beträchtliches Alter, ehe er Gelegenheit hatte, seinen Namen bekannt zu machen. Er hielt stets eifrig zur königlichen Partei und verließ schon 1640 sein Vaterland aus Abneigung gegen die zunehmende antiroyalistische Bewegung. In Paris wurde er Lehrer des vertriebenen Kronprinzen Karl Stuart (des spätern Königs Karl II.) und lebte an dessen Prätendenten-

hofe, bis ihn die ihm feindlichen Kirchenmänner vertrieben, worauf er (1652) nach dem unter ihm ebenfalls feindlicher Regierung befindlichen Vaterlande zurückkehrte, jedoch seiner Gesinnung treu blieb, die ihm von Cromwell angebotene Staatssekretärstelle ausschlug und erst nach der Restauration des Königthums Ämter und einen Gehalt annahm. In hohen Ehren und hohem Alter starb er 1679.

Hobbes war ein eigenthümliches Doppelwesen. Auf dem Gebiete der Kirche verfocht er den Fortschritt, auf dem des Staates die Autorität, doch auch wieder in gewissermaßen fortschrittlicher Weise. Die Klerikalen haßten ihn als Ketzer, die Republikaner und Constitutionellen als Absolutisten. Den Schlüssel zu dieser seltsamen Anomalie bieten seine zwei politischen Hauptwerke: de cive (1646) und „Leviathan oder von Inhalt, Form und Macht des kirchlichen und bürgerlichen Staates" (1651), beide lateinisch.

Hobbes war ein scharfer Denker. Pufendorf sagt von ihm: er sei „der Erste gewesen, welcher in der Erkenntniß des Naturrechts die scholastische Methode weggeworfen und dasselbe nach Art der mathematischen Studien behandelt habe." Dies kann indessen nur in Bezug auf seine Untersuchungen im Gebiete des Rechtes und Staates gesagt werden, in welchem allein seine Thätigkeit von Bedeutung ist; seine Äußerungen über die theoretische Philosophie sind zu unwesentlich, um erwähnt zu werden.

Seine Ausführungen über das Naturrecht baut Hobbes auf die paradoxe Ansicht, daß der Mensch von Natur keinen Trieb zur Geselligkeit habe, sondern einen solchen nur zufällig durch die Ereignisse erhalte. Jeder Mensch verlange mehr Nutzen und Ehre für sich, als für Andere, Jeder sei sich selbst der Erste. Hobbes tritt somit dem Hugo Grotius schnurstracks entgegen; ihm ist nicht der Friede, wie Diesem, sondern im Gegentheile der Krieg der natürliche Zustand der Menschen, der gesellige Zustand dagegen kein natürlicher, sondern ein künstlicher. Nur durch die Zucht wird der Mensch fähig zur Gesellschaft. Der natürliche Zustand des Hobbes nämlich, der Kampf Aller gegen Alle, ein Zustand, in welchem Jedem Alles erlaubt ist, weil Alle einander gleich sind und Jeder herrschen will, kann nicht von Dauer sein, weil er das Menschengeschlecht vertilgen würde. Die Furcht vor einem solchen Ende erweckt das Bewußtsein, daß der Friede besser sei als der Krieg; die Menschen suchen daher Frieden. Die Mittel zu letzterm finden sie in den „natürlichen Geboten", d. h. im Naturrechte. Das erste dieser Gebote heißt: suche Frieden; wenn Du ihn nicht findest, so hilf Dir durch Krieg; es lehrt somit die Selbstvertheidigung, bei welcher alle Mittel erlaubt sind, und aus ihr folgt wieder das Recht des Einzelnen, Solche, welche dabei in seine Gewalt kommen, zum Gehorsam zu zwingen. „Nichts ist absurder, sagt Hobbes, als Den wieder stark und zum Feinde

zu machen, den man in seiner Gewalt hat." Gleich Starke aber, die einander nichts anhaben können, vereinigen sich zu gegenseitiger Hülfe. Es mußte sich unseres Naturrechtslehrers eine furchtbare Verzweiflung am guten Willen der Menschen bemächtigt haben, welche ihm die Worte entlockte: „Jeder Mensch hat die Begierde, sich Andere durch Gewalt und List zu unterwerfen; jeder muß sich vor dem Andern in Acht nehmen."

Um nun den zur Fortdauer der Menschheit nothwendigen Frieden zu begründen, muß Jeder von dem ihm zustehenden Rechte auf Alles „ablassen", d. h. Etwas davon Anderen abtreten; diese gegenseitige Abtretung ist ein Vertrag. Verträge aber müssen, nach einem zweiten Naturgesetze, gehalten werden, und in diesem Halten besteht die Gerechtigkeit. Andere solche Naturgesetze sind die gewöhnlichen Moralvorschriften, z. B. sich nützlich zu erweisen, Niemanden zu verachten, Stolz, Eigennutz, Ungerechtigkeit zu meiden, die Zeugen anzuerkennen. Das Naturrecht ist nach Hobbes göttlich, aber nicht geoffenbart. Die Bibel stimmt nach ihm nicht deshalb mit den natürlichen Gesetzen überein, weil sie von Gott geoffenbart ist, sondern weil sie „natürliche, der menschlichen Natur gemäße Bestimmungen" enthält.

„Wenn aber die natürlichen Gesetze," fährt Hobbes fort, „auch erkannt werden, so geben sie nicht zugleich Sicherheit." „Die Menschen müssen durch Furcht zusammengehalten werden, sonst veruneinigen sie sich wegen ihres Privatnutzens", und sind fortwährend der Gefahr ausgesetzt, den Krieg Aller gegen Alle zurückkehren zu sehen. Eine „sichtbare Macht" muß daher die Begierden und Leidenschaften durch Strafen zügeln, sie muß dafür sorgen, daß die natürlichen Gesetze und Verträge gehalten und bewahrt werden. Die Macht entsteht dadurch, daß die Menschen ihre eigene Macht auf Einen oder auf Mehrere übertragen. Alle ordnen sich einem einzigen Willen unter, den sie als den ihrigen anerkennen. Dieser eine Wille, der „große Leviathan", wie sich Hobbes bezeichnend ausdrückt (das Ungeheuer, welches durch das Zusammenwachsen vieler Ungeheuer entsteht!), ist der Staat oder die bürgerliche Gesellschaft, die „bürgerliche Person", der „sterbliche Gott".

Der Staat entsteht nach Hobbes entweder durch Unterwerfung aus Furcht oder aus Sehnsucht nach Schutz. Im ersten Falle ist der Staat der „natürliche, väterliche oder despotische", im zweiten der „institutive oder politische". In jenem verschafft sich der Herrscher Angehörige durch seinen Willen, in diesem geben sich die Bürger einen Herrscher nach ihrem Willen. Beide Arten des Staates sind nicht Reiche der Freiheit, sondern der Nothwendigkeit. Erst der Staat schützt Leben und Eigenthum; ohne ihn sind beide außer aller Sicherheit, also eigentlich so gut wie nicht vorhanden. Der Staat hat daher das Recht, die sich ihm nicht Fügenden zu zwingen, das Recht zu strafen, Frieden zu schließen, Krieg zu erklären. Diese Rechte übt die höchste Gewalt im Staate aus, welche außerdem die

Geſetze gibt, die Beamten und Räthe und die Führer im Kriege wählt. Die höchſte Gewalt iſt *abſolut* und *ungetheilt*; ohne dies herrſcht Bürgerkrieg! Der Machthaber iſt der Kopf des Staates, die Seele und Vernunft desſelben.

Entweder iſt nun die höchſte Gewalt nur *einem* Menſchen übertragen, oder *Mehreren* oder *Allen* (Monarchie, Ariſtokratie, Demokratie). Tyrannei, Oligarchie und Anarchie ſind nicht Abarten dieſer Staatsformen, ſondern nur Ausdrücke von Anſichten der Bürger über die Herrſchaft. Die beſte dieſer Formen iſt keine beſtimmte, ſondern die jeweilen beſtehende (!). In jedem Staate indeſſen herrſcht das Volk, nur in der Demokratie ſelbſt, in der Ariſtokratie durch Bevorzugte, in der Monarchie durch den Fürſten, d. h. der Machthaber wird zum wahren Volke, — die Übrigen ſind blos — Menge! Im Verlaufe ſpricht ſich jedoch Hobbes immer deutlicher zu Gunſten der Monarchie und zu Ungunſten der zwei übrigen Formen aus. Nur in der Monarchie iſt die Berathung und Beſchlußnahme immer möglich, weil deren Theilnehmer nicht erſt zuſammentreten müſſen.

Damit der Friede bewahrt werde, muß ſich der Monarch einen Nachfolger wählen, — ohne dies iſt die Form des Staates nicht vollkommen. Der beſte und natürlichſte Nachfolger iſt der älteſte Sohn. Das iſt der Gipfel von des „radikalen Abſolutiſten“ Beweisführung. Die erbliche abſolute Monarchie iſt ſein Ideal, und außer ihr kein Heil! Nur der Herrſcher kann nach ihm Recht und Unrecht unterſcheiden, das Eine befehlen, das Andere verbieten. Ja er iſt ſogar oberſter Herr des Eigenthums ſeiner Unterthanen und ihr einziger Richter, während er dagegen von ihnen nicht gerichtet werden darf, ja ſogar den bürgerlichen Geſetzen gar nicht unterworfen iſt. Damit ſolche ſchöne Lehren nicht umgeſtürzt werden, will Hobbes bezeichnender Weiſe das *Leſen der alten griechiſchen Schriftſteller*, welches in Monarchien Revolutien verurſache, nicht geſtatten; er will von ihren „aufrühreriſchen Schriften“ nichts wiſſen; dagegen aber ſucht er ſich mit der Bibel auf guten Fuß zu ſetzen und ſogar zu beweiſen, daß ſeine Lehre mit derſelben übereinſtimme; ſeine Auslegung der Bibel iſt jedoch keine einer Autorität nachgebetete, ſondern von eigener, origineller Erfindung. Schon Adam und Eva ſchloſſen nach ihm einen „Vertrag“ der Unterwerfung mit Gott, brachen ihn aber; ſolche Verträge ſchloſſen ſpäter Abraham, Moſe u. ſ. w. Ueberhaupt iſt für Hobbes die Religion lediglich eines der Mittel des Staates; denn er gibt letzterm das Recht, *die Gottesverehrung willkürlich zu beſtimmen*. Niemand darf, nach ihm, bei *Strafe*, die Bibel anders auslegen, als es der höchſten Gewalt beliebt. Eine allgemeine Kirche anerkennt er daher nicht, ſondern ſo viele Kirchen, als es Staaten gibt, nicht mehr und nicht weniger. Damit verwirft er ſowol den Katholizismus, als alle Sekten, und will nur von Staatskirchen

wiſſen. Wenn aber der Staat zu Chriſtus in Widerſpruch tritt? — Dann ſoll man lieber den zeitlichen, als den ewigen Tod ſterben, d. h. ſich von dem ungläubigen Staate ruhig abſchlachten laſſen!

Es iſt nicht zu läugnen, daß Hobbes in Manchem an Machiavelli erinnert. Nicht nur hat er mit ihm die Vertheidigung der abſoluten Monarchie, ſondern auch die Rückſichtloſigkeit gemein, mit welcher er die Intereſſen der Geſammtheit denen der Machthaber unterordnet. Beide Politiker kennen kein Volk, ſondern nur Pöbel, Beide verachten die Menſchennatur ingründlich, ſonſt würden ſie dieſelbe nicht zu ſolcher Erniedrigung verdammen, was ſie doch thun, indem ſie ihr zumuten, lediglich als Mittel zur Befriedigung der Herrſchſucht des Fürſten zu dienen. Doch walten zwiſchen Beiden wieder tiefgreifende Verſchiedenheiten. Das Buch Machiavelli's iſt ein Schrei der Verzweiflung, hervorgerufen durch ſein eigenes und ſeines Volkes Elend; er will zu teufliſchen Mitteln greifen, um beiden ein Ende zu machen. Die beiden Bücher des Hobbes dagegen erſcheinen als trockene Beweisführungen ohne andere zwingende Veranlaſſung, als den Wunſch, die vertriebenen Stuarts wieder auf den Thron zurückzuführen, als bloße gegen die Cromwell'ſche Republik geſchleuderte Parteiſchriften, welche weder dem Verfaſſer, noch ſeinem Volke etwas nützen konnten; denn Beide befanden ſich vor und nach der Reſtauration in gleich günſtigen Verhältniſſen. Und doch haben die Hobbes'ſchen Bücher zu dieſer Reſtauration ohne Zweifel nicht wenig beigetragen und dem Verfaſſer einen großen Namen in ſeiner Zeit verſchafft, während das Werk Machiavelli's zur Zeit ſeines Lebens unbeachtet und ohne alle Folgen blieb. Dagegen iſt in neueſter Zeit Hobbes ſo zu ſagen vergeſſen, während Machiavelli als Rathgeber aller Uſurpatoren und Eroberer in höchſter Blüte ſteht. So ſpielt die Geſchichte mit ihren Figuren!

Gegen Hobbes erhoben ſich zahlreiche Gegner ſowol aus dem ultraroyaliſtiſchen und orthodoxen Oxford, als aus dem konſtitutionellen und puritaniſchen Cambridge. An letztgenannter Univerſität wurde der Baccalaureus Scargil, der als Vertheidiger von Hobbes auftrat, ſeiner Würde entſetzt, zum Widerrufe gezwungen und vertrieben. Eine Menge Bücher wurden gegen Hobbes geſchrieben und wieder andere zu ſeinen Gunſten. Für uns haben ſie keine Bedeutung mehr, ausgenommen etwa dasjenige „de legibus naturae“ von Richard Cumberland, geboren 1632 zu London, proteſtantiſchem Prediger, durch Wilhelm III. Biſchof von Peterborough, geſtorben 1709. Er beſchuldigte Hobbes der Auflöſung aller Moral und alles Glaubens und widerlegte ſeine Theorie von der abſoluten Willkür jedes Einzelnen durch Hinweiſung auf den dieſelbe verbannenden Willen Gottes.

Der erſte ſelbſtändige Denker über Recht und Staat, welcher nach Hobbes auftrat, war der uns bereits bekannte Philoſoph Spinoza (S. 306 ff.). Es gehören hierher gerade ſeine erſte und ſeine letzte

Schrift, der Tractatus theologico-politicus und der Tractatus politicus, von denen jedoch nur letzterer von politiſcher Bedeutung iſt, obſchon er unvollendet blieb. Spinoza geht, wie Hobbes, von dem Naturzuſtande aus. In demſelben gibt es weder Geſetz noch Sünde, daher auch keine Religion; Alles hängt von der Nothwendigkeit der Natur ab. So iſt es in dieſem Zuſtande Naturrecht, daß der große Fiſch den kleinen verſchlingt, daß der Menſch ſich einzig und allein von ſeinem Nutzen beſtimmen läßt. Ganz wie Hobbes erklärt auch Spinoza, daß von Natur Jeder Recht auf Alles habe, die Menſchen daher von Natur Feinde ſeien. Erſt aus dem gegenſeitigen Bedürfniſſe, einander gegen Feinde beizuſtehen, leitet er die Bildung der menſchlichen Geſellſchaft durch Vertrag ab. Dieſer Vertrag zwingt jedoch nach ſeiner Anſicht nur inſoweit zur Haltung, als es Jeder in ſeinem Nutzen findet; denn wenn Einer erkennt, daß der Vertrag ihm Schaden zufügen würde, ſo wird er ihn brechen und das mit Recht. Wer jedoch mächtiger iſt, als ein Anderer, kann denſelben zur Haltung des Vertrages zwingen, und es iſt unvernünftig, dem Mächtigern nicht gehorſam zu ſein; denn Letzterer „wünſcht die Macht zu behalten und ſucht deshalb das allgemeine Wohl zu fördern, das Ganze vernünftig zu leiten“ (!?!). Nach Spinoza iſt im Staate das Wohl Aller, nicht blos das Wohl des Herrſchers, das höchſte Geſetz, und hierin unterſcheidet er ſich vortheilhaft von Hobbes, der das Gegentheil, wo nicht ausdrücklich behauptete, doch offenbar meinte, — obſchon Beide darin irren, daß ſie dem Staate einen unſittlichen, weil nicht im Sittengeſetze, ſondern blos in der Furcht vor dem Übel begründeten Urſprung verleihen. Freilich war eine andere Ableitung in jener Zeit barbariſcher Kriege und rechtloſer Zuſtände nicht wol möglich.

Gleich Hobbes concentrirt auch Spinoza alle Macht im Staate in deſſen „höchſter Gewalt“, welche das „Recht hat, zu thun, was ſie für gut findet, und die Unterthanen nicht beleidigen kann.“ Ungleich Jenem aber gibt er nicht der Monarchie, ſondern der Demokratie den Vorzug unter den drei alten Staatsformen, und macht auch dem Monarchen und der Ariſtokratie den Schutz der Geſetze und das Wohl des Ganzen zur erſten Pflicht. Die Ariſtokratie begründet er durch die Wahl, in der Monarchie aber zieht er die erbliche vor. Kurz vor ſeinem Tode bekämpfte er noch die abſolute Monarchie und erklärte es als einen Irrthum zu glauben, daß Einer allein die höchſte Staatsgewalt beſitzen könne. In der Demokratie dagegen hat nach ihm Jeder das Stimmrecht und das Recht, Staatsgeſchäfte zu führen. Ausgenommen ſind Weiber, Kinder, Sklaven, Verbrecher und Alle, die nicht eigenen Rechtes ſind.

Völlig weicht aber Spinoza von Hobbes ab, ſoweit es ſich um das Verhältniß des Staates zum Glauben handelt. Während der Anglikaner, der Tendenz ſeiner Konfeſſion folgend, für die Staatskirche auftritt und alle individuelle Überzeugung dieſer unterordnen, d. h. unterdrücken will,

wird der aus dem Judenthum Hinausgeworfene und doch nicht Getaufte ebenso folgerichtig zum feurigen Kämpen der Glaubensfreiheit. Spinoza stützt sich dabei auf die Unmöglichkeit, Gefühle und Gedanken zu beherrschen, spricht daher der Staatsgewalt das Recht, den Glauben ihrer Unterthanen zu bestimmen, durchaus ab und gestattet ihr nur, solche Äußerungen zu bestrafen, welche die Staatsordnung stören oder bedrohen; ja er widerräth ihr auch, Kirchen von Staatswegen zu bauen, und verlangt für jede Glaubensgemeinschaft die Freiheit, selbst für ihren Gottesdienst zu sorgen, vorausgesetzt, daß sie den Staat nicht angreife und seine Grundlagen nicht untergrabe. — „Welches Übel," sagt er, „kann für einen Staat größer sein, als wenn man rechtschaffene Männer, weil sie anders denken und nicht heucheln können, als Gottlose des Landes verweist? Was kann verderblicher sein, als wenn Männer nicht wegen eines Verbrechens, einer Schandthat, sondern weil sie freien Geistes sind, für Feinde gehalten und zum Tode geführt werden, und das Schaffott, das Schreckbild der Schlechten, zur schönsten Schaubühne wird, um das höchste Beispiel der Duldung und Tugend zur höchsten Schmach für die Staatsmajestät zur Schau zu stellen?" Durch diese Worte erhebt er sich in höchst edler Weise zum Anwalt seiner unglücklichen Landsleute und Gesinnungsgenossen Oldenbarneveldt und Hugo Grotius.

Wir verlassen Spinoza mit den schönen Worten seines „politischen Traktates", welche, wie Bluntschli sagt, verdienten, mit goldenen Buchstaben über den Thoren der Residenzen und Rathhäuser eingegraben zu werden: „Aus den Grundlagen des Staats folgt, daß der letzte Endzweck desselben nicht sei, zu herrschen, die Menschen durch die Furcht zu bezähmen und unter eines Andern Gewalt zu bringen, sondern im Gegentheil einen Jeden von der Furcht zu befreien, damit er, soweit dies für ihn möglich ist, sicher leben, d. h. sein natürliches Recht zu existiren, ohne seinen eigenen und des Andern Schaden am besten behaupten möge; es ist nicht der Zweck des Staates, Menschen aus vernünftigen Geschöpfen zu Thieren oder zu Automaten zu machen, sondern daß ihr Geist und Körper ihre Fähigkeiten ungefährdet entwickeln, daß sie sich ihrer freien Vernunft bedienen, nicht in Haß, Zorn und Betrug mit einander streiten und sich gegenseitig befeinden. Der Endzweck des Staates ist also im Grunde die Freiheit."

Die von Spinoza, neben manigfachen Überbleibseln des ältern, rohern Staatsrechtes seiner Zeit, auftauchenden freieren Ideen nahm auf und erweiterte zugleich ein anderer großer Philosoph, den wir bereits kennen gelernt, der Engländer John Locke (s. oben S. 309). Wie Milton die erste englische Revolution und Hobbes die darauf folgende Restauration, so vertrat Locke die zweite englische Revolution, durch welche das Haus Stuart für immer vom britischen Throne gestürzt wurde. Locke machte

in seinen Schicksalen diese Revolution gründlich mit. Er litt unter der despotischen Regierung Karl's II. und Jakob's II. durch die blutige Verfolgung aller freisinnigen Ideen in Politik und Religion. Dieselbe trieb ihn in die Verbannung, konnte aber seinen unabhängigen Geist, seinen unentwegten Freisinn nicht beugen, wie auch die hohen Ehren, die man nach der Einsetzung eines neuen Herrscherhauses dem Heimgekehrten anbot, ihn nicht bewegen konnten, seine persönliche Freiheit und stille Zurückgezogenheit preiszugeben. Es bedurfte in der ersten Zeit seines Auftretens, wo die durch Hobbes genährten und in ein System gebrachten absolutistischen Grundsätze unumschränkt herrschten, wirklich hohen Mutes, für die Freiheit aufzutreten, wie er es in seinem Entwurfe einer Verfassung für Carolina in Amerika, in seinen Briefen über Toleranz und in seinen Abhandlungen über Staatsregierung (treatises of government) wagte, — der erste Rechtslehrer, welcher nicht mehr lateinisch, sondern in seiner Muttersprache schrieb.

Locke's Entwurf einer Verfassung für Carolina hatte seine Veranlassung in der Schenkung dieser Provinz durch Karl II. an mehrere englische Lords, welche dann unsern Philosophen mit der genannten Arbeit beauftragten; sie wurde, wie Bluntschli sagt, „das Ideal einer liberalen Aristokratie in englischem Stile, aber für die amerikanische Kolonie, welche der demokratischen Anspannung aller Volkskräfte bedurfte, unbrauchbar."

In seinen Briefen über Toleranz spricht sich Locke im Sinne Spinoza's offen für Glaubensfreiheit und für Trennung von Kirche und Staat aus, wie sie jetzt in Amerika herrscht. „Die Sorge für den Glauben," sagt Locke, „ist kein bürgerliches Interesse und die Obrigkeit hat keine Macht über die Seele empfangen; denn Niemand kann seinen Glauben dem Gebot eines Andern unterwerfen und die öffentliche Gewalt kann nur äußere Dinge bezwingen; die Religion aber ist eine Überzeugung des Gemüts, die keinen äußern Zwang erträgt. Die Kirche dagegen ist eine freiwillige Verbindung zu gemeinsamer Gottesverehrung, und Niemand ist schon von Geburt Glied einer bestimmten Kirche; denn nichts wäre absurder, als zu denken, daß die Religion sich von den Eltern auf die Kinder vererbe wie das Vermögen." Es ist wirklich unbegreiflich, wie so einfache und selbstverständliche Grundsätze im zähen Europa fast zweihundert Jahre nach ihrer ersten Proklamation noch nicht einmal, sogar bei den sonst eifrigsten Verfechtern der Freiheit, durchdringen konnten.

Die von Locke verfochtene Toleranz erstreckt sich, zur Beschämung mancher Freisinnigen sogar in neuester Zeit, nicht etwa nur auf die Christen, sondern auch auf Juden, Mohammedaner und selbst Heiden, ja ausdrücklich selbst auf „unvernünftigen Glauben", und schließt jede Bestrafung und jede Entziehung bürgerlicher Rechte um des Glaubens willen entschieden aus. „Das Christenthum," sagt Locke ungefähr, „ist um so

ſicherer die wahre Religion, je mehr es auf die Kraft der Wahrheit vertraut, je weniger es zu falſchen Mitteln greift, die Menſchen zu bekehren." In vollſtändigem Widerſpruche damit entzieht er jedoch hintennach die von ihm verkündete allgemeine Duldung den — Katholiken und den — Gottesläugnern, Erſteren, weil ſie ihr Haupt außerhalb des Staates haben und gelehrt werden, Ketzern kein Wort zu halten, und Letzteren, weil ſie die Offenbarung verwerfen, welche Locke anerkannte! So befleckte er ſelbſt, in ächt menſchlicher Schwäche, ſein ſo feierlich aufgeſtelltes Panner.

Von Locke's beiden „Abhandlungen über die Regierung" iſt die erſte gegen die Schrift „Patriarcha" (1680) von Robert Filmers gerichtet, in welcher die Lehre von Hobbes noch übertrieben und die abſolute Fürſtengewalt von der „urſprünglichen väterlich-abſoluten Gewalt Adams (!)" hergeleitet war, — eine Thorheit, welche in der engliſchen Hochkirche und am Hofe Jakob's II. die herrſchende wurde, aber vor Locke's Angriffen gründlich zerfiel. Gegen denſelben Filmers wandte auch der Republikaner Algernon Sidney, welchen 1683 das Henkerbeil traf, ſeine ſcharfen und unerbittlichen, die Volksſouveränetät vertheidigenden „Discourses concerning government". Die zweite Abhandlung, das umfaſſendſte ſtaatsrechtliche Werk Locke's, geht, gleich Hobbes und Spinoza, auf den Naturzuſtand zurück. In dieſem nimmt er eine natürliche Freiheit und Gleichheit der Menſchen an. Näher beſtimmt iſt dieſelbe durch das Naturgeſetz, welches Jeden anhält, „weder ſich ſelbſt zu zerſtören, noch das Leben, die Geſundheit, die Freiheit und den Beſitz der Anderen zu verletzen." Locke's Naturzuſtand iſt daher keineswegs, wie der von Hobbes, ein Kriegszuſtand, ſondern nur „Mangel an öffentlicher Autorität"; Gewaltthat und Unrecht, die Grundlagen des Kriegszuſtandes, will die Natur nicht, wie ſie auch nicht die von den Abſolutiſten gelehrte Macht des Stärkern über den Schwächern, alſo keine Willkürherrſchaft, kein Fauſtrecht, will.

Durch Überlaſſung der dem Einzelnen von Natur zukommenden Macht an die Geſellſchaft, d. h. an eine über die bloße Familie hinaus ſchreitende Zuſammengehörigkeit von Menſchen, zu dem Zwecke, „ſich und das Ihrige zu bewahren," tritt die bürgerliche Freiheit an die Stelle der natürlichen. Erſtere unterſcheidet ſich von letzterer durch Anerkennung geſetzlicher Autorität, ſchließt aber gleich ihr jede Willkürherrſchaft aus. Die Regel, nach welcher Autorität und Freiheit ſich verhalten, iſt das Geſetz, „eine Anleitung des freien und vernünftigen Willens, das Richtige zu thun."

Die Einwände gegen die Theorie der Entſtehung des Staates als Vertrag, daß nämlich erſtens kein Staat wirklich ſo entſtanden und zweitens jeder Menſch ſchon als Glied eines Staates geboren werde, will Locke durch den Hinweis auf die dunkle und unbekannte Entſtehung der Staaten

im Alterthum und durch die Freiheit des Menschen von Geburt an widerlegen, — doch gelingt es ihm nicht ohne Zwang und willkürliche Annahmen. Sonderbarerweise hält Locke den Eintritt in den Staat, nicht aber den Austritt aus demselben, für ein Werk der Freiheit des Einzelnen.

Locke ist der Erste, welcher die einzelnen Gewalten im Staate von einander unterscheidet. Die höchste derselben ist die gesetzgebende; ihr untergeordnet sind die exekutive, welche im Innern die Ausführung der Gesetze besorgt, und die föderative, welche im Verhältnisse zu auswärtigen Staaten die Rechte des Landes wahrt; beide in den Händen derselben Person, welche aber die Gesetzgebung nur unter Mitwirkung Vieler und ohne Willkür ausüben darf. Dem Inhaber der gesetzgebenden Gewalt ist dieselbe aber nur vom Volke anvertraut; denn nur der Gemeinschaft selbst kommt die Souveränetät im Staate zu, welche aber der Gesetzgeber ausübt, „so lange die öffentliche Ordnung besteht". Eine absolute Macht, welche über Leben und Eigenthum des Volkes verfügt, anerkennt daher Locke nicht. Vielmehr ist das Volk, wenn die Regierung ihre Gewalt dazu mißbraucht, ihm ihren Willen aufzuzwingen, berechtigt, der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen. Eroberung, Usurpation und Tyrannei verwirft Locke mit Entschiedenheit als rechtlose und gewaltthätige Akte, und erklärt ihnen gegenüber den Widerstand für berechtigt, wenn auch nur in dem Falle, wenn die ungesetzlichen Handlungen der Machthaber sich über die Volksmehrheit ausbreiten oder doch so beschaffen sind, daß sich Jedermann durch sie bedroht fühlt.

Der erste Denker über den Staat, welcher die Annahme der älteren Staatsrechtslehrer von einem staatlosen oder Naturzustande der Menschen wegwarf, war Shaftesbury (s. oben S. 322). Er behauptete, die ältesten Menschen seien den neueren in Allem ähnlich gewesen und hätten ebenfalls gemeinsame Bedürfnisse gehabt. Die Gesellschaft sei daher ein natürlicher Zustand des Menschen, und ohne sie hätten niemals Menschen gelebt. Damit tritt Shaftesbury vorzüglich Hobbes entgegen, welchem er vorhält, daß die Menschen, wenn sie auch, wie Dieser meinte, von Natur Wilde wären, sich um so weniger einer Gewaltherrschaft unterwerfen würden. Den besten Staat sieht Shaftesbury in dem möglichsten Gleichgewichte der Gewalt und in deren Einschränkung durch gute Gesetze. Die unumschränkte Gewaltherrschaft macht nach ihm jede Tugend unmöglich.

Damit war die englische (wie schon vor ihr mit Spinoza die niederländische) Rechts- und Staatsphilosophie erschöpft; sie konnte der Natur der Sache gemäß nicht weiter schreiten als zur größtmöglichsten, mit fester staatlicher Autorität vereinbaren bürgerlichen und geistigen Freiheit.

B. In Deutschland.

Im Herzen Europa's, in dem Anfangs unserer Periode vom dreißigjährigen Kriege grauenvoll verwüsteten sogenannten römischen Reiche, unter Zuständen, welche von einem Volke nichts, sondern nur von zahlenden und blutenden Unterthanen, vom Staate nichts, sondern nur von absoluten Landesvätern und deren Dienern etwas wußten, konnte sich aus sich selbst heraus keine denkende Ansicht von Recht und Staat bilden, weil kein selbständiges, selbstthätiges Handeln und Regen eines freien Volkes waltete, wie bei den nordwestlichen Nachbaren. Der forschende und grübelnde Geist der Deutschen, seit dem tragischen Ende des Bauernkrieges zu Thaten nicht mehr fähig, wurde indessen durch die welthistorischen Bestrebungen jener Nachbaren an- und aufgeregt, und die Philosophie der Letzteren, wenn auch nicht ihre Thaten, fand in Deutschland tüchtige Fortarbeiter.

Samuel Pufendorf, der Erste derselben, war 1632 zu Flöha bei Chemnitz als Sohn eines Landpfarrers geboren und zum Gelehrten bestimmt und erzogen. Er vertauschte jedoch die ihm als Berufssach zugedachte Theologie seit 1657 zu Jena mit der Rechtswissenschaft, indem er sich unter Weigel's Leitung besonders mit dem Naturrechte beschäftigte. Er konnte jedoch, da er weder über „glänzendes Metall" zu verfügen hatte, noch sich zu „krummen Bücklingen" verstehen wollte, in seinem Vaterlande keine Anstellung finden und wurde Hauslehrer und Sekretär bei dem schwedischen Gesandten in Kopenhagen. Dort gerieth er in dänische Kriegsgefangenschaft und begann in dieser das Studium des Grotius und Hobbes. Sein erstes Werk „Elementa jurisprudentiae universalis" (1660) verschaffte ihm den zu seinen Gunsten gestifteten Lehrstuhl des Natur- und Völkerrechts an der Universität Heidelberg. Sein etwas derbes und satirisches Auftreten gegen den alten Schulzopf und das Hofceremoniell machte ihm Feinde, so daß er es vorzog (1670), eine Professur zu Lund in Schweden anzunehmen. Von hier, wo er in Folge seines Freisinns von der lutherischen Orthodoxie als Ketzer angegriffen wurde, rief ihn der König Karl XI. als Historiographen nach Stockholm, später aber der große Kurfürst als Geheimerath nach Berlin, wo er 1694 starb.

Pufendorf's Schriften sind sämmtlich lateinisch abgefaßt. Die erste von Bedeutung unter ihnen ist die unter dem falschen Namen Severinus von Monzambano 1667 in Genf erschienene „vom Zustande des deutschen Reiches", welche große Verbreitung fand, obschon oder gerade weil sie vielfach verboten wurde. Sie ist so eingekleidet, als wäre sie von einem Italiener verfaßt, welcher Deutschland bereist hätte, um es kennen zu lernen.

Dieſes Buch, welches zum erſten Male die Schattenſeiten der deutſchen Zuſtände zu enthüllen wagte und der wiſſenſchaftlichen Forſchung und Beurtheilung ihr Recht zuerkannte, war ein für die deutſche Staatswiſſenſchaft Epoche machendes. Es bekämpft zuerſt die Meinung, daß das deutſche Reich eine Fortſetzung des römiſchen ſei, die es an der Hand der Geſchichte als irrig nachweist. Dann kritiſirt es die verſchiedenen deutſchen Staaten dem Range nach. Von Öſterreich ſagt es, daß ſich deſſen Fürſten in allen ihnen günſtigen Dingen als Glieder des Reiches, in allen ihnen widrigen Dingen aber als eine vom Reiche getrennte Macht betrachtet hätten. Von den geiſtlichen Kurfürſten: die Nachfolger der Fiſcher und Weber ſeien zu gewaltigen Reichsfürſten geworden. Prophetiſch ahnt es, daß die Reichsſtädte ſich auf die Dauer der fürſtlichen Hoheit nicht werden erwehren können, und daß die Fürſten auf die reichsunmittelbare und landſtändiſche Ritterſchaft wie auf eine Beute lauern. Es wird dann die Entſtehung des Lehenswesens, des Königthums und der Fürſtenthümer abgehandelt. Vom Reiche ſelbſt erlaubte ſich Pufendorf die damals unerhörte Behauptung: es ſei keine wahre Monarchie, weil die Reichsſtände faktiſch vom Kaiſer unabhängig und Letzterer machtlos, und doch auch keine Ariſtokratie, weil ſich ja alle Gewalt der Fürſten vom Kaiſer ableite. Daß es keine Demokratie ſei, brauchte er nicht zu beweiſen. Die Verfaſſung des Reiches nennt er geradezu ein Monſtrum. Es wird dann das Volk und das Land geſchildert und mit den Nachbaren verglichen, unter welchen nur Frankreich als zu fürchten, doch keineswegs als unüberwindlich dargeſtellt wird, wenn Deutſchland einig wäre. Für letztern wünſchbaren Zuſtand kämpft das Buch mit Eifer. Es beklagt namentlich die Zerriſſenheit in Konfeſſionen, die Ohnmacht des Reichskammergerichtes und der kaiſerlichen Gewalt. Gegenüber der Schrift des Bogislaus Philipp Chemnitz, welcher 1640 unter dem Namen Hippolytus a Lapide eine Schrift herausgegeben hatte, in welcher vorgeſchlagen wurde, zur Heilung der deutſchen Zuſtände die Beſitzungen des Hauſes Habsburg zu theilen und das Reich in eine Bundesariſtokratie zu verwandeln, verwahrt ſich Pufendorf gegen jede Schwächung einer deutſchen Macht, die nur den Fremden zu gute komme, und ſchlägt einen bleibenden „Bundesrath“ vor, der die Schwachen ſchützen, keine Sonderbünde unter den Reichsgliedern dulden, jede Einmiſchung fremder Mächte verhindern, ein Bundesheer halten, allen Konfeſſionen gleiches Recht und gleichen Schutz gewähren, ſogar für Beſetzung der Schulſtellen mit gemäßigten Männern ſorgen ſolle. Am Ende empfahl der Verfaſſer noch die Aufhebung der geiſtlichen Fürſtenthümer und der Klöſter und die Vertreibung der Jeſuiten, „damit die verderbliche Prieſterherrſchaft aufhöre, nicht mehr die Hälfte des deutſchen Bodens in den Händen des römiſchen Klerus ſei und die Nation zu innerm Frieden gelange.“

Das Naturrecht stellte Pufendorf in dem größern Werke „Acht Bücher vom Natur- und Völkerrecht“ und in dem kleinern „Von der Pflicht des Menschen und Bürgers“ dar.

Er stellt sich im Gegensatze zu Hobbes wieder auf den Standpunkt des Grotius, indem er den Naturzustand als einen solchen des Friedens erklärt. Als Ursache der Bildung von Staaten anerkennt er sowol die gesellige Natur des Menschen (wie Grotius), als die Furcht vor Schaden (wie Hobbes). Besonders aber sucht er nachzuweisen, daß das Recht nicht etwa eine bloße Sache der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit, sondern eine sittliche Idee sei, welche Gott dem Menschen eingepflanzt habe. Als erste Bedingung derselben erklärt er die natürliche Religion, d. h. den Glauben an Einen Gott, — nicht etwa geoffenbarte Konfessionen.

Zur Bildung des Staates genügt nach Pufendorf nicht die Übereinstimmung des Willens der Individuen, sondern es ist ein zweiter Vertrag erforderlich zwischen der „bestimmten Obrigkeit“ und Denen, welche ihr Gehorsam geloben.

Der herrschenden Meinung gegenüber, daß die oberste Gewalt im Staate von Gott komme, führte Pufendorf aus, daß der Staat in seiner historischen Erscheinung ein Werk des Menschen sei, mittelbar aber auch auf den göttlichen Willen bezogen werden könne, der ja dem Menschen das Bedürfniß zum Staate eingepflanzt habe. Unvernünftig aber sei es, anzunehmen, daß die „Königliche Majestät“ unmittelbar von Gott abgeleitet, mit göttlichem Geiste erfüllt sei.

Die Theilung der Gewalten geht bei Pufendorf sehr in's Spezielle. Außer der gesetzgebenden Gewalt nimmt er eine Straf-, Urtheils-, Kriegs- und Friedens-, Steuergewalt u. s. w. an, die aber nicht getrennt, sondern in einer obersten Gewalt verbunden sein sollen.

Außer den drei regelmäßigen Staatsformen des Aristoteles anerkennt Pufendorf, wie schon aus seinem Werke über Deutschland erhellt, auch unregelmäßige, wenn z. B. eine einheitliche oberste Gewalt fehlt. Die oberste Gewalt ist nach ihm souverän, keiner andern Gewalt unterworfen, unverantwortlich und über die menschlichen Gesetze erhaben; er ist daher der absolutistischen Staatsform geneigt, doch nicht in solchem Maße wie Hobbes; denn er bestreitet, daß die bloße Willkür des Fürsten Recht sei, und will dem Letztern die Pflicht auferlegen, die von ihm gegebenen Gesetze zu halten und die Stände an denselben mitwirken zu lassen (welche damals in Deutschland ganz außer Gebrauch gekommen, ja fast vergessen waren). Nach Pufendorf kann der Fürst (was er nach Hobbes nicht kann) den Unterthanen Unrecht thun. Dagegen auferlegt er den Letzteren die Pflicht, der bestehenden Regierung zu gehorchen, ja sogar einem Usurpator, der den rechtmäßigen Fürsten vertrieben hat, — so lange Derselbe die Regierungspflichten übernimmt. Weiter läßt er sich nicht in solche heikle Fragen ein.

Die Wirkung der von Pufendorf verkündeten Grundsätze war ein glänzender Sieg freierer Anschauungen — wenigstens im Schoße der wissenschaftlich gebildeten Welt. Für diese war nun die Unabhängigkeit des Naturrechts von der Theologie, für welche Hugo Grotius zuerst Bahn gebrochen, eine vollendete Thatsache. Die allgemeine Überzeugung hievon griff zuerst in Schweden Platz, wo die Regierung Pufendorf gegen dessen orthodoxe und ihn deshalb heftig angreifende Collegen in Schutz nahm. Langsamer ging der Sieg der geistigen Freiheit in dem geknechteten Deutschland von Statten. Die theologische Fakultät zu Leipzig verdammte Pufendorf's Natur- und Völkerrecht und der dortige Professor Valentin Alberti, ein ehemaliger Studienkamerad des Verfassers, veröffentlichte ihm gegenüber ein „der orthodoxen Theologie (wörtlich!) angepaßtes Naturrecht". Ein anderer Glaubensstreiter, Veit Ludwig von Seckendorf (geb. 1626), schrieb, das scheinbar angegriffene Christenthum zu retten, den „Christen-Staat" (1686). Pufendorf vertheidigte sich gegen diese Bücher mit seiner „Apologie", in welcher er unter Anderm den Vorwurf, daß er von der „rechtgläubigen" lutherischen Religion abgefallen, mit den schönen Worten zurückwies: „Es ist die Weise der Leute, die kein eigenes Urtheil haben, aber von dem Hasse der Sekten erfüllt sind, jeden Andersgläubigen mit Schauder zu betrachten. Aber so treu wir dem Glauben unserer Kirche bleiben, so soll der theologische Haß der christlichen Sekten nicht das Gebiet der Philosophie, der Medizin und der Jurisprudenz in Flammen setzen." Das Naturrecht, sagte er an einer andern Stelle, müsse für die Nichtchristen wie für die Christen gelten und habe keine andere Grundlage als das den Menschen in's Herz geschriebene Gesetz, — und an einer andern: die Pflicht der Humanität verbinde alle Menschen und das Naturrecht sei Sache der Menschheit.

So platzten die ewigen Gegensätze der Autorität und der Freiheit aufeinander. Doch, auch die Vermittelung sollte ihre Stimme vernehmen lassen. Sie that es durch den Mund des uns als Philosoph bekannten Leibniz (s. oben S. 311), der zwar in seiner Bewunderung für Grotius sich auf den Standpunkt des Fortschrittes stellte, in seiner Opposition gegen Pufendorf aber seine Ängstlichkeit gegenüber entschiedenem und konsequentem Vorschreiten an den Tag legte. Er konnte oder wollte die große Errungenschaft Pufendorf's nicht anerkennen, welche in der Überzeugung lag, daß das Recht mit der Theologie nichts zu schaffen habe, und behauptete daher, die Rechtswissenschaft dürfe sich nicht auf das diesseitige Leben beschränken; denn für die Ausübung der Pflichten des Menschen auf der Erde sei die Rücksicht auf jenseitige Belohnung und Strafe ein wichtiger Beweggrund. Leibniz verlangt, daß das Naturrecht sich nicht nur mit den Pflichten des Menschen gegen den Menschen, sondern auch mit jenen gegen Gott beschäftige, daß es sich nicht von der „natürlichen Theologie", d. h. der „vernunftgemäß begründeten philo-

sophischen Theologie", trenne. Er nimmt drei Grade des Naturrechts an. Der erste ist das strenge Recht (jus strictum), nach welchem die Menschen im Frieden leben, bis Verletzungen unter ihnen den Krieg hervorrufen, der zweite die Billigkeit (aequitas), welche sogar bei Verletzungen keinen Krieg, sondern Sühne und Strafe will, der dritte die Pietät gegen den Willen eines Höhern, der Natur, Gottes oder einer menschlichen Macht. Die aus Justinian's Corpus juris entnommenen Regeln dieser drei Grade heißen: Verletze Niemanden, gib Jedem das Seine und lebe ehrbar. Alle drei Grade genügen jedoch nicht zum Heile der Menschen. Zur Herstellung vollkommener Harmonie zwischen Tugend und Nutzen, Laster und Schaden ist die Unsterblichkeit und das Reich Gottes erforderlich, d. h. ein Universalstaat, in welchem alle Seelen unmittelbar von Gott selbst regiert werden, und von welchem Leibniz keineswegs die Nichtchristen ausschließt. Dieser Gedanke ist vom religiösen Standpunkte allerdings erhaben; allein für die Rechtsverhältnisse der Menschen hat er keinen Werth, weil er aus einer bloßen Hypothese besteht.

Ein größeres Verdienst Leibnizens, als seine Parteinahme für die Theologie, als sein nur in zerstreuten Meinungen und Ansichten, nicht in einem durchdachten Systeme bestehendes Naturrecht, ist sein Auftreten zu Gunsten des deutschen gegen das Überwuchern des römischen Rechtes, seine Verwendung dafür, daß das Corpus juris blos wissenschaftliche, nicht aber offizielle Geltung haben sollte, und sein Vorschlag zu einem neuen deutschen, kurzen und klaren Gesetzbuche, das aus den vaterländischen Rechtsquellen und Rechtsübungen zusammenzusetzen sei. —

Auf ihn, den Wortführer der Vermittlung, folgte indessen unbeirrt ein Schüler Pufendorf's mit ebenso entschiedener Gesinnung zu Gunsten des Fortschrittes im Rechtsleben und noch dazu mit ausgesprochener deutscher Vaterlandsliebe. Es war Christian Thomasius.

Am ersten Tage des Jahres 1655 zu Leipzig geboren, als Sohn eines orthodoxen und am Kampfe gegen Pufendorf betheiligten Professors, und daher auch in diesem Geiste erzogen, wandte das Studium der Apologie Pufendorf's seinen Geist der neuen forschenden Richtung zu, und er begann in Leipzig seit 1679 als Docent über das Naturrecht nach Pufendorf's Werke vorzutragen, und fiel dabei 1685 in die seltsame Verirrung, in einer Schrift nachweisen zu wollen, daß die Polygamie nicht gegen das Naturrecht verstoße. Dagegen erwarb er sich den hohen Ruhm, daß er 1688 der erste deutsche Hochschullehrer war, welcher es wagte, Vorträge in seiner Muttersprache zu halten. Seine Feinde haben dieses Verdienst dadurch auszulöschen versucht, daß sie behaupteten, er habe nicht lateinisch verstanden. Diese Verleumdung ist jedoch dadurch widerlegt, daß er vor dem genannten Jahre selbst ebenfalls lateinisch vorgetragen, dies auch nachher noch theilweise that und daneben mehrere lateinische Bücher schrieb. Sein deutscher Vortrag ärgerte indessen die alten Schulzöpfe entsetzlich;

noch mehr jedoch that dies die von ihm herausgegebene erste gelehrte Zeitschrift in deutscher Sprache. Unbeschreibliche Wut erfaßte die Anhänger des Alten; sie lechzten nach Rache, wozu sich ihnen auch die Gelegenheit darbot. Als Hektor Gottfried Masius, Doktor und Professor der Theologie und königlich dänischer Hofprediger, in seiner Schrift „über das Interesse der Fürsten an der wahren Religion" den lutherischen Glauben auf Unkosten des katholischen und reformirten erhob, weil derselbe lehre, daß alle fürstliche Gewalt unmittelbar von Gott komme, erhob sich gegen dieses borurte Machwerk Thomasius 1689 in seinen „freimütigen, jedoch vernunft- und gesetzmäßigen Gedanken", indem er jene Ansicht vom Ursprunge der Obrigkeit als unvernünftig und unhistorisch nachwies und seine Verkündigung als eine Heuchelei entlarvte. Masius schwärzte nun seinen Gegner, wo er konnte, als Majestätsbeleidiger an und der König von Dänemark ließ des Thomasius Schrift durch den Henker verbrennen und verlangte vom Kurfürsten Sachsens die Bestrafung des Verfassers. Die Kanzeln erdröhnten vom Zungenkampfe gegen ihn, und das sächsische Oberconsistorium verbot ihm jede Herausgabe von Büchern ohne vorhergehende Censur. Die orthodoxen Censoren machten reichen Gebrauch von dieser Ermächtigung zur Darniederhaltung des Fortschrittes und untersagten Thomasius sogar die Herausgabe seiner „Logik", blos weil sie nicht in lateinischer, sondern in deutscher Sprache abgefaßt war.

Bisher hatte der kursächsische Hof den Hetzereien gegen Thomasius nicht nur kein Gehör geschenkt, sondern sogar gegen Masius Schritte zu thun beabsichtigt. Als aber eine Heirat zwischen einem sächsischen Herzog und einer brandenburgischen Prinzeß bei dem genannten Hofe politische Bedenken erweckte und die Theologen letztere wegen der Verschiedenheit der Konfession zwischen beiden Brautleuten nährten, Thomasius aber diese Engherzigkeit scharf tadelte, hinderte der Hof nicht mehr, daß ihm das Consistorium jede fernere Vorlesung an der Universität und jede Herausgabe von Schriften bei Strafe untersagte, ja sogar seine Verhaftung und die Einleitung eines „Inquisitionsverfahrens" gegen ihn anordnete. Thomasius floh, ging nach Berlin und erwirkte bei dem Kurfürsten 1690 die Erlaubniß zu Vorträgen an der Ritterakademie zu Halle, welche bald so stark besucht wurde, daß der Kurfürst in dieser Stadt 1690 eine neue Universität gründete.

Am Anfange seiner Thätigkeit in Halle trat Thomasius in enge Verbindung mit den gleich ihm von den Orthodoxen verfolgten Pietisten und deren Führer Francke (s. oben S. 388). Er mußte jedoch bald einsehen, daß die Grundsätze derselben mit dem Fortschritte in der Wissenschaft unvereinbar seien, und Locke's Werke gewannen ihn wieder ganz der Sache der Aufklärung, und stählten ihn zum Kampfe für die Freiheit in jeder Richtung.

Er schrieb in seinen Abhandlungen offen den Mangel an politischer

Freiheit in Deutschland dem Umstande zu, daß die Deutschen damals von den Engländern, Holländern und Franzosen in der Gelehrsamkeit überragt wurden, welcher Vorwurf freilich in noch höherm Maße die Italiener und die Spanier traf, und hoffte, daß die allmälig erwachende Freiheit auch die wissenschaftliche Thätigkeit wecken werde.

Weit kräftiger jedoch trat Thomasius gegen die drei größten Schandflecken der Menschheit auf, deren Reste in jener Zeit noch fortwucherten, gegen die Ketzerverfolgung, die Hexenprocesse und die Folter. Er wies 1697 nach, daß Ketzerei kein Verbrechen sei und daher nicht bestraft werden könne und sprach den Fürsten das Recht hiezu gänzlich ab. In der Opposition gegen den Hexenglauben waren ihm zwei andere verdiente Männer vorangegangen. Der Eine, Balthasar Bekker, geboren 1634 in Friesland, war Prediger in Amsterdam und Anhänger der cartesianischen Philosophie und schrieb 1691 bis 1693 seine „betoverde wereld" (bezauberte Welt), worin er die Unvernunft des Glaubens an Teufel und böse Geister darlegte. Er wurde entsetzt und so verfolgt, daß er 1698 aus Erschöpfung starb. Der Andere, ebenfalls ein Holländer, Anton van Dale, bekämpfte denselben Aberglauben in zwei lateinischen Dissertationen. Durch diese und andere Männer überzeugt, bewies dann Thomasius in den zwei ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts der staunenden Welt, daß alle Hexerei und Zauberei blos Einbildung sei, und trug so nicht wenig zur Aufhebung jenes traurigen Wahns in Preußen bei. Endlich geißelte er 1707 zum ersten Male gründlich das Folterſystem, doch hier mit weniger Glück, indem dasselbe außerhalb Preußen, wo Friedrich der Große es gleich nach seiner Thronbesteigung aufhob, noch über hundert Jahre lang die Rechtspflege schändete. So erwarb er sich unermeßliche Verdienste um die Kultur und hatte die Genugthuung, daß Leipzig 1709 sein Unrecht erkannte und ihn zurückrief, was er aber ablehnte, indem er vorzog, in dem ihm liebgewordenen Halle seine letzten Tage zu verbringen, die er 1728 glücklich und geachtet schloß.

Im Angesichte der genannten großen Thaten des Thomasius ist sein eigentliches natur- und staatsrechtliches System von wenig Bedeutung. Er setzte es auseinander in den beiden Werken „Drei Bücher der göttlichen Rechtsgelahrtheit" (lateinisch und deutsch) und „Fundamenta juris naturae et gentium."

Wie Pufendorf, aber mit mehr Verständniß für Religion (dafür auch theilweise mit biblischer Befangenheit), unterschied er streng zwischen Religion und Recht, Kirche und Staat, was er auch durch seine (lateinische) Geschichte des Streites zwischen Kaiser- und Papstthum im Mittelalter bewies, und ebenso auch zwischen Recht und Moral oder äußerer Ordnung und innerem Seelenleben. Seine Lehre bietet im Ganzen nicht viel Hervorragendes, auch im Übrigen lehnte er sich meist an Pufendorf an;

wo er eigene Ansichten aufstellte, blieben dieselben oft unvollständig und ungenügend.

Ihm unähnlich, traten die beiden Rechtsgelehrten Cocceji, der Vater Heinrich (1644—1719) und der Sohn Samuel (1679—1755), beide preußische hohe Beamte, gegen Grotius und Pufendorf auf, indem sie Macht und Recht der Staatsregierung in lutherischer Art aus dem Willen Gottes ableiteten und damit sogar hinter Leibniz zurückgingen, der die Quelle des Naturrechts nur im Wesen Gottes erblickt hatte.

Mehr Bedeutung für die Nachwelt als sie, wenn auch weniger als Thomasius, erhielt dessen Nachfolger Christian Wolf (s. oben S. 352), welcher die Lehre desselben mit derjenigen von Leibniz zu vereinigen suchte. Das Naturrecht erklärte er in dem darüber 1746 herausgegebenen lateinischen Buche rein aus der moralischen Natur des Menschen und „leitete überhaupt alles menschliche Recht aus der vorausgesetzten menschlichen Pflicht ab, welche von Gott in die menschliche Natur eingepflanzt sei." Von ihm zuerst hören wir den nachher so ominös gewordenen Namen der „angeborenen Menscheurechte" nennen. Wol ohne zu ahnen, welche Konsequenzen später daraus gezogen würden, lehrte der ernste deutsche Professor, daß von Natur alle Menschen frei und gleich seien, dieselben Rechte und Pflichten hätten, daß kein Vorrecht angeborenes Recht sei und daß von Natur kein Mensch eine Gewalt über die Handlungen eines Andern besitze. Alles einige Jahre vor dem Auftreten Rousseau's. Als die moralische Aufgabe des Menschengeschlechtes erklärte Wolf die Vervollkommnung. Ohne Arbeit gibt es aber keine Vervollkommnung, also ist jeder Mensch zur Arbeit sowol berechtigt als verpflichtet. Im Gegensatze zu Thomasius, welcher Recht und Moral scharf schied, vermengte Wolf beides. Diese Unsicherheit läßt ihn dann in der Lehre vom Staate seine über Freiheit und Gleichheit aufgestellten Grundsätze vergessen. Zwar muß er anerkennen, daß alle Staatsgewalt ursprünglich vom Volke komme, und daß dieses sich gewisse Rechte selbst vorbehalten könne, wenn es seine Gewalt der Regierung übertrage; aber er erlaubt der letztern aus „Sorge für das gemeine Wohl" starke Eingriffe in die persönliche Freiheit. Die Regierung soll, meint er, Jeden zur Arbeit anhalten, die Preise der Waaren festsetzen, die Unterthanen zum Kirchenbesuche anhalten (!), weder pietistische Zusammenkünfte, noch Atheisten und Deisten im Lande dulden (!!), die Censur gegen Druckschriften ausüben, ja sogar die Folter handhaben. Dafür aber soll sie auch gute Straßen und öffentliche Lustgärten anlegen, Schauspiele und musikalische Aufführungen anordnen, die Poesie pflegen, für die Gesundheit durch Entfernung übler Ausdünstungen sorgen u. s. w. Zwang und Sorgfalt zugleich wollte er in der Vorschrift der Beobachtung ästhetischer Grundsätze bei Bauten angewandt wissen und verlor sich dabei so in's Spezielle, daß er als Gesetz aufstellte, ein Fenster solle so breit sein, daß zwei Personen bequem darin

liegen und die Aussicht betrachten können. Was die gegenseitigen Pflichten der Regenten und Unterthanen betrifft, so stellte Wolf die Lehren des Kongfutse und die Einrichtungen der Chinesen als Muster auf.

Bisher hatten die Ideen des Fortschritts und der Aufklärung auf dem Gebiete des philosophischen Rechtes in Deutschland blos in den Köpfen und Büchern der sie pflegenden Gelehrten gelebt; sie waren Utopien geblieben, deren Verwirklichung die kühnsten Wünsche sich nicht als in nächster Zeit bevorstehend träumen ließen. Noch wucherte das Feudalwesen in üppigster Blüte; die gesellschaftliche und rechtliche Ungleichheit unter den Menschen und die drückendste Unfreiheit des größten Theiles derselben waren nicht nur in die bestehenden Verhältnisse, sondern auch in die Überzeugung der Betheiligten, selbst Derjenigen, welche sehr darunter litten, fest eingewurzelt. Freiere und hellere Ideen als die herrschenden hatten daher mit unübersteiglichen Schwierigkeiten zu kämpfen, wenn sie in's Werk gesetzt werden sollten; es war dies nur möglich, und auch dann nur schwer und langsam, wenn die Verkündiger und Vertreter solcher Ideen selbst an die Spitze des Staates traten und dadurch Gelegenheit erhielten, zur Verwirklichung derselben beizutragen.

Es war dies erst lange nach dem Tode eines Pufendorf, Leibniz und Thomasius und im hohen Alter Wolf's, gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der Fall, als nämlich einer der feurigsten Kämpen des Fortschrittes, ein Verfechter desselben in Wort und That, den Thron eines neugeschaffenen Reiches bestieg und dem dort unter seinem Vater (S. 80 u. 88) eingenisteten militärischen, politischen und theologischen Zopfregimente den Garaus machte. Friedrich II., der Große, König von Preußen seit 1740 (geb. 1712, gest. 1786), war dieser seltene Mensch, der erste und bisher an Bedeutung allein gebliebene gekrönte Aufklärer. Vor und nach seiner Thronbesteigung war er als Schriftsteller thätig, — stets in französischer Sprache, welche das Mittel des Gedankenaustausches für das gebildete, wie die lateinische Sprache für das gelehrte Deutschland war.

Seine erste Schrift politischer Natur, zwei Jahre vor seinem Regierungsantritte geschrieben, behandelte den „gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatswesens." Er erkannte darin die größte Gefahr für Deutschland in dem Streben Österreichs nach Erweiterung seiner Hausmacht und in den landesräuberischen Planen und Handlungen Frankreichs, und geißelte die deutschen Fürsten ob ihres Gottesgnadenwahns, ihrer Habgier, Tyrannei und Volksverachtung.

Sein politisches Hauptwerk aber, ein Jahr später begonnen, von Voltaire herausgegeben und bald nach Friedrich's Thronbesteigung anonym in Holland erschienen, ist der Antimachiavelli. So sehr Friedrich mit dem geistreichen Florentiner (Band I. S. 42 ff.) im Streben nach dem Ruhme seines Vaterlandes, in der entschiedenen Opposition gegen veraltete Zustände und in der diplomatischen Kunst der Verstellung über-

einſtimmte, ſo ſehr ſtieß ihn, der freilich nicht um ſeine Exiſtenz kämpfen mußte und nicht nöthig hatte, ſich einem Höhern zu empfehlen, die Wahl der Mittel ab, die jener dämoniſche Italiener für die rathſamſten gehalten hatte. Namentlich mußte es den Vertreter der emporſtrebenden Aufklärung reizen, dem Buche den Krieg zu machen, welches der geheime Rathgeber der von ihm verachteten und bekämpften Deſpoten war. In dem Eifer dies zu thun verkannte er die guten Abſichten Machiavelli's und faßte ihn ganz einſeitig auf als den Verfaſſer des Fürſtenbuches, wie es vorliegt, als einen „Lehrer des Verbrechens", den „Begünſtiger jeder Tyrannei", ein „moraliſches Ungeheuer", ja als den „ſchändlichſten und verworfenſten Menſchen." Deſto gerechter war der königliche Schriftſteller gegen den Inhalt des ihm verhaßten Buches, und deſto ausgezeichneter im poſitiven Theile ſeiner Kritik, welcher an freiſinniger Begründung des Staatsrechtes in nichts hinter den kühnſten aus dem Volke hervorgegangenen Rechtslehrern zurückblieb.

Auch Friedrich der Große anerkannte, daß alles Fürſtenthum aus dem Volke hervorgegangen und der einzige Zweck des erſtern die Wohlfahrt des letztern ſei. Der Fürſt iſt, nach ihm, nicht der abſolute Herr, ſondern der erſte Diener der von ihm geleiteten Völker. Wiederholt nannte er ſich auch als König den „erſten Diener des Staates." Die Uſurpation der fürſtlichen Gewalt, welche Machiavelli gelehrt und empfohlen, verwarf Friedrich entſchieden, ebenſo auch die Heuchelei, und ebenſo die Theorie der Furcht des Volkes vor dem Fürſten.

Als ſein politiſches Ideal betrachtet Friedrich im „Antimachiavelli" die engliſche Verfaſſung, ohne ſie jedoch in ſeinem Lande einzuführen, das ihm hiezu vermöge geringer politiſcher Bildung und Freiheit (die ja doch zu ſchaffen waren!) noch nicht reif ſchien. Er betrachtete jeden Staat als einen eigenen Organismus mit beſonderm Charakter und ſogar „Temperament", mit ſeiner Zeit der Jugend und des Alters, ſeinen Krankheiten und ſeiner Fähigkeit zu weiterer Entwickelung ſeines Lebens. Mit tiefem Bewußtſein hielt er an der Trennung von Staat und Kirche, an der Verwerfung jeder Verfolgung um des Glaubens willen feſt, und ewig wahr und treffend bleibt ſein famoſer Ausſpruch: „In meinen Staaten kann Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden."

Die nämlichen Grundſätze wie im Antimachiavelli ſprach Friedrich noch im fünfundſechzigſten Altersjahre (1777) in einem „Verſuche über die Regierungsformen und die Pflichten der Souveräne" aus. Entſprach er ihnen in ſeinem Thun auch nicht immer, ſo gleicht er eben hierin allen Menſchen, die ja nie ſtark genug ſind, ſtets ſo zu handeln, wie ihr Inneres ſie antreibt.

Friedrich der Große war eine lebendige Verwirklichung der deutſchen Träume von beſſeren Rechts- und Staatszuſtänden, über ihn hinaus gingen dieſelben in der Periode, welche uns gegenwärtig beſchäftigt, noch nicht. —

C. In Frankreich und Italien.

Die Entwickelung der ſtaatsphiloſophiſchen Ideen in den romaniſchen Ländern Südweſt-Europa's war durch die extrem deſpotiſchen Regierungen vorgezeichnet, wie ſie ſich dort, in Nachahmung des römiſchen Imperatorenthums, ausgebildet hatten und ſich weder wie in England und den Niederlanden durch die Reaktion alter ſtändiſcher Einrichtungen, noch, wie in Deutſchland, durch Fügung des Volkes in den durch Siege glänzenden, aufgeklärten Deſpotismus, ſondern nur durch eine Revolution der Maſſen beſeitigen ließen. Eine ſolche fand in Frankreich ſtatt, wo originelle Köpfe mit neuen Ideen über Staat und Recht aufgetaucht waren; — in Italien, wo nur der Widerhall der franzöſiſchen Stimmen laut wurde, ſtürzten auch nur franzöſiſche Waffen die verkommenen Tyrannen; in Spanien, wo kein politiſcher Denker überhaupt auftrat, blieb auch die geiſtlich-politiſche Camarilla über die von uns geſchilderte Zeit hinaus am Ruder.

Die ſpekulative Rechts- und Staatslehre der Franzoſen wurde ſeit Bodin's Vorgange (Bd. I. S. 319 ff.) zuerſt von Peter Gaſſendi gepflegt. Geboren 1592 in der Provence, wurde er Domherr in Dijon, dann Propſt und Profeſſor der Mathematik in Paris, 1617 aber der Philoſophie in Aix; ſeit 1628 hielt er ſich längere Zeit in Holland auf, ſchrieb gegen Carteſius und ſtarb 1655. Er beſchäftigte ſich auch viel mit Aſtronomie, beſchrieb das Leben des Kopernikus und Brahe und verkehrte eifrig mit Kepler und Galilei. Sein Hauptwerk aber ſind die animadversiones in decimum librum Diogenis Laërtii, qui est de vita, moribus placitisque Epicuri (Lugduni 1649). Er beginnt mit Unterſuchungen über den urſprünglichen Zuſtand der Menſchen und nimmt an, daß derſelbe zuerſt allerdings, nach der Sage der Alten, von einem goldenen zu einem eiſernen Zeitalter fortgeſchritten, ſpäter aber durch Gerechtigkeit und Humanität wieder gemildert worden ſei. Der Naturzuſtand führt nach ihm, wie nach Grotius und Hobbes, zu Streit und Verbrechen; um ihm daher zu entgehen, wird der Menſch geſellig, die Natur ſelbſt treibt ihn dazu; die menſchliche Geſelligkeit iſt aber vernünftig und bringt daher Verträge hervor, ſowie eine höchſte Macht, welche das verletzte Recht wieder herſtellt und die nämlichen Pflichten hat, ob ſie einem Fürſten, Optimaten oder dem Volke übertragen ſei. Gaſſendi äußert ſich indeſſen nicht, welcher von dieſen Staatsformen er den Vorzug gebe. Damals hätte übrigens auch Niemand wagen dürfen, eine andere als diejenige Regierungsform zu preiſen, welche eben herrſchte, — die deſpotiſche. — Die Gewaltherrſchaft der beiden franzöſiſchen Kardinalminiſter, Richelieu und Mazarin, und nach ihnen ihres gelehrigen Schülers Ludwig XIV., deſſen berüchtigter Ausſpruch „l'état c'est moi“ das Schibboleth aller Abſolutiſten geworden iſt,

die das Volk nur um des Herrſchers willen vorhanden glauben, — war eine grauenhafte Reaktion gegen die aufgeklärte und volksthümliche Regierung Heinrichs IV., und verſetzte der im ſechszehnten Jahrhundert zur Herrſchaft unter den Gebildeten gelangten humaniſtiſchen Richtung einen ſo gefährlichen Stoß, daß dieſelbe ohne den Geiſt erleuchteterer Männer vernichtet worden wäre und nur als Geächtete, Verfolgte und Verdammte ein elendes Daſein friſten konnte, bis der Aufſchwung der Bildung im achtzehnten Jahrhundert ſie unter neuer weiteren Kreiſen genießbarer Geſtalt wieder zur Geltung brachte.

Die philoſophiſche Rechts- und Staatslehre ſchritt ſeit jener qualvollen Zeit der Unterdrückung Stufe für Stufe der Lehre von der weiteſten Freiheit zu. Wir werden nacheinander die theokratiſch-feudale Staatslehre durch Boſſuet, die aufgeklärt-monarchiſche durch Fenelon, die ariſtokratiſche durch Saint-Pierre, die konſtitutionelle durch Montesquieu und die demokratiſche durch Rouſſeau auftauchen ſehen.

Ganz nach dem Sinne und Geſchmacke des Deſpoten Ludwig XIV. konſtruirte den Staat der Hoftheolog desſelben, der gallikaniſche, d. h. Rom gegenüber ſelbſtändige, die vom katholiſchen Glauben Abweichenden aber bis auf's Blut verfolgende Prediger Boſſuet, Biſchof von Meaux (geb. 1627, geſt. 1704). In ſeinem Buche „La Politique selon les doctrines de la Sainte Ecriture“, welches indeſſen erſt nach ſeinem Tode, 1709, erſchien, baute er die Staatslehre völlig auf die Religion und die Bibel. In der von Gott eingeſetzten Familie ſieht er das Vorbild des Staates, im Familienvater dasjenige des Monarchen. Aber auch der Uſurpator und Eroberer erlangen die Rechte des Letztern. Alle Gewalt und Regierung iſt von Gott, keine aber der Monarchie vorzuziehen, welche die älteſte, die feſteſte und die einheitlichſte iſt. Alle Menſchen werden als Unterthanen geboren und haben keine politiſchen Rechte; die Monarchen aber ſind „Götter dieſer Erde“, Statthalter Gottes, ſie ſind unverantwortlich und heilig, müſſen aber väterlich, d. h. wohlwollend und vernünftig, nicht nach Laune und Willkür handeln. Die Majeſtät des Fürſten iſt ein Abglanz derjenigen Gottes, der ganze Staat iſt im Fürſten, der Wille des ganzen Volkes in ſeinem Willen enthalten. Zwar ſoll der Menſch Gott mehr gehorchen, als dem Fürſten, darf aber auch gegen die offenbare Ungerechtigkeit des Letztern nichts thun als Vorſtellungen machen und — beten. Nur religiöſe Motive (!) würden eine Auflehnung rechtfertigen. Die religiöſen Pflichten ſind aber auch die erſten des Königs. Derſelbe darf keinen abweichenden Glauben oder gar Unglauben dulden, die Todesſtrafe ſoll er jedoch nur anwenden in Fällen von Kirchenraub und Auflehnung der Sekten. Mit ſolchen Grundſätzen eines geiſtlichen Herrn ließen ſich freilich die Verwüſtungen der Pfalz und die Niedermetzelungen der Proteſtanten rechtfertigen.

Ganz anders Fenelon, der als Repräſentant der Humanität und

Toleranz neben ſeinem Zeitgenoſſen, als einem ſolchen des Fanatismus und Deſpotismus, ſteht. Der Erzbiſchof von Cambrai (geboren 1651, geſtorben 1715), Erzieher des Enkels, wie Boſſuet des Sohnes des Königs (von welchen beiden Prinzen Keiner den Thron beſtieg), ſchrieb kein ſyſtematiſches Werk über Staatsphiloſophie, ſondern legte ſeine in dieſes Fach einſchlagenden Grundſätze in ſeinem berühmten pädagogiſch-politiſchen Romane „Telemach" nieder. Auch er ergreift zwar die Partei der Monarchie (wie durfte er anders?), aber einer über Vorurtheile und Götterdünkel erhabenen. In ſeinem Preiſe der Regierung des Minos auf Kreta läßt er den König durch Geſetze gebunden ſein, nur Gutes zu thun, er läßt ihn nur um des Volkes, nicht das Volk um ſeinetwillen da ſein. Fenelon's König widmet dem Volke alle ſeine Zeit und Sorge; er liebt ſein Volk mehr als ſeine Familie, und der liebenswürdige Schriftſteller ging noch weiter, — er liebte die Menſchheit mehr als ſein Vaterland. Dafür fiel der Verkündiger der Wahrheit in Ungnade bei dem Könige, welcher der Staat ſelbſt ſein wollte, während der Schmeichler Boſſuet in Ehren und Würden ſtieg.

Nur langſam konnte unter ſolchen Zuſtänden die Wahrheit und die Freiheit das Recht erringen, ſich zu äußern. Sie begann dies nach dem Tode des blutigen Deſpoten, erſt unter der Herrſchaft des frivolen und ſittenloſen Regenten von Orleans, dann unter jener des unfähigen Ludwig XV. Ihr erſter ſchüchterner Vertheidiger in dieſer Zeit war der Abbé von St. Pierre, 1658 im Schloſſe Saint-Pierre-Egliſe in der Normandie geboren, geſtorben 1743. Er ſtudirte bei den Jeſuiten, wurde aber ein Anhänger von Descartes und ſchrieb ſchon im zwanzigſten Jahre ein Projekt zur Verminderung der Proceſſe. Nach ſeiner Prieſterweihe beerbte er ſeinen Vater, den Marquis von St. Pierre, und zog nach Paris, wo er ſich mit ſeinem Landsmann und Freunde, dem Mathematiker Varignon, in gemeinſamer Wohnung zu regelmäßigen Diſputationen über alle möglichen wiſſenſchaftlichen Gegenſtände verband. Der Abbé wandte ſich jedoch immer entſchiedener moraliſchen und politiſchen Unterſuchungen zu, trat 1695 in die Akademie, wo er die Partei der „Neuen" gegenüber den „Alten" ergriff, und wurde Almoſenier der Herzogin von Orleans, einer bairiſchen Prinzeß, welche im Geheimen, trotz ihrer Converſion, Proteſtantin blieb. Er ſprach wenig, aber mit treffendem Witz, und ſchrieb einen unbehülflichen, ungenießbaren Stil. Die Kriege der Zeit Ludwig's XIV. brachten den human und edel denkenden Mann auf die Überzeugung von der Verwerflichkeit des Menſchenmordes im Großen zum Zwecke der Schlichtung von Fürſtenhändeln. Er begann daher ſein Projekt eines ewigen Friedens, eine menſchenwürdige Erweiterung ſeines erſten, bereits genannten. Die zwei erſten Bände dieſes Werkes, des erſten, das er herausgab, erſchienen 1713, im Jahre des Friedens von Utrecht, bei welchem der Verfaſſer als Sekretär fungirte, der dritte Band 1717. Er

erhielt dafür den Beifall des großen Leibniz und hat den Regenten Frankreichs um ſeine Initiative in der großen Unternehmung, die er befürwortete. In weiteren Schriften, welche Reformen im franzöſiſchen Staatsweſen bezweckten, wagte er es, dem geſtorbenen Ludwig XIV. ſeine unheilvollen Kriege vorzuwerfen und ihm den Beinamen des „Großen“ ſtreitig zu machen. Auf heftige Anklagen des Kardinals Poliguac und des Biſchofs (ſpätern Kardinals) Fleury wurde er dafür von der Akademie einſtimmig ausgeſtoßen. Nun gründete er eine Art freier Akademie, d. h. eine Geſellſchaft zu freier Beſprechung der weltbewegenden Fragen, eines Clubs nach engliſcher Art; ihre Mitglieder theilten ſich in Diskutirende und Zuhörende, — man nannte ſie Club de l'Entre-sol. Der zum Miniſter emporgeſtiegene Kardinal Fleury verbot aber endlich ihre Zuſammenkünfte. Hochbetagt, antwortete Saint-Pierre auf die Frage Voltaire's, der ihn beſuchte, was er vom Tode halte: er betrachte ihn wie eine Reiſe auf das Land. Aus Gefälligkeit gegen die bei ſeinem Ende Anweſenden beichtete er, rief aber gleich den Geiſtlichen zurück und ſagte zu ihm: er glaube kein Wort von allem dem und dieſe Beichte ſei der einzige Verrath an ſeinen Grundſätzen geweſen.

Der Abbé von Saint-Pierre war ein Projektmacher von Beruf, ein Politiker durch und durch. Er fragte nicht, was an ſich wahr, ſondern was zweckmäßig ſei, und vertheidigte daher auch gegen Voltaire die Unſterblichkeit der Seele als eine „dem Menſchen werthvolle und ſeine Übel vermindernde“ Hoffnung. Als Hauptaufgaben des Lebens betrachtete er die Wohlthätigkeit und das mäßig genoſſene Vergnügen; es lag ihm daher daran, das Leben ſo angenehm als möglich zu machen. Er bekämpfte auch ſtets die Tyrannei einzelner Miniſter und verlangte, daß der Staat neben dem Könige durch Behörden von mehreren Mitgliedern regiert und dieſe durch zahlreiche Vertreter des Beamtenthums, des Adels und der Geiſtlichkeit frei gewählt würden. Er wollte alſo die Monarchie untergraben, ohne zur Demokratie überzugehen, er befürwortete eine ariſtokratiſche Monarchie. Seinen Entwurf eines ewigen Friedens, deſſen erſten Gedanken er Heinrich IV. zuſchreibt, der bekanntlich den Plan eines europäiſchen Bundes zur Verhinderung der Kriege gefaßt, — dachte er ausgeführt zu ſehen durch einen ewigen Bund der Fürſten, welche nach ihren Mitteln zur gemeinſamen Sicherheit und zu den Koſten der Aufrechthaltung derſelben beitragen würden. Dieſen Bund wollte er jedoch nicht, wie ſein Vorbild, auf eine neue Eintheilung Europa's, ſondern auf die durch den Frieden von Utrecht feſtgeſtellten Zuſtände bauen, und darin liegt die Unmöglichkeit der Verwirklichung ſeines Projektes begründet; denn mit einer durch Eroberungsſucht und Willkür der Fürſten und ohne Rückſicht auf die Völker geſchaffenen Vertheilung der Länder war ein friedlicher Zuſtand auf die Dauer unverträglich. Trotzdem bleibt dem Gedanken Saint-Pierre's das Verdienſt, eine Anregung gegeben zu haben, welche noch gegen-

wärtig immer wieder, und zwar in stets zunehmendem Maße, ihre hohe Berechtigung, dringende Nothwendigkeit und tiefe Begründung in der Gesinnung der civilisirten Menschheit beweist.

Dem „Projektmacher" des ewigen Friedens folgte als erster tiefdenkender Staatsphilosoph des achtzehnten Jahrhunderts und als erster Anwalt der politischen Freiheit in Frankreich Karl, Baron von Montesquieu, geboren ein Jahrhundert vor der französischen Revolution, 1689, auf dem väterlichen Schlosse Brède bei Bordeaux. Er studirte die Rechte, wurde 1714 Parlamentsrath und bald darauf Präsident des Parlamentes von Bordeaux. Die dortige Akademie war sein Werk, und er benützte seine Mußestunden erst zu naturwissenschaftlichen, dann zu politischen und historischen Arbeiten. Im Jahre 1721 erschienen seine Lettres persanes, doch anonym und außerhalb Frankreichs, in Köln, — sie erregten durch ihren glänzenden Stil und ihren pikanten Inhalt so großes Aufsehen, daß die Buchhändler auf der Straße die Vorübergehenden am Ärmel zupften und sie baten: „Bitte, schreiben Sie mir persische Briefe!" Sein Amt verkaufte er 1725 und bewarb sich nun um einen Sitz in der Akademie, was ihm nur dadurch gelang, daß er schnell eine von allen die Religion angreifenden Stellen gesäuberte Ausgabe seines Buches drucken ließ und dem Kardinal Fleury überreichte. Dann ging er auf Reisen, besuchte Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz, Holland und England, zog sich nach seiner Rückkehr auf sein Schloß zurück und schuf in der Einsamkeit erst die Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer (1734) und dann seinen berühmten Esprit des loix (1748), von welchem Voltaire, obschon kein Freund des Buches, sagte: „das Menschengeschlecht hatte seine Besitztitel verloren, — Montesquieu hat sie ihm zurückgegeben." In der ironischen Défense de l'Esprit des loix vertheidigte er sein Werk gegen klerikale Angriffe, die ihn einen Atheisten nannten. Im Jahre 1755 starb Montesquieu; vorher weigerte er sich, zudringlichen Jesuiten gegenüber, seine Werke zu widerrufen, aber ließ sich doch die Sakramente verabreichen, ohne dies, wie Saint-Pierre, als Abfall von seinen Grundsätzen zu erklären.

Montesquieu's größte Leidenschaft war das Studium. Er selbst sagt von sich: „Ich leide an der Krankheit, Bücher zu schreiben und mich ihrer zu schämen, wenn sie geschrieben sind." Die Arbeit am „Geiste der Gesetze" kostete ihm beinahe das Gesicht und zuletzt das Leben. Er fühlte sich indessen stets glücklich und zufrieden dabei. Freilich war er reich und ohne Sorgen; aber er konnte von sich sagen, er habe in seinem Leben wol Thorheiten, aber niemals etwas Böses verübt. Einst befreite er auf eigene Kosten den in marokkanische Sklaverei gerathenen Vater eines jungen Mannes, der ihm in Marseille zufällig als Bootsführer gedient hatte. In seinen Ansichten beschränkte er das Wesen der Religion auf die Moral, und letztere gründete er einerseits auf verbindliche Gebote, anderseits auf

die Freiheit des Handelns, und drückte ſich darüber in ſeinen Werken mit großer Würde und Erhabenheit aus.

Die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit Montesquieu's zerfällt in zwei Perioden. In der erſten, derjenigen der „perſiſchen Briefe", verfuhr er negativ, indem er in Voltaire's Manier, unter der Maske eines nach Paris reiſenden und ſich dort aufhaltenden Perſers alle politiſchen, ſocialen und religiöſen Mißverhältniſſe ſeiner Zeit dem Spotte preisgab, vom Abſolutismus Ludwig's XIV. und ſeinem Papiergelte bis zum Dogma von der Dreieinigkeit und zu den Gebräuchen der Meſſe. Poſitiv dagegen trat er in ſeiner zweiten Periode, derjenigen des „Geiſtes der Geſetze" auf, indem er ein Gemälde des Staates entwarf, wie er ihn ſich zum Heile der Freiheit der Bürger dachte. Den Übergang zwiſchen beiden bildeten die „Betrachtungen über die römiſche Geſchichte", in welchen Montesquieu durch das Beiſpiel eines berühmten Volkes zeigte, welches die Urſachen der Verbeſſerung und der Verſchlechterung der politiſchen Zuſtände ſind.

Der „Geiſt der Geſetze", Montesquieu's Hauptwerk, enthält in drei ſtarken Bänden (und 31 Büchern) eine Kritik der rechtlichen und ſtaatlichen Einrichtungen ſämmtlicher Völker und Zeiten. Das Meiſte vom Inhalte dieſes Werkes kann als veraltet angeſehen werden; von Wichtigkeit für uns ſind blos die allgemeinen rechtsphiloſophiſchen Grundſätze, welche der Verfaſſer aufſtellte.

Montesquieu erklärt das „Geſetz im Allgemeinen" als die „menſchliche Vernunft, ſoweit ſie alle Völker der Erde beherrſche; die politiſchen und bürgerlichen Geſetze ſollen (wie er ſagt) nur die beſonderen Fälle ſein, in welchen dieſe menſchliche Vernunft Anwendung findet. Sie ſollen ſo ſehr für das Volk berechnet ſein, welchem ſie gegeben werden, daß es rein zufällig iſt, wenn diejenigen *eines* Volkes einem andern paſſen können."

Der Verfaſſer des „Geiſtes der Geſetze" unterſcheidet, von den früheren Staatsrechtslehrern abweichend, drei Arten der Regierung: die republikaniſche, monarchiſche und deſpotiſche. Die erſte findet ſtatt, wenn die höchſte Gewalt in den Händen des geſammten Volkes (Demokratie) oder eines Theiles desſelben (Ariſtokratie) liegt; die zweite, wenn ein Einziger nach Geſetzen, die dritte, wenn ein Solcher ohne Geſetz, blos nach ſeinem Willen und ſeinen Launen herrſcht. Das unterſcheidende Kennzeichen der (unrichtig) ſo genannten „monarchiſchen" Regierungsform ſind aber nicht nur die Geſetze, ſondern auch der Beſtand eines Adels. „Ohne Monarch, ſagt Montesquieu, kein Adel, ohne Adel kein Monarch." Die Abſchaffung der Vorrechte des Adels, des Klerus und der Städte führt nach ihm entweder eine Republik oder eine Deſpotie herbei. Es geht daraus hervor, daß unter der „monarchiſchen" Regierungsform weſentlich die europäiſch-feudale, unter der deſpotiſchen die aſiatiſche verſtanden wird.

Jede der drei Regierungsformen Montesquieu's hat ihr Prinzip: dasjenige der Republik ist die Tugend, nicht irgend eine solche des Einzelnen, sondern die Liebe zum Gemeinwohl, d. h. in der Demokratie zur Gleichberechtigung, in der Aristokratie zur Mäßigung. Das Prinzip der Monarchie ist die Ehre, dasjenige der Despotie aber die Furcht. In der Verderbniß dieser Prinzipien liegt auch diejenige der betreffenden Regierungen. Die Eintheilung der letzteren ist aber verfehlt und jedenfalls weit unpassender als die alte aristotelische, wie sie namentlich Machiavelli (Bd. I. S. 318) präcisirt hatte. Die Despotie ist keine Art, sondern nur eine Entartung der Regierung, und die Aristokratie läßt sich nicht mit der Demokratie zusammenwerfen. Montesquieu's Schema läßt sich nur dadurch erklären, daß er eine verbesserte französische Monarchie im Auge hatte, welche er die rechte Mitte zwischen Republik und Despotie einnehmen zu sehen wünschte. Schade nur, daß eine solche niemals zu Stande gekommen ist! Und die englische Verfassung, welche Montesquieu als Muster aufstellte, paßte einmal nicht für Frankreich und ist überdies keine reine, sondern eine gemischte monarchisch-aristokratische.

Das Werk Montesquieu's ist hauptsächlich ein Kampf gegen die Despotie. Nur weil er diesen besser so durchzuführen hofft, opfert er die Gleichberechtigung der Bürger auf; er glaubt hiedurch ihre Freiheit zu sichern. Die Freiheit besteht, nach ihm, nicht darin, daß man thun kann, was man will, sondern darin, daß man thun kann, was man soll und nicht gezwungen wird zu thun, was man nicht soll. Er vermischt also die Politik mit der Moral, wie es die religiösen Machthaber verschiedener Zeiten thaten. Montesquieu findet dann, daß weder die Demokratie noch die Aristokratie (von der Despotie zu schweigen) „ihrer Natur nach freie Staaten seien", — ohne dies näher nachzuweisen, — und erkennt das Prädikat „frei" nur den „gemäßigten Staaten", wie er die Monarchie nach seiner Auffassung nennt, zu. Die Mäßigung findet er darin, daß Niemand von seiner Gewalt Mißbrauch machen kann. Damit dies nicht geschehe, muß eine Gewalt die andere beschränken. Solcher Gewalten gibt es drei im Staate: die gesetzgebende, die vollziehende und die richterliche. Diese schon aus älterer Zeit stammende Eintheilung der Gewalten vervollkommnete Montesquieu dahin, daß er ihre Trennung verlangte, was früher weder gefordert, noch in's Werk gesetzt worden war. Er sieht in ihrer Vereinigung den Ruin des Staates, was er namentlich an den italienischen Republiken zeigt. Besonders gilt dies von der richterlichen Gewalt. Sie soll nicht einer stehenden Behörde, sondern zeitweise aus dem Volke gezogenen und streng nach dem Gesetze, nicht nach ihrer Überzeugung, richtenden Leuten übertragen werden. Die Gesetzgebung dagegen soll den Abgeordneten des Volkes zustehen, zu deren Wahl jeder rechtliche Bürger berechtigt ist, die Vollziehung aber dem Monarchen. Zwischen den beiden letzteren Gewalten findet jedoch unser Staatsrechtslehrer die

Aufstellung einer vermittelnden und überwachenden Macht nothwendig, um mit den Volksabgeordneten gemeinsam die Gesetzgebung zu besorgen, und so einerseits dem Monarchen gegenüber die Freiheiten des Volkes, anderseits dem Volke gegenüber die Rechte des Monarchen zu vertheidigen. Diese Stellung soll der Adel einnehmen, dessen Körperschaft erblich sein muß, einmal ihrer Natur gemäß (als ob da von Natur die Rede sein könnte), und sodann um seine durch sich selbst gehässigen Vorrechte zu bewahren (ein sonderbares Geständniß, wie Barni mit Recht beifügt!). Auf diese Weise suchte Montesquieu aus der in Folge besonderer örtlicher und zeitlicher Verhältnisse entstandenen englischen Verfassung ein Ideal für Frankreich herauszukünsteln!

Wir verdanken indessen diesem Beginnen die Idee der unabhängigen Justiz, welche dem Bürger eine ungemeine Rechtssicherheit darbietet. Letztere fand indessen Montesquieu mit Recht illusorisch ohne gute Strafgesetze. Er verbreitet sich daher auch über diese und stellt den Grundsatz auf, daß die Strafen der besondern Natur des Vergehens entsprechen sollen. Er bekämpft daher die Anwendung derselben Strafe gegen mehrere unter sich wesentlich verschiedene Verbrechen (wie z. B. damals der Strang für den Mord und für den Straßenraub, das Feuer für Ketzerei, Hexerei und „widernatürliche Unzucht" angewendet wurde), sowie die gegen „unbedachtsame Worte" und gegen die sogenannte Majestätsbeleidigung ausgeübte Strenge und die polizeiliche Spionirerei. Man sollte, sagt Montesquieu, mehr darauf denken, die Verbrechen zu verhüten, als sie zu bestrafen, und in den Strafen die Milde und Mäßigung an die Stelle der Strenge und Grausamkeit setzen, und er behauptet, die Gemütsart der Menschen eines Landes entspreche den dort üblichen Strafen, — je nach der Beschaffenheit letzterer sei sie sanft oder roh. Mit diesen Ansichten stimmt dann auch überein, daß Montesquieu die Folter als einen Ausfluß despotischer Regierungsform mit Entschiedenheit verwirft.

Die Civilgesetzgebung ist Montesquieu's schwache Seite. Um durch Dick und Dünn die englischen Zustände zu vertheidigen und mit ihnen natürlich auch die der Aristokratie förderlichen Majorate, läugnet er die Naturgemäßheit des Erbrechtes und will letzteres ganz den Gesetzen überlassen. Sogar das Eigenthum will er von letzteren abhängig machen.

Um so wichtiger sind dagegen seine Ansichten über die religiöse Freiheit. Alle Akte, welche das Verhältniß zwischen Gott und Menschen betreffen, will er dem menschlichen Richterarme entzogen wissen. Es gibt daher nach ihm kein Verbrechen der Gotteslästerung, und demzufolge verwünscht er auch in beredter und feuriger Sprache die Inquisition. Beschränkter denkt er hinwieder in Bezug auf die Duldung der verschiedenen Gottesverehrungen. Er kennt nicht nur keine volle Glaubensfreiheit, sondern nicht einmal volle Toleranz. Nach seiner Meinung sind es blos die intoleranten Religionen, welche sich zu verbreiten suchen, und der Staat

thut daher gut, außer der anerkannten Religion keine neue ſolche aufzunehmen; ſind ſolche aber ſchon vorhanden, ſo mag er ſie dulden, ſoll jedoch verlangen, daß ſie weder den Staat, noch ſich einander gegenſeitig beunruhigen. Ein trauriges Maß von Freiheit!

Als Gegner der Deſpotie iſt es von Montesquieu nur konſequent, daß er mit Kraft die Sklaverei und die Leibeigenſchaft bekämpft und auch einem freien Menſchen das Recht abſpricht, ſich oder gar ſeine Kinder zu verkaufen. Doch brauchte es damals noch Mut hierzu, da erſt noch der große Kanzelredner Boſſuet die Leibeigenſchaft an der Hand der Bibel vertheidigt und Ludwig XIV. 1673 dem Negerhandel die erſte Conceſſion ertheilt hatte. Trotzdem wagte es Montesquieu, dieſe Scheußlichkeiten mit der Lauge ſeines bitterſten Spottes zu übergießen. So iſt er, trotz aller ſeiner Schwächen, zum Verfechter einer Reihe von Ideen des entſchiedenſten Fortſchritts und der Humanität geworden.

Das Staatsideal Montesquieu's war, weil einem einzelnen fremden und durchaus von den Franzoſen verſchiedenen Volke entnommen, ſo wenig geeignet, den Drang aller Gebildeten Frankreichs nach freieren Staatsformen zu befriedigen, daß es ſich keiner nachhaltigen Wirkung auf dieſes Land erfreuen konnte und bald vor einem neuen Stern erbleichen mußte, der in dem uns bereits als pädagogiſcher Schriftſteller bekannten Genferbürger Jean Jacques Rouſſeau (oben S. 392 ff.) am Horizont aufging.

Rouſſeau's ſtaatswiſſenſchaftliche Schriften ſind: diejenige über den Urſprung der Ungleichheit unter den Menſchen, der Geſellſchaftsvertrag und die Briefe vom Berge. Die erſte, welche gleich der ihr vorausgegangenen Preisſchrift als eine jugendliche Extravaganz zu betrachten iſt und ohne wiſſenſchaftliche Begründung einfach gegen alles Beſtehende loszieht, kann uns hier nicht weiter beſchäftigen. Sie iſt es, in welcher Rouſſeau den ihm ſo ſehr zum Vorwurf gemachten Gedanken der Vorzüglichkeit des wilden, thierähnlichen Zuſtandes ausſprach, ſo daß Voltaire ſpotten konnte, er habe ſich nach Leſung des Büchleins verſucht gefühlt, auf allen Vieren zu gehen. Es war auch dort, wo Rouſſeau lehrte, daß Derjenige, der zuerſt ein Stück Landes umzäunt und dasſelbe das ſeinige genannt, und dem die Einfältigen dies geglaubt hätten, der Gründer der menſchlichen Geſellſchaft geweſen ſei, — und dadurch der Vater der modernen Socialiſten mit ihrem „Eigenthum iſt Diebſtahl“ wurde. —

Rouſſeau's politiſches Hauptwerk, der Contrat social, ou Principes du droit politique (Amsterdam 1762), iſt eigentlich nur das Bruchſtück eines unvollendeten größern Werkes über politiſche Einrichtungen, und umfaßt daher, im Gegenſatze zu Montesquieu's drei dicken Bänden, nur ein ziemlich dünnes Bändchen, das in vier Bücher getheilt iſt. Das erſte Buch zeigt, wie der Menſch aus dem Naturzuſtande in den bürgerlichen übergeht und welches die weſentlichen Bedingungen des Staatsvertrages ſind; das zweite handelt von der Geſetzgebung, das dritte von der Re-

gierungsform und das vierte setzt die Mittel zur Befestigung der Staatsverfassung auseinander.

Der Mensch, beginnt Rousseau, ist frei geboren und dennoch überall in Ketten geschmiedet. Woher dies rühre, wisse er zwar nicht; aber er wolle die Frage lösen, wie diesem Zustande abgeholfen werden könne. Die älteste und die allein natürliche Form der Gesellschaft ist die Familie; die letztere ist daher das Vorbild der politischen Gesellschaften; das Staatsoberhaupt entspricht dem Vater, die Unterthanen den Kindern, nur mit dem Unterschiede, daß im Staate an die Stelle der elterlichen Liebe, welche nicht stattfindet, das „Vergnügen des Befehlens" tritt. Nun hat aber kein Mensch eine natürliche Autorität über Seinesgleichen, und da die bloße Gewalt kein Recht begründet, so bleiben blos die Verträge als Grundlage jeder gesetzlichen Ordnung unter den Menschen. Denn der Mensch kann sich selbst keinem Andern ergeben. Auf seine Freiheit verzichten, heißt: seiner Menschenwürde, den Rechten der Menschheit, ja sogar seinen Pflichten untreu werden. Die Sklaverei ist daher kein rechtlicher Zustand und kann auch durch den Krieg nicht begründet werden, da derselbe kein Verhältniß von Mensch zu Mensch, sondern nur von Staat zu Staat ist. Der Staatsvertrag kann daher nicht durch Unterwerfung entstehen, und wenn Hugo Grotius, gegen welchen, wie gegen Hobbes, der ganze Contrat social gerichtet ist, dem Volke das Recht ertheilt, einen König zu ernennen, so gibt er damit selbst zu, daß es schon vor der Königswahl ein Volk sei und also über seine Einrichtungen verfügen könne. Der Gesellschaftsvertrag besteht nun darin, daß ein Jeder seine Person und seine Macht unter die oberste Leitung des allgemeinen Willens stellt. Alle zusammen nehmen den Namen „Volk", jeder Einzelne den eines „Bürgers" (Citoyen) an und Alle sind Theile des „Souveräns", und solidarisch gegen Verletzungen verbunden, und die Grundstücke der Einzelnen bilden zusammen das Gebiet des Staates, welches also nicht, wie die usurpatorischen Machthaber wollen, dem ersten Besitzergreifenden gehört. Auf diese Weise geht der Mensch vom natürlichen zum bürgerlichen Zustand über. Doch ist dies nicht in historischer Weise zu verstehen, als ob es so geschehen wäre oder geschehen würde, sondern in rechtlicher, daß es nämlich so geschehen *sollte*. Rousseau schrieb keine Geschichte der Staaten, sondern er zeichnete ein Bild, wie dieselben sein sollen.

Aus dem bisher Gesagten geht nun hervor, daß der gemeinsame Wille allein die Kräfte des Staates leiten kann. Im zweiten Buche zeigt nun Rousseau: daß die Souveränetät, d. h. die Ausübung des allgemeinen Willens, niemals an Einzelne abgegeben, sowie daß sie untheilbar ist und nicht in verschiedene Staatsgewalten zerschnitten werden kann. Der einzelne Bürger muß dem Staate alle Dienste leisten, welche er kann; aber der Staat darf seine Angehörigen mit keiner dem Gemeinwesen schädlichen Verbindlichkeit belasten, ja er kann dies nicht einmal beabsichtigen. Neben

dieſer Freiheit beſteht im Staate auch die Gleichheit Aller an Rechten, wie an Pflichten. Dieſe Rechte und Pflichten werden durch das Geſetz feſtgeſtellt. Das Geſetz iſt ſtets allgemein und betrifft nicht beſondere Verhältniſſe; es kann ſich nicht auf einzelne Perſonen beziehen, alſo z. B. Niemanden mit der oberſten Gewalt bekleiden. Ein durch Geſetze regierter Staat iſt daher nach Rouſſeau eine Republik. Das den Geſetzen unterworfene Volk iſt auch ihr Urheber; aber es kann ſie nicht ſelbſt abfaſſen und überträgt daher dieſe Aufgabe den Geſetzgebern, d. h. außerordentlichen Menſchen, die aber keine Gewalt im Staate beſitzen dürfen; denn das Volk kann ſich keiner ſolchen entäußern. — An der Hand der Geſchichte und Völkerkunde unterſucht Rouſſeau die Frage, welches Volk nun zur Geſetzgebung (d. h. zu einer neuen!) geeignet ſei, und antwortet: dasjenige, welches noch nicht das wahre Joch der Geſetze getragen, — welches keine tief eingewurzelten Gewohnheiten oder Mißbräuche beſitze, welches, ohne ſich in die Händel ſeiner Nachbarn einzumiſchen, jedem derſelben allein widerſtehen könne und ſich ſelbſt genug ſei. Als Beiſpiel kennt er in Europa nur — die Inſel Corſica!

Im dritten Buche definirt Rouſſeau die Regierung: als eine vermittelnde Körperſchaft zwiſchen dem Souverän und deſſen „Untergebenen“ zum Zwecke ihres gegenſeitigen Verkehrs, zur Vollziehung der Geſetze und zur Aufrechthaltung der Freiheit. Die Regierung iſt ein vom Volke aufgeſtelltes Organ, welches ſich mit den einzelnen Angelegenheiten beſchäftigt, wie die Geſetzgebung mit den allgemeinen, und ſich überhaupt zu letzterer verhält, wie die phyſiſche Kraft oder die Gewalt zur moraliſchen oder zum Willen. Die Regierung iſt daher nicht der Souverän, ſondern das Volk iſt dies, und die Regierenden ſind nicht die Herren, ſondern die Diener (Miniſter) des Volkes. Das letztere kann die Befugniſſe der Regierung beſchränken, abändern und zurückuehmen, wenn es ihm beliebt. Voltaire hat ſich über letztern Ausſpruch entſetzt und ſeine Wahrheit beſtritten, indem er vergaß, daß Rouſſeau nicht von thatſächlichen, ſondern von idealen Verhältniſſen ſprach.

Rouſſeau theilt die Regierungen nach alter Weiſe ein in die Demokratie, wo der Souverän die Regierung dem ganzen Volke oder deſſen größtem Theile, in die Ariſtokratie, wo er dieſelbe einer kleinern Zahl, und in die Monarchie, wo er ſie einem einzigen Magiſtrate überträgt. Dieſe Eintheilung iſt ſehr ungenau. Die Regierung kann nicht faktiſch vom geſammten Volke oder deſſen größerm Theile ausgeübt werden; ihre Ausübung durch eine kleinere Anzahl iſt keine Ariſtokratie, wenn ſie nicht an gewiſſe perſönliche Eigenſchaften geknüpft iſt, und ihre Ausübung durch einen Einzelnen iſt keine Monarchie, wenn dieſer Einzelne nicht auch die Souveränetät ausübt (wie z. B. der Doge von Venedig) oder nach beſtimmter Zeit wieder abtreten muß (wie der amerikaniſche Präſident). Freilich gibt Rouſſeau ſelbſt zu, daß eine Demokratie, wie er ſie verſteht,

niemals existirt habe und niemals existiren könne, außer unter Göttern (!) und daß sie eigentlich eine Regierung ohne Regierung wäre. Es ist merkwürdig, daß Rousseau, der Prophet der Demokratie par excellence, die Demokratie nach seiner Eintheilung schließlich dadurch verurtheilt, daß er ihr vorwirft, die Bürgerkriege und inneren Unruhen mehr zu begünstigen, als irgend eine andere Regierungsform, und daß er sodann sein unbedingtes Lob der wählbaren Aristokratie (im Gegensatze zur „natürlichen" und „erblichen") ertheilt, womit aber natürlich die Demokratie gemeint ist, in welcher das souveräne Volk, ohne sich durch Repräsentanten vertreten zu lassen (was Rousseau als den Tod seiner Freiheit erklärt), die Ausübung der Regierung einer beschränkten Anzahl überträgt. Mit unerbittlicher Strafrede verwirft Rousseau die Monarchie, die er zwar für große Staaten nothwendig, aber zu gutem Regieren beinahe untauglich findet. In der Wahlmonarchie findet er die Wahlagitationen höchst gefährlich für die Ruhe des Staates, in der erblichen Monarchie die Gefahr der Regierung eines Kindes, Blödsinnigen oder Ungeheuers abschreckend. Alles verschwöre sich, sagt er, um einen zur Regierung Anderer berufenen Mann der Gerechtigkeit und der Vernunft zu berauben, und es scheine nicht, daß die große Mühe, die man sich gebe, junge Prinzen in der Kunst des Regierens zu unterrichten, gute Früchte trage. — Rousseau spricht endlich noch von „gemischten Regierungen", die er jedoch kurz abfertigt. Aus dem Ganzen seiner politischen Auseinandersetzungen geht hervor, daß er sein Ideal, wie Montesquieu in England, in seiner Vaterstadt Genf erblickte, deren Verhältnissen er auch die erste praktische Anwendung seiner Theorie in der politischen Streitschrift der „lettres de la montagne" widmete, einer demokratischen Antwort auf die vom Generalprokurator Tronchin gegen Rousseau's „gottlose" Schriften geschleuderten aristokratischen „lettres de la campagne"*). Rousseau vertheidigt in seinen Briefen mit Feuer die politische und religiöse Freiheit.

Im vierten Buche des Socialvertrags hat für uns nur noch jenes Kapitel Interesse, welches von der Religion im Staate handelt (die übrigen betreffen die Staatseinrichtungen im alten Rom). Nach einem fantastischen Abriß der Religionsgeschichte spricht sich Rousseau dahin aus, daß zwischen der Religion des Menschen und jener des Bürgers zu unterscheiden sei. Die erstere sei innerlich, die letztere äußerlich, mit offiziell vorgeschriebenen Dogmen und Kultus. Dazu komme die vom Staate unabhängige Religion, die der Priester, wie sie sich z. B. in den buddhistischen und in den römisch-katholischen Staaten findet. Die letztere nennt er die schlechteste, die zweite findet er verwerflich, soweit sie sich auf Irrthum und

*) S. des Verf. Geschichte des Schweizervolkes II. S. 554 ff.

Lüge gründe, gut aber, sofern sie die Liebe zum Vaterlande einpräge (es sind die griechische und römische Religion gemeint). Er zieht sonach die erste, die rein menschliche, vor, worunter er das reine Christenthum versteht, das sich auf die Verehrung Gottes und die Liebe der Menschen unter sich beschränke. Da jedoch das Christenthum die Knechtschaft und Abhängigkeit lehre, so passe es nicht in eine Republik. Rousseau findet daher, um die eigentliche Religion habe sich der Staat nicht zu bekümmern und solche dem Gewissen des Bürgers zu überlassen; aber er dürfe einen „bürgerlichen Glauben" zu social-politischen Zwecken vorschreiben, ohne dessen Bekenntniß man unmöglich guter Bürger oder treuer Unterthan sein könne. Ohne Jemanden zu diesem Bekenntniß zu zwingen, solle der Staat berechtigt sein, Diejenigen, welche nicht daran glauben, als „Unverträgliche" zu verbannen. Wer aber, nachdem er diese Dogmen anerkannt, seinen Unglauben an sie zur Schau trage, sei des Todes schuldig! Die Dogmen der „bürgerlichen Religion" sollen einfach und wenig zahlreich sein und der Erklärungen entbehren. Sie zerfallen in positive: das Dasein einer mächtigen, weisen, gütigen, vorsehenden und fürsorgenden Gottheit, ein künftiges Leben, das Glück der Gerechten, die Bestrafung der Bösen, die Heiligkeit des Staatsvertrags und der Gesetze, — und in negative: die Verurtheilung der Unduldsamkeit. Dabei solle man alle Religionen dulden, deren Dogmen den Pflichten des Bürgers nicht zuwider sind; wer aber behaupte, außer der Kirche sei kein Heil, solle aus dem Staate vertrieben werden. Die Gründe, aus welchen Heinrich IV. die römische Religion annahm, sollten, schließt Rousseau sein Werk, jeden ehrlichen Mann und besonders jeden vernünftigen Fürsten veranlassen, sich von ihr loszusagen.

Dieser religiöse Theil ist der schwächste von Rousseau's Buch. Er predigt Toleranz und will doch so intolerant sein, Leute zu verbannen oder gar zu tödten, welche nicht glauben, was er selbst glaubt. Er will Demokrat sein und doch seine eigene Ansicht zur herrschenden erheben! Sonderbares Spiel des Schicksals! Derselbe Gegenstand, welcher dem „Gesellschaftsvertrag", nach so vielen ernsten und würdigen Stellen, ein lächerliches Ende gibt, ließ auch jenen Mann, welcher die Übertragung dieses Buches in die Wirklichkeit zur Aufgabe seines Lebens machte und ihr Ströme Blutes opferte, — seine Laufbahn mit der komischen Scene der Proklamirung des „höchsten Wesens" schließen, auf welche in kurzer Zeit das Blutgerüst folgte! Aber die vernünftigen Theile des Buches, dessen Verfasser nach dem Ausbruche der Revolutionen in Paris und Genf beinahe vergöttert wurde, haben Robespierre und dessen bitter ernst gemeinte Thorheiten überdauert und beherrschen jetzt die politischen Ansichten der Aufgeklärten zweier Erdtheile!

Wenden wir uns nun zu den italienischen Rechts- und Staatslehrern. Der älteste derselben, Giovanni Battista Vico, war 1668 zu

Neapel von armen Eltern geboren*). Er studirte mit Eifer Philosophie und Jurisprudenz, wurde Erzieher und trat schon mit 16 Jahren in einem Processe für seinen Vater auf. Neun Jahre brachte er auf dem Schlosse des Bischofs der Insel Ischia zu und gab sich in jener so herrlichen Landschaft ganz den Wissenschaften hin, in denen ihm ein dem Horizonte seiner Landsleute ganz fremdes Licht aufging. Mit 29 Jahren wurde er Professor der Rhetorik an der Universität seiner Vaterstadt mit 100 Thalern (!) jährlichen Gehaltes, heiratete zwei Jahre später ein nicht einmal des Schreibens und ebenso wenig der Haushaltung kundiges, aber edelgesinntes Mädchen. Die Kinder, die sie ihm gebar, waren einige wohlgerathene Töchter, daneben aber ein geistig mittelmäßiger und ein sogar liederlicher Sohn. Trotz seiner regen literarischen Bethätigung, in welcher Bacon und Grotius seine Vorbilder waren, konnte er nicht zum Lehrstuhle der Jurisprudenz gelangen, sondern mußte einem unbedeutenden Menschen weichen. Ohne weitern Dank für sein Streben zu ernten, als die Erhebung zum Historiographen durch den König Karl III. bei dessen Thronbesteigung 1735, doch mit dem alten erbärmlichen Gehalte, aber auch ohne deshalb irgend Jemandem zu zürnen, starb er an Schwäche 1744. Seine Werke sind theils lateinisch, theils italienisch geschrieben. Die wichtigsten sind: de augmentis scientiarum, de universi juris uno principio et fine uno, del diritto universale und Principi di una scienza nuova d'intorno alla commune natura delle nazioni.

Vico's Bedeutung, die erst nach seinem Tode erkannt wurde, liegt vor Allem in der Philosophie der Geschichte und damit erst in zweiter Linie in der Rechtsphilosophie. Vico war ein Gegner des Carteſius, den er so auslegt, als hielte er das Denken für die Ursache des Seins, statt für das Kennzeichen desselben, und stellt ihm gegenüber den Satz auf: Der Mensch denke, weil er aus Geist und Körper zusammengesetzt sei. Dagegen schloß er sich der Monadenlehre von Leibniz an, verwahrte sich jedoch feierlich gegen den Verdacht des Pantheismus. Seine Metaphysik ist verworren, d. h. nicht nur unklar und haltlos wie eine jede solche, sondern durchaus ungeordnet. Die geschichts- und rechtsphilosophischen Anschauungen Vico's sind auf jene von Grotius, Hobbes und Pufendorf gegründet, sowie auf jene seines nächsten italienischen Vorgängers Gravina (1664—1718), Professors in Rom (in dem Werke: „de origine juris"). Vico hat sich noch nicht zur Unterscheidung der Moral und des Rechts erhoben. Als Grundlage der Einigung unter den Menschen betrachtet er das Wahre und die Vernunft, denen er die Nützlichkeit unterordnet. Die Entstehung der Staaten sieht er in der Unterwerfung der Schwachen unter

*) G. B. Vico, Studii critici e comparativi di Carlo Cantoni. Torino 1867. Besprochen von Dr. Gustav Eberty, Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. 6. Band. Berlin 1869.

die Starken, daher nach ihm alle Völker ursprünglich Patrizier und Plebejer hatten, unter welchen ersteren der König als ein primus inter pares figurirte. Die höchste Macht gehörte zuerst den versammelten Vätern. So leitet er die politischen Verhältnisse aus historischen Thatsachen, nicht aus Fantasien ab. Weil nun, fährt er fort, die Aristokraten die socialen Interessen der unteren Klassen vernachlässigen, erheben sich letztere, verfallen jedoch der Herrschaft einzelner Ehrgeiziger, bis sich das Volk aus dem Wirrwarr des Bürgerkrieges unter die Regierung eines Einzelnen flüchtet. Vico langt somit am Ende bei der Monarchie an und zieht auch diese Staatsform allen übrigen vor. In ähnlicher Weise deducirt er aus dem konkreten Volksgeiste auch den Ursprung der Sprache, der Poesie, der Mythologie, deren Figuren er richtig bereits aus den Naturkräften und kulturhistorischen Momenten ableitete; endlich stellte er noch Forschungen über die Entstehung der homerischen Gedichte und über die römische Geschichte an. Montesquieu soll Vico viel zu verdanken haben.

Der nächste Nachfolger und größte Verehrer Vico's war sein Landsmann Cajetan Filangieri (geboren 1752, gestorben 1788). In der Absicht, mit Montesquieu zu wetteifern, wollte er dem „Geiste der Gesetze" gegenüber die „Regeln der Gesetzgebung" finden. In scharfer Opposition gegen das mittelalterliche System des Feudalwesens und Aberglaubens, ist er ein glühender Vertheidiger des Fortschritts und der Menschenliebe, huldigt aber nicht der Demokratie, sondern der von den Gesetzen abhängigen aufgeklärten Monarchie. In seiner jugendlichen Unerfahrenheit erhoffte er alles Heil der Welt von der Kaiserin Katharina II. Im Rechtsleben verlangte er Einführung der Schwurgerichte, öffentliche Anklage, Abschaffung der Folter und anderer Barbareien, im Staatsleben Preßfreiheit, welche nöthig sei, um den Richterstuhl der öffentlichen Meinung von Allem, was geschieht und geschehen soll, in Kenntniß zu setzen. Mächtig eifert er gegen den Adel und die Kleinstaaterei. In religiöser Beziehung erklärt er sich, obschon dem Katholizismus aus Überzeugung ergeben, für die Toleranz, für Reinigung des Christenthums von Mißbräuchen und Versöhnung desselben mit der Philosophie, und gegen die fernere Absonderung des Priesterstandes von der übrigen Menschheit. Ob das Gift der Pfaffen oder anhaltendes Arbeiten dem Leben Filangieri's ein frühes Ende machte, ist ungewiß. Ein Jahr nach seinem Tode begann die Verwirklichung seiner Träume, aber nicht im Osten, wie er gewähnt, sondern im Westen Europa's.

Zweiter Abschnitt.

Die Reformen im Rechts- und Staatsleben.

A. Die politisch-sociale Reform.

Das Gebiet der praktischen Politik gehört nur insofern in die Kulturgeschichte, als die Vorgänge innerhalb desselben in fortschreitenden Thaten des Menschengeistes bestehen und so die menschliche Kultur befördern. Ohne solche Vorgänge ist das praktische Rechts- und Staatsleben kulturfeindlich, dem Fortschritte abgewandt und dem Geiste schädlich. Die Politik ohne Bebauung des geistigen Lebens und Züchtung seiner Früchte ist daher ohne Moral, weil sie blos Selbsterhaltung ist. Wie dem Einzelnen zum Zwecke seiner Selbsterhaltung, wenn sie bedroht ist, Alles erlaubt sein muß, selbst der Mord, so betreibt auch der Staat als Ganzes, wenn seine Selbsterhaltung in Frage kommt, unter Umständen den Mord im Großen, d. h. den Krieg, und kann und darf darob nicht getadelt werden; denn es ist eine traurige Nothwendigkeit. Solche Zustände und Übergänge schließen dann nicht nur allen Fortschritt in der Kultur aus, hemmen nicht nur alle Entwickelung der Ideen des Wahren, Schönen und Guten, sondern machen diese Entwickelung sogar rückgängig und verkehren den Fortschritt in Rückschritt. Nur im Frieden ist daher ein Fortschreiten der Kultur möglich. Aber nicht alle Friedenszeiten sind in gleicher Weise dem Fortschritte günstig, wie wir bereits an der vollkommenen Fortschrittlosigkeit des Mittelalters und an den ungleichartigen Leistungen anderer Zeiträume gesehen haben, und wieder sind nicht alle Friedenszeiten fähig, sich zur Ausdehnung des Fortschrittes in der Kultur auf das Rechts- und Staatsleben zu erheben, indem es in der fixen Idee mancher Machthaber liegt, ihr Vortheil erheische den vollkommenen Stillstand aller Verhältnisse und ihre Macht laufe durch den Fortschritt Gefahr. Von einer solchen Hineinziehung der politischen Zustände in das Gebiet der Kultur war denn auch weder im Mittelalter, noch im Reformationszeitalter die Rede. Im erstern handelte es sich um Aufrechterhaltung des Feudalwesens und der Hierarchie, im letztern um Feststellung der Machtgebiete beider Kirchen, der alten mit ihrem Kirchenstaate und der neuen mit ihren Staatskirchen. Zu anderen Bestrebungen politischer Art war weder Zeit noch Raum vorhanden. Auch in unserer Periode gab es eine solche fortschrittlose, die Politik von der Kultur chinesenhaft absperrende Friedenszeit, diejenige nämlich, während welcher die beiden Kardinalminister Richelieu und Mazarin herrschten. Und doch waren in dem nämlichen Lande bereits kulturpolitische Thaten vorangegangen, als deren Träger wir das geniale Paar des Königs

Heinrich IV. und ſeines Miniſters Sully kennen. Sie ſind die erſten Kulturpolitiker, welche uns auf unſerm Forſcherwege begegnen. Sully bekämpfte die Verſchwendung und den Luxus und nannte Ackerbau und Viehzucht die beiden nährenden Brüſte des Staates. Von dem herrſchenden Merkantilſyſtem (oben S. 64 ff.), dem er im Übrigen, namentlich durch Verhinderung der Metallausfuhr und durch Schutzzölle huldigte, — hatte er den Mut abzugehen, indem er den Wohlſtand ſeines Landes nicht auf Unkoſten anderer Länder gründen wollte. Er arbeitete an der Befreiung des Bauernſtandes von der Ausnutzung desſelben durch ſelbſtſüchtige Gutsherren und Finanzbeamte und ſchützte das Vieh ſowol, als die landwirthſchaftlichen Werkzeuge gegen die Beſchlagnahme durch harte Gläubiger; er baute Straßen und Kanäle, lockerte die Monopole der Handwerkerzünfte und vermehrte die Wehrkraft des Landes.

Sully war indeſſen, wie Marlo ſagt, blos der Vorläufer des von ihm durch die vorher angedeutete doppelte Kardinalsfinſterniß getrennten Colbert, von 1660 bis 1683 Miniſters und Vertrauten Ludwig's XIV. Vom Kaufmannsgehülfen zum Geſchäftsführer Mazarin's emporgeſtiegen, folgte er Dieſem, ſoweit es der König geſtattete, in der Beherrſchung Frankreichs. Die Finanzen traf er in der Zerrüttung, in welche ſie Fouquet (S. 95) gebracht, Induſtrie, Handel und Ackerbau im Ruine. Er räumte ſofort unter den gewiſſenloſen Finanzbeamten auf und brachte Ordnung in ihre Menge, in ihr Geſchäft und in die Mittel zu deſſen Betreibung, in die Steuern. Er fuhr zwar im Ganzen fort, bezüglich der Nationalökonomie dem Merkantilſyſteme zu huldigen, indem er die Produkte ausländiſcher Induſtrie mit Einfuhrzöllen belaſtete. Dagegen begünſtigte er die Einfuhr der Rohſtoffe; die Ausfuhrzölle auf inländiſche Fabrikate hob er auf und ließ Getreide nur bei ſehr günſtigen Ernten aus dem Lande führen. Zum Schutze ſeiner handeltreibenden Landsleute in fremden Staaten inſtruirte er ſeine Geſandten und errichtete neue Handelskonſulate, wie er auch den Handel dem Adel eröffnete, indem er das Vorurtheil brach, als verletzte ſelber die Standesehre. Durch Herabſetzung der Weggelter und Flußzölle, Aufhebung innerer Zölle, Verbeſſerung der Straßen, Reform des Poſtweſens und Bau des Languedoc-Kanals beſeitigte er weitere Hinderniſſe freien Verkehrs. Den Seehandel förderte er durch Aufhebung der Matroſenpreſſe, Unterdrückung der Seeräuber, Bauten von Häfen und Seearſenalen, Vermehrung der Flotte und Gleichſtellung der Kriegs- und Handelsflotte. Dem Landhandel kamen zu Gute die Errichtung von Handels- und Gewerbekollegien, die Feſtſtellung eines mäßigen Zinsfußes, die Errichtung einer Zettelbank, die Herbeiziehung fremder Gewerbsleute, die Ermunterung neuer Induſtriezweige durch Prämien, die Einführung einer Prüfung für angehende Meiſter in Handel und Gewerken. Es blühten bald Tuchfabriken von Holländern, Krappfärbereien von Italienern, Strumpfwebereien von Engländern auf; die Gobelinstapeten und Teppiche

Frankreichs übertrafen bald das Ausland; die Stickereien, Spitzen, Seidenstoffe, Spiegel und Metallarbeiten wetteiferten wenigstens mit demselben. Colbert leitete Alles selbst, machte sich sogar mit der Fabrikation aller einzelnen Industrieprodukte vertraut und nahm sich des Wohles der Arbeiter väterlich an. Ebenso regelte er das Forstwesen und den Fischfang, stellte Sully's Ackerbaugesetze wieder her, setzte den Salzpreis und die Grundsteuer herab und errichtete Landgestüte. Die Vermehrung der Bevölkerung beförderte er durch Steuerfreiheit junger Eheleute, sowie mit vielen Kindern gesegneter solcher. Er errichtete Kranken- und Arbeitshäuser, bekämpfte den Bettel und die dem Müßiggange günstigen kirchlichen Anstalten, hob überflüssige Feiertage auf, führte ein umfassendes See- und Handelsrecht und schnellere Justiz, sowie Schiedsgerichte ein und bereitete ein einheitliches Gesetzbuch, gleiche Münze, Maß und Gewicht vor. Auch die Wissenschaft vergaß er nicht, belohnte hervorragende Gelehrte des In- und Auslandes, unterstützte wissenschaftliche Reisen, vermehrte die königliche Bibliothek und den botanischen Garten, errichtete die Sternwarte, die Akademie der Wissenschaften und der Inschriften, sowie des Bauwesens, und die französische Malerschule in Rom. Dennoch aber erntete der thätige und uneigennützige Staatsmann keinen Lohn seiner Bestrebungen. Seine Ergebenheit an das königliche Interesse machte ihn dem Adel, seine Strenge dem Volke verhaßt und eine Beleidigung von Seite des Königs gab ihm den Tod, den — Niemand betrauerte, ja dem das von ihm nach Kräften beglückte Land vielmehr — Flüche nachsandte. Und doch war er es gewesen, welcher die „Bourgeoisie" zu ihrem nachherigen Kampfe gegen die bevorzugten Stände und gegen die Krone fähig gemacht und gestärkt hatte!

Das Ende des siebenzehnten und der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, jene Periode der Kriege Ludwig's XIV, gegen Deutschland und der Türkenkriege, des spanischen Erbfolge- und des nordischen Eifersuchtskrieges, jene Blütezeit der Allongeperücken und der Steifheit in allem Thun, — bildet abermal eine Zeit des Stillstandes in der Kulturpolitik des civilisirten Europa, während sie dagegen den merkwürdigen Aufschwung eines bis dahin von unseren Vorfahren völlig zum barbarischen Asien gerechneten Landes im Osten unseres Erdtheiles und die Vorbereitung seiner Einführung in die Kulturkreise Europa's mit ansah. Diese eigenthümliche Erscheinung war das Werk eines einzigen Mannes. Peter Alexjewitsch, genannt der Große, Czar von Moskau, später Kaiser von Rußland und damit der Hersteller des orientalischen Kaiserthums, der Gebieter vom Ochotskischen Meere bis an die Ostsee, vom Kaukasus bis Novaja Semlja, und zugleich Oberlehnsherr von Dänemark, Schweden und Polen, — (s. oben S. 87) — hat das „Volk seiner Russen" mit der Knute aus Asien nach Europa gejagt, freilich ohne ihm einstweilen mehr als einen dünnen Firniß von Civilisation zu verleihen. Aus mehreren europäischen

Ländern, beſonders aus Schweden und Deutſchland, ließ er Handwerker und Künſtler nach Rußland kommen, ſowie Werkmeiſter zur Einrichtung von Fabriken und Bergwerken. Im Schiffsbau verſorgte ihn Holland; die Franzoſen aber erhielten die Aufgabe, den öſtlichen Barbaren geſellſchaftlichen Schliff und Anfänge von Eſprit beizubringen. Während er ſelbſt keine Spur von feinerer Sitte an ſich hatte und ſich Rohheiten, ja Schamloſigkeiten erlaubte, welche die offenſten Geſchichtſchreiber nur in Umſchreibungen anzudeuten wagen, während er ſeinen älteſten Sohn als Verbrecher hinrichten, deſſen Mutter in Kerker und Mißhandlung verkommen ließ und eine finniſche Soldatendirne zur Kaiſerin erhob, ſuchte er ſeinen Hof in der neuen Kapitale, die er in die Sümpfe der Newa hineinbaute, in weſteuropäiſcher Weiſe zu reformiren, beſchränkte ſich jedoch auf das Nothwendigſte, während er die Sorge für Pracht und Glanz der emporgekommenen Gattin überließ. Dieſe Metamorphoſe beſtand jedoch nur nach außen und gab oft genug durch die unflätigſten Saufgelage, in denen der Autokrator das Großartigſte leiſtete, ja Andere wider Willen und Kraft zur Nachahmung zwang, — traurige Kunde von ihrer Oberflächlichkeit. Peter's Sparſamkeit ging indeſſen ſo weit, daß der ganze Hofſtaat kaum ſechszigtauſend Rubel jährlich koſtete. Man ſah weder Silbergeſchirr, noch Livreen, weder Kammerjunker noch Pagen. Zehn bis zwölf Dentſchiks, junge Leute aus guten Familien, und ebenſo viele Grenadiere der Garde bildeten den ganzen Hof. Im öffentlichen Dienſte führte Peter ſechszehn Rangklaſſen ein, innerhalb welcher nur wirklicher Dienſt emporhob und außerhalb welcher es überhaupt keinen Rang gab. Er ſelbſt war ſtets grob und einfach gekleidet und prügelte ſeinen Miniſter Menzikoff, den emporgeſtiegenen Paſtetenbäckerjungen, und andere vornehme Gauner eigenhändig, wenn er ihren Schurkereien auf die Spur kam, — doch ohne daß es etwas nützte. Mit Rohheit wollte der originelle Reformator die Rohheit vertreiben, am Hofe ſelbſt kamen oft genug Knutenexekutionen, ja ſogar Verſtümmelungen und Hinrichtungen vor, bei der bekannten Niedermetzelung der Strelitzen verlangte Peter von den fremden Geſandten, daß ſie mit Hand anlegen ſollten, und hieb ſelbſt hundert Köpfe ab. Ungeachtet aller Schlechtigkeit Menzikoff's, der überdies kaum leſen und ſchreiben konnte, behielt aber der Czar ſtets dieſen „brauchbaren" Staatsmann, den er zuletzt nur noch durch Wegnahme des Geraubten und Entſetzung von Ehrenſtellen beſtrafte, — auch dies jedoch umſonſt! Peter ſelbſt und Katharina, welche er einſt an den Pfahl führte, auf welchem ihres Geliebten, Moeus de la Croix, Kopf ſteckte, ſtarben an den Folgen unmäßigen Trinkens und anderer Ausſchweifungen. Nur für kurze Zeit erhob Menzikoff die Letztere, ſeine Gönnerin, — allen Erbfolgegebräuchen zum Trotz, auf den Thron, um bald darauf durch ſeine ſchamloſe Tyrannei (1727) ſeinen Opfern nach dem furchtbaren Sibirien zu folgen, das er nicht wieder verlaſſen ſollte, — Rußland aber einer Weiberherrſchaft zu

überlaſſen, die in der Geſchichte ihres Gleichen an Ausgeſchämtheit ſucht. —

Der nächſte bedeutende Reformator auf dem Throne nach Peter war Friedrich der Große. Um ſeine kulturpolitiſchen Thaten zu würdigen, müſſen wir vorerſt auf die gegenüber der ſeinigen ſo ſehr kontraſtirende Regierung ſeines Vaters, Friedrich Wilhelm I. (oben S. 18, 80 und 88), einige Blicke werfen. Dieſer originelle und viel verleumdete Regent war im Ganzen, bei all' ſeiner Unwiſſenheit, Rohheit und Tyrannei und bei ſeinem Geize ein biederer, gerader, deutſcher Charakter, was bei der franzöſiſchen Nachäfferei, die im übrigen Deutſchland herrſchte, nicht genug zu ſchätzen war; auch hat er ſeinem Sohne mehr vorgearbeitet, als man gewöhnlich glaubt. Während die andern Höfe in Luxus oder Schande oder in beidem ſchwelgten, lebte dieſer „Puritaner auf dem Throne" höchſt einfach und ſparſam, und ſein Hof war ſittenſtreng, freilich dabei auch ungebildet; es galten an demſelben nur fromme Leute, und von Poeſie wußte man nichts, wenn nicht die geiſtlichen Lieder dazu gerechnet werden, an deren Stelle indeſſen die „gebildeteren" Höfe nur ſchlüpfrige Verſe zu ſetzen wußten. Was aber noch mehr zu ſeinen Gunſten ſpricht, iſt ſeine Gerechtigkeit gegen alle Religionsparteien, während in anderen deutſchen Staaten die jeweilige Staatskirche die von ihr Abweichenden mit der empörendſten Unduldſamkeit verfolgte und unterdrückte. Die gehäſſigen Verfluchungen, welche ſich noch im vorhergehenden Jahrhundert lutheriſche Pfaffen gegen die Reformirten erlaubt, die ſie beinahe nicht einmal als Chriſten anerkennen wollten, wurden nicht mehr geduldet. Obſchon Friedrich Wilhelm I. nicht umhin konnte, ſich dem herrſchenden franzöſiſchen Modetone damaliger Welt ſoweit zu fügen, daß er ſeine Kinder franzöſiſch erziehen ließ, hielt er doch, wo er konnte und durfte, die Ehre der deutſchen Sprache aufrecht. Freilich war er dieſelbe keineswegs fehlerfrei zu ſchreiben im Stande, und dabei haßte er auch alle Wiſſenſchaft und Kunſt, die übrigens oft darnach war, daß ſie nichts beſſeres verdiente. Die Zeitungen ſuchte er zu unterdrücken, bis ſie ihm durch Bekanntmachung der Thaten ſeiner Truppen unentbehrlich wurden; aber er wußte ſie wenigſtens durch ſtrenge Cenſur unſchädlich zu machen. Auch auf die Rechtspflege der Gerichte gab er nichts, hielt ſeinen eigenen Verſtand für den paſſendſten Richter über Leben und Eigenthum ſeiner Unterthanen, und griff daher in deſpotiſcher Weiſe in die Befugniſſe der Behörden ein. Er unterwarf Schuldige, die dies oft nur nach ſeinen Begriffen waren, nicht nur den grauſamſten Foltern und Strafen, ſondern ſogar höchſteigenhändiger Mißhandlung. Alle ihm Begegnenden zitterten vor ihm; denn er pflegte ſie über Alles auszufragen und nach Umſtänden mit ſeinem Stocke zu traktiren. Verſchwender ließ er in's Zuchthaus oder in die Feſtung ſperren, Kindesmörderinnen in Säcken, die ſie ſelbſt nähen mußten, ertränken, Verſchiedene auf dem hölzernen Eſel reiten oder am Pranger ſtehen. Die öffentlichen

Dirnen, deren Zunahme indeſſen mit derjenigen ſeiner Soldaten, denen er das Heiraten erſchwerte, Hand in Hand ging, ließ er von Zeit zu Zeit aufſangen und in die Zuchthäuſer ſperren, was freilich nichts nützte; am andern Tage waren die lüderlichen Häuſer meiſt wieder voll. Abends neun Uhr ließ er die Gäſte aus den Wirthshäuſern treiben, bis er fand, es ſchade ſeinen Einkünften. Dabei duldete er aber keine Vorrechte des Adels vor dem Bürgerſtande, behandelte vielmehr erſtern ſtrenger und war der Erſte, der die Axt an das Junkerthum legte, deſſen Glieder er oft ohne Umſtände hinrichten ließ. In ſeinem großen Sohne unterdrückte er nach ſeiner Anſicht ariſtokratiſchen Leichtſinn und ausländiſche Sitten. Beſonders wütend war er auf verſchwenderiſche Moden, wie auch auf das Theater und auf frivole Lüſte, die er an dem Hofe ſeines Zeitgenoſſen Auguſt von Sachſen und Polen laut genug tadelte. Mit ſeinem ebenſo einfachen, wenn auch bedeutend weniger mäßigen Nachbar Peter tauſchte er Fabrikarbeiter, die er gewaltſam aufgreifen und nach Rußland führen ließ, gegen große Soldaten aus. Merkwürdiger Weiſe war er jedoch, trotz ſeiner Sparſamkeit, ein Freund des Bauens, und zwar koſtbaren. Berlin und Potsdam ließ er beinahe ganz neu aufbauen, was viele rechtliche Leute, die er zu neuen Bauten zwang, zu Grunde richtete. Er begünſtigte die Schafzucht und die Fabrikation der Wolle, wie den Handel mit ſolcher, während er die Baumwolle ſtreng verfolgte und überall zu verbannen ſuchte, zu welchem Zwecke er einen Grenadier zum Generalfiskal erhob. Seinem Charakter gemäß verachtete er Rang-, Titel- und Ceremonienweſen, benutzte aber die herrſchende Sucht nach dieſen Dingen zum Vortheile ſeiner Kaſſe, bei welcher ſchamloſer Stellenkauf im Schwange war. Daneben wetteiferte auch ſeine Luſt an tollen und grauſamen Jagden mit ſeiner Soldatenliebhaberei.

Als der ſterbende Friedrich Wilhelm I. 1740 ſeinem Sohne Friedrich II. einen gefüllten Staatsſchatz und ein wohlgerüſtetes Heer hinterließ, mochte er wol ahnen, daß mit dem ſtets von ihm gehaßten Trotzkopfe ein neues Syſtem auf den Thron ſteigen werde, dem indeſſen manche Einrichtungen des alten ſehr wohl kamen. Der Grundgedanke der Regierung Friedrich's war derſelbe, wie derjenige der Regierung ſeines Vaters, — die uneingeſchränkte Monarchie, — nur wurde ſie jetzt aus einer pietiſtiſchen zu einer aufgeklärten. An die Stelle der ſteifleinenen „Puritaner" am Hofe kamen witzige, frivole, franzöſiſch gebildete Cavaliere; der vertriebene Wolf wurde, wie wir ſchon geſehen (S. 352), nach Halle zurückberufen, obſchon ſeine trockene Gelehrſamkeit den neuen König nichts weniger als erbaute. Die Rieſengarde und die Jagdwildniſſe wurden aufgegeben, um nützlicheren und energiſcheren Beſchäftigungen Platz zu machen. Wie Peter die Ruſſen durch die Deutſchen, ſagt Schloſſer, wollte Friedrich, der ſeines Vaters Rohheit mit dem Deutſchthum verwechſelte und ſich Feinheit und Bildung nur franzöſiſch denken konnte, — die Deutſchen durch die

Franzoſen civiliſiren. Der Hof und die Berliner Akademie ſprachen franzöſiſch, und der König, der die damals nach und nach erwachende deutſche Literatur nicht kannte oder nicht kennen wollte (oben S. 90 und 357), dachte und ſchrieb nur in der Sprache, die ſich bereits ſeit hundert Jahren als die Nachfolgerin der römiſchen anſah.

Friedrich begann mit Verbeſſerung des Militärweſens und der Geſetzgebung. Zu ſeinem Gehülfen in Vereinfachung der letztern und in ihrer Säuberung von den „gelehrten und ſpitzfindigen römiſchen und den veralteten deutſchen" Rechtsſatzungen wählte er den allem Pedantismus abgeneigten Rechtskenner Samuel Cocceji (oben S. 436), den er 1746 zum Großkanzler erhob, der zwar in ſeinen theoretiſchen Anſichten einer vergangenen Zeit angehörte, aber ganz dazu paßte, in einen Wirwarr von Recht und Unrecht ſchnelle militäriſche Ordnung zu bringen. Dies Syſtem wäre ein höchſt verderbliches geweſen, wenn nicht Friedrich ſelbſt mit ſeinem erleuchteten Geiſte in Alles hineingeblickt, an Allem mitgearbeitet hätte. Er machte ſich ſelbſt zum oberſten Richter, Verhaftung und Begnadigung hingen allein von ihm ab. Den in Preußen von jeher heilig gehaltenen Grundſatz der Duldung aller Glaubensbekenntniſſe hielt Friedrich mit mehr Konſequenz und Freiſinn aufrecht, als alle ſeine Vorgänger und Nachfolger. Er ließ nicht nur alle katholiſchen Einrichtungen im eroberten Schleſien fortbeſtehen, ſondern erbaute ſelbſt eine katholiſche Kirche in Berlin und weigerte ſich, gegen die katholiſche Geiſtlichkeit einzuſchreiten, wenn ſie ſolchen ihrer Beichtkinder die Sakramente verſagte, welche je nach Laune in dem einen Punkte katholiſch ſind und im andern nicht, indem er von dem richtigen Standpunkte ausging: wer ſich nicht in allen Punkten ſeiner Kirche füge, thue beſſer, ſich ganz von ihr zu trennen.

In den Spezialitäten der Verwaltung beging Friedrich viele Mißgriffe, indem er Manches durch deſpotiſches Einſchreiten regeln zu können wähnte, was nur durch uneingeſchränkte Freiheit gedeihen kann. Und dennoch gelang es ihm, ſowol das neu erworbene Schleſien, als das ferne Oſtfriesland ſo feſt an ſeinen Staat zu knüpfen, daß ſie nach verhältnißmäßig kurzer Zeit nicht mehr gewünſcht hätten, demſelben nicht anzugehören, ja ſogar ihrem neuen Vaterlande alle durch die ſchwierigen Zeiten erforderten Opfer willig brachten. Unter die Wohlthaten, welche dieſe Verhältniſſe herbeiführen halfen, gehörte namentlich die Herſtellung der Handels- und Gewerbefreiheit, der Anbau wüſter Ländereien, die Einführung der Seidenzucht, die Errichtung von Kanälen, die Reinigung von Häfen u. ſ. w. Wie er trotz der damaligen Kleinheit ſeines Staates dem ganzen europäiſchen Feſtlande gegenüber die Spitze bot und dem deutſchen Namen wieder Achtung verſchaffte, mag die politiſche Geſchichte darthun.

Eine der bezeichnendſten Erſcheinungen in Friedrich's Leben und Treiben iſt aber der Umgang mit den von ihm nach Berlin gezogenen Franzoſen und der Einfluß, den dieſe Windbeutel auf ihn errangen. Wir

erwähnten bereits sein Verhältniß zu Voltaire (S. 332), Maupertuis (S. 267) und Lamettrie (S. 349), und wollen unter vielen Andern ähnlichen Gelichters nur noch Einen nachtragen, den Marquis d'Argens. Nachahmungen der „persischen Briefe" Montesquieu's, die er in Holland, wohin ihn Ausschweifungen, Schulden und Händel getrieben, als „jüdische", „chinesische" u. s. w. veröffentlichte, erwarben ihm durch ihr kühnes Auftreten gegen religiöse Anschauungen, trotz ihrer Weitschweifigkeit und Geschmacklosigkeit, die Empfehlungen Voltaire's bei Friedrich, der ihn zum Direktor der Klasse der schönen Wissenschaften an der Berliner Akademie ernannte. Er glaubte sich in dem „gelehrten" Deutschland dadurch besonders wichtig zu machen, daß er seine Schriften aus den alten Griechen speiste, Schriften der Letzteren übersetzte und mit seinem eignen Senf herausgab, wenn sie in seinen Kram paßten, d. h. frivol genug waren.

Wichtiger und folgenreicher waren indessen Friedrich's Beziehungen zu dem „Patriarchen" Voltaire selbst*). Den Anfang derselben kennen wir schon. In seinem ersten Briefe mahnte Voltaire, der sich bereits als Friedrich's Mentor betrachtete, seinen fürstlichen Freund zur Wahrheitsliebe, zum Kampfe gegen Tyrannei und Aberglauben; bald nannte er sich den Aristoteles des neuen Alexander und Berlin ein neues Athen; dann beförderte er den Alexander wieder zum Sokrates, nannte ihn „Prinz-Philosoph", ja sogar „Gott Friedrich", — Alles weder aus Überzeugung, noch aus bloßer Schmeichelei, sondern in der Hoffnung auf eine Anstellung am preußischen Hofe, nachdem er am französischen unmöglich geworden. Friedrich bestieg eben den Thron, als Voltaire den „Antimachiavelli" (oben S. 437), den der Verfasser ihm zur Durchsicht gegeben, im Haag ohne Wissen und Willen desselben und mit willkürlichen Abänderungen drucken ließ. So unangenehm dies dem jungen Könige war, konnte er es nicht mehr ungeschehen machen. Er machte gute Miene zum bösen Spiele, und die längst erwartete Einladung Voltaire's nach Potsdam folgte dem ersten persönlichen Zusammentreffen der Beiden in Cleve. Der Philosoph erschien auf Besuch, aber „mit geheimen Aufträgen des französischen Hofes," den damals der Kardinal Fleury beherrschte. Als Friedrich darauf kam, hatte das Verhältniß seine schöne Seite verloren; es war ein schwarzer Schatten hineingefallen und hatte gegenseitige Verstimmung herbeigeführt. Friedrich muß von da an seinen Glauben an die Menschheit verloren haben; denn er, der noch bei seiner Thronbesteigung in einem französischen Gedichte gesungen:

Desormais mon peuple que j'aime,
Est l'unique Dieu que je sers,

*) J. Venedey, Friedrich der Große und Voltaire. Leipzig 1859.

ſchrieb jetzt aus dem ſchleſiſchen Feldzuge, der freilich ſchon an ſich nicht mehr „antimachiavelliſtiſch“ war, dem mephiſtopheliſchen Rathgeber, mit dem er bald ſchmollte, bald wieder anknüpfte:

Croyez moi, c'est peine perdue
Que de prodiguer le bon sens
Et d'etaler des argumens
Aux boeufs qui trainent la charrue,

und hatte ſomit bereits die Anſicht Voltaire's gewonnen, welcher ihm einſt von den „Thieren“ geſchrieben, „welche man Menſchen nenne.“ In ſeinem Innern aber kämpfte er einen furchtbaren Kampf gegen ſeine politiſche Rolle, verdammte in ſeinen Briefen mit ſcharfen Worten den Krieg und nannte deſſen Theilnehmer „Banditen, Barbaren, Unmenſchen!“ Voltaire, der die gleiche Anſicht hegte, tröſtete ihn durch den Titel des „Großen“; denn er war der Erſte, der ihm denſelben gab. Nachdem er ſo Friedrich's Mißtrauen wieder eingeſchläfert, gab er, ſeinen alten Plan ſtets verfolgend, dem Könige vor, in Frankreich von der Geiſtlichkeit verfolgt zu werden, welche Erdichtung er mit dem franzöſiſchen Miniſter Amelot verabredet hatte, und erſchlich ſich hierdurch Aufnahme in dem Palaſte, welchen Friedrich im Haag beſaß, berichtete von dort aus Alles nach Paris, was er über ſeinen königlichen Freund erfuhr, — theilweiſe in Chiffreſchrift, — verlangte dann wieder von ihm, daß er dem franzöſiſchen Hofe die Verſicherung ertheile, es äußere ſich über denſelben Niemand vortheilhafter als Voltaire, erreichte aber, obſchon das ganze Treiben geheim blieb, den oben (S. 333) erwähnten Ruf des bethörten „Antimachiavelli“ an den preußiſchen Hof, nach manchen Zwiſchenfällen und oft in Folge gegenſeitiger Neckerei unterbrochener Korreſpondenz, erſt im Jahre 1750. Durch ihn vervollſtändigte ſich die ſchöngeiſtige Geſellſchaft in Sansſouci, in welcher außer den bereits erwähnten Franzoſen noch der Italiener Algarotti, vielſeitiger Gelehrter und Künſtler (geſtorben 1762 zu Piſa), der Schotte Lord-Marſchall Keith (ſpäter Gouverneur von Neuenburg, geſtorben 1778) und andere Fremde hervorragten, neben welchen Friedrich beinahe keinen Deutſchen ſeiner Freundſchaft würdigte, — daher auch ſein Mangel an Kenntniß ſeines eigenen Volkes. Er war indeſſen trotz dieſer Fremdenmanie ſo weit entfernt, die Unſitten fremder Höfe zu billigen oder nachzuahmen, daß er Voltaire's ſchamlos überbrachte Grüße der Pompadour beantwortete: er kenne die Perſon nicht, was den Intriguanten jedoch nicht verhinderte, der Königsmetze eine Erwiederung der Grüße in Verſen zu melden! und zugleich in einem Briefe an den Herzog von Richelieu — Friedrich auf's Neue zu verrathen. Wir kennen Voltaire's Benehmen und ſchmutzige Händel in Berlin bereits, und ebenſo ſeine tolle Abreiſe von dort und die Abenteuer nach derſelben (a. a. O.). Friedrich's Worte, daß er Voltaire wie die Schale einer ausgepreßten Orange bei Seite werfe, und das Autodafé, das er dem gegen Maupertuis

geſchleuderten „Doktor Akakia“ widmete, erweckten in Voltaire Rachedurſt, und er ſchrieb 1753 an den Grafen d'Argental: er habe den Willen und das Recht, die Verurtheilung des Königs der Nachwelt zu hinterlaſſen. In einem Briefe an den Herzog von Richelieu hatte er die Frechheit, Friedrich „ſeine Mätreſſe“ zu nennen, und zwar kurz nachdem er ſich mit ihm verſöhnt hatte. — Ungeachtet der häßlichen Scenen auf Voltaire's Rückreiſe aus Berlin war Friedrich noch oft genug der Dupe ſeines Ruhmesgenoſſen, der ihn abwechſelnd verherrlichte und an — Richelieu und die Pompadour verkaufte; denn er ſah eben in ihm die Verkörperung der Grundſätze, denen er und die Geiſtreichen des Jahrhunderts huldigten und nach welchen er zu regieren ſich bemühte. Voltaire war ihm auf die Dauer unentbehrlich, ſei es perſönlich, ſei es mittels Korreſpondenz, und derſelbe Voltaire ließ eine Ausgabe ſeiner Pucelle drucken, in welcher eine auf Friedrich gemünzte, zwar von des Verfaſſers Freunden als untergeſchoben erklärte, aber von ihm nicht desavouirte Stelle vorkommt, welche den König unnatürlicher Laſter beſchuldigte, zu welcher Verleumdung ſeine bekannte Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geſchlecht Anlaß bieten mochte. Und das war zu der Zeit, als die europäiſchen Großmächte ſich gegen das aufſtrebende und alleinſtehende Preußen verbanden! Aber der alleinſtehende Simſon ſchlug die Filiſter und dupirte nun ſelbſt bei Roßbach die Franzoſen, die ihn ſo lange, mit Voltaire's Hülfe, zu dupiren geglaubt hatten. Sein in mehreren Briefen kundgegebener Entſchluß, ſich im Falle einer Niederlage das Leben zu nehmen, hatte Bedenken und Zaudern hervorgerufen, und er hatte dies gehörig benutzt! Voltaire war darüber ſo erbost, daß er von da an Friedrich in ſeinen Briefen nur noch mit dem unüberſetzbaren Schimpfnamen „Luc“ benannte, ſeine erwähnten ſchamloſen Anklagen in ſeinen Briefen offen wiederholte, ja ſogar Friedrich's ihm anvertraute Satiren auf die „Weiberherrſchaft“ in Petersburg, Wien und Verſailles und auf das poſitive Chriſtenthum eigenmächtig veröffentlichte und dem Könige ſchrieb, man habe ſelbe im Nachlaſſe von Maupertuis zu Baſel gefunden! Erſt als es ſich darum handelte, ein Denkmal für Voltaire aufzuſtellen und Dieſer hiefür auf einen Beitrag von Friedrich hoffte, begann er wieder mit Achtung vom Könige zu ſprechen. Friedrich aber hielt nach Voltaire's Tode deſſen Leichenrede in der Akademie und wies die ihm aus dem Nachlaſſe desſelben durch Beaumarchais überſandten, mit ſchändlichen Läſterungen gegen ihn ſelbſt angefüllten Memoiren des Verſtorbenen zurück, ohne ihre Veröffentlichung zu verhindern, die denn auch erfolgte. — Wir haben uns mit dieſer Epiſode, betreffend den Verkehr zwiſchen zweien der bedeutendſten Männer des vorigen Jahrhunderts, ſo eingehend beſchäftigt, weil ſie auf das Wirken des großen Reformers, mit dem wir uns eben beſchäftigen, manches Licht wirft, und zeigt, wie er für ſeine Hingabe an eine fremde Nation und deren damaligen größten Genius belohnt, und wie er trotzdem nicht abgeſchreckt wurde von

dieſer Richtung und ſich nicht entſchließen konnte, ſein eigenes Volk, das ihn vergötterte, beſſer zu würdigen und an deſſen damaligen großen Kulturfortſchritten theilzunehmen. So entfremdete er ſich gewiſſermaßen Allem; die ihn liebten, mißachtete er, — die er bewunderte, verhöhnten und beleckten ihn, — und ſein Volk drückte er in ſeinen ſpäteren Jahren mit habſüchtigen Finanzmaßregeln, mit der franzöſirten Zollverwaltung (oben S. 90) und mit dem unſeligen Verſuche, den Kaffee zum Monopol zu machen, auf die unverantwortlichſte Weiſe. So mußten ſich die Herzen von ihm entfernen, und er ſtand daher in ſeinem Alter, mit zerriſſenem Herzen und verfehltem Streben, einſam und verlaſſen da! — Und nach ſeinem Tode geſchah das Gegentheil deſſen, was er beabſichtigte. Nicht dem franzöſiſchen Geiſte der Überfeinerung und Frivolität kam der beſſere Theil ſeiner Wirkſamkeit zugut, ſondern vielmehr dem ſeinen Abſichten fremden und gleichgültigen Geiſte deutſcher Tüchtigkeit und Innigkeit; denn er war eben trotz allen Fremdthuns doch ein Deutſcher geweſen, und ſeine Landsleute allein ſahen ſich durch ſeine Thaten zu hohem Streben hingeriſſen und folgten ſeinem Panner.

Unter den Vermittlern dieſer Übertragung der Richtung Friedrich's des Großen in das deutſche Bewußtſein, dieſes Mundgerechtmachens der Idee aufgeklärter Alleinherrſchaft für ein an feudale Vielherrſchaft gewöhntes Volk, erblicken wir voran eine Reihe verdienter deutſcher Staatsrechtslehrer und Politiker, welche ſich keineswegs, wie die von uns im vorigen Abſchnitte Erwähnten, mit Aufſtellung abſtrakter Methoden abgaben, nach welchen regiert werden ſollte, ſondern auf der konkreten Grundlage des Beſtehenden die politiſchen Verhältniſſe und ihre mögliche Verbeſſerung und Weiterentwickelung beſprachen. Wir können ſie daher als Gehülfen der großen Reformer des achtzehnten Jahrhunderts betrachten, und als die Erſten, welche an dem morſchen, faulen Stamme des „heiligen römiſchen Reiches“ mit ſeinen mehreren hundert Souveränetäten geiſtlicher und weltlicher Fürſten, ſowie der Reichsſtädte und Reichsdörfer zu ſchütteln wagten. Ihren Senior lernen wir in Johann Jakob Moſer kennen, welcher ſein Leben, wie das „Staatslexikon“ ſagt, „mit einer nur dem deutſchen Charakter eigenthümlichen Offenheit, Naivetät und Geradheit“ ſelbſt beſchrieben hat. Er war als Sohn eines würtembergiſchen Beamten am Anfange des Jahres 1701 zu Stuttgart geboren, ſtudirte, des Vaters früh beraubt, in Tübingen, doch mehr in Büchern, als in den Vorträgen, und wurde dort ſchon 1720 Profeſſor der Rechte, erhielt aber keine Zuhörer und begab ſich deshalb 1721 nach Wien. Da jedoch eine Anſtellung dort vom Übertritte zur katholiſchen Kirche abhängig gemacht wurde, kehrte er nach Hauſe zurück und lebte von Privatarbeiten, während ſeine Vorſchläge zu Reformen am Reichskammergerichte unbeachtet blieben. Ohne zu verzagen, brachte er dieſelben Vorſchläge in Wien an, wo er zwar Arbeit erhielt und ſich niederlaſſen wollte, aber 1726 eine ihm angebotene

Regierungsrathsstelle in Stuttgart vorzog, die er nachher wieder mit seiner Professur in Tübingen zu vertauschen genöthigt war, bis ihm, nach mancherlei Quälereien neidischer Collegen und der Censur, bei einem Regierungswechsel erstere Stelle wieder zufiel. Mit kolossaler Arbeitslast überhäuft, nahm er 1736 einen Ruf als Professor nach Frankfurt an der Oder an. Sein Auftreten gegen Mißbräuche und gegen den schlechten Witz Friedrich Wilhelm's I. mit Morgenstern (oben S. 89) verursachte ihm solchen Verdruß und Ungnade, daß er 1739 seine Entlassung nahm. Er zog sich nun nach Ebersdorf in den reußischen Landen zurück, wo er sich in Zinzendorf'schen Kreisen der Frömmigkeit und für sich der Bearbeitung des „Deutschen Staatsrechtes" widmete, welches Werkes Veröffentlichung ihm der Tabakskollegiumskönig umsonst zu verbieten suchte. Dazwischen wurde er zu Gesandtschaften bei zwei Kaiserwahlen und damit verbundenen Rechtsgutachten verwendet. Nach einigen Jahren hessischer Staatsdienste in Homburg und Hanau kehrte er wieder, als Landschaftskonsulent, nach Stuttgart zurück und war die Seele des würtembergischen Staatsdienstes. Es war jedoch für seinen unabhängigen Charakter, der die Rechte der Landschaft dem Hofe gegenüber fest verfocht, nicht möglich, unter der Mätressen- und Günstlingswirthschaft des Despoten Karl Eugen zu bestehen; er wurde wegen seiner Charakterfestigkeit des Hochverrathes beschuldigt und 1759 auf Befehl des Herzogs, als Opfer für den Widerstand der „Landschaft", in Hohentwiel eingesperrt, hart behandelt und sogar der Schreibmaterialien beraubt. Trotzdem schrieb er mittels verschiedener spitziger Gegenstände auf die Wand und auf unbenütztes Papier eine Menge geistlicher Lieder, theologischer und juristischer Abhandlungen. Endlich, nach fünfjähriger Kerkerhaft, wurde er auf Verwendung Friedrich's des Großen, und als diese den Herzog nicht bewog, es ohne Demütigung zu thun, auf Beschluß des Reichshofrathes entlassen. Nach zurückgezogenem, aber thätigem Alter starb er 1785 zu Stuttgart. Sein Leben lang zeichnete ihn rastloser Fleiß, unbeugsame Ehrlichkeit und Wirken für gesetzliche Freiheiten des Volkes aus, für die er als Martyrer gelitten hat. Das Verzeichniß seiner Schriften füllt allein 57 Seiten seiner Selbstbiographie!

Moser's bedeutendster Nacheiferer in derselben Art der Thätigkeit war Johann Stephan Pütter, 1725 zu Iserlohn geboren. Er studirte in Marburg (bei Wolf), Jena und Halle, wurde schon 1742 Kanzler in Marburg, dann Advokat und hierauf Docent, 1747 aber Professor in Göttingen, um dessen junge Hochschule er sich in hohem Maße verdient machte. Er unterrichtete die dort studirenden englischen Prinzen und vollführte eine Menge ehrenvoller staatsrechtlicher Aufträge. In hohem Ansehen und riesigem Fleiße alt und zuletzt kindisch geworden, starb er 1807. Er war der eigentliche Ordner des von Moser geschaffenen

deutschen Staatsrechtes, in dessen Wirrwarr er unter seinen Zeitgenossen sich fast allein völlig zurechtfinden konnte.

Moser's Name und Talent jedoch ging hauptsächlich auf seinen Sohn, Karl Friedrich Moser über, welcher 1723 zu Stuttgart geboren war und den Vater auf dessen vielen Reisen begleitete, nach und nach auch in dessen Geschäften unterstützte. Seit 1747 stand er fast beständig in hessischen Diensten aller Zweige dieses Hauses, bis er sie, 1766, mit den kaiserlichen vertauschte. Seit 1774 aber leitete er wieder, als erster Staatsminister, die Staaten jenes hessischen Landgrafen, der durch die Kaserne von Pirmasens (oben S. 80) komische Berühmtheit erlangt hat, und wurde durch Entfernung aller Mißbräuche und umfassende Sparsamkeit der Segen des von seinen Fürsten vernachlässigten Landes. Endlich aber durch Neider, vorzüglich wegen beabsichtigter Aufhebung des Lottospiels, angeschwärzt, nahm er 1780 seine Entlassung; damit aber nicht befriedigt, bewirkten seine Feinde auch noch, daß er wegen angeblicher Willkür, Amtsmißbrauchs, Unwahrheit und Verwirrung des Landes in Anklagezustand versetzt und als Majestätsbeleidiger entsetzt wurde. Die Beschlagnahme seines Vermögens wurde nur durch Befehl des Reichshofrathes verhindert. Erst nach dem Tode des Kasernenlandgrafen erhielt er Genugthuung, und starb 1798 in Ludwigsburg.

Der jüngere Moser war von Charakter ebenso ehrenhaft wie sein Vater, aber, — wie Bluntschli sagt, mehr ein Mann der That als der Schrift; sein Stil war voll Mark und stets schlagfertig, sein Scharfblick bewundernswürdig, sein Freimut ungestüm und dessen Aeußerungen kühn, seine Bilder farbenreich und klar. Mit unerbittlicher Wahrheit zeichnete er das verdorbene Hof- und Fürstenleben seiner Zeit; aber er arbeitete einer neuen Weltperiode vor, ohne deren Ideen zu fassen, wie er auch Friedrich den Großen nicht zu verstehen erklärte und stets im Horizonte des Patrimonialstaates befangen blieb. Die beste unter seinen Schriften, von denen übrigens keine, was den Stil betrifft, die Mittelmäßigkeit überstiegen hat, — war „der Herr und der Diener", worin er seine Gedanken und Beobachtungen über Erziehung und Charakter der deutschen Fürsten niederlegte, und darüber klagte, wie Wenige es unter Denselben gebe, welche die deutsche Freiheit nicht mißbrauchen, wie Wenige für das Wohl ihres Landes arbeiten, und wie schädlich die einseitig militärische Ausbildung auf sie wirke. Und solche Erinnerungen an die Fürsten, daß auch sie Menschen seien, waren höchst nothwendig zu einer Zeit, wo die Kriecherei so weit getrieben wurde, daß selbst ein Bürger einer freien deutschen Hansastadt einen Landgrafen von Hessen anwinseln durfte: wenn Gott nicht Gott wäre, wer sollte billiger Gott sein, als Ew. Hochfürstliche Durchlaucht? Solcher Schmach gebührte die derbste Züchtigung. Ähnlich geißelte Moser auch den bereits (S. 76) erwähnten Menschenschacher

der Fürsten, ihre Eitelkeit, ihr Mätreſſenweſen, den ſchleppenden Geſchäftsgang ihrer Behörden, die Elendigkeit und Unbrauchbarkeit vieler Miniſter u. ſ. w.

Mit Karl Friedrich Moſer hat in ſeinen Anſichten und in ſeiner Wirkſamkeit ſehr viele Ähnlichkeit ſein Zeitgenoſſe Juſtus Möſer. Er war 1720 zu Osnabrück als Sohn eines dortigen Beamten geboren und war als wilder Junge einſt nahe daran, nach Amerika durchzubrennen, wurde aber von ſeinen Eltern entdeckt und wieder heimgebracht. In der Schule erſann er mit ſeinen Genoſſen eine eigene „gelehrte Sprache", ſtudirte dann zu Göttingen und Jena und bekleidete ſeit 1742 Beamtungen in ſeiner Heimat, ſeit 1762 die eines Juſtitiarius beim Kriminalgerichte ſeiner Vaterſtadt, nachdem er während des ſiebenjährigen Krieges eine Miſſion nach England beſorgt hatte. Osnabrück bildete ſeit dem weſtfäliſchen Frieden das ſonderbare Zwitterding einer geiſtlichen Herrſchaft beider (!) Konfeſſionen. Das Domkapitel beſtand theils aus katholiſchen, theils aus proteſtantiſchen Domherren und den Fürſtenſtuhl hatte abwechſelnd ein vom Domkapitel ernannter katholiſcher und ein dem Hauſe Braunſchweig angehörender proteſtantiſcher Biſchof inne. Nach dem ſiebenjährigen Kriege kam die Reihe an den ſieben Monate alten (!) Herzog von York, Sohn Georg's III. von England und Hannover unter der Vormundſchaft ſeines Vaters. Das Domkapitel bildete mit der Ritterſchaft und den Vertretern der Städte die Landſtände, und Möſer nahm die ſeltſame Doppelſtellung eines Rathgebers der Ritterſchaft und zugleich eines ſolchen der Regierung ein, was ſich nur durch allſeitiges Vertrauen in ſeine Rechtlichkeit und Tüchtigkeit erklären läßt. Nachdem er 1773 durch den Tod ſeines einzigen hoffnungsvollen Sohnes alle Ausſicht auf Nachkommenſchaft verloren, ſtarb er 1794. Möſer's umfangreichſtes Werk iſt die „Osnabrückiſche Geſchichte", welche jedoch nur bis zum Jahre 1180 gediehen iſt. Seine kleineren Schriften, welche meiſt in dem von ihm 1766 bis 1782 redigirten „Osnabrückiſchen Intelligenzblatte" erſchienen, wurden theils von ſeiner Tochter unter dem Titel „Patriotiſche Phantaſien" (Berlin 1778) herausgegeben, theils erſchienen ſie als „vermiſchte Schriften".

Wie Karl Friedrich Moſer die Ideen der neuen Zeit nicht verſtand, ſo lehnte ſie Möſer, der ſie wohl verſtand, mit Bewußtſein ab, ſoweit ſie nicht nach ſeinen Begriffen dem ſtrengen, poſitiven, hiſtoriſchen Rechte gemäß waren. Er war lediglich ein Mann des Rechtes, alles Andere war ihm gleichgültig, und ſo konnte er darüber ſpotten, daß „ſeit einiger Zeit die Menſchenliebe zur Mode geworden", und ſich verwahren, daß man in Reformen des Staatslebens auf Religion und Humanität, ſtatt nur auf Recht und Polizei Rückſicht nehme. Er ging in Betrachtung jeder Einrichtung auf die älteſten Zeiten zurück, wies in dieſen die Ent-

ſtehung derſelben und damit ihren Sinn und Zweck nach und vertheidigte ſie auf dieſer Grundlage. So erſchien er als ein Gegner der Beſtrebungen zur Herbeiführung größerer Freiheit und Gleichberechtigung unter den Menſchen. Er wollte eine ruhige, geſetzmäßige Entwickelung auf Grund gegebener Rechtszuſtände, an denen möglichſt wenig, am liebſten gar nicht gerüttelt werden ſollte. Das Höchſte war ihm die Korporation, namentlich der Bauerhof und deſſen alte Satzungen, dem gegenüber der Einzelne nichts galt. Daher ſprach er ſich gegen das Ehrlichmachen der unehelichen Kinder, ja ſogar der Schäfer, gegen die Beerdigung der Selbſtmörder auf den Friedhöfen, ja ſogar für die Folter und die Brandmarkung aus, während er ſich in Bezug auf die Leibeigenſchaft ſehr vorſichtig verhielt, ſo daß man ihn bei ſich zu Hauſe für einen Gegner, auswärts aber für einen Anhänger derſelben hielt. So ſind wir, nicht mit Unrecht und nicht nur von unſerm, ſondern ſogar vom Standpunkte ſeiner Zeit, deren Gebildete bereits weit über ihn hinaus waren, verſucht, ihn als einen Vollblut-Reaktionär zu verurtheilen. Und dennoch ſteht er überall unter den Vorboten der neuern Reformen? Wir müſſen dies zu erklären verſuchen. Einmal war er der Erſte, welcher die Zuſtände der alten Deutſchen hiſtoriſcher Forſchung unterwarf, wenn auch nicht mit dem Erfolge, den die neueſte Wiſſenſchaft in dieſem Gebiete erzielt hat. Dabei bedauerte er es aber ausdrücklich, daß die deutſchen Kaiſer die Fürſtenhoheiten ſo ſehr emporwuchern ließen und dem Reichstage nicht ein Unterhaus nach engliſchem Muſter an die Seite ſetzten. Sind aber ſchon dieſe Anſichten weſentlich fortſchrittlich und der politiſchen Stagnation des Mittelalters und der Reformationszeit keineswegs hold, ſo ſind dies, ungeachtet der erwähnten allerdings reaktionären Äußerungen, noch mehr ſeine Vorſchläge zu einer Reform des Adels, von dem er ein Feſtwurzeln in der Nation nach Art des engliſchen verlangt, und ſein Ankämpfen gegen die geiſtloſe und entnervende Bureaukratie, Polizeiwillkür und Vielregiererei, an deren Stelle er die Selbſtregierung der Gemeinden geſetzt wiſſen wollte. Ebenſo rief er auch, als gründlicher Gegner des Abſolutismus, nach einem Volksheere, das den regulären Truppen gleich geübt und gleichgeſtellt werden ſollte, und nach Einführung der Geſchwornengerichte, wie er auch ſtets die Unabhängigkeit der Juſtiz verfocht. Die Religion betrachtete er lediglich als zweckmäßige Staatsanſtalt und ſchwärmte von dieſem Standpunkte gleich Leibniz für die Vereinigung der Konfeſſionen, während er von Myſticismus und Pietismus ſo wenig etwas wiſſen wollte, als von Rouſſeau's Naturreligion, gegen welche er ein humoriſtiſches Sendſchreiben erließ. Nach ſeiner Anſicht ſollte der Staat weder eine Religion begünſtigen, noch eine ſolche beſchränken, wol aber — die Atheiſten verbannen. Er war auch für Reform der Schule, aber nicht in dem weitgehenden Maße eines Baſedow und Rouſſeau; er verlangte Abhärtung der Jugend, Errichtung von Realſchulen, Vorwalten der

Phantaſie gegenüber dem Verſtande. Seine ganze ungetheilte Liebe ſchenkte er aber dem Bauernſtande, in welchem er die Grundlage des geſammten Staates erblickte, deſſen Wohl er vor Allem gefördert und beſorgt und deſſen alte Sitten er gewahrt zu ſehen wünſchte. Mit ſeinen politiſchen Anſchauungen war aber noch nicht ſeine ganze Vielſeitigkeit erſchöpft. In ſeinen „patriotiſchen Phantaſien" begegnen wir einer merkwürdigen Fülle von Gedankenſtoff, der ihn beſchäftigte. Wir finden darin ein „Schreiben einer Mutter über den Putz der Kinder", eine Abhandlung, daß reicher Leute Kinder ein Handwerk lernen ſollten, eine Mahnung, für guten Leinſamen zu forgen, wenn der Linnenhandel ſich beſſern ſolle, etwas zur Verbeſſerung der Armenanſtalten, Gedanken über die vielen Lotterien (die er unbedingt verdammte), einen Vorſchlag, wie der Theuerung des Korns am beſten auszuweichen, die Vortheile einer allgemeinen „Landesuniform" (eine Satire auf Moden und Orden), die Befürwortung der Abſchaffung des Branntweintrinkens; ſogar die Hogarth'ſche Linie der Schönheit wird bedacht, die Anlegung neuer Mühlen beſprochen, ein Vorſchlag zu einer Zettelbank gebracht, die Frage aufgeworfen: Sollte man nicht jedem Städtchen ſeine beſondere politiſche Verfaſſung geben? u. ſ. w. Noch aber haben wir einen erfreulichen Punkt in Möſer's Wirken zu berühren; es iſt dies ſein ächt deutſches Weſen und ſeine entſchiedene Oppoſition gegen die Nachäffung der Franzoſen, ſo daß er unter Anderm gegen die Gottſched'ſche Nachahmungsſucht und gegen Friedrich's des Großen Vergötterung alles Franzöſiſchen in heiligem Ernſte auftrat und die deutſche Sprache und Literatur ſammt ihrem neuen Heros Goethe eifrig vertheidigte. Im Einklang damit war auch ſein Stil wahrhaft deutſch und körnig, kurz und klar, kräftig und launig.

Die Mahnungen Möſer's aber, ſo ſehr ſie auf dem Beſtehenden beruhten, fanden gleich jenen der beiden Moſer, bei den deutſchen Regierungen nur taube Ohren, bis, wie Welcker treffend andeutet, das Völkergericht der Revolution über ſie hereinbrach.

Eine weit entſchiedenere Richtung ſchlug Auguſt Ludwig Schlözer ein. Im Fürſtenthum Hohenlohe-Kirchberg 1735 als Pfarrersſohn geboren, ſtudirte er in Wittenberg und Göttingen Theologie, wollte als Miſſionär nach Indien gehen, wurde aber ſtatt deſſen Hauslehrer in Schweden, begann ſich dort politiſchen Studien zu widmen, erhielt, nachdem er ſich in dieſem Fache zu Göttingen ausgebildet, 1761 einen Ruf nach Petersburg, um an der Akademie, ſpäter als Profeſſor zu wirken, begründete die ruſſiſche Geſchichtſchreibung, ging aber 1769 als Profeſſor nach Göttingen, wo er über Geſchichte und Staatsrecht las und ſchrieb und nach einigen Jahren den Plan faßte, eine Zeitſchrift herauszugeben. Er that dies ſeit 1775, zuerſt unter dem Titel „Briefwechſel", in fliegenden Blättern, welchem nach einem Jahre der „Neue Briefwechſel" als förm-

liches Zeitungsblatt folgte. Den politischen Neuigkeiten gesellten sich, seinem Plane gemäß, bald auch Urtheile, zuerst blos über auswärtige Angelegenheiten, und zwar in möglichst konservativem Sinne, dann aber immer mehr auch über deutsche Zustände bei, und er zog nach und nach immer mutiger und fester gegen alle Mißbräuche und Tyranneien, gegen Volksunterdrückung und Geheimnißkrämerei, gegen Censur und Inquisition, gegen Jesuiten und Obskuranten, und gegen alles Veraltete und Faule los. Von 1782 an nahm das Blatt den Titel „Staatsanzeigen" an und deckte immer schonungsloser alle Schmach auf, an welcher Deutschland krankte. Besonderes Aufsehen erregte sein Donnern gegen die Hinrichtung des Pfarrers Waser in Zürich (s. des Verf. Schweiz. Gesch. II. S. 504), welche unter Anderm eine Folge der von demselben in Schlözer's Blatt veröffentlichten Aktenstücke war.

Die Dunkelmänner und Despoten schrieen laut auf, donnerten gegen Schlözer, nannten ihn „Reichsfeind" und „Religionsverächter"; aber da Schlözer die hannoverisch-englische Regierung niemals angriff, vielmehr durch Dick und Dünn vertheidigte, auch mehrerer despotischen Dinge sich annahm, weshalb vielfach geglaubt wird, er sei dafür bezahlt worden*), so ging es lange und bedurfte einer hannoverschen Behörden selbst mißfallenden Stelle, bis die Regierung seines Landes ihm (1796) die fernere Herausgabe seines Blattes untersagte. Die in Nordamerika und später in Frankreich sich erhebende republikanische Staatsform verstand er indessen noch nicht und starb während der tiefsten Erniedrigung seines Vaterlandes 1809. Außer seiner politischen Thätigkeit gebührt ihm besonders das Verdienst, die neue, von seinem Lehrer Gottfried Achenwall (1719—1772), Professor in Göttingen, geschaffene Wissenschaft der Statistik weiter gebildet und der Gegenwart überliefert zu haben.

Wirkten die soeben genannten deutschen Schriftsteller auf die nachfolgende Reform des Staatsrechtes ein, so that dies in Bezug auf das noch reformbedürftigere, weil unter weit ärgeren Schäden leidende Strafrecht ein Italiener, der Marchese Cesare Bonesano de Beccaria, 1735 zu Mailand geboren. Bigott erzogen, wandte er sich erst in reiferen Jahren, durch eigene Überzeugung geweckt, freisinnigen Ansichten zu, in welchen ihn die englischen und französischen Philosophen bestärkten. Durch seinen Freund Veri und seine Gattin ermutigt, veröffentlichte er, dem in seiner Vaterstadt herrschenden Geiste geradezu widerstrebend, im Jahre 1764 sein berühmtes Werk „dei delitti e delle pene" (von den Verbrechen und Strafen). Dasselbe verdankte seine Entstehung mittelbar dem Justizmorde von Calas (1761, s. oben S. 337), in Folge dessen

*) Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. 3. Aufl. Bd. III. S. 327.

die Voltaire's Einſchreiten mit Jubel begrüßenden und zugleich das tiefe Bedürfniß einer Reform der Strafgeſetzgebung fühlenden Encyklopädiſten nach mehreren Orten geſchrieben hatten, um Angriffe gegen die herrſchenden Rechtszuſtände hervorzurufen. So hatten ſie ſich unter Anderm auch nach Mailand gewandt, wo Beccaria und der genannte Veri mit gleichgeſinnten Freunden eine Geſellſchaft, il Caffé genannt, bildeten und ein Blatt unter dem nämlichen Titel herausgaben. Beccaria, von dem Gegenſtande begeiſtert, obſchon mehr philoſophiſch und hiſtoriſch, als juriſtiſch gebildet, ließ ſein Buch anonym zu Monaco erſcheinen. Er wurde aber von den Feinden neuer Ideen entdeckt und verfolgt; doch nahm ſich der öſterreichiſche Statthalter Graf Firmian ſeiner an, ſchützte ihn und bewirkte ſogar 1768 die Errichtung eines Lehrſtuhls der Staatswirthſchaft in Mailand zu Beccaria's Gunſten. Ein größeres Werk über Geſetzgebung unterdrückte er aus Furcht vor Verfolgungen und ſtarb 1793 an einem Schlagfluſſe.

Die Wirkſamkeit von Beccaria's Buch kann nur mit jener des Deutſchen Thomaſius (oben S. 435) verglichen werden, welcher eigentlich hieher gehörte, wenn er ſich nicht auch mit dem idealen Staatsrechte beſchäftigt hätte. Die Aufhebung der Folter, welche den wichtigſten (zwölften) Paragraph im Buche des großen Italieners einnahm, kann hauptſächlich als ſein Werk betrachtet werden, wie die Abſchaffung der Hexenproceſſe als dasjenige von Thomaſius. Er wies nach, daß ſie eine gegen einen Angeklagten, gegen den kein Beweis vorliege, verhängte Strafe ſei. Sei aber die Schuld bewieſen, ſo erſcheine das erfolterte Geſtändniß als überflüſſig. Außerdem ſprach er ſich gegen geheime Anklagen, gegen verfängliche Fragen und gegen die Nöthigung des Angeklagten zur Eidesleiſtung aus. Noch wichtiger aber iſt, obſchon dieſe Beſtrebung bis heute in den meiſten und größten Ländern fruchtlos geblieben, daß er auch ein Gegner der Todesſtrafe war, an deren Stelle er, als viel wirkſamer und zweckmäßiger, die lebenslängliche Einſperrung zu ſetzen verlangte. Sein Schlußergebniß war: Jede Strafe, die nicht eine Gewaltthätigkeit Eines oder Mehrerer gegen einen einzelnen Bürger ſein ſoll, müſſe durchaus öffentlich, ſchleunig, nothwendig, ſo gelinde als ſie nach Beſchaffenheit der Umſtände ſein könne, mit dem Verbrechen übereinſtimmend und durch die Geſetze beſtimmt ſein.

Da die Barbarei in der Strafrechtspflege, wie wir ſie (Bd. I. S. 325 ff.) geſchildert haben, in unſerer Periode beinahe unverändert immer noch fortdauerte und ſelbſt in neuen Geſetzbüchern immer wieder aufgewärmt wurde, — ſo iſt begreiflich, daß Beccaria's Buch ungeheures Aufſehen erregte, und es bedurfte nur der bald folgenden großen politiſchen Umwälzungen, um ſeine Grundſätze nach und nach in's Leben zu rufen.

B. Die staatskirchliche Reform.

Das rege Streben der gebildeten Kreise des achtzehnten Jahrhunderts nach Aufklärung trug um so mehr Früchte, je weniger die dasselbe begünstigenden Regierungen von fremden finsteren Mächten abhängig waren, also vor Allem im protestantischen Europa und, schon mehr wider Willen der Herrschenden, im gallikanischen Frankreich. — Diese Thatsache mußte nothwendig in den katholischen, und zwar namentlich in den an das Papstthum mehr oder weniger eng geketteten Ländern, unter den gebildeteren und denkfähigeren Klassen der Bevölkerung den Wunsch erwecken, es ihren Gesinnungsgenossen der geistig freieren Länder gleich zu thun und sie antreiben, Schritte zu thun, welche den Wetteifer auf diesem Gebiete ihnen ermöglichten. Dazu gab es dort, wo weder die Reformation durchgedrungen, noch, wie in Frankreich, eine in gewissem Maße nationale Kirche entstanden war, in kirchlichen Dingen also Rom unbedingt gebot, nämlich in Portugal, Spanien, Italien und den österreichischen Staaten, kein anderes Mittel, als durch irgend eine frische That oder mehrere solche sich einen gewissen Grad der Unabhängigkeit von Rom zu erkämpfen. In diesem Beginnen schritt der äußerste Westen Europa's voran; es war das kleine Portugal, wo sich der sogenannte katholische Liberalismus der neuern Zeit zuerst kundgab, und der Name, an den sich sein dortiges Auftreten knüpft, ist derjenige Sebastian Josef's von Carvalho und Melo, später Grafen von Oeyras und endlich Marquis von Pombal. Schon als Page des Königs Johann I. wurde er durch fortwährende Plane und Entwürfe bemerkbar und lästig und deshalb in diplomatischen Aufträgen nach London und nach Wien gesandt, was jedoch nur die Folge hatte, ihn näher mit der europäischen, namentlich französischen Aufklärung bekannt zu machen. Durch die Gunst seiner Königin wurde Pombal 1750 als Minister nach Hause gerufen und regierte nun, da bald nach seiner Ankunft der König starb, an der Stelle des minderjährigen Nachfolgers Josef, eines feigen, wollüstigen und abergläubischen Menschen. Von Anfang an zur Rolle eines diktatorischen Reformators entschlossen, machte es indessen Pombal wie die übrigen Reformer des achtzehnten Jahrhunderts; er fing Vieles an und führte wenig durch, kannte weder Rücksichten, noch Maß und Ziel, und bewirkte daher Gutes und Schlimmes untereinander. Der erste Kampf des kraftvollen Mannes galt dem Jesuitenorden, der Portugal damals ganz in den Händen hatte und den er über Alles haßte. Handhabe dazu boten die besonders seit Pascal bekannten schlechten Moralgrundsätze der Jesuiten, die weltliche Herrschaft, welche sie sich in Paraguay auf spanischem und portugiesischem Gebiete unter den Indianern errichtet und die schmutzigen Handelsspekulationen des Paters Lavalette in Westindien, wodurch 1756 eine Menge der größten französischen Handels-

häuſer ſchwere Verluſte erlitten, die der Orden durch — Seelenmeſſen zu erſetzen ſich anbot, vom Pariſer Parlament aber 1760 zum Schadenserſatze verurtheilt und von allen Handelsgeſchäften ausgeſchloſſen wurde. Im Einklange damit hatte ſchon früher (1741) Papſt Benedikt XIV. allen Geiſtlichen Handel und Gewerbe verboten und in der Bulle Immensa pastorum der Jeſuiten Treiben in fremden Erdtheilen, ihren Ungehorſam gegen jenes Verbot verurtheilt und ihnen unterſagt, die Indianer als Sklaven zu behandeln, wie ſie bisher gethan. Hiedurch war nun namentlich das Jeſuitenreich in Paraguay betroffen, deſſen patriarchaliſche Zuſtände damals ſo viel Aufſehen erregten und bald, ſogar von Aufklärern, über alles Maß geprieſen, bald heftig angegriffen wurden.

Als ſich nun die ihren jeſuitiſchen Oberen blind ergebenen Indianer gegen einen in Paraguay ſtattgefundenen Gebietsaustauſch zwiſchen Spanien und Portugal mit den Waffen, von Jeſuiten kommandirt, erhoben, ergriff Pombal dieſen Anlaß eifrig und ſandte 1755 ein Heer nach Südamerika, mit dem Auftrage, die erwähnte Bulle des Papſtes ſtrenge zu vollziehen und dem Jeſuitenſtaate ein Ende zu machen. Zugleich hielt ihn das in jenem Jahre Liſſabon zerſtörende furchtbare Erdbeben und das hiedurch verurſachte namenloſe Elend nicht ab, an die Durchführung ſeiner Plane zu gehen. Er hob die Ketzerverbrennungen auf, beſchnitt die Macht der Inquiſition, wies jede Strafe überhaupt an die weltlichen Gerichte und beſchränkte das Recht der Klöſter, Novizen aufzunehmen. Gingen dieſe Maßregeln gegen die Kirche, ſo traf Pombal hinwieder auch den Adel mit der Aufhebung jener Schenkungen, durch welche die Krone Ländereien in ihren überſeeiſchen Beſitzungen an einzelne vornehme Familien vergabt hatte. Unzufriedenheit mit den Anordnungen des mächtigen Miniſters wurde mit Kerker, ja mit dem Tode beſtraft, und es herrſchte eine wahre Schreckenszeit, während zugleich das blühende Jeſuitenreich in Paraguay mit Feuer und Schwert unterworfen wurde. Aus Anlaß des Erdbebens ließ Pombal die Kornmagazine der Regierung öffnen, die Ausfuhr von Getreide verbieten und die Einfuhr vom Zolle befreien, ſowie die eingeſtürzten Waſſerleitungen wieder herſtellen; die in Folge des Elends entſtandenen Räuberbanden aber unterdrückte er durch maſſenhafte Hinrichtungen. Als nun die Pfaffen alleſammt heftig gegen Pombal predigten und ihn als Urheber des Erdbebens hinſtellten, auch Einfluß auf den König erſchleichen wollten, verbannte der Miniſter das einflußreichſte Mitglied der Jeſuiten in Portugal, den Pater Malagrida und darauf alle übrigen Jeſuiten vom Hofe und ließ ſie 1757 mit Gewalt fortbringen. Des bigotten Königs Unterſchrift zu dieſer Maßregel erlangte er durch die Vorgabe, derſelbe ſei durch die Jeſuiten bedroht, und nur er, Pombal, könne ihn gegen ſie ſchützen. Den übrigen Höfen gegenüber aber rechtfertigte er das Geſchehene durch eine eigene an ſie verſandte Schrift. Vom Papſte verlangte er eine Reform des Ordens, und Derſelbe ordnete ſie 1758

auch wirklich an. Der mit ihrem Vollzug beauftragte Kardinal Saldanha verbot den Jeſuiten das Predigen und Beichtehören. Ein Attentat auf den König, von einer Familie veranſtaltet, von deren weiblichen Mitgliedern der lüderliche König zwei, unter Vorwiſſen ihrer Gatten, ſeiner Liebe gewürdigt hatte, welche Familie aber mit den Jeſuiten eng verbunden war, gab Pombal Veranlaſſung zu grauſamem Einſchreiten gegen die Familienglieder und zugleich gegen die Jeſuiten, deren Häuſer bewacht wurden. Nach einer an Folterungen und anderen Greueln reichen Unterſuchung folgten ſchauderhafte Hinrichtungen. Die Güter der Jeſuiten wurden mit Beſchlag belegt, wogegen der Papſt, die Kardinäle und hunderte von Biſchöfen umſonſt proteſtirten. Dann ließ Pombal (1759) 113 Jeſuiten auf ein Schiff bringen und nach Rom führen und alle Glieder des Ordens bei Todesſtrafe aus Portugal verbannen. So folgte bald eine zweite Fracht, ohne die geringſte Schonung gegen die zum Theil alten und gebrechlichen Männer anzuwenden. Darauf ſuchte Pombal Streit mit dem Nuntius und ließ ihn 1760 durch Dragoner an die Grenze bringen. Malagrida, als angeblicher Haupturheber des Attentats, obſchon ein blödſinniger Greis, wurde von dem aufgeklärten Miniſter den Dominikanern übergeben und von Dieſen als — Ketzer verbrannt! Alle dieſe grauſamen, aber, mit Ausnahme der letztgenannten, der Aufklärung dienenden Thaten ließ Pombal ſtets durch Flugſchriften begründen und rechtfertigen, welche in Spanien nicht geleſen werden durften, in Oeſterreich aber, auf Veranlaſſung von Kaunitz, ſogar in den Zeitungen berichtet und erklärt wurden. Nun ſorgte der revolutionäre Miniſter für beſſern Unterricht an Stelle des jeſuitiſchen, für Errichtung von Volksſchulen, deren es beinahe keine gab, für Reform der Univerſität Coimbra, für ein neues Collegium zur Ausbildung vornehmer Söhne und für eine Gewerbeſchule, in welche arbeitsſcheue Burſche mit Gewalt gebracht wurden. Er ſchaffte die Monopolien ab, nahm den Getreideverkauf als Staatsregal in Anſpruch, gab den aus fremden Erdtheilen nach Portugal gebrachten Sklaven die Freiheit. Er reformirte mehrere Mönchsorden, ſchaffte Feiertage und überflüſſige Gebräuche ab und begünſtigte Literatur und Buchhandel, während er jedoch die Cenſur, freilich in ſeinem Sinne, fortbeſtehen ließ, welche Gunſt merkwürdiger Weiſe auch der Inquiſition, ja ſogar den Autos da fé gewährt wurde; doch fanden ſie ſeit Malagrida keinen Vollzug mehr. Vieles that er auch für Ackerbau, Handel und Verkehr, für Schönheit und Reinlichkeit der Hauptſtadt, doch nichts für beſſere Wohnungen der Armen. Ein Heer ſchuf er eigentlich erſt, wozu ihm das mit Portugal gegen Spanien verbündete England einen deutſchen Organiſator, den durch ſeine Irrfahrten und ſeine Miniaturfeſtung (oben S. 80) bekannten und den (oben S. 60) angeführten adeligen Abenteurern anzureihenden Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe (ſpäteren Beſchützer Herder's) ſandte, der faſt in ganz Europa gedient hatte und nun

die Portugiesen nach preußischem Muster drillte. Als der Graf wieder heimreiste, übernahm Pombal, der vorher nie eine Uniform getragen, selbst den Oberbefehl. Bei allen diesen Reformen aber schmachtete Portugal unter der furchtbarsten Despotie, die um so ungerechtfertigter war, als sie aufgeklärt sein sollte; die Kerker wimmelten von Gefangenen, deren Überfluß man nach den mörderischen Klimaten von Afrika und Brasilien brachte; eine politische Inquisition pflanzte Mißtrauen in alle Kreise des Landes. — Als der König gefährlich erkrankte, gab Pombal, beinahe achtzig Jahre alt (1777), sein Schicksal voraussehend, seine Entlassung ein und überlieferte dem Staate einen reich gefüllten Schatz. Dem König folgte seine Tochter Maria I., welche mit päpstlicher (!) Dispensation ihrem leiblichen Oheim, wie hinwieder ihr Sohn ihrer eigenen Schwester (!), angetraut war. Da sie sehr fromm, sogar abergläubisch war, hob sie nach und nach die Reformen Pombal's wieder auf und befreite, was löblicher war, sofort alle seine Opfer aus ihren Kerkern. Den Jesuitenorden konnte sie nicht zurückrufen, weil er inzwischen vom Papste aufgehoben war. Es fehlte nicht an heftigen Anklagen gegen den abgetretenen Minister. Seine Vertheidigungsschrift wurde öffentlich verbrannt und eine Untersuchung gegen ihn angehoben, von der Königin aber das strenge Urtheil kassirt, worauf er bald (1782) starb.

Das Beispiel Portugals in Verfolgung der Jesuiten wurde merkwürdiger Weise ansteckend für alle Staaten, in denen damals das sonst so gut katholische Haus Bourbon regierte, und es war, als ob noch einmal der Geist des Ahnherrn Heinrich IV. über seine Enkel oder vielmehr über deren Minister gekommen wäre.

Frankreich ging voran. Wir erwähnten bereits des Processes Lavalette, welcher zur Folge hatte, daß der Orden gerichtlich außer das Gesetz gestellt, durch die Regierung aber noch anerkannt war. Das Urtheil des Parlamentes lautete auf Erklärung aller die Jesuiten schützenden Bullen und anderer päpstlicher Verordnungen als Verletzungen der französischen Gesetze; es verbot dem Orden die Novizenaufnahme und das Schulhalten, verurtheilte ihre Schriftsteller als Sittenverderber und Hochverräther und ihre Bücher zum Feuer. Der Hirschparkkönig schützte aber die Verurtheilten, gewährte ihnen ein Jahr Aufschub des Urtheils, holte ein Gutachten der Geistlichkeit ein, welches für die Jesuiten günstig ausfiel, und nun arbeiteten bei ihm die Pfaffen für, der Minister Choiseul und die Pompadour aber gegen den Orden. Der König wußte sich nicht anders zu helfen, als durch ein Gesuch an den Jesuitengeneral Ricci, die anstößigsten Punkte der Ordensverfassung abzuändern, erhielt aber nur die bekannte Antwort: „Sint ut sunt, aut non sint.“ Nun ließ Ludwig der Sache ihren Lauf. Im Jahre 1762 wurden alle Archive und Bibliotheken der Jesuiten in Frankreich versiegelt und der Vermögensstand aller Collegien aufgenommen, worauf sich die als ungeheuer reich bekannten

Jesuiten insolvent erklärten. Dann verfügte das Parlament, das Fortbestehen des Ordens sei mit dem Wohle des Reiches unverträglich, verbot den Jesuiten das Tragen ihrer Ordenskleidung, entband sie vom Gehorsam gegen ihren General und löste ihre Collegien und Häuser insgesammt auf. Gegen den die Jesuiten durch einen Hirtenbrief in Schutz nehmenden Erzbischof von Paris, Beaumont, leitete das Parlament einen Proceß ein, während es zugleich Rousseau's Emil durch den Henker verbrennen ließ, gegen welches Buch derselbe Erzbischof ebenfalls einen Hirtenbrief geschrieben hatte! Als auch der Papst für die Jesuiten auftrat, verdammte und unterdrückte das Parlament 1764 seine Breven. Da suchte der König durch einen tollen Widerspruch den Streit zu beendigen; er kassirte zugleich alle Verfügungen des Parlaments gegen die Jesuiten und hob zugleich den Orden in Frankreich auf!

Zunächst folgte Spanien. Der dortige König Karl III., der 1759 den Thron Neapels gegen den des Mutterlandes vertauscht hatte, war in seiner neuen Stellung von Männern umgeben, welche der Aufklärung anhingen und den französischen Minister Choiseul bewunderten. Der Genueſe Grimaldi, ganz Choiseul's Werkzeug und ein Anhänger der Grundsätze Diderot's, war Minister des Auswärtigen. Ihm standen zur Seite der charakterfeste Schriftsteller Campomanes, der gebildete und patriotische Aranda, der im Staatskirchenrechte bewanderte Figuerra, dann aber auch der egoistische Olavides und der schwankende Manino (später Graf von Florida-Blanca). Durchaus ein Mann des aufgeklärten Despotismus (doch nicht in Glaubenssachen!), ließ sich Karl III. leicht gegen die Jesuiten, als die gefährlichsten Nebenbuhler jeder Macht, einnehmen, worin er sogar mit ausgezeichnet frommen Männern einig ging, wie z. B. mit dem Erzbischof Palafox von Mexiko, der die Jesuiten Amerikas entlarvt hatte und für den nichtsdestoweniger die Heiligsprechung verlangt worden war. Sein Generalvikar hatte schon 1747, unter Beistimmung des Volkes, den Jesuiten, welche ohne Vorweisung von Vollmachten waren, die Beichte und die Predigt untersagt, wofür die frommen Väter den Erzbischof so verfolgten, daß er fliehen mußte und dann seine Heiligsprechung hintertrieben. Karl III. ließ die Erlasse, mittels welcher die Inquisition auf Verlangen der Jesuiten Briefe von Palafox gegen Letztere zum Feuer verurtheilt hatte, aufheben und dann eine Untersuchung gegen das Treiben des Ordens in Amerika anheben. Als nun 1766 der Finanzminister Squillace, schon als Ausländer und Aufklärer verhaßt, durch die Verwandlung des Handels mit Öl und anderen Lebensmitteln in ein Monopol zu Madrid einen Volksaufstand hervorgerufen hatte, bei welchem der Pöbel sein Haus stürmte, die Jesuiten hoch leben ließ und den König in dessen Palast belagerte, bis dieser gezwungen die Entlassung Squillace's versprach, was er dann auch ungern genug hielt, ließ Karl, aus Rachedurst wegen dieses Zwanges,

durch Aranda eine ſtrenge Unterſuchung gegen die Anſtifter des Aufſtandes anheben, welche man dann glücklich in den Jeſuiten entdeckte. Nach gehöriger Vorbereitung wurden 1767 alle Jeſuiten Spaniens, über fünftauſend, in einer Nacht verhaftet und, unter Beſchlagnahme ihrer Güter, eingeſchifft und nach Rom geführt, — ganz wie unter Pombal, nur ſchneller und umfaſſender. Dann wurde durch königliches Edikt der Orden in Spanien aufgehoben, ſeine Mitglieder als Verbrecher erklärt, aber zugleich mit einer ärmlichen Penſion bedacht. Die grauſam zuſammengepferchten Patres wollte der Papſt nicht einmal landen laſſen, ſo betroffen war Clemens XIII. über das Schickſal ſeiner Lieblinge und über den von Spaniens Regierung in ihrer Anzeige von der geſandten „Ladung" an den Tag gelegten Hohn. In Spanien aber fuhren Aranda, Campomanes und ihre Genoſſen, ſo ſehr ihnen auch der Beichtvater des Königs entgegenarbeitete, — mit Reformen fort. Das oberſte geiſtliche Appellationsgericht wurde vom Nuntius unabhängig gemacht, ſowie die klöſterlichen Orden von deren römiſchen Generalen, die kirchlichen Aſyle beſchränkt, ſo auch die Cenſur, und für päpſtliche Breven das königliche Placet eingeführt. Den Unterricht in den Schulen erhielten ſtatt der Kloſter- die Weltgeiſtlichen (damals ein Fortſchritt!), neue Seminarien traten an die Stelle der jeſuitiſchen. Im Jeſuitenkollegium fand eine Anſtalt für Ökonomie und Induſtrie Platz. Zum erſten Male wurden Volkszählungen angeordnet. Als aber der König älter, den Einflüſterungen ſeines Beichtvaters zugänglicher und gegen Aranda's Richtung mißtrauiſcher wurde, und als des Letztern Freund Olavides, geborener Peruaner, als Generalintendant von Andaluſien, deutſche und andere Koloniſten ohne Auswahl, noch Rückſicht auf ihre Befähigung, nach der öden Sierra Morena lockte, unter welchen ſich auch Proteſtanten befanden, griff die Inquiſition letztern Punkt auf und hob, nachdem Aranda glücklich als Geſandter nach Paris gebracht worden, einen Proceß gegen Olavides an, in welchem einer der Koloniſten, ein bairiſcher Kapuziner, den Ankläger ſpielte. Olavides wurde 1776 als Ketzer in das Gefängniß der Inquiſition geſteckt, das Theater, welches er, um den blutigen Stiergefechten entgegenzuarbeiten, in Sevilla eingerichtet, geſchloſſen, nach längerer Unterbrechung wieder Autos da fé gehalten, die Bannflüche gegen die Ketzer wieder öffentlich verleſen und jeder Spanier über zehn Jahre gezwungen, beizuwohnen, und endlich Olavides nach zweijähriger Haft zu einem öffentlichen Widerruf gebracht. Er konnte zwar der Einſperrung in ein Kloſter durch die Flucht entgehen, trat aber während der franzöſiſchen Revolution aus Furcht vor derſelben freiwillig zur katholiſchen Orthodoxie zurück. Aranda, von Paris aus, und Campomanes als Miniſter wirkten zwar noch einige Zeit in bisheriger Weiſe, wenn auch vorſichtig, fort, namentlich für beſſere Rechtspflege im Geiſte Beccaria's; aber unter dem nächſten Könige Karl IV. ging es, nicht ohne Mitwirkung des nunmehrigen Grafen von Florida-Blanca als Miniſters, wieder rückwärts.

Was Spanien that, durfte damals Neapel nicht laſſen. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert ein Vaſallenreich der weſtlichern Halbinſel, war es ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine Sekundogenitur derſelben (wie heute umgekehrt Spanien eine ſolche Italiens!). Als der erſte ſelbſtändige König Neapels ſeit der Fremdherrſchaft, Karl IV., als Karl III. zur Krone Spaniens befördert wurde, 1759, ließ er dort ſeinen bewährten Miniſter Tanucci als Regenten für ſeinen noch jungen Sohn Ferdinand zurück, welcher Letztere zu nichts Anlagen zeigte, als zu einem tüchtigen Lazzarone. Das Reich, welches das ſüdliche Italien einnahm, zählte damals 112,000 Geiſtliche und zwar 22 Erzbiſchöfe, 116 Biſchöfe, 56,500 Prieſter, 31,800 Mönche und 23,000 Nonnen, in der Stadt Neapel allein 16,000 geiſtliche Perſonen. Alle waren von weltlichen Gerichten befreit, und ſo auch Jene, welche ſich in ihre Aſyle flüchteten. Schon als Karl noch in Neapel regierte, hatte man, um dieſen Übelſtänden zu ſteuern, ein Konkordat mit Rom eingeleitet, die Regierung aber, als dasſelbe für ſie ungünſtig ausfiel, die Beſtimmungen desſelben zu ihren Gunſten zu deuten begonnen. Sie verfügte, um die Zahl der geiſtlichen Schmarotzer zu vermindern, daß auf je tauſend Seelen nicht mehr als ein Prieſter geweiht, daß päpſtliche Bullen nicht ohne königliches Placet veröffentlicht werden, daß die Geiſtlichkeit keine neuen Güter erwerben dürfe und der biſchöfliche Bann gegen königliche Verordnungen ohne Wirkung ſei. In dieſem Geiſte fuhr Tanucci auch nach dem erwähnten Regierungswechſel fort zu regieren. Er zog auf dem Feſtlande zehn, in Sicilien achtundzwanzig Klöſter ein, deren Güter er zum Vortheile des Staates verwendete; er ſchränkte die geiſtlichen Zehnten zuerſt ein und ſchaffte ſie dann ab, verbot der Geiſtlichkeit den Erwerb liegender Güter, beſchränkte die geiſtliche Gerichtsbarkeit, ſetzte die Zahl der erlaubten Geiſtlichen (einer auf Tauſend) um die Hälfte herab und entzog die Gültigkeit auch älteren Bullen, welche nicht vom Staate beſtätigt waren. Endlich wurde noch in demſelben Jahre, da die Jeſuiten aus Spanien vertrieben worden, 1767, in Neapel ein Gleiches gethan. Sie wurden aus dem ganzen Reiche an die römiſche Grenze geſchafft, und hier fand man nicht einmal eine Anzeige an den Papſt oder eine Entſchuldigung nothwendig.

So durfte auch der vierte bourboniſche Staat Europa's, oder die ſpaniſche Tertiogenitur in Italien, Parma, nicht zurückbleiben. Der minderjährige Herzog, welcher ſeit 1765 regierte, ſtand unter franzöſiſcher Vormundſchaft, da Ludwig XV. ſein mütterlicher Großvater war. Auch hier ſchaffte der Regent Du Tillot die Appellation in geiſtlichen Gerichtsſachen nach Rom und die Gültigkeit der päpſtlichen Bullen ab (1768). Da erließ der Papſt, was er gegen die größeren Staaten nicht gewagt hatte, ein heftiges Breve gegen Parma, berief ſich auf die Bulle In coena Domini, welche vorſchreibe, „daß die Geiſtlichkeit der weltlichen Macht nicht gehorchen dürfe, wenn es die Rechte der Kirche gelte," exkommunizirte den

Herzog und drohte dem Lande mit dem Interdikt, dem Herzog, dem Minister und allen Betheiligten mit dem Banne, wenn jene Verfügung nicht zurückgenommen werde. Du Tillot antwortete mit einer höhnischen Proklamation und mit der Verhaftung aller Jesuiten, welche auch hier wieder nach Rom gesandt wurden. Alle bourbonischen Staaten aber traten für Parma und gegen die Abendmahlsbulle ein, ihre Gesandten verlangten vom Papste die Aufhebung jenes Exkommunikationsbreve und ihre Minister ergriffen neue Maßregeln gegen die geistliche Gerichtsbarkeit in ihren Staaten, ja das königliche Gericht in Neapel verfügte wegen der Eingriffe des Papstes in die weltliche Gerichtsbarkeit die Einziehung der päpstlichen Enklaven Benevento und Pontecorvo. Tanucci machte bekannt, der Papst sei nicht mehr als ein anderer Bischof, und das Pariser Parlament verfügte die Unterdrückung des Breve gegen Parma. Ja es gesellten sich noch andere Staaten der Bewegung bei. Der Großmeister von Malta vertrieb die Jesuiten ebenfalls, Venedig verdammte die Abendmahlsbulle und Modena hob Klöster auf.

Da regte sich endlich auch Österreich und das katholische Deutschland. Josef, Mitregent seiner Mutter, und Kaunitz waren ohnedies Gegner der Jesuiten und ihres Beschützers, Clemens XIII., und ähnlicher Ansicht war auch van Swieten, der Rathgeber der Kaiserin, so daß sich Maria Theresia bestimmen ließ, die bis dahin vom Papste und den Bischöfen in der Lombardei ausgeübten Rechte über Personen und Güter der Geistlichkeit einer eigenen Oberbehörde in Mailand zu übertragen, die Geistlichkeit zum Verkaufe aller seit 1722 erworbenen Güter anzuhalten und die Appellation nach Rom abzuschaffen.

Zu derselben Zeit war in Deutschland ein Kirchenrechtslehrer aufgetreten, welcher im Wesentlichen alles Das, was in den Ländern bourbonischer Fürsten und in Portugal gegen die kirchliche Hierarchie unternommen worden, in ein System brachte. Es war Johann Nikolaus von Hontheim, Weihbischof von Trier, gerade so alt wie das Jahrhundert, welcher im Jahre 1765 unter dem Pseudonym „Justinus Febronius" das Werk „de statu praesenti ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis" (zu Bouillon) herausgab. Die weltlichen Regierungen katholischer Länder und ihre zahlreichen Anhänger, d. h. damals alle Gebildeten weltlichen und sehr viele geistlichen Standes, begrüßten das „Evangelium des liberalen Katholizismus" mit Jubel; in Portugal wurde eine besondere Ausgabe davon veranstaltet; der Spanier Campomanes berief sich in allen seinen kirchenrechtlichen Handlungen darauf; namentlich aber machte es Josef II. so sehr zu seiner Richtschnur, daß man seitdem das darin verfochtene System mit Vorliebe den „Josefinismus" genannt hat. Hontheim aber, dessen Autorschaft nicht geheim blieb, wurde von den Dunkelmännern und von seinen Oberen, namentlich auf Betrieb des jesuitischen Beichtvaters des Erzbischofs von Trier, so lange gepeinigt, bis er

eine Erklärung abgab, welche einem Widerrufe ähnlich war, während er die Nichtigkeit dieſer erzwungenen Formel in einer gleichzeitigen, ſeine Anſichten beſtätigenden Druckſchrift darthat. Er ſtarb in hohem Alter 1790.

Inzwiſchen lenkte ſich der Unwille der aufgeklärten Katholiken auch in Deutſchland vorzüglich gegen die Jeſuiten. Sogar in dem bigotten Baiern brach ſich dieſer Geiſt Bahn. Unter dem Kurfürſten Maximilian Joſef wirkte der Tiroler Ferdinand Sterzinger, ähnlich wie Thomaſius, gegen die Hexenproceſſe, welche noch um 1750 unter anderen zwei Mädchen von dreizehn Jahren zu Opfern hatten und von den Jeſuiten aufrecht erhalten wurden. Der Kurfürſt ſchützte den von den frommen Vätern angegriffenen Sterzinger und errichtete um 1769 das geiſtliche Rathscollegium in München unter der Direktion ſeines Geheimrathes Peter von Oſterwald, mit dem Zwecke, die Welt- und Kloſtergeiſtlichkeit zu den Steuern an den Staat herbeizuziehen und die Novizenaufnahme zu beſchränken. Auch ſchrieb Oſterwald, wie Hontheim, aber deutſch, gegen die Unthätigkeit und Habſucht der Geiſtlichen, welches Buch die Pfaffen verdammten, der Kurfürſt aber billigte. Auch hier wurde das Placet eingeführt und die Jeſuiten, zu gleicher Zeit ſogar auch im geiſtlichen Kurfürſtenthum Mainz, als Feinde des Staates erklärt, weil ſie Bellarmin's aufrühreriſche Schriften in tendenziöſer Weiſe auffriſchten.

Unter dieſen Verhältniſſen ſtarb der jeſuitenfreundliche Papſt Clemens XIII. 1769 und ihm folgte unter demſelben Papſtnamen, als Clemens XIV., ſein Gegenpol, Lorenzo Ganganelli. Die Wahl war das Werk Joſef's II. im Vereine mit den jeſuitenfeindlichen Regierungen Südeuropa's; der Kaiſer hatte perſönlich mit Choiſeul, Aranda und Pombal korreſpondirt und Maria Thereſia, wenn auch ungern, mußte ſich fügen. Die Intriguen des jeſuitiſchen Erzbiſchofs von Wien, Migazzi, ſcheiterten und die Kaſuiſten der Geſellſchaft Jeſu wurden in Öſterreich verboten. Es war hohe Zeit, den Beſtand der katholiſchen Kirche zu retten; denn wenn der neue Papſt nicht gegen die Jeſuiten eingeſchritten wäre, ſo hätten die Regierungen, welche ſie bereits vertrieben hatten, ohne Zweifel ſofort oder bald ihre Länder von der römiſchen Kirchenhoheit losgeriſſen. Ganganelli hatte daher bei ſeiner Wahl den angedeuteten Schritt zuſagen müſſen, begann aber ſeine Wirkſamkeit mit anderen Reformen, z. B. mit Abſchaffung des Verleſens der Abendmahlsbulle und Zurücknahme des Breves gegen Parma, wodurch er jene Regierungen zu beſchwichtigen und ſich den Schritt zu erſparen hoffte, für den er die Rache der Jeſuiten fürchtete. Aber es half nichts; Frankreich erklärte Avignon und Venaiſſin (oben S. 135) und Neapel Benevento und Pontecorvo zu behalten, bis das Verlangte erfüllt ſein würde. Ganganelli mußte gehorchen. Er ſchloß 1772 das römiſche Seminar, dann die übrigen Collegien des Kirchenſtaates, und erließ endlich am 23. Juli, beziehungsweiſe 19. Auguſt 1773 das welthiſtoriſche Breve „Dominus ac redemptor noster", durch welches

der Orden aufgehoben wurde. Man sah es als Klugheit oder gar Arglist an, daß die wichtigsten Beschuldigungen gegen die Jesuiten in dem Breve übergangen wurden. Es waren dies: das despotische System und die mechanische oberflächliche Methode im Schulunterricht, die Herrschaft des Ordens durch affiliirte Laien in allen Ländern, Orten und Ständen, das Spionirwesen in der Beichte und deren Mißbrauch, dessen sich die Väter notorisch schuldig machten, die in ihren Schriften gelehrte schlechte Moral, und ihr reich begüterter, blindgehorsamer und daher der politischen Ordnung höchst gefährlicher Staat im Staate. Diese Vorsicht nützte aber Ganganelli nichts; er starb ein Jahr nach seiner That, wol der kühnsten eines Papstes. Man ist jedoch gegenwärtig so gefällig, der katholischen Geschichtemacherei gegenüber zuzugeben, daß dieser Todesfall nicht jesuitischem Gifte zuzuschreiben sei; wir wollen es nicht untersuchen; im Widerspruche mit Busembaum's und Mariana's Grundsätzen stände die That keineswegs*).

Die Aufhebung des Ordens nützte auch der Welt nichts; denn wenn auch das Ungeziefer verjagt wurde, — der Unrath, aus dem es entstanden und von dem es sich nährte, der Obskurantismus, die Dunkelmännerei, treffend auch Jesuitismus genannt, bestand fort. Sogar das unabtreibbare Gezücht selbst erhielt sich in den Ländern akatholischer Regierungen, wie im griechischen Rußland, wo Katharina in der Frivolität des Ordens nichts Abstoßendes finden konnte, und im protestantischen Preußen, wo Friedrich es sich nicht hätte nachsagen lassen, daß sich der Sieger von Roßbach vor den Vertriebenen seiner Besiegten fürchte. Aber auch dort, wo das Gezücht nicht mehr selbst schwärmte, summte und stach, war seine Abwesenheit dem Fortschritte nicht nur nicht förderlich, sondern es war nichtsdestoweniger eine allgemeine, fast epidemische Rückwärtserei bemerkbar. Der beinahe unumschränkten Herrschaft, welche die Aufklärung noch in der Mitte des Jahrhunderts in den gebildeten Kreisen Europa's ausübte, war nach und nach, namentlich seit dem Anfange der siebenziger Jahre, doch ohne daß deshalb die Äußerungen des fortschrittlichen Geistes an Kraft und Verbreitung abgenommen hätten, jene bedenkliche Reaktion zur Seite getreten, deren verschiedene Wandelungen wir bereits, im Anschlusse an ähnliche Erscheinungen früherer Zeit, betrachtet haben. Es gehören hieher: das Wiederauftauchen der Kabbala (S. 139), das Wirken Lavater's (S. 144 ff.), welchem das ähnliche Hamann's (S. 371) und Jacobi's (S. 379), sowie Hippel's, Zimmermann's und Claudius', die wir bei den Jüngern der „schönen Literatur" wieder treffen werden, sekundirte, die

*) Die Jesuiten zählten zur Zeit der Aufhebung ihres Ordens 24 Profeßhäuser, 669 Collegien, 176 Seminarien, 61 Novizenhäuser, 335 Residenzen, 273 Missionen und 22,600 Mitglieder, wovon die Hälfte Priester, — die kurzröckigen Jesuiten nicht gerechnet.

Gaukeleien Mesmer's und Gaßner's (S. 151 ff.), Saint-Germain's und Cagliostro's (S. 158 ff.), Swedenborg's und Jung-Stilling's (S. 162 ff.), denen in Frankreich der schwärmerische Seher Saint-Martin entsprach, sodann Johnson's, Rosa's, Hund's, Gugomos' und Stark's (S. 235), Schrepfer's, Wöllner's und Bischofswerder's (S. 242), — welchem unverschämt-zudringlichen Schmeißfliegen- und Wespenschwarm freilich die Männer der Aufklärung nichts schuldig blieben. Doch gelang, wie wir bereits gesehen, in Portugal der Sturz Pombal's, in Spanien Aranda's, in Baiern die Unterdrückung der Illuminaten (S. 254), in Österreich der Freimaurer (S. 260); denn die Exjesuiten schlichen emsiger umher und wühlten tiefer, um sich wieder in ihre Dachshöhlen verkriechen und warm betten zu können, als vorher die anerkannten Jesuiten, und das Gewürm ließ sich nicht zertreten, zuckte nur und giftelte fort, um das schamlose Wort Borgia's (Bd. I. S. 305) wahr zu machen *).

Der hellste Punkt während dieser unerquicklichen Gaukel- und Schaukelzeit, — abgesehen von der sich gleichzeitig herrlich erhebenden deutschen Literatur und von dem im Westen aufgehenden glänzenden Sterne der Freiheit Amerika's, war das Wirken Kaiser Josef's II., in welchem sich der sogenannte liberale Katholizismus zu seinem Höhepunkte erhob, um nachher wie ein glänzendes Meteor in — Nichts zu zerplatzen. Denn diese Erscheinung krankte, ähnlich wie der Jansenismus (oben S. 200), an einem unlösbaren Widerspruche; sie wollte zugleich katholisch und freisinnig sein, während eines das andere unbedingt ausschließt; sie suchte mit despotischer Gewalt (gesetzlich und friedlich hatte sie noch nie existirt) die Disciplin einer Kirche zu untergraben und ihren Kultus zu beschränken, deren Glauben sie zu theilen affektirte, während sie ihn in Wahrheit nicht theilte. Und sie hat damit dem Fortschritt der Kultur noch niemals einen Dienst geleistet; stets folgte ihr eine finstere Reaktion; stets wurden durch ihre Äußerungen die Dunkelmänner zu Martyrern gestempelt und, wenn man sie an öffentlichem Wirken hinderte, zu desto gefährlicherm Wühlen unter der Decke veranlaßt, wodurch der alles Bodens unter dem Volke baare liberal-despotische Katholizismus bald gestürzt wurde und machtlos am Boden lag. —

Josef II., der Pannerträger des „Josefinismus", wurde 1765, als Nachfolger seines Vaters Franz I., römischer Kaiser. Daß er nicht auch an seiner frommen Mutter Stelle die Regierung der österreichischen Erblande erhielt, verhinderten Adel und Klerus im richtigen Vorgefühle seiner Richtung; er wurde blos Mitregent und erhielt als Solcher in selbstän-

*) In Baiern diktirten die Exjesuiten seit 1780 bereits wieder die Katechismen und Schulbücher, verdrängten auch den schwächsten Schimmer von Licht und wollten z. B. nicht dulden, daß man sage: an Gott glauben, statt „in Gott"! Ja, es kamen damals „Verurtheilungen" zum Unterrichte in der christlichen Sitten- und Glaubenslehre vor! —

diger Weise nur die Besorgung des Kriegswesens, auf welchem Gebiete denn auch seine Reformen begannen. In seiner Eigenschaft als Kaiser aber ging er vor Allem an die Verbesserung des Rechtsganges vor den zwei unbehülflichen Reichsmaschinen des Kammergerichts und des Reichshofrathes, in deren Sintflut er sich jedoch nicht zurechtfand und vor deren aufgethürmten Aktenbergen er ermattet umkehren mußte. Die Inhaber der Richterstühle waren unnahbar; die Reichshofräthe, noch weit unfleißiger als die Kammerrichter, galten allgemein als bestechlich, ihr Präsident, Graf Harrach, den der alte Moser (oben S. 464) mit einem chinesischen Reichsoberrichter verglich, hielt den Bericht verlangenden Kaiser ungebührlich hin, und ein Handbillet des Letztern, welches Abstellung der Mißbräuche verlangte, wurde erst nach drei Monaten mit Ausflüchten beantwortet. Ebensowenig richtete Josef gegen das Kammergericht aus, wo, wie Pütter (S. 465) erzählt, „sich ausgezeichnete Männer und Lehrer des Rechts als Sollicitanten gebrauchen ließen, um dem Mächtigen und Reichen zu Gefallen den Armen und Schwachen durch Rechtskniffe zu unterdrücken," und wie Derselbe und Schlözer bezeugen, weder Aufsicht noch Ordnung waltete und besonders starke Bestechung von Seite der Juden stattfand. Auch hier endete daher, namentlich da der Kaiser als Solcher dem Kammergerichte, das nur vom Reiche abhing, nichts befehlen konnte, die von ihm verordnete Visitation nach neun Jahren voll unendlicher Chicanen der Juristen und der Reichsstände — mit Bestrafung einiger Bestechenden und Bestochenen und mit geringfügiger Revision des Verfahrens. Der Kaiser war endlich daran verzweifelt, die verhunzte Juristensprache auch nur einigermaßen zu verstehen, und so verzweifelte er endlich auch daran, im Reiche überhaupt etwas helfen zu können und wandte seine Kraft ausschließlich seinen Erbstaaten zu, die er vorerst zu vergrößern suchte, ehe er ihre inneren Angelegenheiten selbständig leiten durfte; er verfolgte solche Zwecke im baierischen Erbfolgekriege und in seiner Verbindung mit Katharina II. zu gemeinsamen Absichten auf die Türkei, die aber beide zu nichts führten. Um so eifriger gab er sich nach dem Tode seiner Mutter (1780), der ihn zum Alleinherrscher erhob, dem Bestreben hin, in seinem Reiche Aufklärung und Toleranz zu fördern, aber einzig und allein in der Weise, wie sie ihm sein Inneres vorzeichnete, ohne alle Rücksicht auf bestehende Verhältnisse, auf den Willen und die Neigung seiner Unterthanen und auf die Meinung seiner Zeitgenossen. Despotisch verfügte er, hart und streng, ja sogar oft wirklich ungerecht setzte er seinen Willen durch; in keiner Weise kümmerten ihn die alten Rechte und Herkommen seiner entlegenen und stammesfremden Unterthanen in Ungarn und Belgien. Er wollte sein Reich zu einem einheitlichen, und noch mehr, zu einem deutschen machen, und bedachte die unüberwindlichen Schwierigkeiten einer solchen Maßregel bei der buntscheckigen Zusammensetzung seiner Staaten nicht. Dabei ließ er sich aber die Freude nicht nehmen, ein leutseliger Herr zu sein, ließ Jedermann vor sich und

hörte Jeden an, der ſich in dem berühmt gewordenen „Controleurgange“ der Hofburg blicken ließ.

Mehr Erfolg als in irgend welchen Angelegenheiten leuchtete ihm in den kirchlichen und religiöſen, und er baute auf der Grundlage jener Anfänge fort, welche bereits unter ſeiner Mutter (oben S. 479) zu Stande gekommen waren. Freudig unterſtützte ihn hierin der nicht nur joſefiniſch, ſondern ſogar voltairianiſch geſinnte Kaunitz. Des Joſefinismus eifrige Beförderer aber waren die Freimaurer Born, Sonnenfels und mehrere Andere minder bedeutenden Namens, die ſich um den Kaiſer ſchaarten.

Zuerſt ließ Joſef „eine allgemeine Toleranz“ verkündigen, jedoch blos zu Gunſten der größeren Glaubensgenoſſenſchaften, nämlich außer den bis dahin herrſchenden Katholiken, der Lutheraner und Calviniſten (der „augsburgiſchen“ und „helvetiſchen“ Konfeſſion); die kleineren Kirchen und Sekten wurden nicht nur wie vorher unterdrückt, ſondern ſogar, wie z. B. die böhmiſchen Abrahamiten, blutig verfolgt, aus ihren Sitzen vertrieben oder unter die ungariſchen Grenzregimenter geſteckt! — Ferner hob der Kaiſer den unmittelbaren Zuſammenhang der Mönchs- und Nonnenklöſter mit Rom auf und beſchränkte die Gewalt des Papſtes über die öſterreichiſche Geiſtlichkeit. Er verbot die Bekanntmachung päpſtlicher Erlaſſe ohne Billigung der weltlichen Regierung (das Placet, die Herzensſache der ſpäteren Joſefiner!), ſowie die Richtung von Geſuchen um Enthebung von kirchlichen Verordnungen und um geiſtliche Befreiungen nach Rom, ſtatt an die Landesbiſchöfe, die Annahme von Gunſtbezeugungen aus Rom ohne Erlaubniß der Regierung, die Anſtellung von Mönchen und anderen nicht in Seminarien Gebildeten als Ortsgeiſtliche, die Bezahlung von Meſſen im Auslande, die Unterdrückung von Büchern durch Biſchöfe, welche die ſtaatliche Cenſur geſtattet hatte, u. ſ. w. Umſonſt wüteten die Exjeſuiten und drohte ſogar der Erzbiſchof von Trier, ein ſächſiſch-polniſcher Prinz, dem Kaiſer mit der Hölle! Der Letztere, hierdurch vielmehr zu Weiterm angeſpornt, begann mit der Aufhebung der Klöſter, und zwar der armen zuerſt, weil ſie den Müßiggang und Bettel am meiſten beförderten. In den acht Jahren von da bis zu ſeinem Tode befreite er ſeine Staaten von mehr als 30,000 geiſtlichen Schmarotzern, und doch blieben immer noch 1324 Klöſter mit 27,000 Inſaſſen übrig. Auf erheblichen Widerſtand ſtieß dieſe Maßregel nur in Belgien, die pompöſe Reiſe des Papſtes Pius VI. nach Wien fruchtete ſo wenig wie mehrere Vorſtellungen des Erzbiſchofs Migazzi und des Primas von Ungarn (in Gran) zu Gunſten der Bettelmönche, und dieſe hohen Pfaffen alle mußten ſich in die Sache fügen und gute Miene zum böſen Spiele machen. In dem bereits begonnenen Verſuche, die Hierarchie ſeines Reiches ganz von Roms Macht loszureißen, wagte jedoch Joſef nicht fortzufahren, namentlich da er zweifelte, ob er an den vereinigten Biſchöfen nicht einen gefährlichern Feind erhielt, als am Papſte, und er reiſte 1783 nach Rom,

um mit dem Haupte der Kirche freundliche Beziehungen aufrechtzuerhalten. Als jedoch im folgenden Jahre der Papst einen Nuntius nach Baiern sandte, wo derselbe die päpstlichen Rechte ausüben sollte, als hiegegen der Erzbischof von Mainz, als Primas des Reiches und der von Salzburg, als Oberhirt Baierns, protestirten, als sich ihnen Der von Köln, des Kaisers Bruder und selbst Der von Trier anschlossen, Salzburg und Mainz aber sich an den Kaiser wandten, verordnete Dieser (1785), daß den Nuntien untersagt sein solle, irgend eine geistliche Gerichtsbarkeit in Deutschland auszuüben. Mainz und Köln vollzogen die Verordnung sofort, und die vier Erzbischöfe hielten eine Zusammenkunft in Ems, wo sie durch ihre Hoftheologen 23 Punkte aufsetzen ließen (die Emser Punktation), in welchen sie an die Stelle des päpstlichen ein bischöfliches Kirchenrecht setzten. Aus dieser Maßregel hätte eine deutsche Nationalkirche entstehen können; allein der Kaiser, an den sich die vier Kirchenfürsten Deutschlands wandten, that aus dem bereits erwähnten Grunde nichts für die Sache; so wenig wie er von oben, trauten die Bischöfe von unten dem reformatorischen Beginnen, und der bigotte Theil des Adels und Volkes wurde durch die Nuntien ohnehin gegen das „ketzerische" Unternehmen bearbeitet. Der gleichzeitige gegen Österreichs Oberherrschaft in Deutschland gerichtete Fürstenbund Friedrich's II. und mehrerer kleiner Fürsten machte das Projekt vollends scheitern und die französische Revolution mit ihren Kriegen begrub es in Vergessenheit.

Einen ähnlichen Versuch wagten damals die Bischöfe von Toscana, wo Josef's Bruder Leopold regierte. Sie wollten an die Stelle des jesuitischen, äußerlichen, den jansenistischen, innerlichen Gottesdienst setzen und die Eingriffe Roms in ihre Rechte zurückweisen, und Leopold unterstützte sie. Die Beschlüsse des Provinzialconcils von Pistoja fielen ganz in diesem Sinne aus (1787), waren aber natürlich bei dem italienischen Volkscharakter, der sich seinen poetischen Götzenkult nicht nehmen läßt, nicht durchzuführen. Desto segensreicher war im Übrigen die mit der Wirksamkeit des Bruders wetteifernde Leopold's in allen Zweigen des Staatswohles auf lange Zeit hinaus. Und doch war es derselbe Leopold, welcher, nach Josef's frühem Tode (1790) an das Reich berufen, aus Furcht vor den Folgen der französischen Revolution die ersten reaktionären Schläge gegen des Bruders freisinniges, aber in vielen Punkten aus Kurzsichtigkeit oder Rücksichtlosigkeit mißlungenes System führte! —

C. Die revolutionäre Reform.

Wir bezeichnen so jene kulturpolitischen Maßregeln, welche durch gewaltsamen Umsturz der bestehenden Regierung oder Regierungsform ermöglicht wurden oder auch mit einer solchen Veränderung in irgend einem

engen Zuſammenhange ſtanden. Das erſte Beiſpiel dieſer Art bietet uns ein ſehr kleines, aber ſeit ungefähr hundert Jahren in ſtraffer Einheit abſolutiſtiſch regiertes Reich dar, — Dänemark. König Friedrich V. (1746—1766) überließ die ihm zukommenden autokratiſchen Befugniſſe einer Klike adeliger Miniſter, meiſtens Holſteiner, und es war, wie Schloſſer erzählt, unmöglich, Ämter zu erhalten, wenn man nicht bei einem dieſer Herren von Bernſtorff, Rantzau, Moltke, Reventlow, Daneſkiold u. ſ. w. Kammerdiener, Koch, Kutſcher oder Lakai geweſen war; ja ſogar ſolche Stellen, welche gelehrte Kenntniſſe erforderten, wurden an dergleichen Leute vergeben, und manche höhere Beamte bezogen jährlich bis dreißigtauſend Thaler vom Staate. Und doch waren dies dieſelben Miniſter, welche einen Baſedow und Klopſtock unterſtützten, während ſie durch ihr von einem Franzoſen gedrilltes Heer von Mecklenburg und Hamburg die Gelter erpreßten, welche Dänemark ſelbſt zu deſſen Unterhalt nicht erſchwingen konnte, und ſich, um den Gelüſten Rußlands auf einen Theil Schleswigs und Holſteins zu entgehen, in ſchmähliche Abhängigkeit von Frankreich begaben. Friedrich's V. Nachfolger Chriſtian VII., welcher mit ſiebenzehn Jahren den Thron beſtieg, aber durch Ausſchweifungen ſich frühzeitig zum Cretin abſchwächte, gerieth aus der franzöſiſchen in ruſſiſche Vormundſchaft, welche die dortigen Geſandten Saldern und Filoſofoff mit Brutalität ausübten. Durch ſie kam der Miniſter Bernſtorff bald allein an's Ruder; die Königin aber, Karoline Mathilde, eine Schweſter Georg's III. von England, wurde auf alle Weiſe zurückgeſetzt und gedemütigt und auf eine Reiſe des Königs nach ihrem Vaterlande und nach Frankreich nicht einmal mitgenommen. Auf dieſer Reiſe aber, 1768, ſchloß ſich dem Hofſtaate ein Mann an, der für Dänemark verhängnißvoll werden ſollte. Es war der damalige Stadtphyſikus zu Altona, Johann Friedrich Struenſee. Nach der Rückkehr wurde er als Leibarzt angeſtellt. Durch pietiſtiſche Erziehung zum Freidenker gemacht und auf der Reiſe in Paris der unbedingteſte Verehrer der dortigen Aufklärer und Philoſophen geworden, moraliſcher Grundſätze und idealer Beſtrebungen aber baar, verband er ſich zur Erreichung ſeiner ehrgeizigen Zwecke ſofort mit der Königin, und zwar im vertraulichſten Maße, machte den König ganz zu Beider Werkzeug, ſtieg zum Konferenzrath und begann ſofort, an der Untergrabung der Adels- und Beamtenherrſchaft zu arbeiten. Er gelangte dazu, den vornehmen und frömmelnden, aber ehrlichen Bernſtorff zu ſtürzen und an ſeiner Stelle alleiniger Herr Dänemarks zu werden, worin ihn namentlich ſein Freund, der nunmehrige Kammerherr Enevold Brandt, unterſtützte. Im Jahre 1770 begann er, obſchon blos noch Kabinetsſekretär, ſeine Reformen mit Aufhebung der Cenſur und Abſchaffung der Hoftitel und Ehrenauszeichnungen. Ohne Rückſicht auf das Land, in welchem er wirkte, erließ er alle Verordnungen in deutſcher Sprache und kränkte auch ohne Bedenken die Landesreligion, indem er die „dritten“

Feiertage aufhob. In Allem, was er that, suchte er stets die Ansichten der französischen Encyklopädisten und Voltaire's zu verwirklichen und Friedrich's II. Reformen nachzuahmen und experimentirte so auf leichtfertige Weise. Gutes und Schlechtes wurde untereinander eingeführt. Es wurden allerdings die Besetzungen öffentlicher Ämter mit Privatbediensteten untersagt, die Frondienste und andere Lasten auf ein bestimmtes gesetzliches Maß zurückgeführt, die Monopolien, Zünfte und Innungen aufgehoben, die Vorrechte gewisser Familien auf die Wahl des Magistrats von Kopenhagen abgeschafft, aber auch die Gemeindefreiheit der Residenz unterdrückt und selbe der Regierung unterstellt, und so überhaupt Alles ohne Beachtung bestehender und theilweise berechtigter Verhältnisse umgestaltet. Endlich erhob sich Struensee selbst zum Kabinetsminister, sowie sich und Brandt zu Grafen, und setzte seine Unterschrift der königlichen gleich, während er zugleich königlichen Aufwand machte. Aber an seinem Glücke nagten bereits Neid und Haß geschäftig. Die Nationaldänen, die Altlutheraner, der Adel, die Stadtbürger, Alle waren durch ihn verletzt. Es kam zu Tumulten Unzufriedener, wobei sich Struensee durch seine an den Tag gelegte Furcht selbst am Meisten schadete. Der fromme Kandidat Guldberg, Vertrauter der auf das neue Regiment eifersüchtigen Königin-Witwe, trat an die Spitze der Verschworenen, und der von Struensee selbst emporgehobene Graf Rantzau spielte den Intriganten. Die Verschworenen überfielen den König (1772) und zwangen ihn, die Verhaftung Struensee's und Brandt's zu befehlen. Das Ende des Drama's, die Hinrichtung Beider, nach vorhergehender erbaulicher „Bekehrung", und die Scheidung der Königin, sind bekannt genug. Der Reaktion unter Guldberg folgte dann des jüngern Bernstorff gemäßigt reformatorisches Ministerium.

So endete eine überstürzte Reform in Blut, während zu gleicher Zeit eine aus Blut entsprungene Reformregierung, die dies freilich fast blos dem Scheine nach war, ruhig fortbestand. Es war diejenige Katharina's II. von Rußland, ursprünglich Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst. Nachdem sie 1744 als Braut des Großfürsten Peter von Holstein-Gottorp, nach der unverschämten russischen Praxis, die Komödie des Übertritts zur Popenreligion durchgemacht und im folgenden Jahre vermählt worden, zeigte sie schon früh, obschon eine Deutsche, dieselbe über alles Maß hinausgehende Mannssucht, mit welcher die bisherigen den Thron einnehmenden drei russischen Weiber, Katharina I., Anna und Elisabeth, die Geschichte dieses Landes befleckt hatten. Ja, Katharina II. übertraf in der Folge hierin noch alle Erwartungen und Vorstellungen und unterschied sich am Ende nur noch dadurch von gemeinen Dirnen, daß sie nicht, wie solche, bezahlt wurde, sondern selbst ihre unzähligen Liebhaber bezahlte. Der Erste derselben von Bedeutung war, durch eine eigenthümliche Ironie der Weltgeschichte, der nachherige letzte König des Landes, dem seine Geliebte selbst den Untergang bereitete, Stanislaus Ponia-

towski. Freilich machte es ihr Gemahl nicht beſſer. Mit Dirnen aus dem ruſſiſchen Adel lebend, verſchmähte er die feine franzöſiſche Bildung, welcher ſich Katharina bei allen ihren Exceſſen doch hingab, und gefiel ſich in einem Wachtſtubenton, während er zugleich Bewunderung Friedrich's affektirte, in Reformen dilettirte, von denen er nichts verſtand, die griechiſche Kirche offen verachtete und zuletzt Spuren von Wahnſinn zeigte. Die beiden Gatten haßten einander ſo, daß Peter, ſeit er als III. dieſes Namens Kaiſer war, bereits mit dem Gedanken umging, Katharina zu verſtoßen, als ihm dieſe durch die bekannte Thronrevolution von 1763, mit Hülfe der Orloffs, zuvorkam, deren älteſter, Gregor, ihr Geliebter war, wobei Peter als blutiges Opfer fiel und die „Beſchränkung des Thrones durch den Meuchelmord" begann, welche ſeitdem als Rußlands Verfaſſung galt. Das ungeſchminkte Laſter und die griechiſch-kirchliche Heuchelei triumfirten. Und wie kam es nun, daß dieſes aller Scham und Zucht und alles Gewiſſens baare Weib ein halbes Jahrhundert lang als Abgott Europa's, als Semiramis des Nordens, beſonders als Oberprieſterin der Aufklärung, namentlich in Frankreich und Deutſchland, gefeiert werden konnte, ſogar von moraliſchen und ernſten Männern, wie Diderot, Schlözer, Büſching u. A.? Es wirkte hiezu die Größe ihres Reichs, der Einfluß, den ſie in den Nachbarſtaaten Dänemark, Schweden und Polen ausübte und der förmlicher Oberherrſchaft gleichkam, der Schrecken, in welchem ſie die langſam ſterbende Türkei durch ihre glänzenden Siege erhielt, der Schutz, den ſie aus politiſchen Gründen den polniſchen Diſſidenten angedeihen ließ, welche durch die dortigen Ultrakatholiken aller Rechte beraubt wurden, die Huldigungen, welche tatariſche und andere fremde Stämme ihr darbrachten, die glänzende Flotte, welche ſie nach Griechenland ſandte, und der Glanz und Pomp, den die ruſſiſchen Heere und Geſandtſchaften bei all' dieſen Gelegenheiten entwickelten. All' dies blendete und imponirte und ließ vergeſſen, wie die Polen unterdrückt, die Griechen ſchmählich im Stiche gelaſſen wurden, und Katharina wurde — die Große genannt. Was ſie aber außerdem bei den Gebildeten und Aufgeklärten beliebt machte, welche bloße materielle Macht und Größe ſonſt kalt ließ, das war das Intereſſe, welches ſie für Künſte und Wiſſenſchaften zur Schau zu tragen verſtand. Sie ſchrieb Bücher zur Unterſtützung der Erziehung ihrer Enkel, ſie intereſſirte ſich in uneigennütziger Weiſe um Diderot, wie wir oben (S. 346) ſahen, ſie überſetzte den Abſchnitt aus Marmontel's (von welchem ſpäter) hiſtoriſchem Roman „Beliſar", der über Toleranz handelt, in's Ruſſiſche und ließ ihn in ihrem Reiche verbreiten, während ihn die Sorbonne von Paris verdammte, ſie „ſchwärmte mit Voltaire für ein neues Griechenthum am ſchwarzen Meere," d. h. durch Ukaſen erzwungene neue Induſtrien und Handelsplätze (das verunglückte Cherſon!), ſie ſpielte in ihrem Alter, nachdem ſie ſich materiell überſättigt, noch einen ſentimentalen Liebesroman mit dem jungen Lanskoy

und betrauerte seinen Tod auf poetische Weise. Wie schlecht paßte dazu die Herrschaft, welche ein kühner, aber herzloser Verschwender vom Schlage Potemkin's, nach Gregor Orloff ihr mächtigster Günstling, über diese Monarchin ausübte, die freche Lüge, mit welcher er ihr auf ihren Reisen gemalte Städte und Dörfer als wirkliche vorspiegelte, Heerden zusammentreiben und Bauern gut kleiden ließ, die gefühllose Befriedigung, welche sie über die hinterlistige oder blutige Unterwerfung ganzer Länder (Taurien und Polen!) durch den Tyrannen empfand, der den entsetzten Tatarenkhan Sahim Girai förmlich verhungern ließ, indem er, der überhaupt nie etwas bezahlte, auch dessen Pension selbst verzehrte, bis der Verzweifelnde nach der Türkei floh und von dem elenden Sultan erdrosselt wurde!

Bei alledem aber war Katharina II. eine großartige Erscheinung. Wie wenige Monarchen, selbst männlichen Geschlechts, verstand sie die Geschichte und ihre Momente aufzufassen und zur rechten Zeit zu benutzen, die Kulturerscheinungen derselben zu würdigen und deren Träger zu schätzen. So war sie denn auch ernstlich bemüht, durch Reformen den Zustand des Reiches zu verbessern. Schon im Anfang ihrer Regierung wurde der Salzpreis herabgesetzt, die Folter abgeschafft, der Handel geregelt, Hospitäler und Armenhäuser gestiftet, dann gegen die Käuflichkeit der Ämter und gegen die Übergriffe der Beamten eingeschritten und die Gewalt der Statthalter beschränkt. Dabei vergaß die kluge Kaiserin nicht, den Adel und den Klerus durch Concessionen zu beschwichtigen, erstern mit Überlassung der Offiziersstellen, letztern mit Herausgabe der eingezogenen Klostergüter. Sie machte auch Anstrengungen zur Durchsäuerung Rußlands mit europäischer Civilisation; allein dies war mit dem geringsten Erfolge gekrönt, und was geschah, mehr Schein als Wesen, — gerade wie die berüchtigten taurischen Dörfer Potemkin's. Der Firniß über dem Barbarenthum der slavisirten Mongolen Osteuropa's war immer wieder bald abgekratzt! —

Hatte Katharina mit Gewalt eine neue Regierung, Struensee aber ein neues Regierungssystem eingeführt, so that dies Gustav III. von Schweden in Bezug auf eine neue Regierungsform. Die bis dahin dort herrschende war rein aristokratisch; es regierte eine Anzahl im Reichsrathe sitzender Adeligen, der König war ein „Schatten", die Stände ein „Schreckbild". Jenachdem sich das letztere äußerte, war im Reichsrathe die russische Partei der „Mützen" oder die französische der „Hüte" obenan. Bezeichnender Weise wurden gerade um die Zeit, da Katharina sich durch Blut emporschwang, die Hüte durch die Mützen verdrängt. Da erwachte in dem jungen Kronprinzen Gustav, dessen Vater Adolf Friedrich keine Kraft zeigte, dessen Geist aber durch die Literatur der Aufklärung genährt war, der kühne Gedanke, sein Volk, namentlich aber seinen künftigen Thron, von der Adelstyrannei zu befreien. Im Jahre 1769 verlangte er, mit Einwilligung des von ihm bestimmten Vaters,

vom Reichsrathe die Einberufung der Reichsſtände, und als dies nur mit willkürlichen Einſchränkungen geſchah, wurden die widerſpänſtigen Reichsräthe einfach abgeſetzt. Guſtav hatte, wie Schloſſer ſagt, alle die glänzenden Eigenſchaften eines Königs, welche der große Friedrich, ſein Oheim, verachtete, aber keine derjenigen, durch welche Derſelbe groß geworden. Seine Energie war mehr die eines Mannweibes, als eines Mannes, ſeine Art, Intriguen zu ſpinnen, ganz weibiſch (welchem Zuge auch ſeine Art, der Liebe zu pflegen, entſprochen haben ſoll), ſein Leben ausſchweifend und vergnügungsſtoll, ſeine Moral durchaus lax. Nachdem er eine Reiſe nach Paris gemacht, zu welcher er mit Mühe von den Ständen die Mittel erhielt, und dort die Rolle, die er ſpielen wollte, einſtudirt hatte, wurde er 1771 durch den Tod des Vaters König. Mit Hülfsgeltern des gewiſſenloſen franzöſiſchen Miniſters Aiguillon und mit perſönlichem Beiſtand des Grafen Vergennes (oben S. 83) arbeitete er auf ſeinen Zweck hin, täuſchte die Stände und ſchmeichelte dem Reichsrathe und zugleich wieder dem Volke, während er mit dem franzöſiſchen Gelde die Truppen — gewann. Nachdem Alles vorbereitet war, ließ er, im Jahre des Sturzes Struenſee's, den Reichsrath von ſeinen Soldaten umzingeln und einſchließen, bewirkte mit ſchönen Reden und bunten Aufzügen den Reſt, dem er noch durch öffentliches Abſingen eines geiſtlichen Liedes einen frömmelnden Anſtrich gab, und führte, unter aufgepflanzten Kanonen, an Stelle der Adelsherrſchaft die unumſchränkte Monarchie ein. Indeſſen wurde durch ihn, wie Schloſſer ſagt, endlich wieder Ordnung und Recht in Schweden eingeführt; im Übrigen aber that er mehr für Hoffeſte, Ringelrennen, Maskenbälle, Theater, Kunſtbauten und franzöſirte Literatur, wofür enorme Summen verſchwendet wurden, als für das Wohl des Volkes, wie er auch die Preſſe viel ſtrenger einſchränkte als die geſtürzten Oligarchen. So war Guſtav, im Gegenſatze zu Struenſee, ein rückſchreitender Reformator und fiel daher, ſeiner durchaus würdig, auf einem Maskenballe unter Pauken und Trompeten, durch den Schuß des in räthſelhaftem Verhältniſſe zu ihm ſtehenden Ankarſtröm, während der franzöſiſchen Revolutionszeit, die ſein Ideal, die lüderliche Monarchie, zuſammenſchlug!

Von den monarchiſchen zu den republikaniſchen Revolutionen übergehend, gedenken wir, zugleich mit den letzteren, der politiſchen Bewegungen eines Landes, das mit denſelben in die engſte Berührung verflochten wurde.

Schon bald nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts trat in England, wo die beiden Adelsparteien der Whigs und Tories ſich um die Herrſchaft ſtritten und nur ſo weit ſich um das Volk bekümmerten, als ſie es zu ihren Zwecken benutzen konnten, ein Volksmann auf, der bereits die Talente und Fehler der franzöſiſchen Revolutionäre in ſich vereinigte.

Wilkes, ſo hieß er, war von häßlicher Erſcheinung; er hatte keine

Zähne und schielte, seine Unterhaltung bestand in plumpen Zoten, sein öffentliches Auftreten und Sprechen war schauspielerhaft und seine Feder von Gift getränkt. Aber er haßte trotzdem Niemanden, behandelte selbst seine Gegner persönlich mit Schonung und war der Abgott des Volkes, dessen Wahlspruch lange Zeit „Wilkes and liberty!“ hieß. Seine Popularität begann mit der Verhaftung, welche man in Folge seines Auftretens in seinem Blatte „the North Briton“ gegen den Pariser Frieden (1763) gegen ihn verhängte, ohne die gesetzlichen Formen dabei zu beobachten, und mit der lächerlichen Maßregel, die das Parlament ergriff, das sein Blatt als „Schmähschrift“ durch den Henker zu verbrennen befahl, dem es aber das Volk aus den Händen riß! Wilkes, gegen welchen außerdem ein obscönes Pasquill sprach, gegen welches der Lord Sandwich *), ehemaliger Genosse seiner Ausschweifungen, klagte, wurde auf vier Jahre verbannt, die er in Frankreich zubrachte, später aber, bei Anlaß des nordamerikanischen Aufstandes von der Opposition zurückgerufen und in's Parlament gewählt, von der Regierung aber als „outlaw“ in's Gefängniß geworfen, vom Volke dagegen befreit und im Triumf herumgetragen, was einen blutigen Zusammenstoß mit den Truppen herbeiführte. Ja, vor dem königlichen Palaste führte man Karl's I. Hinrichtung auf. Während das Parlament Wilkes trotz wiederholter Wahl wiederholt ausschloß, sah man überall sein Bild hängen, und eine Aristokratin bemerkte deshalb: „Er baumelt überall, nur nicht da, wo er sollte.“ Excesse des Volkes, die auf seinen Wink zum Aufstande geworden wären, hielt er stets im Zaume, ja verspottete selbst den Eifer seiner Anhänger, trat später ganz auf die Seite der Regierung und endete sein Leben in behaglicher Stellung als Kämmerer der Stadt London (er starb 1797). In diesen späteren Jahren versicherte er, „niemals ein Wilkit gewesen zu sein,“ und versetzte einer Frau aus dem Volke, welche ihn mit „Wilkes und Freiheit“ begrüßte: „Halt's Maul, alte Närrin, das ist längst vorbei!“

In die Zeit von Wilkes' Popularität fiel eine noch schärfere Opposition gegen das herrschende System in Großbritannien; sie trat während der Zeit von Mitte 1769 bis Anfang 1771 in Briefen hervor, welche unter dem Pseudonym Junius in der Zeitung „Public advertiser“ und später in besonderer Ausgabe erschienen und ungeheures Aufsehen erregten. In geistreichem Stile und mit tiefgehender Kenntniß der öffentlichen Verhältnisse traten sie für Aufrechthaltung der Rechte und Freiheiten des englischen Volkes gegen König und Ministerium auf. Es wurde darin mit bitterm Hohne auf Montesquieu und andere Rechtslehrer hingewiesen, welche die englischen Zustände im Auslande priesen, während dieselben doch so heruntergekommen seien, daß Ereignisse wie das ungerechte Verfahren

*) Nach ihm wurden die Hawaii-Inseln benannt, weil er Cook's Entdeckungsfahrten als Marineminister befördert hatte.

gegen Wilkes und die englische Politik gegen Irland und Nordamerika beweisen. Der Name des Verfassers blieb sogar dem Verleger unbekannt, der das Manuscript auf geheimnißvolle Weise erhielt und durch selbes reich wurde. In neuester Zeit glaubte man ihn in Sir Philipp Francis, Beisitzer des hohen Rathes von Indien in Kalkutta, später Parlamentsmitglied (gest. 1813), entdeckt zu haben.

Es ist bereits angedeutet, daß zur Zeit Wilkes' und der Briefe des Junius der Aufstand der britischen Kolonien in Nordamerika ausbrach. Der Krieg gegen diese Bewegung war unter dem englischen Volke höchst unbeliebt, und seit dem Jahre 1770 wurde zu London bereits in Zeitungen und Adressen und sogar im Munde des Lordmayors vor dem Könige eine Sprache gegen die Regierung geführt, welche man mit Fug revolutionär nennen kann. Die Verhaftung des Lordmayors und Maßregeln gegen die Presse schürten nur das Feuer, namentlich als 1775 Wilkes jene erste Bürgermeisterstelle der Welt bekleidete. Während dieser Zeit nahm unter den Staatsmännern, welche für die Sache der Freiheit und des Fortschrittes eintraten, Edmund Burke die erste Stelle ein. Im Jahre 1730 zu Dublin geboren, wurde er 1764 Parlamentsmitglied. Einer mehrere Jahre früher erschienenen Satire, in welcher er den Argumenten Bolingbroke's (S. 325) gegen die Religion in spöttischer Weise solche gegen den Staat zur Seite stellte und sich den Anschein gab, als ob er den Naturzustand empföhle, folgten 1770 die „Gedanken" über die Ursachen der damaligen Mißstimmung, worin er sich für die freisinnigen Grundlagen der englischen Verfassung, für die Rechte des Volkes und gegen die Kabinetsregierung aussprach. Im Parlamente, wo er sich indessen eine theatralische, oft sogar an's Lächerliche grenzende Haltung und Manier angewöhnte (und z. B. einst einen Dolch zog und schwang!), glänzte er als einer der größten Redner neuerer Zeit und erregte besonders durch seine Theilnahme für die sich erhebenden Nordamerikaner Aufsehen, suchte jedoch umsonst statt des Krieges eine Vermittelung herbeizuführen. Er betonte namentlich das Selbstbesteuerungsrecht der Kolonien und das Unrecht, das ihnen durch Besteuerung vom Mutterlande aus zugefügt werde. Ebenso stellte er sich auch mannhaft unter die Ankläger des blutigen Wüterichs Warren Hastings in Indien. Als aber die französische Revolution seine Freisinnigkeit auf eine noch stärkere Probe stellte, war er bereits geistig und körperlich alt und trat nicht nur feindlich, sondern selbst fanatisch gegen die dort sich erhebende neue Ära der Freiheit auf. Von allen Reaktionären gelobt, starb er 1797.

Konsequenter als Burke blieb sich sein jüngerer Zeitgenosse und früherer Freund Charles James Fox (geb. 1748 als Sohn Lord Holland's); größer an Talenten, aber auch an Lastern und dabei frei von aller Affektation und vom politischen Wankelmut, doch reich an Herzensgüte und gewinnender Anmut. Sein Leben war ein Kampf gegen seinen großen Neben-

buhler William Pitt, einen jüngern Sohn des gleichnamigen, aber zum Lord Chatham erhobenen Miniſters, des Verfechters gemäßigter Freiheit, des Gründers der engliſchen Seemacht und Helfers Friedrich's des Großen. Der jüngere Pitt, 1759 geboren, legte ſittliche Strenge und heftige Härte und Unduldſamkeit an den Tag. So bekämpften ſich heiße Fantaſie und kalter Verſtand. Beide Männer waren ſich als Redner ebenbürtig, und ihre Fehde iſt die Geſchichte Englands am Scheidepunkte zweier Jahrhunderte. Foxens Miniſterium bedeutete ſtets die Freiheit und den Frieden (den 1806 ſein Tod vereitelte), Pitt's aber (der ſchon mehrere Monate vorher todt war) den Krieg bis auf's Meſſer gegen die neueren, ſeit Ende des achtzehnten Jahrhunderts aber allerdings durch einen gewiſſenloſen Deſpoten vertretenen Ideen.

Der alte Chatham war 1778 während ſeiner heftigen Rede im Parlament gegen die Anerkennung der Freiheit Nordamerika's ſterbend zu Boden geſtürzt. Sie bahnte ſich nichtsdeſtoweniger ihren Weg. Und elf Jahre darauf folgte ihr diejenige Frankreichs nach! Und beide verknüpfte mit der engliſchen Oppoſition eines Wilkes, Junius, des jungen Burke und Fox die Geſtalt eines der ehrlichſten und treueſten Demokraten jener Zeit, der in England die oſtindiſche Militärbrutalität und Millionenfiſcherei eines Clive angriff, den „Common Sense“ in Amerika und die „rights of man“ in Frankreich verfocht, — Thomas Payne, des unermüdeten Kämpfers gegen den alten Burke, den Peter von Amiens der Revolutionsfeinde. So tauſchten auch die beiden werdenden Republiken unter ſich bezeichnende Vertreter ihres Weſens gegeneinander aus. Für Amerika wirkte in Frankreich der ehrenfeſte, einfache Buchdrucker Benjamin Franklin, während in Amerika für Frankreich der unzuverläſſige Marquis Lafayette Erfahrungen ſammelte. Und ſo wie dieſe beiden Männer, wurden auch die beiden neuen Republiken grundverſchieden, an Charakter wie an Leiſtungen. Dort, über dem Ocean, nun ſeit hundert Jahren dieſelbe Republik mit derſelben Verfaſſung, ſogar nach einem fünfjährigen Bürgerkriege! und lauter Cincinnatuſſe nach einander an der Spitze, und kein einziger Cäſar! Diesſeits aber ein ſteter Wechſel von Monarchie, Oligarchie und Anarchie, und noch nie eine Spur von wirklicher, geordneter Demokratie mit thatſächlicher Rechtsgleichheit, und an der Spitze lauter Cäſaren, Auguſtuſſe, Claudiuſſe und Neronen und kein einziger Cincinnatus! Und woher dieſer ſchroffe Gegenſatz? Dort wirthſchafteten Germanen mit ihrem eigenen Gut, hier romaniſirte Gallier mit germaniſchem Gut, mit dem ſie ſich, wie ein Vogel mit fremden Federn, ſchmückten. Die Volksfreiheit iſt ein altgermaniſches Gut, während die Gallier ſtets Brennuſſen und Druiden gehorchten. Die Volksfreiheit verpflanzte ſich aus Niederſachſen nach Britannien, während in der Folge in Germanien ſelbſt das nach galliſchem Muſter feudaliſirte und hierarchiſirte Fürſtenthum ſie überwucherte, das germaniſche Alpenland aber frei blieb,

bis hier ein Patriziat dieſelbe Rolle ſpielte, wie hinwieder ein Millionenadel in England. Aber im Inſelreiche, wie in der Gletſcherburg blieben noch zahlreiche Freiheitsreſte übrig, dort Parlamente und Schwurgerichte, hier Landsgemeinden und der Genfer Conseil général. Dort ſtudirte dieſe Reſte ein Montesquieu; von hier brachte ſie ein Genferkind ſelbſt, der verhetzte Jean Jacques Rouſſeau in die Metropole ſeiner Mutterſprache. So lernten die Franzoſen ihnen bisher fremde urgermaniſche Freiheitsbotſchaften kennen, dorther in monarchiſch-konſtitutionellem, hierher in republikaniſch-demokratiſchem Gewande, und beuteten ſie mit der ihrer Nation von jeher eigenen Gewandtheit aus. Und beide Richtungen traten nebeneinander auf im Kampfe gegen das Alte, den die finanziellen Reformen eines Turgot und Necker heraufbeſchworen, die alten drei Stände aber beſchwichtigen ſollten, bis ein Abbé Sieyès den Tiers-état aus „Nichts“ zu „Allem“ machte. Montesquieu's Geiſt kämpfte in dem genial-lüderlichen Donnerredner Mirabeau, Rouſſeau's Geiſt in dem kalt-tugendhaften, den Paragraphen des Contrat social Hekatomben von Menſchen opfernden Theiſtenprieſter Robespierre. In Blutſtrömen wurde der „Geiſt der Geſetze“ durch den „Social-Vertrag“ erſtickt, nachdem dieſer noch nebenbei Rouſſeau's Haß gegen den Spötter Voltaire im Blute der Girondiſten gekühlt, und es herrſchte eine Verfaſſung, welche im Wortlaute den Geiſt der nordamerikaniſchen, in der Praxis aber die Tage eines Marius und Sulla wiedergab. Die Grundſätze und Ideen der Revolution ſind germaniſch, — wir dürfen ſie als unſer Eigenthum reklamiren, — nur ihre Exceſſe, nur die Septembermorde, die Guillotine, der ländergierige Eroberungskrieg, ſind unbeſtritten galliſches Gewächs, ſeit Cäſar's achtjähriger Arbeit vermiſcht mit römiſchem, in engem Bunde zu gemeinſamer Rache an den Nachkommen der Kimbern und Teutonen!

So war es dann auch ein Deutſcher, welcher nach der titaniſchen Revolution deren höhere Ideen zuerſt in ein Syſtem brachte, daraus aber nicht, wie die Franzoſen, die Konſequenz des ewigen Krieges, ſondern vielmehr jene des ewigen Friedens zog, — Immanuel Kant (oben S. 366). Die Früchte ſeiner Thätigkeit auf dieſem Felde wuchſen aus dem Schooße ſeiner Kritik der praktiſchen Vernunft und reiften erſt in ſeinem höhern Alter. Auch in ihm hatte Unterdrückung den freien politiſchen Blick geweckt. In der Nacht, die auf Friedrich's hellen Tag und Abend hereinbrach, in dem wüſten Traume, den die frömmelnden Charlatans Wöllner und Biſchofswerder (oben S. 244) über Preußen heraufbeſchworen, war auch Kant's ehrwürdiges Haupt vor dieſer Gauklerbande nicht ſicher. Sie erfrechte ſich, ihm 1794 die fernere Veröffentlichung „ſolcher Schriften“, wie ſeine „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft“, zu unterſagen. Er gehorchte, ſolange das dunkle Regiment herrſchte; aber als er wieder auftreten durfte, wandte er ſich der Politik,

ſtatt der Religion zu. Trotz ſeines hohen Alters ſind ſeine Anſichten von freiem Geiſte durchweht, verrathen jedoch einiges Schwanken zwiſchen der Begeiſterung für die neu ſich erhebenden demokratiſchen Ideen und dem Abſcheu vor den in Frankreich begangenen Entweihungen derſelben. Im Ganzen hielt er ſich ziemlich enge an Rouſſeau, mit welchem und deſſen Vorgängern er den Staat auf den Geſellſchaftsvertrag gründete, denen gegenüber er aber zuerſt einen Unterſchied zwiſchen dem Einzelwillen der Zuſammentretenden und deren Geſammtwillen ahnte. Den bürgerlichen Zuſtand gründet er auf die Freiheit jedes Gliedes als Menſchen, auf die Gleichheit Aller als Unterthanen und auf die Selbſtändigkeit eines Jeden als Bürgers. Die nähere Ausführung dieſer Prinzipien erinnert in bedeutendem Maße an die Erklärung der Menſchenrechte durch Sieyès. Statt der deſpotiſchen väterlichen verlangt er eine vaterländiſche Regierung. Von der Gleichheit jedoch macht er eine Ausnahme zu Gunſten des Staatsoberhauptes, während er alle erblichen Vorrechte verwirft. Für alle Bürger verlangt er Mitwirkung zur Geſetzgebung. Bezüglich der Staatsform unterſcheidet er die republikaniſche und die deſpotiſche, von welchen jede wieder monarchiſchen, ariſtokratiſchen oder demokratiſchen Charakter tragen könne. Auffallender Weiſe aber erblickt er in der demokratiſchen Form die meiſte Gefahr der Deſpotie, weil da „Alles Herr ſein wolle.“ Sein Ideal iſt daher die Repräſentativverfaſſung, in welcher die verſchiedenen Gewalten, die geſetzgebende oder ſouveräne, die vollziehende und die rechtſprechende einander gegenſeitig beſchränken. Hinſichtlich der Souveränetät ſpricht er ſie theoretiſch dem Volke, praktiſch aber (aus Furcht vor deren Mißbrauch!) dem Staatsoberhaupte zu. In der Theorie Rouſſeau's Schüler, wird er, beim Anblicke der Revolutionsgreuel, in der Praxis Hobbes' Anhänger. Im Übrigen vertheidigt er die freie Meinungsäußerung, verwirft aber jeden Widerſtand gegen die Regierung. In prophetiſchem Geiſte verſicht er indeſſen den Fortſchritt von der ſtaatsbürgerlichen zu einer weltbürgerlichen Verfaſſung in Form eines völkerrechtlichen Bundes. Dieſe Idee führt ihn endlich zu dem ächt humanen und wir möchten ſagen „freimaureriſchen“ Projekte eines „ewigen Friedens“ (1795 erſchienen), zu welchem er ſowol Präliminar- als Definitivartikel entwarf. Erſtere heißen:

1) Es ſoll kein Friedensſchluß für einen ſolchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalte des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden.

2) Es ſoll kein für ſich beſtehender Staat von einem andern Staate durch Erbung, Tauſch, Kauf oder Schenkung erworben werden können.

3) Stehende Heere ſollen mit der Zeit ganz aufhören.

4) Es ſollen keine Staatsſchulden in Beziehung auf äußere Staatshändel gemacht werden.

5) Kein Staat ſoll ſich in die Verfaſſung und Regierung eines andern Staates gewaltthätig einmiſchen.

6) Es soll sich kein Staat im Kriege mit einem andern solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Zutrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müssen, als da sind: Anstellung von Meuchelmördern, Giftmischern, Brechung der Kapitulation, Anstiftung von Verrath in bekriegten Staaten u. s. w.

Als Definitivartikel schlägt Kant vor:

1) Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein (nach obiger Auffassung dieses Wortes nämlich!).

2) Das Völkerrecht soll auf einer Föderation freier Staaten gegründet sein.

3) Das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein.

Die Einführung dieser Artikel erwartet Kant von der Macht der Natur und fügt als „geheimen" Artikel noch bei:

„Die Maximen der Philosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens sollen von den zum Kriege gerüsteten Staaten zu Rathe gezogen werden."

Und was war die bisherige Wirkung dieser hochherzigen Anregungen deutscher Wissenschaft? —

Wir schreiben dies unter dem Wüten eines furchtbaren, Deutschland aufgedrungenen Krieges. — — —

Fünftes Buch.

Wahrheit und Dichtung.

Erster Abschnitt.

Die romanischen Nationalliteraturen.

A. Das Zeitalter Ludwig's XIV.

Nicht nur die Reformen auf dem politischen Gebiete und die Forschungen auf dem wissenschaftlichen waren es indessen, welche die große Revolution der Völker und der Geister am Ende unserer Periode vorbereiteten, — sondern dazu wirkte vorzüglich auch die Bebauung desjenigen Feldes der literarischen Thätigkeit mit, welches weiteren Kreisen der Bildungsbedürftigen das zugänglichste und verständlichste ist und welches man wegen der Sorgfalt, die seine Bearbeiter und Pfleger auf die Gefälligkeit der Form, die Regelmäßigkeit der Ausdrucksweise verwenden, und wegen der Freiheit, mit der sie ihre Fantasie walten lassen, das schöne zu nennen pflegt. In dieses Gebiet des künstlerischen Stils verlegen wir jene literarischen Erzeugnisse, welche keiner Beweisführung bedürfen, sondern auf der Wirklichkeit des Lebens oder auf der Möglichkeit der Fantasie beruhen und daher den Lesenden anziehen, d. h. zur Erheiterung oder Belehrung aller Klassen, nicht zur Unterstützung der wissenschaftlichen Forschung Einzelner dienen. Wir handeln daher in diesem Buche unserer Periode sowol von der künstlerischen Darstellung wahrer, als von derjenigen geträumter Dinge, oder von Wahrheit und von Dichtung. Unsere Periode zeichnet sich nun dadurch aus, daß sie, entgegen der vorhergehenden, welche aus der Schöpfung origineller Gebilde immer mehr zur Nachahmung verzerrter solcher herabgesunken war, vielmehr sich aus dieser Geschmacksverirrung allmälig wieder zu selbständigen Gestaltungen erhebt. Sie beginnt daher mit der Nation, welche auf dem

Gebiete der ſchönen Literatur die geſchilderte Zeit hindurch mit wenigen Ausnahmen in der Nachahmung befangen blieb, mit der franzöſiſchen, geht hierauf zu derjenigen über, welche ſich beſtrebte, zu der bereits früher von ihr im großen Menſchenkenner vom Avon erreichten Erhabenheit wieder emporzuſteigen, ohne dies vollſtändig zu können, und ſchließt mit derjenigen, welche nach langem Taſten in fremden Gauen endlich aus der Dunkelheit zum Lichte einer neuen Blüte- und Glanzperiode ſich wieder emporrang, mit der deutſchen.

Die ſchöne Literatur Frankreichs verharrte inſofern unſere geſammte Periode hindurch auf dem von uns oben (Bd. I. S. 448 und 454) charakteriſirten Wege, als ſie zu keiner ſelbſtändigen und vor Allem zu keiner volksthümlichen, in den Geſichtskreis der weniger hoch gebildeten Klaſſen der Nation herabſteigenden oder vielmehr dieſelben zu ſich emporhebenden Schöpfung gelangte. Dagegen unterbrach ſie in der ſpätern Hälfte unſerer Periode die blinde Hingebung an die Pſeudo-Klaſſicität mit einer Anlehnung an die inzwiſchen in England aufgetauchte Literatur der Aufklärung, doch dies mehr in der Wahl der Stoffe und der Art der Äußerungen, als in der Form der Ausarbeitung, und wieder mehr in der von uns bereits behandelten wiſſenſchaftlichen, als in der künſtleriſch-hiſtoriſchen und in der poetiſchen Thätigkeit.

Ihren Höhepunkt und das Ende ihrer ausſchließlichen Herrſchaft erreichte die falſche franzöſiſche Klaſſik zur Zeit Ludwig's XIV., und ihr Charakter in dieſer Zeit iſt auch völlig derjenige der Regierung dieſes gleißneriſchen Deſpoten, deſſen verwerfliches, dem eigenen Volke und fremden Nationen ſchädliches Treiben wir oben (S. 92 ff. und 216 ff.) geſchildert haben. Es iſt eine Leerheit an Gefühlen, eine Hohlheit der Deklamation, eine Falſchheit des Pathos, eine Gezwungenheit der Diktion und des Versbaues, eine Unterwürfigkeit und Kriecherei vor dem Abgotte des Tages, welche in dieſer ſogenannten Glanzperiode der Literatur herrſcht, deren Poeſie weder mit dem Gemüte, noch mit der Fantaſie des Dichters, weder mit deſſen Vaterlandsliebe, noch mit der Freude an der Natur zu ſchaffen hat, ſondern ausſchließlich der Reflexion und einer den Humaniſten nachhinkenden, einſeitig philologiſchen und mythologiſchen Gelehrſamkeit ihren Urſprung verdankt. Das hinderte jedoch nicht, daß auch dieſe Phaſe der Literatur Lichtſeiten darbot, die theils in dem Talent und in der natürlichen, nicht ganz zu unterdrückenden Gefühlswärme einzelner hervorragender Dichter beſtanden, theils aber darin, daß die Nachahmung der Alten nicht mehr ſo gezwungen und buchſtäblich-ſklaviſch war, wie zu den Zeiten eines Ronſard (Bd. I. S. 456), ſondern, in Folge der Verbeſſerung des Geſchmackes durch Malherbe, dem nationalen Geiſte, freilich in enggezogenen Schranken, freiern Lauf ließ. Die entſprechenden Verdienſte um die franzöſiſche Proſa, wie Malherbe um die Poeſie, erwarb ſich Jean Louis Guez de Balzac (1594—1664) durch ſeine Briefe über

Zeitereigniſſe und durch ſeine moraliſch ſein ſollenden, aber frömmelnden und gegen Ludwig XIII. und Richelieu ſchmeichleriſchen Abhandlungen. Balzac war das Haupt einer Schule von Schriftſtellern, die man nach ihrem Verſammlungsort als das „Hôtel de Rambouillet“ bezeichnete. So kalt und unnatürlich nun dieſe Literatur im Allgemeinen, ſo korrumpirt war auch die ihr entſprechende Kritik. Das hervorragende Talent der beſſeren Dichter fand keine Anerkennung. Es galt nicht als gut, was dem Fühlen des Herzens, der Innigkeit des Empfindens, der Erhabenheit des Fluges der Gedanken entſprang, ſondern was nach der herrſchenden Schablone gemodelt, gepreßt, geglättet, beſchnitten und gemalt war. Dies Letztere beſtimmte die Urtheile der 1635 vom rothbehuteten Miniſter Richelieu geſtifteten Académie française, welche die Dichterwerke mit derſelben nüchternen Kälte prüfte und maß, wie die Kohorten und Legionen von Wörtern, mit denen ſie ihren berühmten Dictionnaire anfüllte. —

Die Dichtungsform, welche im Zeitalter Ludwig's XIV. vorherrſchte und demſelben eigentlich ſein Gepräge gab, war die dramatiſche, und zwar vorerſt die Tragödie. Begründet war dieſelbe als Kunſtwerk, alſo abgeſehen von ihren populären Geſtaltungen (Bd. I. S. 448), durch Jodelle's Kleopatra (1552 aufgeführt), welchem Dichter die unbedeutenderen Garnier, Hardy, Rotrou und Mairet folgten. Den erſten Jünger von Ruf und Talent, welcher Melpomenen huldigte, erblicken wir in Pierre Corneille, genannt le grand (geboren 1606 zu Rouen, geſtorben 1684 zu Paris). Seine dramatiſche Erfahrung war vielſeitig und ſeine Gewandtheit verdient Anerkennung. Er führte ſowol die Tragödie, als die Komödie in Frankreich ein, gab die erſten Gedanken zu dem ſpäter entſtandenen bürgerlichen Drama und ſtellte zuerſt die Regeln der dramatiſchen Dichtkunſt auf, wie ſie nach ihm in Frankreich beobachtet wurden. Das erſte Stück, das ihm Geltung unter dem Publikum verſchaffte, war der „Cid“, größtentheils dem gleichnamigen ſpaniſchen Drama des Guillen de Caſtro, mit Weglaſſung gerade der ſchönſten Stellen, entnommen, aber von ſchöner Sprache. Das Stück wurde in Frankreich beinahe vergöttert und man ſagte lange ſprichwörtlich: c'est beau comme le Cid! Es war wirklich das erſte, welches allgemeineres Intereſſe für das Theater erweckte, was den Neid des ſelbſt dramatiſirenden Kardinals Richelieu ſo ſehr erregte, daß er ein höchſt kühles Urtheil der Akademie darüber veranlaßte, welches ihm jedoch immer noch zu anerkennend war. Von Corneille's ſpäteren Stücken ſpielen die meiſten, dem herrſchenden Geſchmacke folgend, im klaſſiſchen Alterthum. „Les Horaces“, „Cinna“, „Polyeucte“ ſind die geſchätzteſten unter ihnen, künſtlicher, aber nicht ſo zum Herzen ſprechend wie der jener Zeit näher liegende Cid, in deſſen Periode und Vaterland noch ein weiteres Stück Corneille's, „Don Sanche“, ſpielt, doch ſo unbedeutend iſt, wie die übrigen unter ſeinen dreißig Dramen. Dieſelben ſind ſämmtlich, gleich denjenigen aller ſeiner

Nachfolger bis auf die neueſte Zeit, in ſchleppenden, paarweiſe reimenden Alexandrinern geſchrieben, die ſelten hie und da mit anderen Versarten abwechſeln. Was die bei den franzöſiſchen Dichtern ſo beliebten drei ariſtoteliſchen Einheiten der Zeit, des Raumes und der Handlung betrifft, ſo band ſich Corneille in ſeinem erſten Werke nicht ſtreng daran, ſpäter aber immer mehr. Obſchon er überdies an allen jenen Fehlern leidet, die wir als gemeinſame der Literatur jener Zeit genannt haben, findet ſich doch in ſeinen Werken ein belebter, oft ſogar feuriger und kräftiger Dialog, Schwung des Gedankens, und manchmal entringt ſich auch der herrſchenden Kälte zum Trotz eine Äußerung warmen Gefühls. Corneille's hervorragendſte Komödie, wenn auch blos eine ſchwache Ahnung der ſpätern Blüte dieſer Dichtart, war der nach dem Spaniſchen bearbeitete „Menteur". Auch übertrug er die „Nachfolge Chriſti" in franzöſiſche Verſe.

In der Tragödie folgte ihm zunächſt Jean Racine, geboren 1639 zu La Ferté bei Paris, im Janſeniſtenkloſter Port-Royal erzogen, wo man ſtets die Poeſien, die man bei ihm fand, in's Feuer warf, — geſtorben 1699. Wie zu jener Zeit Ludwig XIV. an die Stelle der ſpaniſchen Hegemonie in Europa die franzöſiſche ſetzte, ſo befreite Racine das franzöſiſche Drama von dem ſpaniſchen Schwulſte und Pathos, dem noch Corneille, was auch die Wahl mancher ſeiner Stücke zeigt, gehuldigt hatte, ohne jedoch aus der falſchen Klaſſicität herauszukommen und ſein Talent nationalen Stoffen mit ſelbſtändiger Auffaſſung zuzuwenden. Seine elf Tragödien bewegen ſich, dem herrſchenden Geſchmacke gemäß, faſt ohne alle Ausnahme in den „drei Einheiten" und größtentheils im griechiſchen und römiſchen Leben, dem man jedoch damals, durch eine ſonderbare Grille, Stoffe des Orientes, und zwar nicht nur des alten, ſondern ſogar des neuern, türkiſche und perſiſche, beigeſellen zu dürfen glaubte, aber ja keine europäiſchen des Mittelalters und der Neuzeit. So haben wir von Racine außer ſeinen im Alterthume ſpielenden Stücken: Iphigenia, Andromache, Phädra, Mithridates, Britannicus u. ſ. w., unter welchen „Andromache" eine der Aufnahme des „Cid" ähnliche fand, auch allerdings viele Schönheiten beſitzt, — noch zwei jüdiſche: Eſther und Athalia, welche nach Art des antiken Dramas Chöre auftreten laſſen, und ein türkiſches: Bajazet. Und, ſonderbar, dasjenige Stück, welches noch am meiſten klaſſiſchen Geiſt athmet, ja als das beſte, nicht nur Racine's, ſondern Frankreichs überhaupt bezeichnet werden kann, iſt keines der antikiſirenden, ſondern die bibliſche Athalia, ſein „Schwanengeſang", in welchem herrliche Worte zu Gunſten des unterdrückten Volkes und zur Verurtheilung der herzloſen Bevorzugten glänzen. Und doch fand gerade ſie den wenigſten Anklang. Als ſie, gleich den übrigen Stücken Racine's, 1698 durch die Fräulein des Inſtitutes von Saint Cyr aufgeführt werden ſollte, verhinderten dies Intriguen. 1691 gedruckt, wurde ſie erſt 1702 am Hofe zu Verſailles dreimal aufgeführt, und zwar durch Herren und Damen des Hofes und

einen einzigen beigezogenen Schauſpieler, auf dem Theater aber erſt 1716. Sein Alter brachte Racine zurückgezogen vom Theater zu. Die Gunſt, welche ihm der König und die Maintenon früher bewieſen, hatte zwei Jahre vor ſeinem Tode plötzlich ein Ende; Einige meinen, weil er Scarron, den frühern Gatten der Mätreſſe, getadelt, Andere, weil er ihr ein Gutachten über Verbeſſerung der Lage des armen Volkes überreicht, das der König anmaßend fand. — Racine gilt für weniger erhaben und feurig, aber für vielſeitiger und manigfaltiger, wahrer und tiefer als Corneille. An Geſchmack übertrifft er alle franzöſiſchen Dichter, an Schönheit und Eleganz der Sprache wenigſtens Alle ſeiner Zeit. Seine dramatiſchen Perſonen ſind mehr Menſchen, als Heroen, wie jene Corneille's. Die Rührung, die Erregung des Mitleides ſcheint ſein Hauptzweck geweſen zu ſein; dabei ſpannte er aber die Leſer und Zuhörer durch unendliche Monologe der Sterbenden auf die Folter. Racine ſchrieb auch ein Luſtſpiel: „les Plaideurs," eigentlich eine Bearbeitung der „Weſpen" des Ariſtophanes. Gegen die theaterfeindlichen Einſiedler von Port-Royal, ſeine ehemaligen Lehrer, verfaßte er ſeinen feurigen Brief zur Vertheidigung ſeiner Kunſt, welcher an die Seite der Proviuzialbriefe Pascal's geſetzt wurde, welchen aber Racine durch ſeine „Geſchichte von Port-Royal" gut machte, die man im Gebiete der Proſa ſo ſehr erhob, wie ſeine Dramen im Gebiete der Poeſie.

Unter den übrigen Tragikern der Zeit nennen wir blos Thomas Corneille, den Bruder Pierre's, Nicolas Pradon und Prosper Crebillon den Ältern, welcher förmlich in den Leidenſchaften der Menſchen wühlte und ſich entſchuldigte: Corneille habe den Himmel, Racine die Erde in Beſitz genommen und ſo ſei ihm nur die Hölle übrig geblieben. Die einzelnen Werke dieſer Dichter ſind der Erwähnung nicht werth. Von den franzöſiſchen Tragikern des ſiebenzehnten Jahrhunderts aber kann im Allgemeinen geſagt werden, daß ſie vom klaſſiſchen Drama nur den Stoff, die Einrichtung und die Ausdrucksweiſe entlehnt haben, während ihre Geſtalten nichts weniger als Griechen und Griechinnen, Römer und Römerinnen, Türken, Hebräer u. ſ. w. ſind, ſondern ſchlechterdings nur mit fremden Namen getaufte Franzoſen und Franzöſinnen ihrer Zeit.

Mehr Werth als die franzöſiſche Tragödie, bei all' ihrem Pomp und ihren nicht wegzuleugnenden einzelnen Schönheiten, beſitzt die gleichzeitige Komödie, weil ſie ihren Stoff nicht aus bereits erſchöpften und in früherer Zeit mit mehr Geiſt und Erfolg benutzten Quellen nahm, ſondern aus dem Leben des eigenen Volkes, welches ſonſt noch nicht Gegenſtand der Poeſie geworden war. Die franzöſiſchen Komödien der Zeit Ludwig's XIV. waren dem geſellſchaftlichen Leben entnommen, bald in Proſa, bald in Alexandrinern geſchrieben, an die drei Einheiten gebunden und manchmal zwiſchen den Akten mit Zwiſchenſpielen verſehen, die durch

Muſik und Tanz geſchmückt und nicht ſelten der italieniſchen Polichinell-Komödie nachgeahmt waren. Die Dichtart, von welcher wir ſprechen, hatte jedoch im ſiebenzehnten Jahrhundert nur einen einzigen genialen Bearbeiter, den franzöſiſchen Ariſtophanes, Jean Baptiſte Poquelin, bekannter unter ſeinem angenommenen Schauſpieler- und Schriftſtellernamen Molière, und es iſt bezeichnend, daß einſt Boileau, der größte Kunſtrichter jener Zeit, auf die Frage Ludwig's XIV. nach dem Manne, deſſen ſich das Jahrhundert am meiſten rühmen könne, weder den König ſelbſt, noch Turenne oder Condé, weder Descartes noch Pascal, weder Boſſuet noch Fenelon, weder Corneille noch Racine nannte, ſondern den „Poſſenreißer“ (wie er allgemein hieß) Molière. Die franzöſiſchen Literaturhiſtoriker ſelbſt beſtreiten dieſes Urtheil nicht. Unſer Dichter wurde 1622 zu Paris als Sohn des Tapezierers und Kammerdieners Ludwig's XIII. geboren und lernte ſchon früh das Theater kennen, deſſen großer Verehrer ſein Großvater war. Er ſollte die Rechte ſtudiren, wurde aber in Folge der zunehmenden Schwäche ſeines Vaters berufen, deſſen Stelle zu vertreten, bei welcher Gelegenheit er Richelieu zu Gefallen Schauſpiele einrichtete. Später durchzog er mit einer Theatergeſellſchaft das Land und ließ 1653 zu Lyon ſein erſtes Stück „l'étourdi“ aufführen. So folgte eines dem andern; ſeit 1658 aber ſpielte er in Paris ſelbſt vor dem König und Hofe und einer ausgewählten Zuhörerſchaft und erntete großen Beifall, indem er ſich zugleich als Schriftſteller immer mehr vervollkommnete. Er ſtarb, wie ein Held, in ſeinem Berufe, indem er am Schluſſe einer Vorſtellung ſeines letzten Stückes „le malade imaginaire“, das übrigens mit einer unwahrſcheinlichen Maskerade endet, am 17. Februar 1673 von einem Blutſturze befallen wurde, der ſein Leben in wenig Augenblicken zerſtörte. Seine 32 Stücke ſind von ungleichem Werthe; manche ſind Poſſen ohne beſondern Charakter, manche lebensvolle Darſtellungen irgend einer Schwäche oder Leidenſchaft mit tiefer moraliſcher Tendenz, manche aber ſchlüpfrige Zeitbilder. Die bekannteſten und beliebteſten, außer dem zuletzt genannten, ſind: le cocu imaginaire, l'école des maris, l'école des femmes, les femmes savantes, l'avare, le misanthrope, Tartufe, les fourberies de Scapin, le bourgeois gentilhomme, le mariage forcé u. ſ. w. Die Erfindung ſeiner Stücke iſt gering; ſie ſind größtentheils Nachahmungen, ſowol des Plautus und Terenz, als der Italiener und Spanier oder auch ſeiner Landsleute ſelbſt. Dagegen iſt ſeine Charakteriſtik naturwahr, die Handlung belebt, die Sprache fließend, die Tendenz, wo eine ſolche vorwaltet, ſcharf einſchneidend. Obſchon Höfling, ſcheute er vor der Brandmarkung keiner hochſtehenden Klaſſe zurück; beſonders die Adeligen, die Hofleute, die Reichen, die Geiſtlichen und die Ärzte waren es, welche ſeine Geißel zu fühlen hatten und gegen deren Rache ihn die Gunſt des Königs ſchützte, gegen welchen er allerdings die niedrigſte Schmeichelei zur Schau tragen mußte. So iſt er der Schöpfer

des Charakterluſtſpiels, mit Inbegriff von deſſen neueſten Wandelungen, geworden; denn es konnte nicht ohne Einfluß bleiben, daß er unter allen Dichtern ſeiner Zeit am meiſten Denker und tief in die Grundſätze der Philoſophie des Descartes eingeweiht war. Seine Einwirkung auf die Nachwelt iſt daher viel tiefer und bleibender, als diejenige der ganzen, außerhalb Frankreichs beinahe vergeſſenen Pſeudo-Klaſſicität.

Unter den übrigen Luſtſpieldichtern der Zeit nennen wir: Jean François Regnard (1657—1710), welcher in Alger gefangen geweſen und eine Reiſe nach Lappland mitgemacht und deſſen beſtes Stück „le joueur" iſt, Le Grand, bekannt durch „le roi de Cocagne", und Michel Baron, der Molière's Freund und der beliebteſte Darſteller von Racine's Helden war. Viele Andere ſind vergeſſen.

Als eine Abart des Dramas wurde unter Richelieu die Oper aus Italien in Frankreich eingeführt und 1669 in Paris das erſte Opern-theater errichtet, für welches Philipp Quinault (1635—88) ſeine heroiſchen Opern dichtete, während ſich zugleich aus der Volkspoeſie die komiſche Oper entwickelte.

Auch in der Fabel hat unſere Periode einen der größten Namen aufzuweiſen in Jean de Lafontaine. Er war 1621 zu Château-Thierry geboren, erhielt eine vernachläſſigte Erziehung und wurde erſt im zwanzigſten Jahre durch eine Ode Malherbe's auf den Gedanken gebracht, daß er auch Dichter ſei. Er vertiefte ſich in den Genannten und deſſen Zeitgenoſſen, zog ihnen aber die italieniſche Literatur vor, in welcher ihn beſonders Machiavelli anſprach. Eine der Nichten Mazarin's (oben S. 92), die Herzogin von Bouillon, die in ſeiner Heimat als Verbannte lebte, ermunterte ihn und führte ihn nach Paris, wo ihn Fouquet (S. 95) beſchützte, bei deſſen Sturz er ſich bei dem König in Verſen für ihn zu verwenden den Mut hatte, was ihm jedoch den Hof des Deſpoten verſchloß. Dafür nahmen ſich andere hochſtehende Perſonen, wie die Condé, Conti, Vendome u. A. ſeiner an, und im Aſyl bei Madame de la Sablière ſchrieb er ſeine Fabeln, hundert an der Zahl, welche den Menſchen ſchildern wie er iſt, und die er daher ein Drama in hundert Akten nannte. Es folgten einige größere dem Ovid nachgeahmte Gedichte mythologiſchen Inhalts und einige Komödien nach dem Muſter des Terenz. Weniger gelungen und weniger moraliſch ſind ſeine „Contes", obſchon ſein Leben über jeden Vorwurf erhaben war; er ſchloß es 1695. Leider gehörte er, gleich Racine und Boileau, zu Jenen, welche aus falſch verſtandener Religioſität und Vaterlandsliebe die Aufhebung des Edikts von Nantes billigten.

Im Gebiete der didaktiſchen Poeſie treffen wir gleich den eigentlichen Geſetzgeber der franzöſiſchen Dichtkunſt, Nicolas Boileau-Despréaux, 1636 zu Paris in dem Zimmer geboren, in welchem die Satire Menippée (Bd. I. S. 457) entſtanden war. Er wurde Advokat, fand

jedoch an diesem Berufe solches Mißfallen, daß er ihn zum Ärger seiner Familie verließ, übernahm, um sich der Poesie widmen zu können, eine geistliche Stelle, die er aber wieder verkaufte, und lebte dann ganz der Literatur. Sein erstes Werk, eine Reihe von Satiren, erschien 1666. Ihm folgten seine Episteln und dann, um in Allem Horaz nachzuahmen, die Art poétique, welche alle Dichtungsformen, nur mit auffallender Ausnahme der Fabel, behandelte und von nun an der unumstößliche Codex der französischen Poesie war. Darauf kam das komische Epos „le lutrin“ (das Kirchenpult), welches die niedere Geistlichkeit lächerlich macht, an Inhalt aber leer ist und dessen Witz höchst gezwungen erscheint, — übrigens eine Nachahmung von Tassoni's geraubtem Eimer (Bd. I. S. 473). Weniger bedeutend sind seine Oden und Epigramme. Er starb 1711. Es fehlte nicht an Opposition gegen seine Autorität, besonders im achtzehnten Jahrhundert, aber es traten stets wieder Bewunderer und Vertheidiger für ihn auf. Mit Racine schrieb er gemeinsam eine Lobhudelei der Feldzüge Ludwig's XIV. Fantasie fehlte ihm sowol, als inneres dichterisches Gefühl; dagegen ist seine Sprache korrekt und fließend und er hat das Verdienst, die französische Sprache von allen Einflüssen ihrer Schwesteridiome, welche trotz Malherbe's Bemühungen stets wieder aufgetaucht waren, und von den immer noch spukenden Ronsardiaden befreit zu haben, indem er sie einzig und allein ihrer Mutter, dem Lateinischen, folgen lehrte, in welchem Streben ihn namentlich die cartesianische Philosophie bedeutend unterstützte. Er war es daher vorzüglich, welcher der Herrschaft früherer Modedichter in korrumpirter Sprache ein Ende machte und die Blüte der Diktion herbeiführte, welche in Corneille's besseren, in Racine's, Molière's, Lafontaine's und der Späteren sämmtlichen Werken bewundert wird. Es gelang ihm um so besser, als Ludwig XIV. sein Wirken nach Kräften beförderte Gegen arme oder zurückgesetzte Dichter benahm sich Boileau höchst liebreich und uneigennützig und er war es besonders, welcher zu Gunsten des alten und armen Corneille bei dem König einschritt.

Die lyrische Poesie führt uns zu einem Dichter, welcher sowol dem Zeitalter Ludwig's XIV., als dem achtzehnten Jahrhundert, doch mehr dem erstern, angehört. Jean Baptiste Rousseau, den wir meinen, war 1670 als Sohn eines Schusters in Paris geboren und schrieb erst ohne Erfolg Komödien und Operntexte. Erst die Lyrik, welcher er sich später widmete, verschaffte ihm Ruf, und er sollte eben, der öffentlichen Stimme gemäß, als Boileau's Nachfolger in die Akademie treten, als höchst beleidigende und sogar unsittliche Gedichte mit Angriffen gegen die angesehensten Schriftsteller, Staatsmänner und Feldherren erschienen, welche ihm zugeschrieben wurden. Seine Vertheidigung nützte nichts; er mußte Frankreich verlassen und starb 1741 nach dreißigjähriger Verbannung in Brüssel. Er schrieb schöne, aber frostige Oden, Kantaten und Psalmen in

dem unter Ludwig XIV. herrſchenden religiöſen Geiſte, nach ſeiner Verbannung aber mehr im negativen des „philoſophiſchen“ Jahrhunderts, obſchon er mit Voltaire lange in heftigem Streite lag. Seine Epigramme, Epiſteln und Allegorien ſind „ohne Geiſt, Erfindung und Anmut.“

Auf dem Gebiete des Romans finden wir das ſiebenzehnte Jahrhundert noch lange in den ſchlechten Geſchmack vernarrt, welchen die langweiligen Seladoniaden des Honoré d'Urfé u. A. (Bd. I. S. 458) genährt hatten. Beſonders fruchtbar in dieſer Gattung von Roman-Ungeheuern, welche namentlich das Hotel de Rambouillet unterſtützte, Molière's „Précieuses ridicules“ aber perſifflirten und Boileau endlich tödtete, war Marin le Roi de Gomberville (welcher ſich hochtrabend „Thalaſſius Baſilides de Gombervilla“ nannte) und das Fräulein Madeleine de Scuderi (1607 bis 1701), welche in ihrem Romane „Cyrus“ aus dieſem Helden einen ſchmachtenden Hirten machte und in Folge ihrer „Clélie“ als Muſe und Sappho gefeiert wurde. Ein ſpäterer Romandichter und Epiker zugleich war Paul Scarron, der Gemahl der Maintenon, 1610 in Paris geboren, mit dreißig Jahren in Folge von Ausſchweifungen bereits die Form eines S darbietend, dabei aber ſtets vergnügt, um 1660 geſtorben. Er ſchrieb eine Traveſtie der Äneis, eine „Gigantomachie“, mehrere Komödien in ſpaniſchem Geſchmacke und, was das Beſte, einen komiſchen Roman, welcher ſchlechtweg den Titel „Roman comique“ führte und von Boileau gern geleſen wurde. Den ſogenannten modernen Roman begründete in Frankreich Madame de La Fayette (1632—93), welche zuerſt wahre und wirkliche Gefühle in dieſe Dichtungsform brachte. Ihr folgten erſt nur Damen in dieſem Beginnen, während ſonderbarer Weiſe die Männer ſich in den Dienſt des Märchens begaben, Charles Perrault die mitteleuropäiſchen Volksmärchen, Antoine Galland die Tauſend und Eine Nacht bearbeitete und der Schotte Anton Hamilton als Flüchtling in Frankreich und in deſſen Sprache eigene Märchen ſchuf. Den berühmteſten Roman des Zeitalters Ludwig XIV., den einzigen noch immer, wenn auch nur in der Schule, geleſenen, ſchrieb der Prieſter Fenelon, welcher auf dem Schloſſe dieſes Namens an der Dordogne, 1651 unter dem vollen Namen François Salignac de La Mothe-Fenelon geboren war. Als Religionslehrer der freiwillig oder gewaltſam konvertirten Huguenotentöchter ſchrieb er ein wichtiges pädagogiſches Werk „über die Erziehung der Mädchen“, das mit Unrecht durch Rouſſeau's Emil in Vergeſſenheit gerathen iſt. Im Jahre 1689 wurde ihm die Erziehung des Herzogs von Burgund, Enkels Ludwig XIV. und Vaters Ludwig XV., anvertraut. Er ſchrieb für ihn zuerſt Fabeln, dann Todtengeſpräche nach Lucian, in welchen er franzöſiſchen Königen, wie Franz I. und Heinrich IV., kräftige Ausſprüche gegen Unterdrückung und Schmeichelei in den Mund legte, wie er auch 1694 dem ſtolzen Könige ſelbſt ſchrieb: ſein Herz verkehre ſich immer mehr in Mißtrauen und Selbſtſucht und das Land verarme durch den

Glanz des Hofes, welchen Brief aber der König natürlich nicht erhielt. Seine Ernennung zum Erzbischof von Cambrai (1695) entfernte ihn von seiner Erzieherstelle nicht ganz. Das wichtigste Buch, das er in dieser Eigenschaft schrieb, und zwar bald nach seiner Beförderung, war das bereits angedeutete: les Aventures de Télémaque, nach einer Episode der Odyssee, aber mit Ausdehnung der Reisen jenes Fürstensohnes auf Syrien, Ägypten, Kreta, Italien u. s. w., ja sogar in die Unterwelt und das Elysium. Der Zweck des Buches sind gute Lehren für angehende Fürsten und Staatsmänner; seine schnelle und starke Verbreitung verdankt es dem Umstande, daß man in allen Theilen Anspielungen auf die Zeit und ihre Genossen suchen wollte, seine dauernde Beliebtheit aber hat ihren Grund in der anziehenden Abwechselung von Abenteuern, in dem schönen Stile und in der unter allen französischen Schriftstellern treuesten Wiedergabe des klassisch-antiken Geistes. Der Telemach wurde 1699 wider Wissen und Willen des Verfassers gedruckt. Da nun zu derselben Zeit Fenelon durch seine (oben S. 220) erwähnte Verbindung mit der Frau Guyon in die quietistischen (gewissermaßen katholisch-pietistischen) Ansichten von der alleinigen Wirksamkeit der reinen Liebe versunken war und davon trotz aller Zumutungen nicht lassen wollte, vielmehr sie in seinem Werke „Des maximes des Saints" vertheidigte, so war die Folge davon, daß er von dem, zugleich durch die Wahrheiten im Telemach verletzten Hofe verbannt und seines Erzieheramtes entsetzt wurde, ja sogar der Papst Innocenz XII. den Bann gegen ihn schleudern mußte, dem jedoch Fenelon durch seine Unterwerfung zuvorkam. In seinen politischen Ansichten aber wurde er immer entschiedener, trat in seinen Briefen sogar für konstitutionelle Beschränkung des Königthums auf und machte auf die durch die fortwährenden Kriege herbeigeführte Verarmung und Verödung des Reiches aufmerksam; er verlangte geradezu Frieden und eine Notablenversammlung, ja endlich sogar eine Volksvertretung, Verminderung des Heeres und Sparsamkeit im Hofhalte. Viel weniger freisinnig als in politischer (s. übrigens oben S. 441), war Fenelon in religiöser Beziehung, besonders seit er Erzbischof war; vorher benahm er sich noch duldsamer, — seitdem aber billigte er durchaus die Schritte gegen die Jansenisten und Huguenoten. Kurz vor dem Könige, 1715, starb er, ohne daß derselbe ihm verziehen hätte, wogegen sein Zögling bis zu dessen Tode mit innigster Liebe an ihm gehangen hatte und in Korrespondenz mit ihm geblieben war.

An Fenelon schließen sich, weil er selbst zu ihnen gehört, die Kanzelredner jener Zeit. Ihr Patriarch war Jacques Benigne Bossuet, 1627 zu Dijon geboren, seit 1652 Chorherr in Metz und oft in Paris predigend, dann Bischof von Condom, 1670—1681 Lehrer des Dauphin, nachher Bischof von Meaux, gestorben 1704. Seine kirchlich-politische Wirksamkeit kennen wir bereits (oben S. 217 und 440); auch war er es, welcher Fenelon wegen des Quietismus angeklagt, seine

Verdammung erwirkt und ſeine „Maximen“ heftig bekämpft hatte. — Unter ſeinen Werken ſind die geſchätzteſten ſeine die Vergnügungsſucht des Hofes niederſchmetternden Predigten, ſeine unübertroffenen, ergreifenden Leichenreden und ſein Discours sur l'histoire universelle. Er nahm keinen Anſtand, dem Könige von der Kanzel die Wahrheit zu ſagen und erinnerte ihn deutlich an das Schickſal eines Belſazar, Nero und Domitian. Gegen die Reformation ſchrieb er ſeine Histoire des variations und anderes, für die gallikaniſche Kirche ſeine „Vertheidigung“ derſelben, für den Katholizismus ſeine Exposition de la doctrine catholique u. ſ. w. Er hatte Turenne und andere hervorragende Proteſtanten bekehrt. Die Zahl ſeiner Schriften beträgt 54. — Nachdem (ſchon 1669) Boſſuet die Kanzel verlaſſen, beſtieg dieſelbe der Jeſuit Louis Bourdaloue, geboren 1632 zu Bourges, ein unerbittlicher Kämpe ſeiner Kirche, öfter als je ein Anderer, beſonders für die Advent- und Faſtenzeiten, an den Hof berufen, wo er vor der Monteſpan ungeſcheut über den Ehebruch predigte. Er ſtarb 1704 zu Paris. Mit Boſſuet und ihm wetteiferten noch Flêchier, Biſchof von Nimes (der Grabredner Turenne's), und Maſcaron, Biſchof von Agne. Der letzte dieſer mächtigen Wortführer Roms war Jean Baptiſte Maſſillon, 1663 zu Hières geboren, ſeit 1696 Seminarlehrer und Prediger in Paris, 1699 Hofprediger in Verſailles, als welcher er den König durch Verdammung des Krieges endlich ſo erweichte, daß dieſer ihm geſtand, mit ſich ſelbſt unzufrieden zu ſein, und 1715 in der Leichenrede auf den todten Deſpoten die dieſen verurtheilenden Worte: „Gott allein iſt groß“ auszuſprechen wagte. Seit 1717 Biſchof von Clermont, ſtarb er dort 1742.

In der familiären Beredſamkeit, dem Briefe, hat das Zeitalter, welches uns beſchäftigt, eine einzige Berühmtheit aufzuweiſen, und zwar eine Dame. Es iſt dies Marie de Rabutin-Chantal, Marquiſe von Sevigné, 1627 im Schloſſe Bourbilly bei Semur geboren, 1644 Gattin des Marſchalls Sevigné, mit dem ſie unglücklich lebte, der aber 1651 im Duell getödtet wurde, geſtorben 1696. Sie war am Hofe beliebt, ein Zierde des Hotel Rambouillet und eine Beſchützerin Verfolgter, ſelbſt Solcher, die es verdient hatten, wie des Kardinals Retz und des Miniſters Fouquet. Ihren Ruhm verdankt ſie den an ihre Tochter, Madame de Grignan, geſchriebenen Briefen, deren Veröffentlichung ſie nicht beabſichtigte, welche aber an Tiefe der Gefühle, Anmut der Darſtellung und unbefangener Beurtheilung ihrer Zeit und der in ihr auftretenden Perſonen, Charaktergruppen und Literaturwerke nicht ihres Gleichen haben. Auch die in der Sammlung befindlichen Antwort-Briefe der Tochter ſind der Mutter würdig.

Wir gelangen zu einer Gruppe von Schriftſtellern, welche nicht ein gemeinſames und abgeſondertes Feld der Literatur bebauten, ſondern nur darin übereinſtimmten, daß ſie in ihren verſchiedenen, meiſt proſaiſchen

Schriften eine bedeutende Einwirkung auf die moraliſchen, religiöſen und philoſophiſchen Anſichten ihrer Zeit ausübten, ohne jedoch, bei dem Mangel an aller Spekulation und beſtimmten Tendenz und bei ihrer populären und mehr künſtleriſchen als wiſſenſchaftlichen Schreibweiſe, zu den Philoſophen und Aufklärern gerechnet werden zu können. Als den Älteſten unter ihnen nennen wir zuerſt Charles Marquetel de Saint-Denis, Herrn von Saint-Evremont, geboren 1613 bei Coutances, geſtorben 1703, deſſen Leben im Felde, am Hofe und in der Verbannung hinfloß, die er wegen einer Satire unter Mazarin erlitt und in England und Holland zubrachte. Er wurde in der Weſtminſterabtei beſtattet. Seine Werke beſtehen in Briefen, Geſprächen, Abhandlungen u. dergl. Er bekämpfte darin unter Anderm die Jeſuiten, deren Heuchelei und Herrſchſucht er in ſatiriſcher Weiſe aufdeckt. Das innere Weſen der Religion ſucht er in den guten Sitten, ſtatt im Glauben, und erhebt das Chriſtenthum hoch wegen ſeiner Sittenlehre. — Der Herzog Franz von La Rochefoucauld, geboren 1613, geſtorben 1680, zeichnete ſich weder in den politiſchen Intriguen der Fronde, in die er ſich einließ, noch im Felde aus; aber er ſchrieb die berühmten Maximes, welche als eine Fortſetzung des Wirkens Montaigne's und Pascal's angeſehen werden. Es ſind pſychologiſche Betrachtungen über die verſchiedenen Formen der Selbſtſucht, wie ſie ſich in den Laſtern der Menſchen äußert. In allen menſchlichen Thaten ſah er nur Egoismus, was offenbar eine Folge ſeiner bitteren Lebenserfahrungen war; aber ſein Buch iſt durch kräftige, elegante und klare Sprache ausgezeichnet. — Ein Mitſtrebender von ihm war ſein jüngerer Zeitgenoſſe Jean de La Bruyère, 1644 in der Normandie geboren, Schatzmeiſter zu Caen, Geſchichtelehrer des Herzogs von Bourgogne, Mitglied der Akademie, 1696 zu Verſailles am Schlage geſtorben. Sein Buch „Caractères“ enthält Schilderungen von Menſchen in ihrem Innern und Äußern und verhält ſich zu den „Maximen“ ſeines Vorgängers wie die Praxis zur Theorie; La Bruyère läßt ſich aber durch ſein Auftreten gegen die Sitten ſeiner Zeit nicht zu dem Peſſimismus La Rochefoucauld's verleiten, obſchon er mit ihm in materialiſtiſcher und ſkeptiſcher Geſinnung übereinſtimmte. — Der gegenwärtig behandelten und der folgenden Periode zugleich gehört Bernard Le Bovier de Fontenelle an (geboren 1657 zu Rouen, geſtorben in dem ſeltenen Alter von hundert Jahren zu Paris). Nachdem er bei den Jeſuiten ſtudirt, Advokat geworden und ohne Erfolg ſich dem Theater gewidmet, ſo daß Racine, dem er als Neffe Corneille's gegenübertreten zu können geglaubt hatte, den Urſprung des Auspfeifens von ſeinen Stücken herleitete; — ließ er 1686 das erſte ſeiner bedeutenderen Werke erſcheinen, die Entretiens sur la pluralité des mondes, worin er die Grundſätze des Carteſius und die Entdeckungen des Copernicus populariſirte. Noch in demſelben Jahre veröffentlichte er die Rélation de l'île de Bornéo, welche unter dem Bilde

zweier Schwestern Mero und Enegue (Rome und Genève) die Streitigkeiten zwischen Katholizismus und Protestantismus persifflirte. Im nächsten Jahre schrieb er die Histoire des Oracles, eine Streitschrift gegen Priestertrug aller Zeiten, für welche er in die Bastille kommen sollte, als er sich durch Lobgedichte auf die Jesuiten und die Verfolgung der Protestanten loskaufte. Von da an leistete er nichts Nennenswerthes mehr als die Eloges von Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften, deren Sekretär er seit 1699 war.

Noch bleibt uns von der Nationalliteratur zur Zeit Ludwig's XIV. und der vor ihm regierenden beiden Minister-Kardinäle die historische Thätigkeit zu erwähnen. In der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts schrieb André Duchesne (1584—1640) über die Alterthümer der französischen Geschichte, deren „Vater" er genannt wird, Charles Lecointe (1611—81) die Annalen der französischen Kirchengeschichte, Charles Du Fresne, Herr Du Cange (1610—88) die Geschichte des byzantinischen Reiches, Eudes de Mezerai (1610—83) die Geschichte Frankreichs, der Jesuit Louis Maimbourg die Geschichte der Kreuzzüge, — während die Dame Françoise von Motteville und der Kardinal von Retz (ursprünglich Paul de Gondi, 1614—79) ihre Memoiren verfaßten. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ragten als Materialiensammler hervor: Etienne Baluze (1630—1700) durch Sammlung der fränkischen Kapitularien und der Koncilien, Jean Mabillon aus Reims (1632 geboren) durch schätzbare Werke über Diplomatik und Klostergeschichte, Bernard Montfaucon (1655—1741) durch sein Prachtwerk über das Alterthum und seine Monumente der französischen Monarchie, Claude Fleury durch seine Kirchengeschichte. Memoiren schrieben der Graf von Bussy-Rabutin, Verfasser einer Skandalchronik unter dem Titel „Histoire amoureuse des Gaules" und eines kriecherischen Panegyrikus auf den vierzehnten Ludwig, des Letztern Tante, Mademoiselle de Montpensier (1627—93), der Jesuit d'Avrigny, der Admiral Duguay-Trouin (1673—1736) und der Marquis von Dangeau, Höfling Ludwig's XIV. Eigentliche Geschichtschreiber waren: Henri de Boulainvillers (1678—1722), ein Verehrer des Feudalwesens und Verfasser französischer Geschichten, sowie eines Lebens Mohammeds, der Abbé Dubos, dem Vorigen gegenüber ein Verfechter der Staatseinheit und absoluten Monarchie, welcher mehr der einheimischen, der Abbé Saint-Real, welcher mehr der ausländischen Geschichte lebte, Paul de Rapin-Thoiras, Verfasser einer Geschichte Englands, René Aubert de Vertot (1655—1735) einer solchen des Malteserordens und der Umwälzungen Roms, u. s. w.

Eine genaue Kenntniß und gewissenhafte Sichtung der Quellen war der ganzen Periode noch unbekannt, ebenso eine unbefangene Darstellung der Thatsachen, indem man je nach Neigung dem König, dem Adel oder

der Kirche ſchmeichelte. Auch auf dieſem Gebiete herrſchte, wie auf jenem der Poeſie, vor Allem das Beſtreben, die Formen des klaſſiſchen Alterthums ſich anzueignen, ohne in deſſen Geiſt einzudringen. Einen tiefern Blick als alle die genannten Werke verräth, abgeſehen vom kirchlichen Standpunkte, Boſſuet's bereits erwähnter Abriß einer allgemeinen Geſchichte. Unter den Memoiren ſind die ausgezeichnetſten jene des Kardinals von Retz, welcher ſeine Zeit von einem höhern Standpunkte und mit vorurtheilsfreierm Auge betrachtete und mit kräftigem, lebensvollem Stile malte, ſo daß er als Schriftſteller ſich entſchieden größere Verdienſte erwarb, als durch ſeine ſchwankende und leichtfertige Rolle in den politiſchen Ereigniſſen der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

B. Die franzöſiſche Nationalliteratur im achtzehnten Jahrhundert.

Wir gelangen zur ſchöngeiſtigen Thätigkeit eines Zeitraums und Landes, deren hervorragenden literariſchen Thaten wir bereits in der Darſtellung der Philoſophie und Aufklärung jener Zeit, welche ſich um Voltaire und die Encyklopädiſten gruppirt (oben S. 330 ff.), der pädagogiſchen Grundſätze Rouſſeau's (S. 397) und der rechtsphiloſophiſchen Montesquieu's und des Letztgenannten (S. 443) die gebührende Berückſichtigung zu Theil werden ließen, ſo daß dieſes Kapitel unſeres Buches gewiſſermaßen eine Vervollſtändigung der angeführten bilden wird.

Das achtzehnte Jahrhundert in literariſcher Beziehung beginnt, wie Villemain ſagt, mit dem Erſtehen einer Oppoſition gegen den monarchiſchen Glanz Ludwig's XIV., gegen die religiöſe Herrſchaft eines Boſſuet und gegen die klaſſiſche Autorität des Alterthums, deren erſte literariſche Bekämpfer Bayle (oben S. 315), Fontenelle, Perrault u. A. waren. Noch ſchärfer indeſſen wirkte das Beiſpiel Englands ein, deſſen freiere Verfaſſung den Gebildeten Frankreichs ein Ideal gegenüber ihrer abſoluten Monarchie, deſſen Freidenker Freiſchaaren gegen die gallikaniſch-römiſche Hierarchie, deſſen Milton ein ſpitzer Pfahl in's fade Fleiſch der nachgemachten Klaſſicität wurde. Dieſe engliſche Bewegung, die wir theils ſchon kennen gelernt haben (oben S. 319 ff.), theils noch kennen lernen werden, war eine förmliche Invaſion ſiegender Heere in das Reich des bisherigen franzöſiſchen Geſchmacks. Die engliſche Preßfreiheit und Jury wurden ſchreiende Vorwürfe gegen die franzöſiſche Cenſur und die lettres de cachet der dortigen Kabinetsjuſtiz. Die Philoſophen und Aufklärer nahten heran, die unterdrückten Janſeniſten und Huguenoten zu rächen, und ihr General war der nicht gerade mutige, aber aus Hinterhalten ſcharf einhauende Voltaire, welcher die engliſchen Vorbilder, dieſe Nachfolger der mißverſtandenen griechiſchen und römiſchen, an der Quelle ſtudirt

hatte. Wir kennen bereits ſeine philoſophiſche und ſociale Thätigkeit; wir haben ihn noch als Dichter zu betrachten.

Voltaire hat ſich in ſämmtlichen Dichtungsarten verſucht, in keiner aber den Beruf zum Dichter an den Tag gelegt. Seine Poeſien ſind der Reflexion und Rhetorik, nicht der Fantaſie und dem Gefühle entſprungen. Am meiſten mit ſeiner ſchon betrachteten Eigenſchaft als Philoſoph hängen ſeine lyriſchen und didaktiſchen Gedichte zuſammen, weil er in denſelben ſeine ſpekulativen und aufkläreriſchen Anſichten niederzulegen liebte. Wir nannten bereits das Gedicht über das Erdbeben von Liſſabon, wir erwähnen ferner dasjenige „sur la loi naturelle“ und die Ode an die Freiheit, am Genferſee gedichtet, welche beginnt:

Mon lac est le premier; c'est sur ses bords heureux
Qu'habite des humains la déesse éternelle,
L'âme des grands travaux, l'objet des nobles voeux,
Que tout mortel embrasse ou désire on rappelle,
Qui vit dans tous les coeurs, et dont le nom sacré
Dans les cours des tyrans est tout bas adoré,
La liberté!

Schon in ſeinen Jugendgedichten über den Verfall Frankreichs und über die Ungerechtigkeiten der Juſtizkammer hatte er nicht nur die Freiheit beſungen, ſondern ſogar zur Erhebung für ſie aufgefordert. Seine humanen Grundſätze überhaupt verkündete er in der Épître à un homme und im Gedichte „le temps présent“. Für geiſtige Freiheit trat er ein in dem Lehrgedichte „Épître sur la philosophie de Newton“, wo die Verſe wirklich erhaben ſind:

Dieu parle, et le chaos se dissipe à sa voix:
Vers un centre commun tout gravite à la fois,
Ce ressort si puissant, l'âme de la nature,
Etait enseveli dans une nuit obscure;
Le compas de Newton, mesurant l'univers,
Lève enfin ce grand voile, et les cieux sont ouverts!

Der epiſchen Poeſie hat er zwei große Gedichte, aber von zweifelhaftem und vergänglichem Werthe geſchenkt, — ein ernſtes und ein komiſches. Das erſtere zeugt von der erzwungenen Nachahmung des Alterthums, welcher auch das Epos Rechnung tragen ſollte, während Voltaire's Heldengedicht, welches 1723 zu Genf unter dem Titel „La Ligue ou Henri le Grand“ erſchien und ſpäter „La Henriade“ genannt wurde, — nicht nur mit den großartigeren epiſchen Leiſtungen anderer Völker keinen Vergleich aushält, ſondern ſelbſt hinter einem Lucanus zurückbleibt. Die Sprache und die vorwaltende Tendenz der Freiheit und Toleranz ſind das Einzige, was an der Henriade zu loben iſt. Das Gedicht zählt zehn Geſänge, beſteht aus Alexandrinern und enthält die Thaten Heinrich's IV. von ſeinem Bunde mit ſeinem Vorgänger bis zu ſeiner

Thronbesteigung. Noch unglücklicher aber ist Voltaire's Versuch eines komischen Epos ausgefallen. Schon 1730 begonnen, erschien es erst 1755 ohne sein Wissen und erst 1762 durch seine eigene Veranlassung. Es heißt „La Pucelle d'Orleans" und macht die Thaten der Jeanne Darc nicht nur lächerlich, sondern zieht diese reine Erscheinung sogar in den Koth des niedrigsten Treibens herab, und zwar in der schlüpfrigsten, gemeinsten Sprache. Zugleich werden darin die herrschenden Zustände, welche allerdings nicht besser waren, als das Gedicht, besonders das Mätressenwesen, sowie der katholische Wunderglaube persifflirt. Die Verse sind fünffüßig mit wechselnden Reimen.

Der Romane Voltaire's, welche keinen poetischen, sondern ausschließlich philosophischen Werth haben, gedachten wir bereits (oben S. 334).

Endlich zur dramatischen Poesie Voltaire's übergehend, finden wir ihn noch vollständig in der Schule Corneille's und Racine's befangen, ohne jedoch einen dieser beiden Meister zu erreichen. Er vermochte nicht, sich von der falschen Klassicität loszureißen, obschon es ihm nicht an dem Streben fehlte, über den Zauberkreis derselben hinauszugehen, was er bewies, indem er auch Stoffe des europäischen Mittelalters und der Neuzeit wählte. Auch erlaubte er sich die Neuerung, Stücke ohne Liebschaften zu schreiben, worauf er sich viel zugute that; — was aber noch wichtiger war, ist, daß er es wagte, in seinen Stücken offen und unentwegt für die Grundsätze der neuern Zeit Partei zu nehmen, gegen Despotendruck und Pfaffentrug zu eifern, so daß er hierin gerade das Gegentheil seiner frommen und unterthänigen Vorgänger darbietet. Seine bedeutendsten Dramen sind: Ödipus, Semiramis, der Tod Cäsar's, Brutus, das gerettete Rom, Mahomet, Tankred, Zaire, Alzire, die Waise von China. Interessant ist sein Verhalten zu den Antiken und zu Shakespeare. Erstere kannte er nicht und hielt sie für eine abgethane Sache, die keiner Berücksichtigung mehr werth sei. Den großen Briten aber nannte er einen betrunkenen Wilden, einen Hanswurst in Lumpen, einen plumpen Seiltänzer, einen jämmerlichen Affen, einen Dichter für den Pöbel u. s. w., Alles, weil ihm der französische Geschmack und die genaue Befolgung der Regeln Boileau's mangelte, während er doch zu gleicher Zeit manche Schönheit in seinen Werken anerkannte und dieselben sogar benützte, ja seinen Cäsar übersetzte und selbst (doch in zwei Stücken) nachbildete. —

Auch als Geschichtschreiber trat der vielseitige Voltaire auf, und seine historischen Bücher können mit mehr Recht als irgend welche andere mit der Poesie zusammengestellt werden, namentlich mit Voltaire's reflektirender Poesie. Seine bedeutendsten Werke über politische Geschichte sind: die klare und anziehende, aber oberflächliche Geschichte Karl's XII. von Schweden, die Geschichte Rußlands unter Peter dem Großen, und die nüchternen Annales de l'Empire; die philosophisch gehaltene Histoire universelle, später betitelt „Essay sur l'esprit et les moeurs des nations",

ein antipodiſches Gegenſtück zu Boſſuet's oben genanntem hiſtoriſchen Buche, iſt dagegen der Kulturgeſchichte gewidmet, über welche dies Buch mit ſeinen umfaſſenden Überblicken und Betrachtungen ein damals noch neues Licht verbreitete, wie es auch den Anfangspunkt der neuern hiſtoriſchen Kritik bezeichnet; ſpeziellere Zwecke verfolgt das in blühendem Stile geſchriebene Siècle de Louis XIV.; es gelang Voltaire jedoch nicht, mit ſeinem Précis du Siècle de Louis XV. der letztern Benennung Bahn zu brechen. Auch die Rechtsgeſchichte bedachte er in ſeinem Buche über das Parlament von Paris.

Zu den Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts, welche mehrere Dichtungsformen bearbeiteten, gehört auch Diderot, den wir als Philoſophen bereits kennen (ſ. oben S. 345). Er begann auf poetiſchem Gebiete 1748 mit dem fantaſtiſchen, in einer Märchen- und Ideenwelt ſich bewegenden und dennoch langweiligen Jugendromane „les Bijoux indiscrets“. Nicht viel beſſer ſind die Dramen, mit denen er ſich ſeit 1757 beſchäftigte, „le fils naturel“ und „le père de famille“, bald nüchterne, bald ſchwülſtige Familiengemälde. Doch erlangte das zweite zu ſeiner Zeit großen Beifall und ward das Vorbild der ſpäteren unzähligen Rührſtücke. Später ſchrieb Diderot die drei dichteriſchen Erzählungen „Jacques le Fataliste“, „la Réligieuse“ und „le Neveu de Rameau“. Die erſte iſt ein Abklatſch von Voltaire's Candide, die zweite eine unvollendete Streitſchrift gegen die Klöſter, die dritte ein (von Goethe überſetztes) Charaktergemälde; alle drei ſind Früchte des Studiums der engliſchen Romanſchule. Origineller erſcheinen Diderot's kleinere Erzählungen, die „Petits Papiers“.

Wir wenden uns zu dem Heere derjenigen Schriftſteller, welchen keine Vielſeitigkeit vergönnt war, und zwar zuerſt zu den Bearbeitern der lyriſchen und didaktiſchen Poeſie. Louis Racine, der Sohn des großen Tragikers (1692—1763), ſchrieb ein großes Lehrgedicht „la Religion“, in welchem er Gott, die Offenbarung und das Chriſtenthum vertheidigte und die Ungläubigen bekämpfte, auch Oden in demſelben Geiſte, und das Leben ſeines Vaters. Auch überſetzte er Milton's verlorenes Paradies. Geiſtliche und philoſophiſche Lieder veröffentlichte ferner Jean Jacques Lefranc de Pompignan (1709—1784), auch ein Feind der Aufklärung, beſonders Voltaire's. Ein weiterer lyriſcher Dichter, dem die Unſterblichkeit nicht vergönnt war, iſt Ecouchard Lebrun (1729—1807), ſo künſtlich auch ſtets und ſo erhaben auch oft ſeine Oden waren und ſo eifrig er nacheinander, ohne zu erröthen, die Bourbonen, die Revolution, das Konſulat und das Kaiſerreich beſang. Der Odendichter Malfilâtre (1733—1767) ſtarb in jungen Jahren in Folge von Ausſchweifungen. Ein beharrlich aufkläreriſcher Dichter dagegen und einer der frivolſten war der bereits (oben S. 351) erwähnte Marquis Saint-Lambert (1716—1803), Encyklopädiſt, Verfaſſer des beſchreibenden Gedichtes „les Saisons“, orientaliſcher Märchen und

von Erzählungen, welche für den Zuſtand der Wildheit begeiſtert ſind. Der Abbé Jacques Delille (1738—1813), bei allen politiſchen Wandelungen beharrlicher Royaliſt, überſetzte Virgil's Georgika ſo ſchön, daß es ein Originalgedicht ſchien, ſowie ſpäter die Äneis, und verfaßte die beſchreibenden Gedichte: „les Jardins“, „l'homme des champs“, „l'Imagination“, „les trois règnes de la nature“ und andere. Durch freche und ſchlüpfrige Dichtungen machte ſich der Chorherr Grécourt von Tours (1683—1743) bemerkbar. Ein ſatiriſcher Kämpe gegen die Aufklärung war Nicolas Gilbert (1751—1780); er endete ſein junges Leben im Spital, da ihn ſein königlicher und ſein erzbiſchöflicher Gönner ſtecken ließen. Er verſchwendete ein ſchönes Talent und eine kräftige Sprache an eine undankbare und verlorene Sache; denn ſeine Gönner waren ſchlechter als die Feinde, die er befehdete. In die Revolution, die er nicht mehr erlebte, waren zwei dichteriſche Brüder auf merkwürdige Weiſe verflochten. André Chénier, 1762 zu Konſtantinopel als Sohn des franzöſiſchen Konſuls und einer Griechin geboren, kam jung nach Frankreich, wo ihm aber ſein Auftreten gegen die Hinrichtung des Königs 1794 den Tod durch die Guillotine zuzog, zu welcher er mitten aus ſeinem Dichten geführt wurde; ſeine Fantaſie hatte viel von der ewig ſchönen Nation ſeiner Mutter. Sein Bruder Joſef, geboren 1764, geſtorben 1811, dichtete Tragödien, Elegien, Satiren und war im Gegenſatze zu André ein begeiſterter Anhänger der Revolution. Zum Schluſſe dieſer Reihe von Dichtern nennen wir noch Joſef Rouget de l'Isle, den glühenden Dichter und Komponiſten der Marſeillaiſe.

Die dramatiſche Poeſie unſeres Zeitraums und zwar die Tragödie, haben wir bereits in Voltaire kennen gelernt. Auch lebte damals noch, bis 1762, Crebillon der Ältere, der oft mit Jenem rivaliſirte. Neben ihm ragten hervor Belloy (1727—75) und Antoine Lemierre (1733—93), welche Beide, das Beiſpiel Voltaire's nachahmend, den dramatiſchen Stoff auf das neuere Europa ausdehnten. In der Komödie machten ſich einen Namen: der fromme Philippe Destouches (1680—1754), der elegante und die Frivolität verabſcheuende Chamblain de Marivaux (1688—1763), der ſchlüpfrige Gegner Voltaire's, Alexander Piron (1689—1773) und der ehrſame bürgerliche Pierre Claude Nivelle de la Chauſſée (1692—1754). Ein anderer Komiker, Louis Greſſet (1709—1777), ein Jeſuit, ſchrieb außerdem das Gedicht Vert-Vert, die Geſchichte eines Papageis, der von einem Kloſter in ein anderes geſandt wird, eine Perſifflage des Kloſterweſens, ſowie mehrere ähnliche. Seinen Orden, welcher ſein Dichten ungern ſah, verließ er mit poetiſchem Lebewohl und widmete ſich von nun an dem Theater. Den Schluß der Komödie des achtzehnten Jahrhunderts machte Pierre Auguſtin Caron de Beaumarchais, geboren 1732 zu Paris.

Durch sein lebhaftes Wesen, musikalisches Talent und seine Energie schwang er sich rasch empor; ein Prozeß, den er um ein Vermächtniß seines Gönners Duverney führte, gab ihm Gelegenheit, die Bestechlichkeit eines Richters zu enthüllen und in seiner Denkschrift hierüber auf Reform der Rechtspflege zu dringen. Dies verursachte ungeheures Aufsehen in ganz Europa (1774). Der bestochene Richter wurde entsetzt, Beaumarchais aber — infam erklärt, während ihn die Bevölkerung feierte. Nach Ludwig's XVI. Thronbesteigung erhielt er seine bürgerlichen Rechte wieder und ebenso sein Vermächtniß, das er verloren gehabt. Seinen dramatischen Ruhm begründeten die Dramen „le barbier de Seville" (1772), ein demokratisches Programm vor der Revolution, und dessen Fortsetzung, „les noces de Figaro" (1781), welche noch viel entschiedener auftrat, und worin er den Adel bei der Wurzel angriff mit den einschneidenden Worten: „Vous vous êtes donné la peine de naître, et rien de plus." Das Höflingsgeschäft charakterisirte er: „Recevoir, prendre et demander, voilà le secret en trois mots." Es kostete ungeheure Anstrengung, die Aufführung zu erwirken; erst 1784 gelang sie; man umlagerte das Theater vom Morgen an, dinirte in den Logen; drei Menschen wurden erdrückt; die Menge jauchzte vor Freude und die Vorstellung wurde 67 mal wiederholt, ja sogar am Hofe von Mitgliedern der königlichen Familie gegeben! So tanzte man auf dem Vulkane. Aber der Dichter des Figaro, dieses ersten Typus von Revolutionär, kümmerte sich wenig um die Verwirklichung seiner Gedanken, war zur Schreckenszeit sogar des Hochverrathes angeklagt und starb unbeachtet 1799. Eine Reise, die er in seinen jüngeren Jahren in Familienangelegenheiten nach Spanien gemacht, lieferte bekanntlich den Stoff zu Goethe's Clavigo, in welchem auch Stellen aus Beaumarchais' Komödien benutzt sind.

Den Vater des französischen Romans unseres Jahrhunderts erblicken wir in Alain René Lesage, geboren 1668 in der Bretagne, gestorben 1747 zu Boulogne am Meer. Er steht in seinen Werken ganz auf spanischem Grund und Boden. So begann er mit der Übersetzung von Avellaneda's schlechter Fortsetzung des Don Quijote; sein erstes selbständiges Werk aber war (1707) „le Diable boiteux", dessen Titel und Plan er dem „Diablo cojuelo" des Guevara entnahm, aber ächt französisch ausarbeitete und dabei in der Schilderung der menschlichen Leidenschaften und Thorheiten großes Talent an den Tag legte. Noch höher entfaltete sich letzteres in dem Romane „Gil Blas de Santillane", einer Fortbildung des spanischen Schelmenromans (Bd. I. S. 481), erschienen 1715 bis 1735, ausgezeichnet durch treffende Charakterschilderung und einschneidende Anklage der Sitten und Zustände am Ende der Regierung Ludwig's XIV. Später gab Lesage noch eine Nachahmung von Matteo Aleman's Guzman de Alfarache heraus, sowie noch andere weniger bedeutende Schriften. War indessen seine Manier maßgebend für den spätern französischen

Roman, ſo war dies doch nicht ſeine ſpaniſche Grundlage. Das Aufſtreben des galliſchen Geiſtes gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wandte ſich vom Lande der Inquiſition ab und demjenigen der Preßfreiheit zu; der engliſche Roman war von da an das Vorbild. Damit begann der Abbé Prevost, geboren 1697 in Artois, geſtorben 1763 durch eine Sektion, welche ein Dorfarzt an dem in Folge Schlaganfalls für todt Gehaltenen vornahm. Er ſchrieb 1733 bis 1740 eine Zeitſchrift „le Pour et le Contre“ nach dem Muſter des engliſchen Spectator, und in der Folge Romane, ſowol eigene, als Überſetzungen engliſcher, von nicht weniger als 170 Bänden. Seine Werke ſind weder originell, noch maßvoll, aber den Ideen der Aufklärung und Toleranz günſtig. Dagegen trat letzteres Element zurück und dasjenige der Schlüpfrigkeit, Schamloſigkeit und des tiefſten lüderlichen Schmutzes, womit ſchon Prevost begonnen, ausſchließlich hervor in den ſcheußlichen Machwerken eines Crebillon des Jüngern (Sohn des Tragikers, 1707—1777), deſſen geiſtreicher und eleganter Stil ſeine Tendenz nicht verbeſſern kann, noch ausgeſchämter aber in denen eines Marquis de Sade (1740 geboren, 1814 im Irrenhauſe geſtorben), welcher ein ſeinen Büchern entſprechendes Schandleben führte, eines Choderlos de Laclos (1741—1803) und eines Louvet de Couvray (1764—1797), deſſen Chevalier de Faublas einen Typus der Wüſtlinge bildet, wie die Revolution ſie vorfand. Die Verherrlichung des Laſters, wie ſie dieſe literariſchen Buben zur Schau trugen, hatte indeſſen zur ſelben Zeit ihren Gegenpol in dem rührend reinen ſchriftſtelleriſchen Wirken des Claris de Florian, geboren 1755 im Schloſſe ſeiner Familie in den Cevennen, geſtorben 1794 nach ſeiner Befreiung aus dem Kerker der Schreckenszeit, vor Schmerz über das Erlebte. Seine Romane ſind: Galatea, nach Cervantes, Numa Pompilius, Eſtelle (Hirtengeſchichte), Gonzalvo von Cordova und Wilhelm Tell; alle ſpielen in einer niemals dageweſenen, aller Wahrſcheinlichkeit entbehrenden Ideenwelt mit ſad ſüßlichem Inhalt.

Zwiſchen dieſen Extremen des ſchmutzigſten Materialismus und des reinſten Idealismus ſtehen Romandichter, welche ſich mehr oder weniger an die Welt hielten wie ſie iſt, doch mit verſchiedenen Modifikationen. Die Tendenz der Aufklärung überwiegt die Poeſie entſchieden, ja erdrückt ſie ſogar, in den froſtigen Werken von Jean François Marmontel, geboren 1723 in Limouſin, bei den Jeſuiten erzogen, aber von ihnen abgefallen, geſtorben 1799. Nach verunglückter dramatiſcher Laufbahn ſchrieb er: Contes moraux, welche das Leben ſeiner Zeit in unverhüllter Weiſe ſchildern, eine Poétique française und die beiden langweiligen Romane Bélisaire (1767) und Les Incas (1777), von denen der erſte gegen die Unduldſamkeit, der zweite gegen die Barbarei der Europäer in Amerika eifert. Die Tendenzen der neuern Zeit ſpielen ebenfalls die Hauptrolle, doch ohne die Poeſie zu beeinträchtigen, in dem berühmteſten

Romane des Jahrhunderts, in Jean Jacques Rousseau's (ſ. oben S. 392) Nouvelle Héloise (1761). Hettner ſagt über dieſes Buch: es habe „ſo viel tiefe Leidenſchaft und ächt dichteriſche Empfindung, daß es nicht blos in der Geſchichte der franzöſiſchen Dichtung, ſondern in der geſammten Weltliteratur einen ſehr merkbaren Einſchnitt bilde," und „die Innerlichkeit des Herzens liege offen vor uns mit allen ihren Geheimniſſen, Lieblichkeiten und Qualen." Es iſt ein Hymnus auf Rouſſeau's Liebe zur Einſamkeit und auf die von ihm über Alles verehrte Schönheit der Natur. Und dennoch triumfirt das Laſter in dem Romane, wie es in des ſchwachen und widerſpruchvollen Dichters eigenem Leben triumfirt hatte! Es iſt derſelbe weltſcheue und zum Ermannen gegenüber den Widerwärtigkeiten des Lebens unfähige Charakter, der auch aus den, wol großentheils ebenfalls romanhaften Confessions und aus dem pädagogiſchen Romane „Emile" hervorſchaut. — In Rouſſeau's Schule gehört, was die Weltflüchtigkeit und die Naturbegeiſterung, nicht aber die Schwäche dem Laſter gegenüber betrifft, Bernardin de Saint-Pierre, geboren 1737 zu Havre, früh mit dem Zauber und den Gefahren des Meeres, wie mit der tropiſchen Wunderwelt jenſeits desſelben vertraut und von dem Beſtreben erfüllt, Miſſionär zu werden, wie in reiferen Jahren von demjenigen, Kolonien zu gründen, erſt am Aralſee, dann in Madagaskar. Er wurde Direktor des Pflanzengartens in Paris und ſtarb, ohne ſich um die Revolution und Napoleon's Weltreich bekümmert zu haben, 1814. Unter ſeinen Schriften, von denen zuerſt die „Etudes de la nature" auf ihn aufmerkſam machten, iſt der Unſterblichkeit einzig theilhaft geworden das liebliche, die ganze Pracht einer Tropeninſel treu malende, aber an unmotivirtem Unglücksende leidende Idyll „Paul et Virginie" (1788). Dieſelben Tendenzen herrſchen in der „Chaumière indienne".

Das poetiſche Element der Naturbegeiſterung herrſchte auch außerhalb der ſchönen Literatur, und zwar in einem Philoſophen und Naturforſcher vor, welcher vermöge ſeines nicht der ernſten Forſchung, ſondern der ſchönen Darſtellung angehörenden Stils, nicht unter ſeine eigentlichen Berufsgenoſſen eingeordnet werden konnte. Es iſt dies Charles Bonnet, geboren 1720 in Genf. Schon früh auf die Thätigkeit der Natur aufmerkſam und der trockenen philoſophiſchen Syſtemreiterei abgeneigt, vertiefte er ſich mit Begeiſterung in die Geheimniſſe der Pflanzen- und Thierwelt und ſtellte eingehende Unterſuchungen an, die er in vorzüglichen Werken über die Inſekten und über die Pflanzenblätter veröffentlichte. Später warf er ſich auch, da es ihn trieb, überall die Gründe intereſſanter Erſcheinungen zu verfolgen, auf die Pſychologie, namentlich auf die Unterſuchung der Willensfreiheit, wovon ſein Essai de psychologie und ſein Essai analytique sur les facultés de l'âme handeln. Die Geſammtheit ſeines Forſchungsgebietes ſtellte er in der erhaben aufgefaßten und ausgeführten Contemplation de la nature (1764 und 1769) dar. Seine

idealiſtiſche Anſchauungsweiſe brachte endlich die „Palingénésie philosophique etc.“ hervor, worin er das Chriſtenthum erhob und ſich ſogar in Vertheidigung des Dogma's von der Auferſtehung des Fleiſches verirrte, welches Buch Lavatern ſo begeiſterte, daß er Mendelsſohn aufforderte, entweder dasſelbe zu widerlegen oder — Chriſt zu werden. Bonnet hat in ſeinem Leben die nächſte Umgebung Genfs niemals überſchritten und ſtarb erblindet 1793. Er war ein heftiger Gegner Buffon's (S. 280), welcher eigentlich auch hieher gehörte, wenn er nicht allgemein und ausſchließlich als Naturforſcher bekannt wäre.

Mit den großen Kanzelrednern des vorhergehenden Jahrhunderts ſuchte Bridaine (1701—67) zu wetteifern; als religiöſer Schriftſteller von Bedeutung aber trat einzig der Abbé Guenée (1717 — 1803) auf, welcher durch ſeinen Streit mit Voltaire bekannt wurde, den er mit ihm über die von dieſem Philoſophen angegriffenen Juden führte, und zwar ſo, daß er „die Lacher, ſelbſt von Voltaire's Anhang, für ſich hatte.“

In der Geſchichtſchreibung ragten während des achtzehnten Jahrhunderts, außer dem ſchon erwähnten Voltaire, hervor: als Kirchenhiſtoriker der Benediktiner Auguſtin Calmet (geſt. 1757) und der Jeſuit J. B. Du Halde (geſt. 1743), als Geſchichtſchreiber Frankreichs der Abbé Gabriel Bonnot de Mably (1709 — 1785), Condillac's Bruder (S. 342), welcher die Geſchichte ſeines Vaterlandes der griechiſchen und römiſchen gegenüber ihres monarchiſchen Flitters entkleidete, in der Eroberungsſucht ſeiner Herrſcher nur Barbarei und Deſpotismus fand und auch ſonſt vielen Irrthümern und Vorurtheilen der Zeit ein Ende machte, — ferner Louis Pierre Anquetil (1723 — 1808) und Xavier Millot (1726 — 1785), Erzieher des Herzogs von Enghien. Als Verfaſſer von Memoiren ſind zu nennen: Louis de Rouvroy, Herzog von Saint-Simon, Pathenkind Ludwig's XIV., aber Janſeniſt, geboren 1675, geſtorben 1755, Sittenmaler des Hofes ſeines Pathen, mit dem er zerfallen war; er ſchrieb mit Geſchick und treffender Wahrheit. In die Geſchichte Roms vertieften ſich Charles Rollin (1661 — 1741) und ſein Fortſetzer Louis Crevier (1693 — 1765), mit mehr Geiſt aber, nach dem Muſter Salluſt's, Charles de Broſſes (1709 — 77), — in jene der Griechen und anderer alter Völker Nicolas Freret (1688 bis 1749), welchen Arnd den gründlichſten Forſcher jener Zeit nennt und welcher ſeine Auffaſſung der franzöſiſchen Monarchie mit der Baſtille büßen mußte, ſowie der Abbé J. J. Barthelemy (1716 — 1795), der Verfaſſer der berühmten „Voyage du jeune Anacharsis en Grèce“ (1788), welche die Zuſtände des alten Hellas mit hiſtoriſcher Treue, aber im verflachenden Stile der Zeit darſtellt. Mit der Geſchichte verſchiedener Völker der Neuzeit (namentlich mit derjenigen Oſt- und Weſtindiens) beſchäftigte ſich der Abbé François Raynal, geboren 1711, geſtorben 1796. Derſelbe war es auch, welcher es zuerſt unternahm, die

verſchiedenen Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur ſeiner Zeit in fortlaufenden brieflichen Mittheilungen zu beſprechen und damit das Gebiet der Kritik anbaute. Er that dies 1747 bis 1754. Seit dem Jahre 1753 aber ſtand an ſeiner Seite und ſeit dem folgenden an der Spitze des Unternehmens ein in Frankreich eingelebter Deutſcher, Friedrich Melchior Grimm, geboren 1723 zu Regensburg, als Sekretär des Grafen von Frieſen (Neffen des Marſchalls von Sachſen) nach Paris gekommen. Dieſe „Correspondance littéraire“ erſchien alle vierzehn Tage und wurde an die Abonnenten verſandt, zu welchen unter Anderen Friedrich II., Katharina II., die Könige von Polen und Schweden, viele andere Fürſten und die bedeutendſten Perſönlichkeiten Europa's gehörten, und beſprach alle Werke, ſelbſt die verbotenen Voltaire's, Diderot's und Anderer, welche Aufſehen erregten, in der freieſten Weiſe. In Abweſenheit Grimm's vertrat ihn Diderot oder ſein Sekretär Heinrich Meiſter aus Zürich. Dieſe Verſendungen dauerten bis 1790, wo die Revolution die Geiſter anderswie beſchäftigte. Gedruckt wurden ſie erſt 1812. Die Tendenz war ſtets die der entſchiedenſten Fraktion der Aufklärung, der Encyklopädiſten, wirkte jedoch nicht originell und bahnbrechend für die Zukunft. Grimm war nicht der Mann dazu; ſein Charakter war zu ſchwankend und er diente verſchiedenen Höfen in wenig ehrenvoller Weiſe als geheimer Agent oder gar Spion, welche Stellung er ſeinen literariſchen Freunden verheimlichte. Eine unerfreuliche Erſcheinung iſt auch ſein Verhältniß zu Madame d'Epinay (S. 394) und ſein Zerfall mit Rouſſeau. Nach Ausbruch der Revolution verließ er Frankreich und ſtarb, faſt erblindet, 1807 zu Gotha. Mit ihm erloſch das letzte Auge, das in die wilden literariſchen Regungen und Aufbäumungen des ſeltſamen achtzehnten Jahrhunderts tiefer hinein geblickt hatte.

C. Die italieniſche Nationalliteratur.

Während des ſiebenzehnten Jahrhunderts herrſchte in Italien unbedingt (und durch ihre Nachahmungen, theilweiſe wenigſtens, auch im übrigen civiliſirten Europa) die durch Marino (Bd. I. S. 473) in die Mode gebrachte und durch ſeinen Feind Murtola mit nichts beſſerm erſetzte Schäferpoeſie, neben welcher wirkliche Dichtung, doch in ſehr beſcheidenem Maße, nur in den verſchiedenen Volksdialekten blühte. Beinahe während dieſer ganzen Zeit wirkte kein Dichter, der dieſen Namen verdient und den ſeinen auf die Nachwelt gebracht hätte, indem zu der Zeit, da der letzte Solche von Verdienſt, Taſſoni, ſtarb, ſeine Nachfolger noch nicht geboren waren; das ſiebenzehnte Jahrhundert war daher für Italiens Poeſie eine ebenſo unfruchtbare Pauſe wie die zweite Hälfte des vierzehnten und die erſte des fünfzehnten es geweſen waren. Eine Ausnahme machten einzig des Malers Salvator Roſa (Bd. I. S. 533) beißende Satiren auf den

Mißbrauch der Muſik, Malerei und Poeſie, auf den Krieg und auf Rom, dem er den Namen „Babilonia“ gab.

Eine Wiedergeburt der italieniſchen Poeſie begründete erſt Vincenzo da Filicaja, 1642 zu Florenz geboren und zuerſt durch die Befreiung Wiens von den Türken (1683) zu poetiſchem Schaffen begeiſtert. Die Königin Chriſtina von Schweden, welche damals in Italien lebte, und der Großherzog von Toscana begünſtigten ihn, welcher 1707 ſtarb. Seine Gedichte gehören der lyriſchen Gattung an und unter ihnen iſt das mit den Worten

„Italia, Italia, o tu cui feo la sorte“

beginnende Sonett das berühmteſte geworden. Auch andere Dichter beſchützte die genannte Königin, deren Auftreten als der Todesſtoß gegen die Herrſchaft des Marinismus in Italien betrachtet werden kann. Zu ihnen gehörte auch der Lyriker und Satiriker Benedetto Menzini (1646—1704) aus Florenz, welcher außer ſeinen Gedichten der angedeuteten Art auch ein didaktiſches über die Dichtkunſt (in Terzinen) ſchrieb, deſſen Satiren jedoch in Italien nicht gedruckt werden durften. Zu derſelben Zeit verdankte die epiſche Poeſie ihre Pflege dem Piſtojeſen Niccolo Fortiguerra, geboren 1674, geſtorben 1735. Eine Geſellſchaft von Literaturfreunden, mit welchen er ſich 1716 auf einem Landhauſe bei ſeiner Vaterſtadt befand, aber, an dem Spiele der Gäſte keinen Gefallen findend, die Zeit mit dem Leſen der großen italieniſchen Epen zubrachte, war die Veranlaſſung, daß er ſich entſchloß, dieſen Vorbildern nachzueifern, und ſo entſtand der „Ricciardetto“, ein Epos von dreißig Geſängen aus dem Sagenkreiſe Karl's des Großen, worin die aus Pulci, Boſardo und Arioſto bekannten Perſonen neuerdings auftreten, aber noch ſtärkere Komik und Satire herrſcht, als bei jenen Dichtern. Gries nennt den Verfaſſer den geiſtreichſten und unterhaltendſten Nachfolger Arioſto's. Da er Geiſtlicher war, wagte er die Veröffentlichung ſeines Gedichtes, ſo lange er lebte, nicht; es kam erſt nach ſeinem Tode heraus. Mit anderen Dichtern, die wir jedoch übergehen müſſen, waren die bereits Genannten Glieder der 1690 in Rom geſtifteten Akademie „Arcadia“, welche in Italien eine Menge von Nachahmungen erſtehen ſah. Die Mitglieder wurden als Solche mit Hirtennamen benannt. Von ihren Landsleuten aber wurden dieſe Dichter ſo gefeiert, daß man ſie öffentlich mit den Namen eines Pindar, Anakreon, Horaz u. ſ. w. beehrte.

Hatte ſo das hinſcheidende ſiebenzehnte Jahrhundert die italieniſche Poeſie auf dem lyriſchen und epiſchen Gebiete wieder anzubauen begonnen, ſo erwarb ſich das achtzehnte das Verdienſt, auf dem dramatiſchen Felde nachzufolgen. Unter den Gattungen dieſer Dichtungsform herrſchte indeſſen damals unbedingt die Oper; aber die Muſik war mit elenden Texten und Gegenſtänden ausgeſtattet. Eine Beſſerung dieſes Übelſtandes begann zuerſt Apoſtolo Zeno, ein Venetianer griechiſchen Stamms,

1669 geboren, 1719—1729 kaiſerlicher Theaterdichter und Hiſtoriograph in Wien, geſtorben 1750 in ſeiner Heimat. Der Geſchmack jedoch, den er auf die Bühne brachte, war lediglich derjenige der franzöſiſchen Pſeudoklaſſik, nur mit einigen Erweiterungen bezüglich des Stoffes. Auf der von ihm gegebenen Grundlage baute weiter Pietro Trapaſſi, genannt Metaſtaſio, 1698 zu Rom geboren, 1714 als Geiſtlicher geweiht, ſeit 1729 bis zu ſeinem Tode 1782 Zeno's Nachfolger in Wien. Sein perſönlicher Charakter war höchſt liebenswürdig. Er dichtete nicht nur, ſondern komponirte auch Opern; die größeren Stücke dieſer Art, welche er ſchrieb, erreichen die Zahl von 26. Während ſeine Sprache vollkommen und melodiſch, war ſeine dramatiſche Kunſt noch etwas unbeholfen; der Stoff war faſt durchweg dem klaſſiſchen Alterthum entnommen. Als Geſetzgeber dieſes pſeudoklaſſiſchen Geſchmackes, ein italieniſcher Boileau, und zugleich als Urheber der Trennung von Oper und Drama, galt der Arkadier und Metaſtaſio's Pflegevater, Giauvicenzo Gravina (1664—1718), ein bedeutender Juriſt und Verfaſſer der Ragion poetica (1708); er empfahl die Griechen als Muſter und ſchrieb ſelbſt mehrere Tragödien, während dagegen Jacopo Martello aus Bologna (geſt. 1727) geradezu den Franzoſen, vor Allem Corneille, jene Ehre zuzuwenden und ſogar die Alexandriner in's Italieniſche einzuführen ſuchte, die man nachher dort verächtlich martelliani nannte. Dieſen Verirrungen gegenüber trat Scipione Maffei für die Unabhängigkeit der italieniſchen Poeſie auf, welche auch wahrlich nicht nöthig hatte, nach fremden Vorbildern betteln zu gehen. Zu Verona 1675 geboren, wurde er in Rom Arkadier, diente 1703 und 1704 als Soldat in Deutſchland, ſchrieb gegen das Duell, ſammelte dann die beſten italieniſchen Tragödien und ließ 1714 ſeine Tragödie Merope erſcheinen, welche beiſpielloſen Beifall fand und von Voltaire franzöſiſch nachgebildet wurde. Maffei machte ſich in hohem Grade um die Geſchichte und Alterthümer ſeines Vaterlandes verdient und ſtarb 1755 in großer Achtung. Seine Poeſie unterſcheidet ſich von der franzöſiſchen durch Vermeidung der romantiſchen Galanterie und der unweſentlichen Nebendinge in Nachahmung des antiken Dramas, auf deſſen eigentlichen Kern er ſich beſchränkte. Es fehlte ihm jedoch am wahren Dichterberufe. Auch die Komödie wollte Maffei reformiren, doch ohne Erfolg. Nach ihm unternahm es der Abbate Pietro Chiari, Hofdichter in Modena (geſt. 1787); aber ſein Verſuch fiel noch unglücklicher aus. Da erſtanden endlich zwei Luſtſpieldichter, welche, obgleich unter ſich Rivalen, der italieniſchen Komödie des achtzehnten Jahrhunderts einen hohen Ruf verſchafft haben.

Der Erſte war Carlo Goldoni aus Venedig, geboren 1707 und ſeines urſprünglichen Berufes Advokat. Schon früh indeſſen bewies er eine große Vorliebe für das Theater, ſchrieb zuerſt Opern, dann Trauerſpiele, welche aber alle nicht gefielen, und endlich Luſtſpiele nach Molière's Muſter. Dieſe ſchlugen durch und verſetzten der alten italieniſchen Komödie

mit ihren ſtereotypen Charaktermasken (die er jedoch theilweiſe oder unter veränderten Namen beibehielt) und Improviſatoren, mit ihrer Hohlheit und Rohheit, den Todesſtoß. Er verdunkelte alle früheren Luſtſpieldichter, ſowol durch ſeine Verbeſſerung des Geſchmacks, als durch ſeine außerordentliche Fruchtbarkeit; er „lieferte“ in fünf Tagen eine Komödie von fünf Akten in Verſen, einſt in einer Saiſon (1750) ſechszehn Stücke, im Ganzen deren 150. Der Ruhm, den er in ganz Italien errang, blieb jedoch nicht ohne Oppoſition. Im Jahre 1761 trat ſein Landsmann, der Graf Carlo Gozzi (1722 geboren), mit einem dramatiſirten Volksmärchen auf, welches ſo gefiel, daß das Publikum Goldoni's Theater verließ, um dem neuen Sterne zu huldigen. Der hierdurch verletzte Goldoni kehrte ſeiner Vaterſtadt den Rücken und begab ſich nach Paris, um das dortige italieniſche Theater zu reformiren, war aber, da ihm dies nicht gelang, genöthigt, ſein Auskommen als Sprachlehrer am Hofe zu ſuchen. Er ſchrieb hier auch franzöſiſche Stücke und ſtarb, durch die Revolution ſeiner Penſion beraubt, 1792 in drückenden Verhältniſſen. Goldoni arbeitete leicht, aber nicht tief; es fehlte ihm vorzüglich an Charakterſchilderung, während der Mangel an Abwechſelung und Lebhaftigkeit dem langweiligen häuslichen und geſellſchaftlichen Leben ſeiner Zeit zuzuſchreiben iſt. — Wie bereits bemerkt, wurde er in der ſpätern Zeit ſeines Lebens durch Gozzi überſtrahlt, deſſen Tendenz in der Verwerfung der Nachahmung des franzöſiſchen Geſchmacks beſtand, ſo daß er im Luſtſpiele dieſelbe Stellung einnahm, wie Maffei in der Tragödie. Trübe Familienverhältniſſe, veranlaßt durch die Verſchwendung ſeines Vaters, hatten ihn ſchon früher in Militärdienſte und dann zur Beſchäftigung mit der Literatur getrieben. Im Vereine mit der heitern Accademia de' granelleschi erklärte er der Molière'ſchen Komödie und Goldoni den Krieg und ſchuf mit Hülfe der altitalieniſchen und der ſpaniſchen Komik ſein märchenhaftes Drama, in welchem ſich die Gedanken und Bilder wie neckiſche Tranmgeſichte jagen und ſich förmlich überſtürzen. Eine nothleidende Schauſpielertruppe ſchloß ſich ihm gerne an, um ſeine Zwecke erreichen zu helfen. Sonderbarerweiſe fiel es ihm gar nicht ein, etwas Gutes ſchaffen zu wollen; aber deſſenungeachtet brachte er höchſt originelle und geniale Werke und den bereits erwähnten Erfolg zu Stande. Er verdankte dies ſeiner lebhaften Fantaſie und ſcharfen Beobachtungsgabe. Dabei vereinigte er in ſich die bizarrſten Charakterzüge; er liebte es, Perſonen zum Streite hintereinander zu hetzen und ſich daran zu weiden; er haßte Aufklärung, Philoſophie, Naturforſchung und alle Reformen, liebte den Aberglauben und bedauerte den Verfall der Magie, Aſtrologie u. ſ. w. In Italien fanden ſeine Märchen (fiabi, zehn an der Zahl) nicht auf die Dauer Anklang (länger auswärts; bekannt iſt die reizende Bearbeitung ſeiner Turandot durch Schiller); daher ſah er ſich ſpäter veranlaßt, eine andere dramatiſche Gattung zu verſuchen, nämlich ſog. Tragikomödien nach

Calderon's Muſter, deren er ſechs dichtete, die jedoch ſeine Märchen nicht erreichen. Auch Gozzi hat die italieniſchen Charaktermasken nicht ganz verbannt. Er ſtarb 1806. Nach ſeinem Tode endete jedoch auch das Anſehen ſeiner Werke in Italien, wo ſie bald durch die wieder zu Ehren gezogenen Goldoni's verdrängt wurden. Sein älterer Bruder Gasparo (1713—86) ſchrieb Tragödien, Schauſpiele, Komödien und Überſetzungen verſchiedener Dichtungen aus anderen Sprachen, auch aus dem Deutſchen, und zwar aus Klopſtock. Auch erwarb er ſich das Verdienſt, die Italiener wieder an ihre beinahe vergeſſene ältere Literaturblüte, namentlich an Dante zu erinnern.

Auf dieſer Wiedererweckung nationalen Ruhmes beruhte denn auch die endliche Schöpfung einer wirklich dichteriſchen italieniſchen Tragödie, deren Träger wir in dem „Grafen" Vittorio Alfieri erblicken. Er war im nämlichen Jahre wie Goethe, aber am Anfange desſelben (1749) zu Aſti in Piemont geboren. Als Sohn reicher und vornehmer Eltern auf der Militärakademie in Turin ſchlecht erzogen, ging er auf Reiſen, ſah ganz Europa, kehrte 1773 zurück, bekämpfte die Schwierigkeiten, auf die er noch in richtiger Handhabung ſeiner Mutterſprache ſtieß und ſchrieb 1775 ſein erſtes Stück „Kleopatra", welches um ſo mehr Beifall fand, als die italieniſche Tragödie damals ſo heruntergekommen war, daß man Metaſtaſio's Opern ohne Muſik als Dramen aufführte! Er ſelbſt verwarf ſein Erſtlingswerk. Da er der toscaniſchen Sprache noch immer nicht ganz mächtig war, ſetzte er all ſeine Energie in Aneignung derſelben und vermied zu dieſem Zwecke lange Zeit alle franzöſiſche Lectüre. In Florenz knüpfte er eine innige Verbindung mit der Gräfin Louiſe von Albany, Gattin des Prätendenten Karl Eduard Stuart, geborne Gräfin von Stolberg, und widmete ſich ausſchließlich der Tragödie. Im Jahre 1783 erſchien der erſte Band ſeiner Werke dieſer Gattung und bald weitere ſolche. Die meiſten entnahm er dem klaſſiſchen Alterthum (z. B. Sofonisbe, Virginia, Bruto primo, Bruto secondo), eines der Bibel (Saul), andere der mittlern und neuern Geſchichte, ſo Filippo II., Maria Stuarda und andere. Wenn er ſich aber überredete, in denſelben der Nachahmung des franzöſiſchen Dramas entgangen zu ſein, ſo täuſchte er ſich ſelbſt und Andere; denn die Einwirkung Voltaire's läßt ſich in keiner Weiſe leugnen. Als ſeine Geliebte durch den Tod ihres Gatten frei wurde, reiſte er mit ihr 1788 nach Paris und begrüßte den Ausbruch der Revolution mit allem Feuer ſeines Geiſtes; denn der glühendſte Republikanismus und die Hoffnung auf Italiens politiſche Wiedergeburt ſprach ſchon aus allen ſeinen Werken. Als jedoch die großartige Kataſtrophe ihren ſpätern widerwärtig blutigen und vom Egoismus und Deſpotismus der Demagogen befleckten Charakter annahm, fühlte er ſich ſchmerzlich getäuſcht und angeekelt, verließ nach dem 10. Auguſt 1792 die geträumte Stätte der Freiheit in eiliger Flucht und haßte von nun an Frankreich heftig. Seitdem ausſchließlich zu Florenz in poetiſcher Thätigkeit

und gelehrten Studien verſunken, namentlich mit der Überſetzung griechiſcher und lateiniſcher Klaſſiker in Verſen beſchäftigt, und über die Eroberung Italiens durch die Franzoſen tief empört, ſtarb er 1803. In ſeiner letzten Zeit hatte er ſich auch in Satiren und in Komödien verſucht. Seine Freundin, welche ihm ein Denkmal durch Canova hatte fertigen laſſen, — Italien über ſeiner Urne trauernd, welcher der Künſtler ihre Züge gab, folgte ihm erſt 1824.

Unter Alfieri's nicht poetiſchen Schriften ſind die wichtigſten: das Buch von der Tyrannei, eine Streitſchrift gegen die Franzoſen (Misogallo) und ſeine Selbſtbiographie. Ein drolliger, aber völlig ernſtgemeinter Einfall war ſeine Stiftung eines „Homers-Ordens", deſſen Inſignien er ſtets trug. Er war im Grunde ſeines Herzens ſtets ein Vollblutariſtokrat und haßte die Tyrannei blos, weil er ſie lieber ſelbſt ausgeübt hätte. Der Charakter ſeiner Tragik iſt daher auch düſter und herb, wie der eines altrömiſchen Patriziers und ſeine Ausdrucksweiſe verleugnet alle Weichheit und Lieblichkeit ſeiner Mutterſprache. Seine Charakterzeichnung iſt tief, wild und leidenſchaftlich; ſeine Werke ſind reich an Handlung und im höchſten Grade ſpannend; aber ein verſöhnendes Element kennen ſie nicht, und er vernichtet, ohne den Forderungen der Anmut und Formenſchönheit irgend welche Rechnung zu tragen, Alles, was er ſchuf. So rächte ſich an ihm, daß er nicht zum Dichter geboren war, ſondern ſich dazu gemacht hatte; darum wurden auch ſeine Dramen in Italien ſelten, im Auslande in Überſetzungen beinahe nie aufgeführt, während dagegen ähnliche Naturen wie er, in Byron und Grabbe erſtanden.

Auch außerhalb des Theaters blieb die Muſe Italiens im achtzehnten Jahrhundert nicht unthätig. Die Satire, welche reichlichen Stoff in der damaligen Schwächlichkeit, Zerfahrenheit und Charakterloſigkeit der italieniſchen Nation und in deren ſittenloſen Auswüchſen, wie dem Cicisbeat und Caſtratenthum (oben S. 40 u. 41) fand, hatte ihren bedeutendſten Vertreter in Giuſeppe Parini, 1729 in der mailändiſchen Brianza geboren. Er wuchs als Abbate auf, ſchrieb ſeit 1752 Oden, Sonette und endlich Satiren auf die literariſchen und dramatiſchen Zuſtände und auf den verdorbenen Geſchmack, wirkte in der Geſellſchaft und an dem Blatte „il Caffé" (S. 471) mit, wurde Profeſſor in Mailand und ſtarb 1799. Er war den gemäßigten Freiheitsideen des Anfangs der franzöſiſchen Revolution zugewandt, aber den Anmaßungen der Franzoſen abgeneigt. Sein Versbau, ſeine Sprache und ſeine maleriſchen Schilderungen werden als vortrefflich gerühmt.

Mit der Dichtung Parini's verwandt iſt diejenige des Giambattiſta Caſti, 1721 zu Prato in Toscana geboren, ſeit 1765 Hofdichters in Florenz. Von Joſef II. wurde er nach Wien, von Katharina II. nach Petersburg eingeladen, deren Hof er im Gedichte „Poema tartaro" verſpottete, weshalb er ſich ein Jahr lang in der Türkei verborgen halten

mußte. Als Metaſtaſio's Nachfolger lebte er bis 1796 in Wien, wo er komiſche Opern ſchrieb, und ſtarb 1803 in Paris, wohin er ſich begeben hatte, um ſein Hauptwerk „Gli animali parlanti“ drucken zu laſſen. Dasſelbe, in 26 Geſänge getheilt und in ſechszeiligen Stanzen abgefaßt, parodirt in den Handlungen und Reden der Thiere das Treiben der Menſchen, hat aber für unſere Zeit keinen Werth mehr. Seine Novelle galanti ſind Boccaccio nachgeahmt und daher ſehr ſchlüpfrig.

Fabeln ſchrieb zu derſelben Zeit Lorenzo Pignotti, ein Toscaner (1739—1812), Fabeln, Idyllen und „Nachtgedanken“ in Young's Manier Aurelio Bertola (1753—1798), lyriſche Gedichte und Naturſchilderungen Ippolito Pindemonte (1753—1828), deſſen Bruder Giovanni im Trauerſpiele den franzöſiſchen Geſchmack abzuwerfen verſuchte.

In der Geſchichtſchreibung ſchuf das achtzehnte Jahrhundert Lodovico Muratori's (1672—1750) Annali d'Italia (von den älteſten Zeiten bis 1749 fortgeführt), Pietro Giannone's freiſinnige Storia civile del regno di Napoli, deren Verfaſſer wegen ſeiner Angriffe auf römiſche Mißbräuche von Land zu Land irren mußte und endlich, in Savoien ergriffen, auf der Citadelle von Turin endete, — und Carlo Denina's (1731—1813) delle rivoluzioni d'Italia. Letzterer und Girolamo Tiraboschi (1731—94) bearbeiteten die italiſche Literaturgeſchichte.

In der populären Naturwiſſenſchaft verſuchte ſich, nach Fontenelle's Beiſpiel, der Graf Algarotti (1712—1764), den wir (S. 462) bei Friedrich II. getroffen. Er ſchrieb „Neutonianismo per le Donne“.

Die ſpaniſche Literatur unſerer Periode iſt unbedeutend, ſie enthält beinahe nichts, als die volkswirthſchaftlichen und politiſchen Schriften des Staatsmannes Campomanes (oben S. 476). Der Baum der Poeſie, welchem Calderon (Bd. I. S. 492) die letzten klaſſiſchen Früchte geſchenkt, trieb nach dieſem Dichter, der in Hinſicht der Zeit hieher, in Hinſicht ſeiner Bedeutung aber unter die Nachfolger Lope de Vega's gehört, nur noch ärmliche Schößlinge nach franzöſiſchem Muſter.

Zweiter Abschnitt.

Die englische Nationalliteratur.

A. Die epische, didaktische und lyrische Dichtung.

Wir haben bereits angedeutet, daß die englische Literatur während unserer gesammten Periode ihren göttlichen Heroen William Shakespeare nicht wieder erreichte und dessen ächt volksthümliches Dichten nicht einmal mehr versuchte. Für diesen Mangel entschädigte sie aber die civilisirte Welt erst im siebenzehnten Jahrhundert, durch das Auftreten eines dichterischen Genius zweiter Größe, der an moralischer Charakterstärke indessen den Dichter des Hamlet weit übertraf, und dann, im achtzehnten, durch das Anstecken einer Fackel, welche ihre Funken bald über den Kanal herüberwarf und die dürren, wurmstichigen Gebäude des Despotismus und des Aberglaubens bei den drei Völkern, welche die Alpen umkränzen, lichterloh in Brand steckte, — das war die Aufklärung! —

Jener charakterstarke Sänger, ein Kämpfer für Freiheit, Wahrheit und Schönheit zugleich, welcher mit ernster Stirn ein weniger farbenreiches, aber in die Schäden der Gesellschaft tiefer einschneidendes Evangelium predigte, als der Schwan vom Avon, war John Milton. Zu London 1608 geboren, wuchs er in einer Zeit zum Manne heran, da Shakespeare bereits todt war und dessen entartete, zuchtlose Schüler und Nachfolger den Verfall einer Bühne nicht aufhalten konnten, welche zu gleicher Zeit von einem der wahren Kunst unzugänglichen Hofe vernachlässigt und mit immer steigendem Fanatismus von der Partei der Puritaner (Bd. I. S. 518 ff.) verfolgt und endlich gewaltsam zertrümmert wurde. Ja der werdende Dichter gehörte noch selbst dieser gegen alles Schöne eifernden Sekte an, deren Treiben wir bereits (oben S. 171 ff.) geschildert haben! — Und darin liegt, wie Hettner richtig sagt, seine Größe und seine Schwäche, — die erste, weil die puritanische Gesinnung ihn der Freiheit in die Arme trieb, die zweite, weil sie ihn hinderte, in vollem Maße der Schönheit zuzuschwören. Milton studirte in Cambridge und verfaßte schon dort mehrere allegorische Dichtungen. Von einer Reise nach Italien (1638) zurückgekehrt, fand er den Kampf zwischen Königthum und Puritanerthum bereits ausgebrochen und warf sich mit ganzer Kraft in denselben zu Gunsten der Volks- und Kirchen-, leider aber nicht der Glaubensfreiheit. Er erließ Flugschriften gegen die hochmüthige Bischofskirche. Zugleich focht er für die Erleichterung der Ehescheidung, die Allgemeinheit der Volksschulen und die Preßfreiheit. Nach der Hinrichtung Karl's I. suchte er, als Staatssekretär der Republik, diese Maßregel zu

rechtfertigen, und machte sich überhaupt durch die oben (S. 419) erwähnte durchaus republikanische Wirksamkeit verdient, wofür ihn die französische Regierung zu strafen wähnte, indem sie 1651 seine berühmte Defensio pro populo anglicano verbrennen ließ. Im Dienste des Vaterlandes erblindete er, und als letzteres vollends seine Freiheit wieder an die vertriebenen Stuarts hingab, wurde der Dichter verhaftet und seine Werke öffentlich durch den Henker verbrannt. Die Despoten ließen ihn zwar wieder frei, boten ihm aber umsonst ihr Brot an. In ruhiger Zurückgezogenheit, arm, aber mit gutem Gewissen, schuf er sein größtes Werk und starb am 8. November 1674.

Das angedeutete Werk, Paradise lost, das verlorene Paradies, erschien zuerst 1667 und vergrößert 1674. Es ist in reimlosen fünffüßigen Jamben geschrieben, zählt zwölf Gesänge und hat folgenden Inhalt: Der Dichter ruft die himmlische Muse, nicht die heidnische des Parnaß oder Helikon, sondern die biblische, und zwar puritanisch-alttestamentliche des Horeb und Sinai an, den ersten Ungehorsam des Menschen und den in Folge des Genusses der verbotenen Frucht eingetretenen Verlust Edens zu besingen. Dann beginnt die Erzählung mit dem Sturze der abtrünnigen Engel und ihres Obersten, Satan, in den Schlund der Hölle. Sie erholen sich nach einiger Zeit vom Falle, Satan ermahnt sie, die Hoffnung auf Rückkehr in den Himmel nicht aufzugeben, erzählt ihnen von der bevorstehenden Schöpfung einer neuen Welt und versammelt ihren Rath in dem neuerbauten Palaste Pandämonium. Nachdem sie darauf verzichtet haben, einen neuen Kampf gegen Gott zu wagen, beschließen sie eine Abordnung zur Erforschung der neuzuerschaffenden Welt und betrauen Satan mit derselben, welcher nun die Hölle verläßt. Er überredet die das Thor derselben Hütenden, Tod und Sünde, es zu öffnen, worauf sie es nicht wieder schließen können, und fliegt dann der inzwischen neuerschaffenen Welt zu. Gott bemerkt dies, zeigt es dem zu seiner Rechten sitzenden Sohne und sieht sofort voraus, daß der Mensch fallen werde, weil er ihm die Freiheit gegeben, erklärt aber auch, daß er ihm Gnade widerfahren lasse, wenn er nicht aus eigener Bosheit falle. Der Sohn preist den Vater ob dieser weisen Absicht und bietet sich an, den Menschen zu erlösen, worauf die künftige Menschwerdung des Sohnes beschlossen wird und die Engel den Letztern anbeten und mit ihren Harfen Vater und Sohn lobpreisen. Indessen gelangt Satan durch die verschiedenen, die Erde umgebenden Weltkreise auf unsern Ball und in Sicht von Eden. Nachdem er seine Zweifel, was er thun wolle, beschwichtigt und sich zum Übelthun entschlossen, springt er über die Einfassung des Paradieses und betrachtet sich dasselbe, in einen Vogel verwandelt, vom Gipfel eines Baumes. Er sieht Adam und Eva, bewundert ihre Schönheit und ihr Glück, hört aus ihrer Unterredung vom Baume der Erkenntniß und beschließt ihr Verderben mittels Verlockung zur Überschreitung dieses Verbotes. Unterdessen warnt

Uriel, der Hüter des Sonnenkreiſes, Gabriel, den Hüter des Paradieſes, vor dem ungebetenen Gaſte. Gabriel macht mit ſeinen Wächtern die Runde des Paradieſes, Satan wird ertappt, wie er eben die ſchlafende Eva durch einen Traum zu verführen ſucht, er wird zu Gabriel geführt und verhört, verſucht Widerſtand, wird aber auf ein Zeichen vom Himmel entlaſſen. Am Morgen, oder wie der Dichter ſo ſchön ſagt:

Now morn her rosy steps in th' eastern clime
Advancing, sow'd the earth with orient pearl,

erzählt Eva dem Gatten ihren Traum, worauf er ſie beſchwichtigt. Beide verrichten ihre Andacht. Gott ſendet Rafael, Adam zu warnen und an ſeine Pflicht des Gehorſams und an ſeinen freien Willen zu erinnern. Rafael, von Adam bewirthet, erzählt ihm die Geſchichte vom Engelſturz und die Schlachten zwiſchen den Heerſchaaren des Himmels und der Hölle, welch' letztere ſchließlich Meſſias, der Sohn Gottes, beſiegt habe, und erklärt ihm die Urſachen der Weltſchöpfung und deren Vollendung durch den Sohn. Dagegen erzählt Adam von ſeinen Unterredungen mit Gott und Engeln und von ſeiner Liebe zu Eva und deren Erſchaffung und wie er ſie im Traume und dann wachend ſah:

. . . . . behold her, not far off,
Such as I saw her in my dream, adorn'd
With what all Earth or Heaven could bestow
To make her amiable . . . . .
Grace was in all her steps! Heav'n in her eye!
In ev'ry gesture dignity and love!
I overjoy'd . . . . .

Satan aber kehrt in der Geſtalt eines Nebels in's Paradies zurück und ſchlüpft in die ſchlafende Schlange. Als Adam und Eva ihrer Beſchäftigung nachgehen, ſetzt letztere durch, daß ſie ſolche getrennt aufſuchen, obſchon ſie Adam vor den Gefahren hievon warnt; als Gatte gibt er jedoch nach und Eva trifft die lauernde Schlange, welche ihr, die ſich über ihr Sprechen wundert, vorgibt, ſie habe dieſe Gabe durch Koſten von einem Baume erhalten, den ſie ihr zeigt und ſie verführt, ebenfalls davon zu koſten. Eva thut es und gibt auch Adam davon, welcher ſich trotz ſeiner Erkenntniß der Folgen bewegen läßt, um nicht von der Geliebten getrennt zu werden. Kaum aber iſt es geſchehen, ſo tritt die Leidenſchaft an die Stelle der Liebe, entdecken die bisher Unſchuldigen ihre Nacktheit und machen ſich gegenſeitig Vorwürfe. Als das Ereigniß bekannt wird, verlaſſen die das Paradies hütenden Engel dasſelbe und rechtfertigen ſich bei Gott, welcher ſie von aller Schuld freiſpricht. Dann ſendet er den Sohn, die Ungehorſamen zu beſtrafen, deren ſich derſelbe erbarmt und die er kleidet. Sünde und Tod freuen ſich und folgen Satan nach dem neuen Aufenthaltsorte. Satan aber rühmt ſich im Pandämonium ſeines Sieges. Endlich ſendet Gott Michael mit einer Schaar von Cherubim,

Adam und Eva ihre Vertreibung aus dem Paradieſe zu verkünden und ihnen die Flut, die Menſchwerdung, den Tod und die Himmelfahrt des Sohnes und deſſen Wiederkunft vorauszuſagen. Es geſchieht, das Urtheil wird vollzogen und

> They hand in hand; with wand'ring steps and slow
> Through Eden took their solitary way.

Das Gedicht iſt voll wunderſchöner Schilderungen, erhabener Gedanken und Gleichniſſe und erſchütternder Situationen. Lieblich und reizend ſind die erſten Menſchen, in übermenſchlicher Pracht Götter und Engel, mit dämoniſcher Liſt und Gewalt, nicht in durchaus verworfener Schlechtigkeit, der Satan geſchildert. Aber das Ganze iſt eine für unſer jetziges Bewußtſein ungenießbare myſtiſche und hyperorthodoxe Geiſtesfeſſel, in welcher das Chriſtenthum noch zum Überfluſſe mit gnoſtiſchen und manichäiſchen Zuthaten verſetzt iſt. Dieſem verzwickten Bibelſtandpunkte entſpricht denn auch die in des Dichters Alter entſtandene Fortſetzung, Paradise regained, das wiedergewonnene Paradies, in vier Büchern, in welchem die menſchliche Schönheit ganz wegbleibt und nur noch himmliſche Myſtik vorwaltet. Es enthält die Verſuchung Jeſu in der Wüſte und iſt mit einer Menge Viſionen durchwebt. Zuletzt ſchrieb Milton noch ein verunglücktes Singſpiel „Samſon Agoniſtes".

Milton iſt oft mit Dante verglichen und als der proteſtantiſche Dichter der höchſten Intereſſen des Menſchen dem katholiſchen gegenübergeſtellt worden. Es iſt dies inſofern richtig, als Dante in ſeinen Schilderungen der kirchlichen Tradition, Milton aber dem „Worte Gottes" folgt. Da Beide aber ihre religiöſe Autorität mit ihrer Fantaſie ausſchmücken, ſo muß vom poetiſchen Standpunkte aus ihr Verhältniß tiefer ergründet werden. Dante erzählt Das, was den Erdenpilger im Jenſeits erwartet, aus eigener Anſchauung, welche er durch genaue Vergleichungen jenſeitiger Orte mit diesſeitigen, durch Anführung bekannter Verſtorbener, ja ſogar durch Maßangaben über Alles, den furchtbaren Lucifer nicht ausgenommen, noch wahrſcheinlicher zu machen ſucht, und dies Alles in einer Sprache, welche an ſich verſtändlich iſt, wenn man von den gelehrten Spezialitäten abſieht. Milton dagegen erzählt nach dem Hörenſagen, läßt der Fantaſie des Leſers freien Spielraum, mißt und wägt nichts, ſondern gibt nur eine Andeutung davon, und verbirgt oft, was er ſagen will, in myſtiſchen und geheimnißvollen Ausdrücken. Der Florentiner weiß daher die Illuſion tiefer haften und länger andauern zu laſſen, als der Engländer. Dagegen iſt Letzterer ungleich ſchöpferiſcher. Während Dante's Schatten der Hölle und des Fegfeuers und ſeine Engel des Paradieſes lediglich Menſchen ſind, wie ſie auf der Erde leben, ſeine Teufel aber thieriſche Ungeheuer, wie ſie die fabelhafte Naturgeſchichte der Zeit malte, — ſind Milton's Geſtalten von ganz neuer, eigenthümlicher Beſchaffenheit. Seine Götter, Vater und Sohn und ſeine Erzengel ſind mehr als Menſchen;

aber ſie denken, ſprechen und handeln, wie es Menſchen thun würden, die nicht wie wir an einen Raum und an eine Spanne Zeit gebunden wären, und ſo iſt auch ſein Satan kein mit Thiergliedern ausgeſtattetes und ſchlechthin nur das Böſe wollendes Ungeheuer, ſondern ein in groß-artigerm Maßſtabe menſchlich fühlendes und handelndes Weſen, das ſich noch lange beſinnt, ob es die Menſchheit in's Verderben ſtürzen wolle, ein trotziger Empörer, deſſen Benehmen motivirt, nicht ſchlechthin verdammt wird.

Stellte ſich uns in Milton die in hohem Ernſte aufgefaßte Lichtſeite des Puritanismus dar, ſo wird deſſen Schattenſeite von gegneriſcher Hand lächerlich gemacht durch ſeinen Zeitgenoſſen Samuel Butler, geboren 1612 in Worceſterſhire, geſtorben 1680. Dieſer Dichter wurde dafür, daß er die Puritaner zum Danke für die bei einem derſelben genoſſene Gaſtfreundſchaft dem Geſpötte preisgab, hinlänglich beſtraft, indem ihm ſein Werk nichts einbrachte als ein nicht ſehr bedeutendes Gnadengeſchenk Karl's II. Wir ſprechen von dem Gedichte „Sir Hudibras", welches in reimenden vierfüßigen Jamben geſchrieben wurde und in drei Theilen 1663, 1664 und 1678 erſchien. Sein Inhalt ſind die Abenteuer des puritaniſchen Ritters Hudibras und ſeines Knappen Ralf, zweier gleich verächtlicher Kerle und höchſt plumper, geiſtloſer Nachahmungen Don Quijote's und Sancho Panſa's, welchen ihren Vorbildern ähnlich ſie auch überall gefoppt und geprügelt werden, nur daß keine Spur von idealer Beſtrebung, wie ſie die Seele des Junkers aus der Mancha ſchwellt, im Hudibras zu finden iſt. Die Gegner der Puritaner vergötterten das Buch beinahe und es wurde lange für ein Meiſterſtück des Humors angeſehen, hat aber für unſere Zeit keinen Werth mehr.

Der zunächſt auf dieſe beiden Extreme des ſublimſten Idealismus und des ſchmutzigſten Realismus folgende engliſche Dichter war John Dryden (geb. 1631, geſt. 1701), welcher, ein Bild der elendeſten Charakterloſigkeit, unter Cromwell Republikaner und Puritaner, unter Karl II. Royaliſt und Anglikaner war, unter Jakob II. aber gar Katholik wurde. So drehte er ſtets den Mantel nach dem Winde, und es iſt daher klar, daß von dichteriſcher Begeiſterung bei ihm keine Rede ſein kann. Seine Gedichte ſind denn auch, trotz der ſchönen Sprache und der ſtellenweiſe erhabenen Gedanken, — ungenießbar und für uns werthlos. Gegen den Aufſtand Monmouth's, des natürlichen Sohnes Karl's II. ſchrieb er „Abſalom und Achitofel" (1681). Nach ſeiner Konverſion folgte das tendenziöſe Gedicht „the Hind and the Panther" (1682), welches die katholiſche Kirche unter dem Bilde einer „milchweißen Hindin" und die proteſtantiſchen Kirchen und Sekten als Raubthiere vorführt, welche die Erſtere ſtets verfolgen und quälen, bis ſie bei dem „königlichen Löwen" Schutz findet und dann mit dem Panther, d. h. der Hochkirche, über ſämmtliche Dogmen und Gebräuche der beiden Kirchen diſputirt. Dieſe

abgeſchmackte Einkleidung wurde mit Recht durch des Dichters Zeitgenoſſen Montague und Prior in den Geſprächen zwiſchen der Stadt- und der Landmaus verſpottet. Beſſer iſt Dryden's „Annus mirabilis“, welches von der Feuersbrunſt und der Peſt handelt, welche bald nacheinander (1666 und 67) London verheerten; ebenſo ſind anerkennend zu erwähnen ſeine Fabeln (1699) und ſein „Alexanderfeſt“. Dryden beherrſchte, ungeachtet ſeiner Charakterloſigkeit, die Literatur ſeiner Zeit; die übrigen Dichter buhlten um die Ehre, im Kaffeehauſe, das er beſuchte, in ſeiner Nähe Platz zu finden; denn es war eben, vorzüglich durch Einwirkung der franzöſiſchen Muſe unter Ludwig XIV., Mode geworden, auf die Form mehr zu halten, als auf den Geiſt. Shakeſpeare und Milton wurden in ihrem Vaterlande vergeſſen; der Ruhm der eigenen Sprache und Literatur wurde in den Wind geſchlagen, und man ſank ſo tief, jenen herrlichen Vorbildern diejenigen der franzöſiſchen Pſeudoklaſſik vorzuziehen und ſo von der ruhmloſen Nachahmung einer mißlungenen Nachahmung kümmerlich zu zehren. Es war die Blütezeit des Zopfſtiles, Englands Roccocco-Zeitalter.

Dryden's bedeutendſter Schüler war Alexander Pope, der in Jenem ſein höchſtes Ideal erblickte. Er war 1688 zu London als Sohn eines eifrigen Katholiken und Stuartiſten geboren und ſtarb 1744; ſein Körper war verwachſen und häßlich, ſein Charakter neidiſch, geizig und zänkiſch und von ungezügeltem Ehrgeize. Seine poetiſchen Vorzüge ſind Witz und Schönheit der Form, namentlich des Reims. Sein beſtes Werk iſt das komiſche Epos „the Rape of the Lock“ (1712), eine Nachahmung von Boileau's Lutrin (oben S. 504), alſo in doppelter Beziehung kein Original, dagegen anmutiger und zierlicher als beide Vorbilder. Die Motive und Ausdrücke der größten Epiker ſind darin mit großem Geſchicke parodirt.

Die übrigen Gedichte Pope's ſind meiſt didaktiſche. Eine Nachahmung Boileau's iſt der Essay on criticism, welcher den oben angedeuteten ſchlechten Geſchmack der franzöſiſchen Nachäffung zum Geſetze zu erheben ſuchte; mehr Ruhm erntete der Essay on man (1734), welcher die Hypotheſe von der Schöpfung der beſtmöglichſten Welt zum Gegenſtande hat und auf das Reſultat hinausläuft, Alles, was exiſtire, ſei recht. Die Gedanken ſind aus Shaftesbury (oben S. 322) entlehnt und der Standpunkt daher jener der Deiſten, obſchon ſich Pope dagegen verwahrte, in deren Schule zu gehören und ſeine ſtete Anhänglichkeit gegen die katholiſche Kirche betheuerte. In einer Satire, die Dunciade, ſucht er, der Zwerg, den Rieſen Shakeſpeare, deſſen Werke er doch ſelbſt, freilich ohne alle Kritik, herausgegeben, zu meiſtern, indem er ihn ähnlich beurtheilt wie Voltaire und ſich erkühnt, ihn, dem herrſchenden Klaſſicismus gegenüber, für einen überwundenen Standpunkt zu erklären. Die Pointe der Satire richtet ſich indeſſen gegen einen andern Herausgeber Shakeſpeare's, Theobald Lewis, welcher Pope's Ausgabe angegriffen hatte. Letzterer überſetzte

auch den Homer in verfehltem Geſchmacke, welche Arbeit aber zu jener Zeit überſchwänglich gelobt wurde. Nachahmer Pope's waren Mathew Prior und John Gay; ſie ſchrieben meiſt lyriſche Gedichte und Idyllen.

Eine Ahnung der Wiederkehr einer beſſern Geſchmacksrichtung in der Poeſie, als jene war, welcher Dryden und Pope, dieſe Abtrünnigen vom Genius ihres Vaterlandes, huldigten, begann am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts aufzudämmern. Der Erſte, in dem ſie lebte, war James Thomſon, 1700 zu Ednam in Schottland geboren, in reiferen Jahren Reiſebegleiter eines Lord, geſtorben 1748. Ein Original iſt er nicht, ja ſogar noch in Manchem ein Schüler Pope's; aber er war doch wieder einmal ein begeiſterter, kein blos berechnender und reflektirender Dichter. Sein Hauptwerk, 1726 begonnen, iſt das beſchreibende Gedicht „the Seasons", in reimloſen Jamben und in vier Theilen, nach den Jahreszeiten; der Winter iſt der erſte Theil. Seine Schilderungen ſind voll Leben, Friſche, Wärme und Pracht und treue Bilder der Natur, ihre Ausrundung aber doch etwas zu pedantiſch und in den Spezialitäten ermüdend. Die „Jahreszeiten" fanden zu ihrer Zeit begeiſterte Aufnahme, werden aber gegenwärtig kühler beurtheilt; es fehlt ihnen die Handlung, welche unſere bewegte Zeit überall verlangt. Schilderungen will dieſelbe nur von der Muſik hören und von der Malerei ſehen. Die übrigen Gedichte Thomſon's ſind langweilige Allegorien und Lehrgedichte.

Einen Fortſchritt in der Originalität legte Edward Young (geboren 1681 zu Upham, geſtorben 1765) an den Tag. In ſeinem Jugendgedichte „the last day" (1713) verſuchte er, aber mit unzureichender Kraft, Milton nachzuahmen. So erreichten auch „the force of Religion" (die Geſchichte Johanna Gray's enthaltend) und ſeine Satiren die beabſichtigte Wirkung nicht. Später wurde er Geiſtlicher der Hochkirche und Hofkaplan (1728); nachdem er durch mehrere Todesfälle in ſeiner Familie gebeugt war, ſchuf er erſt ſein bedeutendſtes Werk „the complaint, or night-thoughts" (1741), ein tiefempfundenes, aber mit zu viel Pathos und Übertreibung verſetztes lyriſch-didaktiſches Gedicht über die Eitelkeit des Lebens, Tod, Unſterblichkeit und die Macht des Glaubens. Der Ton iſt durchaus melancholiſch, ohne Erheiterung, die Form nicht ſchön, nur die Gedanken großartig und ächt poetiſch. Die meiſte Verwandtſchaft hat Young unter den gleichzeitigen Dichtern mit Klopſtock; das Auftreten Beider bezeichnet den endlichen Sturz des Roccocco durch das Genie, der Form durch den Gedanken, was für einige Zeit die Vernachläſſigung der erſtern zur Folge hatte.

Dieſe Befreiung des ſchöpferiſchen Geiſtes von den lähmenden Feſſeln der Form ging mit einem allgemeinen Verlangen nach neuen Stoffen, den Geiſt damit zu nähren, Hand in Hand. Man war der klaſſiſchen Nachahmungen, des ewigen Einerlei's der Ödipuſſe und Iphigenien, der Hirtengedichte und der Alexandriner endlich ſatt und wollte friſche Koſt.

Da dieſe nicht ſofort aus eigener Kraft hergeſchafft werden konnte, ſo ſuchte man ſie zuerſt in dem Schatze der Volkspoeſie. Es erfolgte durch den Biſchof Thomas Percy 1765 die ewig denkwürdige Herausgabe der friſchen und geſunden engliſchen Volksballaden, und ſein ſchüchternes Beginnen fand begeiſterte Aufnahme. Daher war es nicht zu verwundern, daß zu derſelben Zeit auch Verſuche gewagt wurden, dergleichen Dichtungen ſelbſt zu verfertigen. Das Merkwürdigſte war aber, daß dieſe Verſuche theilweiſe gelangen. Der erſte und erfolgreichſte unter ihnen war die angebliche Entdeckung der Lieder des alten ſchottiſchen Barden Oſſian. Im Jahre 1760 gab der ſchottiſche Dichter James Macpherſon eine Sammlung derſelben heraus, mit der Angabe, daß ſie von ihm aus dem Gaeliſchen oder Erſiſchen überſetzt ſeien. Während dieſe Poeſien durch ihren eigenthümlichen romantiſchen Reiz, den eine gewiſſe dunkle, nebelhafte, mondſcheinartige Ausdrucksweiſe und die mit Sentimentalität gepaarte Tapferkeit der Hochlandsrecken uralter grauer Zeiten noch erhöhte, im ganzen civiliſirten Europa allgemeinen Jubel und unendliches Entzücken hervorriefen und die geſammte Jugend für ſie ſchwärmte, tauchten doch bereits Zweifel an ihrer Ächtheit auf, ja von Seite Samuel Johnſon's ſogar offene Beſchuldigungen der Fälſchung. Wirklich trat Macpherſon, welcher ſich inzwiſchen als Sachwalter von engliſch-oſtindiſchen Nabobs bereichert hatte, niemals, wie er doch verſprochen, mit den Originalen hervor und ſtarb 1796, ohne es gethan zu haben. Wol fand man alte gaeliſche Lieder, die als ſolche Oſſian's galten; aber ſie ſtimmten nicht mit Macpherſon überein, in deſſen Nachlaß man nur von ihm und ſeinem Schreiber ſelbſt gefertigte gaeliſche Handſchriften, und zwar ganz fehlerhafte, fand, ſo daß er als Fälſcher entlarvt war, der erſt verſchiedene iriſche und ſchottiſche Volkslieder und dann ſeine eigene Fantaſie benützt hatte, um ſeinen Oſſian daraus zuſammenzuſchmieden. Aber ſeine Fälſchung hat dichteriſchen Werth und iſt als Dichtung ganz ein Kind jener Zeit der erwachenden Genialität und Naturſchwärmerei. Thereſe von Jakob (genannt Talvj) hat 1840 die Fälſchung kritiſch nachgewieſen; die wirklich alten gaeliſchen Oſſianfragmente ſind mehrfach herausgegeben und überſetzt worden.

Noch kürzern Beſtand hatte die Fälſchung des „Wunderkindes" von Briſtol. Thomas Chatterton, welchen man ſo nannte, ſandte 1768, als Oſſian in der Blüte ſtand, anonym eine in altengliſchem Idiom abgefaßte Erzählung über die Einweihung der alten Brücke zu Briſtol in die Welt hinaus, trat dann hervor und behauptete, das bezügliche Manuſkript in einer alten Kiſte der Briſtolerkirche genommen zu haben. Als man ihm glaubte, gab er, hiedurch ermuntert, Dichtungen eines angeblichen Mönches Rowley aus dem fünfzehnten Jahrhundert heraus, mit ſo getreuer Nachahmung der damaligen Sprache, daß Viele getäuſcht wurden. Andere jedoch durchſchauten die Fälſchung, ſo Horace Walpole, und der junge

geniale Betrüger gerieth ſo in Noth, daß er ſich 1770, kaum achtzehn Jahre alt, vergiftete.

Nicht ſo tragiſch endete ein gewiſſer William Henry Ireland, deſſen Vater aus Liebhaberei Reliquien Shakeſpeare's zuſammenkaufte, was er benützte, ihm gefälſchte Handſchriften des großen Dramatikers zu überreichen, welche der Alterthümler 1795 in einer Prachtausgabe drucken ließ; ja ein falſches Theaterſtück wurde ſogar aufgeführt. Der Betrug kam jedoch an den Tag, Ireland geſtand ihn und — wurde vergeſſen.

Dieſe Betrügereien waren indeſſen nicht ganz ohne Nutzen. Sie ſpornten, durch ihre Entlarvung, die dichteriſchen Geiſter zu eigenem Schaffen an, und ſo erwachte in England die ächte Volkspoeſie eines Chaucer und Shakeſpeare nach anderthalbhundertjährigem Brachliegen von Neuem. Der erſte, der ihr durch ſelbſtändiges Schaffen Bahn brach, war William Cowper, geboren 1731, geſtorben 1800. Seine Poeſie iſt zwar nicht friſch und lebendig, ſondern düſter und ſchwermütig, aber warm, kräftig und geſtaltenreich. Auch wagte er es zuerſt, Pope entgegenzutreten und ſeine Dichtungen handwerksmäßig zu nennen.

Was ihm fehlte, erſetzte in reichem Maße der unſterbliche ſchottiſche Volksdichter Robert Burns, geboren 1759, geſtorben 1796, ſein Leben lang ein armer, ſchlichter Landmann. Seine Dichtungen, 1786 zum erſten Male erſchienen, erregten ſo große Theilnahme, daß die Gebildetſten, Reichſten und Vornehmſten ſeiner Landsleute ihn hoch feierten. Die Stelle eines Steuerbeamten, die ſie ihm verſchafften, konnte jedoch ſeinen Geiſt nur drücken und ſeine Fantaſie trüben, und als er bei Anlaß der franzöſiſchen Revolution ſeine Sympathien mit derſelben nicht verbarg, ließ man ihn ſtecken, und er verkam, da er aus Verzweiflung zu trinken begann, in Noth und Krankheit. Seine Dichtungen ſind über lobende Phraſen erhaben. Wer kennt nicht ſein „My heart is in the Highlands“, ſeinen „John Barlycorne“? Es iſt die friſcheſte, ungekünſteltſte Bergluft, die darin weht und dieſes Wehen erfriſcht die geſammte auf ihn folgende neueſte engliſche Poeſie!

B. Die dramatiſche Dichtung.

Das engliſche Theater, das wir (Bd. I. S. 520) unter den Verfolgungen der Puritaner verlaſſen haben, erholte ſich von denſelben erſt nach der in politiſcher und religiöſer Beziehung ſo unheilvollen, der Kunſt und Wiſſenſchaft aber günſtigen Reſtauration der Stuarts. Erlaubt waren unter der republikaniſchen Regierung, wie wir hier nachholen, nur Vorträge über „moraliſche Tugendhelden“ mit recitativer Muſik, deren der Leiter des Bühnenweſens unter Karl I., wie unter Cromwell, William

Davenant (Bd. I. S. 501), dichtete. Karl II. aber gestattete 1662 dem Genannten und dem Thomas Killigrew, Jedem die Errichtung einer Schauspielertruppe in den Theatern zu Lincolns-Innfields und Drury-Lane. Da Davenant ein Verehrer des französischen Theaters war, so richteten sich Theater und Dichter nach ihm und zwar zur Zufriedenheit des Königs und des Hofes; Shakespeare und seine Zeitgenossen aber wurden verachtet, und der Prophet dieses Geschmackes war der bereits erwähnte charakterlose Dichter Dryden, der freilich Shakespeare's Größe anerkannte, ihn aber durch die französische Form korrigiren zu müssen glaubte. Seine eigenen Dramen beschäftigten neben denen Davenant's und mehrerer Unbedeutender das englische Theater der Restauration. Als eines der besten Stücke galt Dryden's „Indian Queen“; es ist wie die anderen alle, die mit Vorliebe in Ostindien, Spanien und Amerika spielen, trotz der fein abgezirkelten Verse, vergessen, aber damals erregten diese, sowie die damit verbundenen Geistererscheinungen, Paukenschläge und Lärmtrompeten den ungetheiltesten Beifall, und herrschten unbedingt, bis das vom Herzog von Buckingham, dem Dichter Butler u. A. verfaßte satirische Stück „the rehearsal“ (die Theaterprobe, 1671) Dryden und dessen Gesinnungsgenossen durch Persifflage ihrer Personen sowol, als ihrer Werke dramatisch tödtete. Die Folge war zwar nicht, daß Dryden die dramatische Thätigkeit aufgab; aber er verbesserte sie, er schaffte das Spektakel und die Reime ab, doch keineswegs den französirenden Stil, während er zugleich Shakespeare'sche Stücke verflachte und so herausgab. Sein eignes bestes Stück in dieser bessern Periode war „Dom Sebastian“ (1690). Andere Dichter jener Zeit wagten es aber, weiter zu gehen und sich wieder vorzugsweise an Shakespeare zu halten, doch ohne sich ganz von Dryden's Schwankungen losreißen zu können, — so Thomas Otway (1651 bis 1685) und Nathanael Lee (1657—1693), Beides wilde Kraftgenies von Marlowe's und Greene's Art, denen ähnlich sie auch jung in Noth und Lastern verkamen. Ihre Stücke sind allen Theilen der Geschichte entnommen. Nach ihnen aber herrschte der französische Geschmack wieder allein.

Das Lustspiel jener Zeit war noch regelloseren Wandelungen unterworfen und fast immer ein Pfuhl der Verdorbenheit und Gemeinheit, was ganz dem Geschmacke Karl's II. entsprach, sowie dem seiner Höflinge und Anhänger, welche sich, ohne Unterschied des Geschlechtes, im Theater laut die unflätigsten Gespräche erlaubten; denn der höhnende Sieg über den Puritanismus schlug eben damals in dessen moralisches Gegentheil um (oben S. 62 und 119 ff). Ein treues Bild des damaligen Lebens waren aber die Lustspiele. Dazu kam noch, daß man damals begann, die weiblichen Rollen durch Schauspielerinnen spielen zu lassen und daß die Dichter gerade Diesen die unzüchtigsten Reden in den Mund legten! Zu diesen sauberen Dichtern gehörte Dryden, dann William Wycherley (1640

bis 1715), William Congreve (1670 bis 1729), der Geistvollste unter ihnen, u. A. Die zweite Revolution, welche die Stuarts vertrieb, und diesmal für immer, machte diesem schmutzigen Treiben ein Ende. Die Ersten, welche es öffentlich anklagten, waren der epische Dichter Richard Blackmore und der Geistliche Jeremias Collier, dessen Berufsgenossen bisher stets geschwiegen hatten (!), der aber zugleich auch in pfäffischer Weise das Theater überhaupt verdammte. Eine Besserung war in Folge dessen in den Lustspielen George Farquhar's, eines Iren (1678—1707) und des Architekten John Vanbrugh (1672—1726) zu bemerken und schritt von da sichtlich fort*).

Im achtzehnten Jahrhundert war die englische Tragödie strenger als je dem aristotelisch-französischen Gesetze der drei Einheiten unterworfen, doch wenigstens nicht dem Alexandriner. Dabei hatte sie aber eine ausgesprochene moralisirende Tendenz, d. h. sie brüstete sich so zu sagen mit einer an das nicht immer moralische Stück angehängten guten Lehre. Ihre hervorragenden Bearbeiter waren Thomas Southerne (1660 zu Dublin geboren), der jetzt bekehrte Komiker Congreve, Nicolaus Rowe (1673—1718), ein schwacher Nachahmer Shakespeare's; der Bedeutendste aber ist Josef Addison (oben S. 323), geboren 1672, gestorben 1719 (s. seine Biographie von Maucaulay), dessen „Cato" (1713) als die vollendetste Tragödie ihrer Zeit galt und fünfunddreißigmal nacheinander aufgeführt wurde, aber dem Kenner der Alten und Shakespeare's nur ein mitleidiges Lächeln abgewinnen kann. Es ist indessen bezeichnend für den erwähnten Erfolg, daß das Stück — als eine Demonstration zu Gunsten der Whigs angesehen wurde.

Das, wie bereits erwähnt, verbesserte Lustspiel wurde im achtzehnten Jahrhundert besonders durch Addison's Mitarbeiter Richard Steele bearbeitet, welcher, obschon nicht frei von bisweilen sehr starken Schlüpfrigkeiten, eine deutliche moralische Tendenz zur Schau trug. Weniger trat letztere an den Tag bei der leichtfertigen Dichterin (!) Susanna Centlivre.

Eine neue Periode des englischen Theaters begründete, gleich der Revolution von 1688, das Auftreten Samuel Johnson's und der besseren Romanschriftsteller in den Dreißigerjahren des achtzehnten Jahrhunderts. Johnson, zuerst selbst dramatischer und satirischer Dichter, auch Romanschreiber (geb. 1709, gest. 1784), ein Muster von genialer Unordnung und Nachlässigkeit, ein Tadler Milton's und Verehrer Pope's, machte sich 1765 durch die erste kritische Ausgabe Shakespeare's verdient, welchen Geistesheroen er, den Franzosen gegenüber, zwar noch nicht vollständig, aber doch besser zu würdigen wußte, als seine Vorgänger, wobei

*) Vergl. Macaulay, die Lustspieldichter der Restaurationszeit, in seinen Essays.

er auch den Mut hatte, endlich mit den drei Einheiten zu brechen. Von da an waren dieſelben auch wirklich überwunden. Es tauchte ein beſſerer Geſchmack im Theater auf. Beide Extreme, ſowol die Obſcönität unter Karl II., als das affektirte Moraliſiren am Anfange des neuen Jahrhunderts, verſchwanden und machten einer ernſt gemeinten, nicht blos zur Schau getragenen Moral Platz. Die Tragödie nahm ſich, mit Beiſeitelaſſen heroiſcher Stoffe, den ernſten Roman Richardſon's, die Komödie den komiſchen Fielding's und Smollet's zum Muſter, die Stoffe beider wurden daher aus dem bürgerlichen und Familienleben genommen; beide aber blieben hinter ihren Vorbildern an Kraft der Geſtaltung und des Ausdrucks weit zurück. Als Tragiker ragte Georg Lillo (1693—1739), beſonders mit ſeinem „Kaufmann von London", Edward Moore mit dem „Spieler" (1753) und Cumberland hervor, als Komiker Samuel Foote (1719—1777), der Schauſpieler Garrick, Georg Colman, vor Allen aber Richard Sheridan (1751 zu Dublin geboren, 1816 geſtorben) mit ſeinen Stücken „the rivals" und „the school for scandal", deren treffliche Charakterzeichnung und brillanter Witz ſie noch jetzt zu klaſſiſchen Werken ſtempeln.

C. Der Roman und die Geſchichtſchreibung.

Die Anfänge der engliſchen Poeſie in ungebundener Sprache oder der Novelle und des Romans ſehen wir am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in den von Steele und Addiſon (oben S. 323) herausgegebenen Zeitſchriften: Tatler, Spectator, Guardian und Lover, namentlich ſeitdem den Herausgebern (1710) durch den Sturz ihrer Partei die politiſchen Erörterungen abgeſchnitten und ſie auf Schilderungen des ſocialen Lebens und daran geknüpfte moraliſche Charakterbilder und Erzählungen angewieſen waren, in welchen ſie in Bezug auf Friſche und Lebendigkeit ſolche Fortſchritte machten, daß die ſich in ihren Blättern abſichtslos entwickelnden Novellen ſo künſtleriſch vollendet waren, als hätte die Nation bereits eine langjährige Übung in dieſem Zweige der Literatur hinter ſich. Menſchenkenntniß, Humor, Erfindungsgabe, Farbenreichthum und Freimütigkeit zeichnen dieſe leider vergeſſenen Novellen ſo aus, daß ſie, wieder zur Hand genommen, von Gebildeten mit dem größten Intereſſe geleſen werden. Und alle dieſe Perlen erzählender Genies waren unter ſich durch eine in den Blättern fingirte Familie oder ſonſt einen befreundeten Kreis verbunden, den ſie erheiterten, und wechſelten ſtets mit äſthetiſchen Aufſätzen ab, die auf den literariſchen Geſchmack der Zeit keinen geringen Einfluß ausübten, und mit Anregungen zur Abſchaffung ſocialer und moraliſcher Mißbräuche, welche oft von einer erſtaunlich ſchnellen Wirkung waren.

Den eigentlichen Roman baute in England zuerst Daniel Foe, später Defoe genannt, an. Er war 1661 zu London geboren, trat schon unter Karl II. mit einer satirischen Schrift gegen die Verfolgungssucht der Hochkirche auf, kämpfte unter Monmouth, war dann Flüchtling auf dem Kontinent, kehrte wieder heim, schrieb wieder gegen die kirchliche Politik Jakob's II., machte aber als Privatmann Bankerott, floh nach Bristol, wo er nur Sonntags auszugehen wagte, bekämpfte 1701 die Vorurtheile gegen Wilhelm III. als Fremden, wofür ihm der König dankbar war, nach dessen baldigem Tode aber sofort arge Bedrückungen der Dissenters vorkamen. Als sich Defoe in einer satirischen Schrift ihrer annahm, wurde er mit Geldbuße, — öffentlichem Pranger und sieben Jahren Gefängniß bestraft; das Volk aber bestreute die drei Plätze, an denen er ausgestellt wurde, mit Blumen und warf ihm Kränze zu. Nach einem Jahre wurde er aus dem Gefängniß entlassen und sofort von der Regierung geehrt. Er bewirkte als Unterhändler die Union zwischen England und Schottland und schrieb deren Geschichte in zugleich treuer und anziehender Weise. Durch eine humoristische Geistergeschichte bewirkte er den raschen Absatz eines vergessenen religiösen Buches, begann eine Geschichte des Handels, kam unter Königin Anna wegen Wirkens für die Thronfolge des Hauses Hannover abermals in's Gefängniß, doch nur auf ein halbes Jahr, erhielt aber vom Hause Hannover keinen Dank. Nachdem er in der nämlichen Zeit das englische Bank-, sowie das Versicherungswesen gegen Hagel und Feuer und die Sparkassen begründet, gab er die Politik auf und schrieb, obschon vorgerückten Alters, 1719 sein berühmtestes Werk, dem sich bezüglich allgemeiner Verbreitung und der Unzahl davon gefertigter Nachahmungen, wol wenige in der Welt an die Seite stellen können. Es trägt den der Jugend aller Länder wohlbekannten Titel „the life and adventures of Robinson Crusoë". Ob dazu die Erlebnisse des 1705 auf die Insel Juan Fernandez desertirten und bis 1709 dort allein gebliebenen Matrosen Alexander Selkirk die erste Veranlassung gegeben, ist nicht hinlänglich ermittelt und auch gleichgültig; denn das Buch ist so originell, kommt dem im aufgeweckten Menschen lebenden Triebe nach Abenteuern und der in jener Zeit beginnenden sentimentalen Liebe zur Einsamkeit in so liebenswürdiger Weise entgegen, und die Verkettung der Ereignisse ist so kunstvoll und zugleich so wahrscheinlich, daß es als die eigenste That des Dichters erscheint. Über den genannten Vorzügen vergißt man auch den nachlässigen Stil und die manchmal ermüdenden Spezialitäten gerne. Dazu kommt noch, daß das Buch absichtlos zu einem Versuche geworden ist, die Frage zu lösen, wie der hülflose, einsame Mensch aus dem Zustande der Natur sich zu demjenigen der Kultur erhebt, und daß es in eindringender Weise Defoe's tolerante Grundsätze verficht. Mit Mühe fand der Verfasser einen Verleger, der ihm zehn Pfund Sterling bezahlte; aber mit wunderbarer Schnelligkeit schlug das Buch ein; man

riß ſich darum; alle Völker der Erde, welche eine Schrift beſitzen, überſetzten es in ihre Sprachen, und die Zahl der Nachahmungen und Nachbildungen ging in's Unendliche und Fabelhafte. Es entſtanden ſekundäre und weitere Robinſone aller Nationen, ſogar vieler Provinzen und Städte, mehrerer Gewerbe und Berufe, ſogar weibliche, und ganze Familien von Robinſonen. Eine eigenthümliche Gattung dieſer Nachahmungen ſind die verſchiedenen deutſchen Aventuriers und Freibeuter und die ſeiner Zeit ſehr beliebte „Inſel Felſenburg". Nach Robinſon ſchrieb Defoe noch mehrere an Abenteuern reiche Romane, die aber vergeſſen ſind, und ſtarb 1731 aus Schmerz über die Undankbarkeit ſeines Sohnes.

War Defoe von der Politik zur Romandichtung übergegangen, ſo verband dagegen der Schriftſteller, den wir zunächſt zu nennen haben, beide Gebiete miteinander und wurde ſo ein modernerer Utopiſt, wie es Thomas Morus (Bd. I. S. 199 ff.) geweſen war. Jonathan Swift, von dem wir ſprechen, war von Natur kein Dichter, ſondern ein Satiriker, der die Poeſie zum Zwecke der Satire benutzte. Dieſem ſeinem Talente brachte er ſeine geiſtliche Laufbahn zum Opfer, die er (1667 zu Dublin geboren) im Studentenalter ergriffen hatte. Die Bedrückungen und Hintanſetzungen, denen das literariſche Genie unter den Theologen ausgeſetzt war, malte er, dem glücklichen Dummkopfe oder Heuchler gegenüber, draſtiſch im „Schickſal eines Geiſtlichen". Die politiſchen Ereigniſſe von 1688 trieben ihn nach England, der urſprünglichen Heimat ſeiner Familie; ſpäter kehrte er als Dorfpfarrer nach Irland zurück, predigte aber nur Satiren, lebte ſeit 1701 als Schriftſteller in London, ging 1710 von den Whigs zu den Tories über, als Letztere die Herrſchaft errangen, ſchrieb für ſie den Examiner, wurde 1713 mit der Dechantei zu St. Patrick in Dublin belohnt, befleckte ſeinen Charakter durch doppelte Treuloſigkeit gegen ſeine ältere in Irland zurückgelaſſene Geliebte, Stella, und eine neuere, Vaneſſa, die ihm aus London nachgefolgt war, und denen er Beiden das Herz brach, — wurde dann auf einmal Anwalt der unglücklichen Iren, welche er als Tory unterdrücken geholfen hatte, buhlte aber nachher wieder um die Gunſt des Hofes und ſtarb in völliger Stumpfheit 1745. Schon früher hatte er an bedenklichen Gehirnkongeſtionen gelitten.

Swift's wichtigſte Werke ſind „Tale of the tub" und „Gulliver's travels".

Das „Märchen von der Tonne" (1704) iſt eine Satire auf die drei Konfeſſionen der Katholiken, Lutheraner und Calviniſten, durchgeführt an der Erzählung von drei Brüdern Peter, Martin und John, von denen Jeder vom Vater einen Rock und ein „Teſtament" erhalten hatte, jedoch mit der Pflicht, an dem erſten nichts zu ändern, was das zweite nicht ausdrücklich geſtatte. Gefiel ihnen nun aber eine Veränderung, von welcher das „Teſtament" nichts enthielt, ſo legten ſie einfach das letztere ſo aus,

daß es dieſelbe zu rechtfertigen ſchien, oder beriefen ſich, wenn dies nicht möglich war, auf die „Überlieferung", daß ihr Vater ſich zu Gunſten des Gewünſchten ausgeſprochen habe, oder hängten endlich dem „Teſtament" ein „Codicill" an. Peter wurde dann ſo hochmütig, daß er ſich drei Hüte über einander aufſetzte, und John ſo toll, daß er ſeinen Rock und deſſen Verzierungen in Fetzen riß, während Martin (als Vertreter der Hochkirche) natürlich am beſten wegkommt. Der Witz der Erzählung iſt wahrhaft zermalmend.

Gulliver's Reiſen (1720—25), der Jugend beinahe ſo gut bekannt wie der Robinſon, wenn auch nur im Auszuge, ſind ebenſo reizvoll als Schilderungen unbekannter Länder mit pikanten Zuſtänden, wie beißend als politiſche Satiren. Es ſind der Reiſen vier. Die erſte geht nach Lilliput, dem Lande außerordentlich kleiner Menſchen mit dazu paſſender Naturſcenerie, und iſt weitaus die anziehendſte. Die zweite Reiſe erreicht Brobdingnag, das Land ungeheurer Rieſen; ſie wetteifert mit Lilliput in Mannigfaltigkeit, ſteht aber dieſem in äſthetiſcher Beziehung nach; äußerſt poſſirlich ſind die Erlebniſſe Gulliver's, dort als angeſtaunter Rieſe, hier als bewunderter Zwerg, dort werden die engliſche Regierung und die Parteien dieſes Reiches, hier die Hofzuſtände verſpottet. Auf der dritten Reiſe, für welche der Verfaſſer ſchon der Fantaſie mehr Gewalt anthun und Geſuchteres bringen mußte, mit welcher auch jeder beſtrickende Reiz aufhört, lernt Gulliver die fliegende Inſel Laputa mit ihren blos der Mathematik lebenden Bewohnern (Satire auf Newton!), ſowie andere Länder mit ſonderbaren Sitten kennen, auf der vierten Reiſe aber, der am wenigſten anſprechenden, ja verletzendſten, ein Land, in welchem ſprechende, geiſtreiche und edelmütige Pferde regieren und widerwärtige, affenartige Halbmenſchen ihnen gehorchen. Und dieſer ſchreiende Ausbruch des Menſchenhaſſes war der eigentlichſte Charakterzug der ſich ſelbſt verzehrenden Feuerſeele dieſes bahnbrechenden Schriftſtellers!

Defoe's und Swift's Romane hatten beide, wenn auch aus ganz entgegengeſetzten Motiven, dem der Menſchenliebe und dem des Menſchenhaſſes, der in der Zeit liegenden Sehnſucht nach der Erforſchung und Kenntniß ferner Länder Rechnung getragen. Nachdem dieſe Neigung durch eine Flut ähnlicher Schriften und zahlloſer Nachahmungen überſättigt war, wandte ſich die Luſt an Erzählungen wieder der vernachläſſigten Heimat zu, und der familiär-moraliſche Ton, der im „Tatler" und „Spectator" geklungen, wurde nun, ungefähr ſeit den dreißiger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, zu gleicher Zeit wie im Drama, wieder breit und voll in einer imponirenden Reihe von epochemachenden Literaturwerken angeſchlagen, welche gewiſſermaßen voraus verkünden ſollten, in welcher Dichtungsform die Zukunft der engliſchen Literatur den Preis unter den Nationen zuerkennen werde.

Der Begründer des engliſchen und damit des neuern Romans aller europäiſchen Völker iſt Samuel Richardſon, 1689 zu Derbyſhire von armer Familie geboren. Schon früh bewies er Erzählertalent, wurde Buchdrucker und blieb es auch ſeitdem er als Schriftſteller aufgetreten war, was er erſt, und zwar aus Veranlaſſung der wirklichen Schickſale eines armen tugendhaften Mädchens, im Alter von fünfzig Jahren mit dem Romane „Pamela oder die belohnte Tugend“ that. Berühmter wurde die nahe vor ſeinem ſechszigſten Jahre geſchriebene „Clariſſa“, ein Roman in — acht Bänden zu fünf- bis ſechshundert Seiten! Derſelbe wurde, ſo unverdorben waren noch, der geſchilderten Sittenloſigkeit der „höheren“ Stände und der Höfe gegenüber, die ſogenannten Mittelklaſſen, — das Entzücken aller ſentimentalen Seelen und rührte das damalige Europa zu Thränen; ein Diderot, Rouſſeau, ja ſogar Voltaire, wurden des engliſchen Buchdruckers Nachahmer, ein Klopſtock und Gellert ſchwärmten für ihn und verbreiteten ſeine Schriften und ein Leſſing dramatiſirte ſeine Ideen; der Name des Verführers Clariſſa's, Lovelace, ward zum ſprichwörtlichen Titel moderner Don Juans, und zum Entſetzen des Dichters ſchwärmten die unverbeſſerlichen verliebten Schönen für dieſen Charakter. Nach Beendigung ſeines letzten und ſchwächſten Romans „Sir Charles Grandiſon“, in ſechs Bänden, ſtarb Richardſon 1761. Seine Werke ſcheiterten an der Unmöglichkeit, Kunſtwerken einen andern als äſthetiſchen Hauptzweck unterzuſchieben, und das Entzücken der Väter und Mütter verwandelte ſich bei den Söhnen und Töchtern in Langeweile über das unerſättliche Moraliſiren. So ſtand denn der verſpätete Puritaner allein mit ſeiner Richtung und die wandelbare Zeit wandte ſich anderen Sternen zu, obſchon nicht zu verhindern war, daß von Richardſon wenigſtens ein Element, die Verſetzung der Poeſie in die Wirklichkeit des Lebens, ſich allgemeine Geltung errang.

Auf dieſer Grundlage ſchlug einen neuen Weg ein Henry Fielding, geboren 1707 in Somerſetſhire, ſeit 1749 Friedensrichter von Weſtminſter und Middleſex, geſtorben 1754 zu Liſſabon, wo er Heilung für ſeine angegriffene Geſundheit geſucht hatte. Er war ein fröhlicher Lebemann, der ſtets an Geldmangel litt und alle Vorzüge und Schwächen der menſchlichen Geſellſchaft aus eigener Anſchauung kannte. Sein erſter Roman war „Abenteuer von Joſef Andrews“ (1740), ſein beſter „Geſchichte Tom Jones, des Findlings“ (1750). Ihre Haltung iſt durchaus humoriſtiſch und ſarkaſtiſch, und es war ſeine Abſicht, Richardſon gegenüberzutreten, den er für einen Heuchler hielt, wie alle als tugendhaft geltenden Menſchen, während er die Beſten unſeres Geſchlechtes in leichtfertigen Verſchwendern von ſeiner eigenen Art ſuchte. Als ſein Vorbild betrachtete er Cervantes, ohne jedoch deſſen Charaktere nachzuahmen; er griff die ſeinigen vielmehr friſch aus dem ihn umgebenden Leben heraus und ſchilderte ſie in unübertrefflicher Weiſe.

Auf Fielding's Bahn folgte ihm zunächſt Tobias Georg Smollet, welcher 1721 im ſchottiſchen Thale Leven geboren war, als Wundarzt eine Reiſe nach Weſtindien mitmachte, ſeit 1746 als Schriftſteller in London lebte, 1770 ſeiner Geſundheit wegen nach Italien zog und 1771 zu Livorno ſtarb. In ſeinen Romanen, deren erſter 1746 erſchien und deren bekannteſter „Peregrin Pickle“ (1751) iſt, ſchildert er die Sitten und Unſitten ſeiner Zeit, wie wir ſie bereits kennen, nicht mit der feinen Feder Fielding's, ſondern mit dem derben, nichts verhüllenden Griffel Hogarth's, und ſeine Handlungen ſchritten nicht, ſondern ſtürmten raſtlos dahin. Er iſt der Erſte, welcher das Leben zur See in den Roman brachte. Auch überſetzte er den Don Quijote und ſetzte Hume's Geſchichte Englands fort.

Einen andern Standpunkt im Gebiete des komiſchen Romans als die beiden Letztgenannten nimmt Oliver Goldſmith, geboren 1728 in der iriſchen Grafſchaft Longford, ein; er lebte meiſt in London ziemlich unſtet und ſtarb dort 1774. Seine meiſten, aber unbedeutenderen Werke ſind geſchichtlichen Inhalts; auch eine Naturgeſchichte befindet ſich darunter; er ſchrieb ſie, um Geld zu verdienen. Seinen Ruhm aber verdankt er zwei Gedichten, „the traveller“ und „the deserted village“, und einem kleinen Romane, „the Vicar of Wakefield“, welcher als Schulbuch wol ſo ſtark verbreitet iſt, wie der Telemach. Der Ton iſt nicht leichtſinnig wie bei Fielding, aber gutmütig-humoriſtiſch und durchaus gerecht gegen die verſchiedenſten Charaktergattungen.

Das tragiſche und das komiſche Element werden durch das humoriſtiſche verdrängt, oder, wie wir auch ſagen können, das einſeitige Weinen Richardſon's und das einſeitige Lachen Fielding's und Smollet's weichen einer durch Thränen lächelnden Stimmung in den Werken Lorenz Sterne's, welcher als Sohn eines armen Offiziers 1713 zu Clonmell in Irland geboren, ſeit 1740 Pfarrer in engliſchen Orten war und nach an Krankheit und Unglück reichem Leben 1768 in London ſtarb. Er nannte und zeichnete ſich in ſeinen Schriften unter dem Namen Yorik. Die poetiſchen unter denſelben ſind der unvollendete Roman „Triſtram Shandy“ und die „empfindſame Reiſe“ (Sentimental Journey) nach Frankreich und Italien. Seine Charaktere ſind mit rührender Treue aus dem Leben entlehnt und ſtellen die in demſelben auftretenden pſychologiſchen Gegenſätze mit der ergreifendſten Wahrheit und Liebenswürdigkeit dar. Goethe nennt Sterne den „ſchönſten Geiſt, der je gewirkt“, und ſeinen Humor unnachahmlich. Daneben aber ſpuken ſo wunderliche Einfälle, daß dem Leſer ganz ſonderbar zu Mute wird. Auch die „empfindſame Reiſe“ iſt ein Roman und ſchenkt den Gefühlen der Reiſenden mehr Aufmerkſamkeit, als den Gegenden, durch welche die Reiſe geht. Wie glühend und unzerſtörbar Sterne's Herz fühlte, beweiſt ſeine Liebe nahe am ſechszigſten Jahre zu einer jungen Indierin Eliſa, und die rührende Hinneigung zu

ſeiner Tochter Lydia. Ein geiſtvoller Literarhiſtoriker nennt ihn den Vater der Sturm- und Drangperiode am Ende des Jahrhunderts.

Gleich dem neuern Roman, hat auch die moderne Geſchichtſchreibung ihre Wiege in England; aber ſie entſtand erſt in Folge der Anregungen, welche ſie von Frankreich her, nicht durch die dortige hiſtoriſche Thätigkeit, ſondern durch die geiſtreichen hiſtoriſch-philoſophiſchen Ausführungen Montesquieu's empfing, welche wieder ganz von dem engliſchen Geiſte durchſäuert waren, den er in ſeiner praktiſchen Anwendung kennen gelernt hatte. Der erſte Jünger dieſer durch geiſtvolle Auffaſſung der Geſchichte ausgezeichneten Schule war David Hume, den wir bereits (S. 327) als Philoſophen kennen gelernt.

Von ſeinem hiſtoriſchen Hauptwerke, der Geſchichte von England, ließ er zuerſt, 1754, die Geſchichte des Hauſes Stuart, darauf, rückwärts ſchreitend, 1759 diejenige des Hauſes Tudor und erſt zuletzt, 1761, die ältere Geſchichte bis auf Heinrich VII. erſcheinen. Tief empfunden iſt ſein Werk nicht, vielmehr kalt und gleichgültig gegen die großen Bewegungen in ſeinem Vaterlande, deren Urſachen er, gleich Voltaire, in Äußerlichkeiten und Zufälligkeiten ſuchte, ſtatt ihrem tiefern Weſen auf den Grund zu gehen. So erklärt er ſich denn gegen die engliſche Revolution, weil er in den Puritanern nur unduldſame Frömmler, nicht Feinde der Deſpotie erblickte, und trug ſeinen Haß gegen ſie auch auf die Whigs über, die er für ihre Nachfolger hielt. Hume's Eifer erwacht nur, wenn es der Aufklärung gilt, für ſie bekämpft er Alles, was er als ihren Gegenſatz betrachtet, ſelbſt das Chriſtenthum. Indeſſen hat durch ihn die Wiederbelebung antiker Geſchichtſchreibung, verbunden mit einer den Alten unbekannten Kritik, begonnen; er iſt der Schöpfer des hiſtoriſchen Stils, und der ſeinige iſt edel, rein, gebildet, geiſtreich und maßvoll; er faßt die civiliſirten Perioden der Geſchichte trefflich auf; aber die ihnen vorangehenden barbariſchen verſteht er nicht.

Dem franzöſiſchen Einfluſſe, welcher Hume beherrſchte, entzog ſich ſelbſt ſein nächſter Nachfolger, der presbyterianiſche Prediger William Robertſon (1721—1793) nicht, deſſen patriotiſcher Eifer, größer als jener Hume's, ihn, bei Anlaß des Einfalles des Prätendenten, von der Kanzel unter die Truppen des Vaterlandes trieb. Als Theolog war er ohnehin mäßig und duldſam; aber nähere Bekanntſchaft mit der aufklärenden Literatur nahm ihm vollends jede einſeitige presbyterianiſche und ſchottiſche Richtung. Voltaire's Essai sur les moeurs wurde das Vorbild ſeiner hiſtoriſchen Schriften. Er bringt in ſeinem Texte nur kurze, gedrängte Überſichten, allgemeine Bilder, und verweiſt alle Spezialitäten, und wären ſie noch ſo weſentlich zur Überſichtlichkeit, in die Noten. Auch verfährt er in der Herleitung hiſtoriſcher Ereigniſſe wie Voltaire und Hume; er erkennt die wahren, tiefen, lange vorbereiteten Urſachen, z. B. der Kreuzzüge, nicht und ſucht allzu oft die erzählten Ereigniſſe in dem

Sinne seiner Zeit, welche er allein begreift, zu korrigiren. Sein Hauptwerk ist die Geschichte Karl's V., in welcher er, abgesehen von der getadelten Oberflächlichkeit des Urtheils, mit anerkennenswerther Unparteilichkeit die Reformation darstellt. Seine übrigen Werke sind: die Geschichte Schottlands und die Geschichte Amerika's.

Größer als die beiden bisher genannten berühmten britischen Historiker war Eduard Gibbon, geboren 1737 zu Putney in Surrey, gestorben 1794 zu London. Er nährte seinen Geist an der französischen Philosophie und den Ruinen Italiens und schrieb, größtentheils zu Lausanne in der Schweiz, sein unsterbliches Werk „History of the decline and fall of the Roman empire" (erschienen 1776—1788). Hettner sagt von ihm, daß er die historischen Gedanken Voltaire's ausführte und in's Werk setzte. Gleich Bayle und Rousseau war er in unreifem Alter zur katholischen Kirche über- und in reiferm zur protestantischen zurückgetreten. Noch später aber nahm er, wie Hume, eine feindselige Stellung gegenüber dem Christenthum ein, dessen ursprünglich gute und große Seiten er nicht aufzufassen wußte, und wurde hierdurch sogar zum Lobredner des Islam, ja des Türkenthums! — Villemain rühmt, Gibbon habe mit der nordischen Gelehrsamkeit die Unabhängigkeit, die Ansichten, die Vorurtheile und sogar die Stilformen vereinigt, welche die französische Philosophie im achtzehnten Jahrhundert zu Kennzeichen hatte. Der Mann, welcher als englisches Parlamentsmitglied die ernsten und welterschütternden Verhandlungen über die Erhebung Nordamerika's an sich vorüber brausen ließ, ohne ein Wort dabei zu äußern, und ohne zu schwanken es mit dem starrköpfigen Ministerium North hielt, in das er sogar selbst als Lord-Kommissär des Handels trat, bis er mit dem Meister stürzte, dieser selbe Mann schrieb ein Werk, welches nicht nur den Zerfall einer Welt erzählte, sondern durch seine Kraft und seinen Geist eine andere Welt zertrümmern half, die feudale Welt, welche ein Jahr nach der Vollendung jenes merkwürdigen Buches durch die Revolution Frankreichs den ersten Todesstoß erhielt. Aber Gibbon war kein Republikaner; er erblickte sein Ideal im römischen Reiche unter den besseren Kaisern, also wie Friedrich und Voltaire im aufgeklärten Despotismus. Und damit hatte er auch, ohne es zu wissen, voraus geahnt, wohin jene Revolution später führte!

Dritter Abschnitt.

Die deutsche Nationalliteratur.

A. Zeit der Nachahmung.

Die Zeit des dreißigjährigen Krieges, welche unsere Periode eröffnet, charakterisirt sich hinsichtlich der deutschen Nationalliteratur in höchst unerfreulicher Weise durch das völlige Verschwinden der volksthümlichen Dichtung, welche in Fischart, Rollenhagen, Ayrer, Weckherlin und Anderen (Bd. I. S. 440—445) ihre letzten Pfleger gefunden hatte, welche indessen bereits zum großen Theile nach fremden Mustern arbeiteten. An ihre Stelle trat eine ausschließlich von den Gelehrten in einer dem Volke unverständlichen Sprache und Form angebaute schöne Literatur, und zwar eine allen nationalen Charakters entkleidete, nach dem Vorbilde der französischen Pseudoklassik ausschließlich fremdländische Produkte nachahmende. Es konnte dies auch nicht anders sein; denn die deutsche Sprache war seit den Zeiten des Humanismus von den Gelehrten (s. Bd. I. S. 410—414 und S. 444 bezüglich Frischlin's) systematisch zu Gunsten der griechischen und lateinischen hintangesetzt und vernachlässigt worden und wurde es neuerdings von Seite der Vornehmen (oben S. 33) zu Gunsten der französischen. So war die Sprache der Nibelungen und Gottfried's, Luther's und Fischart's bald ebenso sehr ein Fremdling im eigenen Hause, wie es die Deutschen während des ihr Vaterland verheerenden dreißigjährigen Krieges waren, der zuletzt im Wesentlichen nur noch hier von Franzosen und Schweden, dort von Kroaten und Spaniern geführt wurde.

Wie daher im westfälischen Frieden Frankreich die tonangebende Macht war und den geduldigen Deutschen das Elsaß rauben durfte, *ohne* die Bevölkerung nach ihrer Einwilligung zu fragen, so war auch seitdem die französische Sprache die allgemeine Hof- und Ceremonialsprache in Deutschland, und zwar vorzugsweise an den mit Frankreich verbündeten protestantischen Höfen, während an den katholischen, namentlich am kaiserlichen, nicht etwa das Deutsche, sondern das Italienische und Spanische vorherrschten, bis sie ebenfalls (im achtzehnten Jahrhundert) dem Französischen wichen. So konnte es denn auch nicht anders kommen, als daß, wie in der Mode, so auch in der Literatur, in welcher ja die Protestanten seit der Reformation mehr leisteten, als die Katholiken, Frankreich den

Ton angab, — und da die französische Literatur selbst eine nachgeahmte war, wurde die deutsche eine in doppeltem Maße abhängige.

Da somit Alles französisch sprach, was als fein und elegant gelten wollte, wurde auch das Deutsche, das man nicht entbehren konnte, wo man zum Volke sprach, wie in Regierungserlassen, in den Zeitungen und in den Kalendern, so stark mit französischen Wörtern und beiläufig auch mit lateinischen, italienischen und spanischen vermengt, daß man es beinahe nicht mehr deutsch nennen konnte.

Gegen diese Entartung erhob sich der Unwille der besseren deutschen Schriftsteller, welche freilich damals so waren, daß sie den bescheidensten Ansprüchen des achtzehnten Jahrhunderts nicht mehr genügt hätten. Sie waren deutsch gesinnt; aber sie hatten nicht den Geist und die Kraft, diese Gesinnung zur That zu erheben und des Vaterlandes literarische Ehre zu retten. In den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges begann diese Opposition allmälig laut zu werden; wie sie sich äußerte und zugleich wie die deutsche Sprache darniederlag, mögen folgende Worte eines deutschen Schweizers jener Zeit, Johann Fabricius aus Bern, zeigen. „Unsere teutsche Sprache," sagt er, „ist nicht dergestalt arm und bawfällig, wie sie etliche naßweise (Naseweise) nunmehr machen, die sie mit Frantzösischen und Italiänischen pletzen also flicken, daß sie auch nicht ein kleines Briefflein fortschicken, es seye denn mit anderen Sprachen dermassen durchspickt, daß einer, der es will verstehen, fast in allen Sprachen der Christenheit bedörfft erkanntnuß haben, zu grosser schande und nachtheil unserer teutschen Sprach, die in jhr solch vollkommenheit hat, daß sie auch alles, was da könnte fürfallen, gar wol kan andeuten und verständlich gnug ohne zuthuen anderer Sprachen zu verstehn geben."

So unbehülflich, kindisch und hart (mit stetem ff, ck und tz, statt f, k und z) schrieben damals die Gebildetsten und für ihre Muttersprache Eingenommensten! Es blieb zwar nicht bei den Beschwerden Einzelner, sondern es bildeten sich, sogar schon vor dem Auftreten Jener, große Gesellschaften zur Hebung der deutschen Sprache und zu ihrer Reinigung von fremden Bestandtheilen; allein auch sie waren ihrer Aufgabe nicht gewachsen und leisteten so wenig wie die Einzelnen, ja um so weniger, als sie sich dem herrschenden Geiste der Spielerei und Nachahmung nicht entreißen konnten und in Unterwerfung unter denselben ihre Kräfte vergeudeten.

Die erste dieser Gesellschaften wurde schon 1617 nach der Idee des weimarischen Hofmarschalls Kaspar von Teutleben und unter dem Schutze des Fürsten Ludwig von Anhalt auf dem Schlosse Hornstein gestiftet und erhielt den Namen der „fruchtbringenden Gesellschaft", den Wahlspruch „Alles zu Nutzen" und das Symbol einer Palme, daher man sie auch den „Palmenorden" nannte. Die Mitglieder führten, in Nach-

ahmung der in den italieniſchen Akademien üblichen Tändelei, Beinamen, die von den Eigenſchaften der Pflanzen und Früchte hergenommen wurden, z. B. der „Nährende", der „Schmackhafte", der „Mehlreiche" u. ſ. w. Unter ihnen befanden ſich Könige, Fürſten, Grafen, Edelleute, höhere Staatsbeamte und Offiziere, — aber nur wenige Schriftſteller. Der Zweck des Vereins ſollte die Verbannung der Fremdwörter, ſowie die Übung in Reinheit des Stils und der Ausſprache ſein; aber man verfolgte ihn nur in den Zuſammenkünften, und auch da nicht eifrig; im Übrigen bedienten ſich die Mitglieder ſelbſt ohne Anſtand der Fremdwörter, ja ſogar geradezu der franzöſiſchen Sprache. Zu den Arbeiten der Geſellſchaft gehörten Überſetzungen von Gedichten aus fremden Sprachen, wobei die erſten deutſchen Alexandriner vorkamen, das Werk „teutſche Rechtſchreibung" von Gueintz und Unterſtützungen anderer entſprechender Werke. Die letzteren hatten indeſſen einen hochtrabenden, für die Schriftſteller beleidigenden Anſtrich und die adeligen Dichter entſchuldigten ſich ſogar wegen der Beſchäftigung mit ſolchen „Poſſen".

Die „fruchtbringende Geſellſchaft" hatte mehrere Nachahmungen im Gefolge. Solche waren: die „aufrichtige Tannengeſellſchaft", 1633 zu Straßburg, die „deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft", 1643 zu Hamburg, die „Geſellſchaft der Hirten an der Pegnitz", auch „Hirten- und Blumenorden" genannt, 1644 zu Nürnberg, der „Elbſchwanenorden", 1656 zu Pinneberg geſtiftet, und andere. Alle hatten ihre Sinnbilder, Wahlſprüche, Allegorien und Mitgliedernamen. Dabei verirrten ſich die Verſuche zur Erſetzung der Fremdwörter durch deutſche in's Kindiſche und Lächerliche. Darin zeichneten ſich beſonders Philipp von Zeſen, Gründer der „Deutſchgeſinnten", Schottel und Sigmund von Birken aus, welche es ſich ſogar einfallen ließen, die Namen der alten Götter zu überſetzen, z. B. „Helfevater" für Jupiter, „Luſtinne" für Venus u. ſ. w.

Ernſtern Charakter trugen die „deutſchen Geſellſchaften", deren erſte 1697 zu Leipzig durch Burchard Menck geſtiftet wurde und welcher im achtzehnten Jahrhundert weitere zu Jena, Greifswalde, Göttingen und anderswo folgten. Alle aber wirkten ſehr wenig, wie der Zuſtand der deutſchen Literatur bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beweist. Wir haben einzelne Zweige derſelben bereits kennen gelernt, die theologiſchen Werke eines Spener und Arnold (S. 184), die philoſophiſchen eines Leibniz und Wolf (S. 311 und 352), die juriſtiſchen eines Thomaſius (S. 433), die politiſchen eines Moſer und Pütter (S. 464 ff.). Während aber dieſe Männer, ſoweit ſie überhaupt deutſch ſchrieben, ihren ungebildeten Stil wenigſtens durch hohes, ideales Streben verklärten, kann dies keineswegs der poetiſchen Literatur des ſiebenzehnten und des Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts nachgerühmt werden, welche an der ſchwächlichſten Unbeholfenheit und krankhafteſten Nachahmungsſucht dahinſiechte. Wol waren ihre Pfleger von dem aufrichtigen Willen beſeelt, die deutſche

Dichtkunst zu erheben und zu fördern; allein sie waren dessen nicht fähig; es fehlte ihnen an Fantasie und Originalität, und ihre poetischen Produkte waren solche kalter Gelehrsamkeit, welcher aller Duft des Träumens und aller Reiz des Lebens abging.

Der Vater und Gründer dieser Art von Poesie war Martin Opitz, geboren 1597 zu Bunzlau in Schlesien. Er studirte zu Breslau, Frankfurt an der Oder und Heidelberg. Seine Liebe zur Poesie erhielt in den Niederlanden, die er besuchte, den steif geregelten Zuschnitt, dem er von nun an huldigte. Er bekleidete eine Hofstelle in Liegnitz, dann eine Lehrstelle in Siebenbürgen, wurde in Wien vom Kaiser als Dichter gekrönt und später mit dem Beinamen „von Boberfeld" geadelt. Er lebte dann wieder einige Zeit an schlesischen Höfen, war Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, besuchte Paris, wurde Sekretär und Historiograph des Königs von Polen und starb 1679 zu Danzig. Schon zu seinen Lebenszeiten genoß er hohen Ruhm, wurde überschwänglich gefeiert und noch lange nach seinem Tode der „Vater der deutschen Dichtkunst" genannt. Wirklich war sein Einfluß, wenn schon für uns in keiner Weise mehr maßgebend, zu seiner Zeit großartig. Seine Hauptverdienste sind, daß er den Dialekt, welchen Luther durch seine Bibelübersetzung zur deutschen Schriftsprache erhoben, in der Poesie eingebürgert, der letztern in der gelehrten Welt Achtung erkämpft und die deutsche Verskunst, wie sie noch heute besteht, eigentlich geschaffen hat. Aber er wollte weder von der Poesie des Volkes, noch von jener der früheren Zeiten, die doch in Deutschland so herrliche Früchte getragen, etwas wissen und hielt sich ausschließlich an ausländische Muster. Nachdem er in der Schrift „Aristarch oder von der Verachtung der deutschen Sprache" (1617 oder 1618), die er aber bezeichnender Weise in lateinischer Sprache abfaßte, zu Gunsten seiner Muttersprache aufgetreten, entwickelte er in seinem Hauptwerke „Von der deutschen Poeterey" (1624), inmitten der Kriegsgreuel, nach Anleitung der französischen Poetik des Scaliger, die Grundsätze, welche nach seiner Meinung in Bearbeitung der deutschen Poesie maßgebend sein sollten. Die hauptsächlichsten Forderungen, welche er dabei an den Dichter stellte, sind: Reinheit der Sprache, Nachfolge auf der Bahn der Griechen und Römer und — Anwendung des Alexandriners. Er war freilich nicht der Erste, welcher diese Regeln aufstellte; aber in solchem Umfange und mit so bedeutendem Erfolge war ihm noch Niemand vorangegangen.

Die von Opitz geforderte Wahl der Griechen und Römer als Vorbilder wurde indessen in der Praxis zu einer Nachahmung der Franzosen. Die deutsche Sprache war weder so ausgebildet, noch ihre Angehörigen mit dem Alterthum, dessen eifrige Pflege durch die Humanisten bereits weit zurück lag, so vertraut, daß man sich unmittelbar an die Alten hätte wenden können, und so begnügte man sich, deren mißverstandene Nach-

ahmung durch die Franzosen in der Weise wieder nachzuahmen, wie es die Holländer bereits seit längerer Zeit thaten.

Opitzens Poesie ist daher, da sie nur gewissermaßen eine Illustration zu seiner Poetik abgab, kalt, gemessen und fantasielos. Er gab im lyrischen Fache heraus: poetische Wälder (meist Gelegenheitsgedichte), dann: Oden und Gesänge, Episteln, Psalmen u. s. w. Komisch nehmen sich seine Sonette in Alexandrinern aus, welche Versart übrigens in anderen kürzeren Gedichten kürzeren Versen in Strophenform weicht. Gelungener ist, dem Charakter seiner Poesie gemäß, seine didaktische Thätigkeit, deren hauptsächlichste Produkte ein „Trostgedicht in Widerwertigkeit des Kriegs" (1621), „Zlatna (Name eines Gutes in Siebenbürgen) oder von Ruhe des Gemüts" (1623), „Lob des Feldlebens", „Lob des Kriegsgottes", „Vesuvius" u. s. w. sind.

Die von Opitz zunächst gestiftete Dichterschule wird nach seiner Heimat die erste schlesische genannt, obschon ihre meisten Glieder anderen Ländern angehörten. In ihren Werken herrscht die lyrische Poesie vor, und unter den Produkten derselben bilden wieder die Gelegenheitsgedichte die Mehrzahl. Der Nennenswertheren unter diesen Dichtern sind nicht Viele. Opitzens Bunzlauer Mitbürger und blinder Nachahmer Andreas Tscherning (1611—1659) war als Dichter unbedeutend, aber seines Geburtsortes wegen zu seiner Zeit sehr gefeiert. Mehr Ruf verdiente Opitzens Freund Julius Wilhelm Zinkgref, welcher nicht selten an den Volkston zu streifen wagte und viel dichterische Kraft verrieth, aber auch durch Härte abstieß. Erheiternd wirkte, dem Opitz'schen Ernst gegenüber, der bereits als Sprachreiniger genannte Philipp von Zesen. Unter den Gedichten Simon Dach's, geboren 1605 zu Memel, gestorben 1659 als Professor zu Königsberg, hat nur das in plattdeutschem Dialekt geschriebene herzige Anke von Tharaw, das noch jetzt gewaltig packt, einen Ruf erlangt, während seine ehemals sehr geschätzten geistlichen Lieder vergessen sind. Alle diese Dichter überragte weit Paul Flemming, geboren 1609 zu Hartenstein im Erzgebirge. Er studirte in Leipzig Medicin, wurde schon als Student zum kaiserlichen Dichter gekrönt, begleitete mit dem gelehrten Olearius eine holsteinische Gesandtschaft nach Rußland und Persien, starb aber schon 1640 als Arzt in Hamburg, kurz vor der zu seiner glücklichen Vermälung bestimmten Zeit. Seine Gedichte sind nicht blos gedacht, sondern tief empfunden und fassen das Leben mit seinen Gestaltungen treu und unbefangen auf. Tief beklagt er den Krieg, dessen Ende er nicht erleben sollte, und züchtigt die Schande und Unfreiheit des Vaterlandes. Wie lieblich und ergreifend sind seine schmucklosen Lieder „In allen meinen Thaten", „Ein getreues Hertze wissen" und „Wie er wolle geküsset sein!"

Außer den genannten Dichtern wuchs damals aus Opitzens Schule noch eine Unzahl hervor, wozu namentlich der Unfug beitrug, daß jeder

„kaiſerliche Pfalzgraf“ das Recht hatte, an des Kaiſers Stelle Dichter zu krönen, und bald jedes Städtchen einen gekrönten Poeten einſchloß, was die Eitelkeit ungemein anſpornte. Opitzens Schule unterlag jedoch mit der Zeit den Veränderungen, welche ſich im poetiſchen Geſchmacke vorbereiteten. Die von ihr aufgeſtellten Regeln beengten ſchon manche ihrer eigenen Mitglieder, wie wir bereits ſahen, und ſo kam es denn, daß Andere ſie ganz verwarfen und neue Bahnen zu betreten ſuchten. Dies wagten zuerſt die Glieder der oben genannten Sprachgeſellſchaft der „Hirten an der Pegnitz“, die man meiſt die „Pegnitz-Schäfer“ nannte und unter denen Sigmund von Birken hervorragte. Ihre Manier war eine reine Nachahmung der italieniſchen Schäferdudelei eines Marini u. A., doch mit dem Unterſchiede, daß ſie nicht, wie Dieſe, ſich ihre Fantaſiewelt als eine wirkliche vorſtellten, ſondern ihr — eine allegoriſche Bedeutung gaben, was ihrer Dichtung natürlich alle Illuſion entzog. Daran und an den lächerlichen Spielereien, welchen ſie ſich in ihren Gedichten hingaben, ſcheiterten ſie. Den Grundgedanken indeſſen, der in ihrem Streben lag, die Fantaſie dem Verſtande überzuordnen, auf den poetiſchen Inhalt mehr Aufmerkſamkeit zu verwenden, als auf die metriſche Form, griffen mit mehr Geſchick, wenn auch mit ebenſo ſchlechtem Erfolge, Andere auf, und zwar diesmal wieder Schleſier, welche man unter der Benennung der zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule zuſammenfaßt. Auch ſie ahmten zwar, wie ihre Vorgänger, lediglich das Ausland nach, nur ſtatt der Franzoſen die Italiener. Während ſie innerhalb der Schranken der Opitz'ſchen Poetik leichtere und beweglichere Verſe ſchufen, ſtrebten ſie nach farbenreichen Schilderungen, verloren ſich jedoch dabei in äußerſt ſchwülſtige und geſchmackloſe Ausdrucksweiſe, unter welcher zuletzt alle poetiſche Wahrheit und aller Reiz zu Grunde ging. Der hervorragendſte Dichter dieſer Schule war Chriſtian Hoffmann von Hoffmannswaldau, geboren 1618 zu Breslau. Er ſtudirte in Leiden, wurde in ſeiner Vaterſtadt Rathsherr, 1657 kaiſerlicher Rath und ſtarb 1679. Er wurde nicht aus Gelehrſamkeit und Berechnung, ſondern „zu ſeiner eigenen Beluſtigung“ Dichter. Daher iſt ſeine Poeſie, im ſchroffen Gegenſatze zu der ſteifleinenen und trockenen eines Opitz und zu der ernſten, würdigen eines Flemming, geradezu der Sinnlichkeit, ja ſogar der Wolluſt gewidmet und artet nicht ſelten in's Frivole und Gemeine aus. In ſeinen „Heldenbriefen“ hielt er ſich keineswegs gebunden, Zeit und Ort zu berückſichtigen, in welche er ſie durch die darüber genannten Perſonen verſetzte, ſondern brachte in alle dieſelben ihn ſtets erfüllenden ſinnlichen Gedanken.

Ein Landsmann und Zeitgenoſſe von ihm, der bisweilen noch zur erſten ſchleſiſchen Schule gerechnet wird, war Andreas Gryphius, geboren 1616 zu Groß-Glogau; er lebte des Krieges wegen meiſt zu Leiden in Holland und ſtarb, nach eingetretenem Frieden zurückgekehrt, 1664 in

ſeiner Heimat. Seine Gedichte ſind ein treues Bild ſeines vielbewegten Lebens und tragen meiſt einen ſchwermütigen, die Eitelkeit des Irdiſchen betonenden und ſich nach dem Grabe ſehnenden, daher von Hoffmann ſcharf abſtechenden Charakter. Dabei war er der erſte Dichter ſeiner Schule, welcher der dramatiſchen Muſe huldigte. Sein Muſter im Trauerſpiel war der blutige Seneca; ſoweit er dieſem folgt, iſt er wegen ſeines Bombaſtes ungenießbar; wo er aber eigene Gedanken bringt, ſind dieſe oft erhaben und voll Leidenſchaft. Die Stoffe ſeiner Stücke ſind, mit Ausnahme von „die ermordete Majeſtät oder Carolus Stuardus", aus dem Alterthum und dem Orient entlehnt. Ein einziges war deutſchen Inhalts: „die Schlacht der Chriſten und Tataren vor Liegniz"; es iſt aber verloren gegangen. Die Form iſt der Alexandriner, und es treten Chöre (nach dem Beiſpiele der Holländer „Reyen" genannt) auf, deren Zuſammenſetzung aber meiſt ſehr unglücklich iſt, indem ſie aus allegoriſchen Perſonen beſtehen! Weit beſſer, ja ſein Beſtes, ſind ſeine Luſtſpiele, in welchen ein volksthümlicher Ton herrſcht, der manchmal an Shakeſpeare erinnert. Er benutzte jedoch dieſen Ton in „Absurda Comica oder Herr Peter Squenz", um die Volksſchauſpiele und deren Verfaſſer lächerlich zu machen. Im „Horribilicribrifax oder der wehlende Liebhaber" ſchildert er draſtiſch nach dem Leben die Verdorbenheit der Soldateska ſeiner Zeit und die damalige Sprachverwirrung. In einander verſchlungen ſind auf eigenthümliche Weiſe das Luſtſpiel „Geliebte Dornroſe" und das Singſpiel „Verliebtes Geſpenſte", welche den Gegenſatz der vornehmen und der geringeren Stände darſtellen, letztere im Dialekte ſprechen laſſen und, nach Kurz, bedeutende Feinheit der Auffaſſung verrathen.

Der dritte bedeutendere Dichter der zweiten ſchleſiſchen Schule war Daniel Kaſpar von Lohenſtein, geboren 1635 zu Nimptſch in Schleſien, geſtorben 1683 als kaiſerlicher Rath und Proſyndikus zu Breslau. Sein unzweifelhaftes poetiſches Talent verderbte er durch Nachahmung Hoffmann's und der Italiener, während er es zugleich wieder durch Affektirung Opitz'ſcher Gelehrſamkeit beeinträchtigte. Die Frivolität Hoffmann's vermied er, erreichte zwar auch deſſen Wohllaut nicht, übertraf ihn aber an Lebendigkeit und in den „Heroiden" an Individualiſirung. Bedeutender als ſeine lyriſchen, ſind indeſſen ſeine dramatiſchen Werke, obſchon ſie an ſich keineswegs bedeutend ſind. Man erkennt in ihm leicht eine bloße Fortſetzung der Manier ſeines Vorgängers Gryphius, deſſen ernſte Sittlichkeit ſie jedoch mit der frechſten Lüſternheit vertauſchen. Charakterzeichnung iſt Beiden gleich fremd; Lohenſtein's Handlung aber iſt reicher an Greueln und Scheußlichkeiten, einzelne ſchöne Stellen verkommen völlig unter dem überwältigenden Schwulſte des Ganzen. Seine Stoffe ſind ſämmtlich antike oder türkiſche.

Die übrigen Dichter der zweiten ſchleſiſchen Schule, ſowie die Dichterinnen, welche mit ihnen wetteiferten, ſind der Erwähnung nicht

werth, höchstens etwa, seines Namens wegen, Christian Gryphius, Sohn des Andreas (1649—1706). Dagegen sah die Zeit des Blühens beider Dichterschulen jener deutschen Ostmark mehrere Jünger der Poesie auftreten, welche keiner von beiden angehörten oder wenigstens eine derselben verließen, da sie sich tüchtig genug fühlten, auf eigenen Füßen zu stehen und ihren eigenen Weg zu wandeln. Unter diesen Dichtern auf eigene Faust ist voran der edle, uns bereits als Gegner der Hexenprocesse (Bd. I. S. 350) bekannte Friedrich von Spee zu nennen. Zu Kaiserswerth 1591 geboren, trat er schon 1610 in den Jesuitenorden und begleitete in Bamberg und Würzburg mehr als zweihundert Opfer des Aberglaubens der dortigen Kirchenfürsten als Beichtvater zum Scheiterhaufen, bis ihn dieser Greuel trieb, in seiner anonymen Cautio criminalis dagegen aufzutreten, auf welche hin der Kurfürst von Mainz und der Herzog von Braunschweig die Hexenprocesse abschafften. Doch ließ er sich später als Bekehrer der Ketzer von Hildesheim benutzen, starb aber 1635, in Folge seiner Anstrengungen in Besorgung und Tröstung der Kriegsopfer, zu Trier. Seine meist geistlichen Dichtungen sind, ohne Kenntniß von Opitz und dennoch mit richtiger Messung der Silben und Verse, innig an die Volkspoesie angelehnt und dabei fantasievoll, farbenreich, sanft, wohllautend und von tiefer Frömmigkeit erfüllt. Sie führen den Titel „Trutz-Nachtigall".

Als sein Nachfolger ist Johannes Scheffler zu betrachten, welcher sich Angelus Silesius nannte. Zu Breslau 1624 geboren, wandte er sich, nachdem er in Straßburg studirt, erst der mystischen Richtung Böhme's, 1653 aber in seiner Heimat, wo er als Arzt wirkte, dem Katholizismus zu, trat 1661 als Priester in den Minoritenorden, verfaßte als bischöflicher Rath zu Breslau heftige Streitschriften gegen die Protestanten und starb 1677. Seine Lieder in der Sammlung „Heilige Seelenlust" erinnern stark an Spee, während dagegen auch die Einwirkung der Pegnitz-Schäfer nicht zu verkennen ist. Sein Kirchenlied wurde das Vorbild derjenigen der Pietisten und Herrnhuter; es gab den süßlichen, mystischen, schwärmerischen Ton an, dessen wir bereits (oben S. 193) erwähnten. Nach seiner Konversion jedoch, welche die Folge seiner Unzufriedenheit mit dem lutherischen Buchstabenglauben war, gewannen seine Lieder an Kraft. Dieselben wurden indessen an Wirksamkeit weit übertroffen von seinen Sprüchen, welche unter dem Titel „Cherubinischer Wandersmann" 1657 erschienen und an der Zahl 1675 in Alexandrinern betragen. Sie sind moralischen und religiösen Inhalts, und es ist bezeichnend, daß diese seine bedeutendste Arbeit von keiner konfessionellen Engherzigkeit zeugt, sondern auf einem allgemein christlichen Standpunkt steht. Sie ist voll schöner, überraschender Gedanken und Bilder.

Diesem geistlichen Epigrammendichter steht als weltlicher gegenüber der eigentlich der schlesischen Schule angehörige, aber sich durchaus selbst-

thätig verhaltende Friedrich von Logau, geboren 1604, gestorben 1655 zu Liegnitz. Seine dreitausend „Sinn-Gedichte“, in verschiedenen Versarten, sind frisch und volksthümlich, bilder- und farbenreich, jeder Mystik fremd, von edelm vaterländischem Sinn erfüllt; über die Nachahmungssucht, den Krieg, das Hofleben, die Sittenverwilderung und den schmachvollen westfälischen Frieden drückt er derb seine Entrüstung aus. Wie kräftig sagt er z. B.:

Diener tragen in gemein ihrer Herren Livorey,
Soll's dann seyn, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sey?
Freyes Deutschland, schäm' dich doch dieser schnöden Sclaverey!

Und wie zart singt er hinwieder vom Mai:

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie jetzund seine Braut, künftig eine Mutter werde!

Über die sich befehdenden Konfessionen aber sagt er geradezu:

Luthrisch, Päbstisch und Calvinisch, diese Glauben alle drey
Sind vorhanden, doch ist Zweifel, wo das Christenthum dann sey.

Und über den Glauben anderswo:

Was die Kirche glauben heißt, soll man glauben ohne wancken;
Also darff man weder Geist, weder Sinnen, noch Gedancken!

Logau's Richtung verpflanzte gewissermaßen auf plattdeutschen Boden Hans Wilmsen Lauremberg, geboren 1591 zu Rostock, wo er Professor wurde, später aber zu Soröe in Dänemark, wo er 1659 starb. Er schrieb Satiren unter dem drastischen Titel „de nye poleerte Utiopische Bockes-Büdel“, welche in derber, freimütiger, witziger Sprache, stets plattdeutsch, gegen die Nachahmung fremder Sitten und Trachten, gegen die Vermengung der Sprachen und Titel und gegen die steifen Regeln der Opitz'schen Dichtkunst eifern.

Ein oberdeutscher Nachfolger Logau's war dagegen Johannes Grob, geboren 1643 in der schweizerischen Landschaft Toggenburg, nach Militärdiensten in Sachsen, weiten Reisen und amtlicher Thätigkeit zu Hause, gestorben in Herisau (Kanton Appenzell) 1697. Seine unter den Titeln „Dichterische Versuchgabe“ und „Reinhold's von Freienthal Poetisches Spatzierwäldlein“ herausgegebenen Epigrammensammlungen zeichnen sich durch Natürlichkeit, Kraft und Freimut aus.

Auch das Kirchenlied hatte, gegenüber der ersten schlesischen Schule, seinen unabhängigen Vertreter, nämlich Paul Gerhardt, geboren 1606 zu Gräfenhainichen, gestorben 1676 als Archidiakon in Lübben. Er erwarb sich das Verdienst, den volksmäßigen Ton Luther's wieder zur Geltung gebracht zu haben; namentlich in seinem berühmten „Befiehl du deine Wege“. In seinen geistlichen Liedern herrscht namentlich ein felsenfestes Gottvertrauen und eine würdige Sprache ziert sie, obschon er im

Leben ein fanatiſcher Lutheraner und ein grimmiger Feind aller Andersgläubigen war und als Diakon zu Berlin entlaſſen werden mußte, weil er ſich dem Verbote, die Reformirten zu verketzern, nicht hatte fügen wollen. Letztere, von Gerhardt ſo ſehr gehaßte Religionsgeſellſchaft hatte übrigens in Joachim Neander aus Bremen (1640—1680) einen ihm in vielen Beziehungen ebenbürtigen Dichter geiſtlicher Lieder. Solche fehlten aber auch den Sekten nicht oder fielen gar mit geträumten Stiftern neuer Religionen zuſammen. Letzteres war der Fall bei dem bereits (S. 183) erwähnten Quirin Kuhlmann. Als Dichter aus der Schule Hoffmannswaldau's hervorgegangen, in deren Geſchmack er die dem Hohenliede nachgebildeten „Liebesküſſe“ ſchrieb, trat er ſpäter als Original im Intereſſe ſeiner neuen Religion oder ſeines „Kühlungswerkes“, wie er es nannte, mit dem „Kühlpſalter“ (1684) hervor, in welchem ſich „wahre religiöſe Begeiſterung, tiefes Gefühl, lebendige Fantaſie und klare Anſchauung“ neben dem tollſten ſchwärmeriſchen Unſinn vorfindet. Gegen die ſchleſiſchen Dichter trat er in dem „Straffgetichte über die miſſgebrauchte Verskunſt“ auf.

Unter den weltlichen Dichtern trat zuerſt mit Entſchiedenheit den Schleſiern entgegen Chriſtian Weiſe, 1642 geboren, 1708 geſtorben, beides in Zittau, wo er Rektor war. Als Dichter fühlte er von vorn herein das Bedürfniß, klar und natürlich, entfernt von jedem Schwulſt, ſeine Gefühle auszudrücken und keine fremden Muſter zu benutzen. Seine Gedichte gingen rein aus dem Herzen hervor und beſangen meiſt die Liebe und das Vaterland. Er dichtete aber auch eine große Anzahl gräßlicher Trauer- und gemein-derber Luſtſpiele nach dem Muſter der Volksdramen, mit viel Friſche und Natürlichkeit, aber ohne alles Talent und ohne den mindeſten Schönheitsſinn. Anders, wenn auch in Vielem ähnlich, war der Entwickelungsgang mancher Hofdichter. Einen ſolchen ſehen wir in Friedrich Rudolf, Freiherrn von Canitz, geboren 1654, Hofbeamten des großen Kurfürſten, geſtorben 1699 zu Berlin. Seinen Bruch mit den Schleſiern führte nicht eigenes Gefühl herbei, ſondern ſeine auf einer Reiſe erworbene Bekanntſchaft mit den franzöſiſchen Dichtern der Zeit Ludwig's XIV., deren reinere, geſchmackvollere, wenn auch nicht originellere und natürlichere Schule er an die Stelle des ſeit Hoffmannswaldau blühenden und herrſchenden ſeelenloſen Bombaſtes ſetzte. Boileau wurde jetzt die Loſung in Deutſchland; aber auch dieſe neue Richtung wurde bald wieder abgeſchmackt und lächerlich in den Händen ſeines Freundes, des Hofdichters Johann Beſſer, geboren 1654 zu Frauenburg in Kurland, nach brandenburgiſchen und ſächſiſchen Hofdienſten 1729 geſtorben, welcher ſo weit ging, den weißen Adlerorden in vollem Ernſte zu beſingen.

Ein größeres poetiſches Talent als die genannten Alle erſtand in dem zu ſchnell hingeſchiedenen und hierdurch in vielleicht bedeutender Laufbahn unterbrochenen Johann Chriſtian Günther, geboren 1695 zu

Striegau in Schleſien. Als Mediciner in Wittenberg begann er zu dichten; aber die Untreue ſeiner Geliebten ſtürzte ihn in die wilden Strudel der Lüderlichkeit, in welchen er 1723 unterging. Seine Gedichte ſind ſeine Lebens- und Leidensgeſchichte; aber ſeine ächt dichteriſch angelegte Natur ſcheiterte an der Unmöglichkeit, bei der poetiſchen Armut ſeiner Zeit und bei ſeiner Lebensweiſe ſich zu ſammeln und ſeinem reichen Geiſte ſeiner würdige Stoffe und Formen zuzuführen, ſo daß ſeine Dichtungen bei allem darin blitzenden Feuer uns roh und maßlos erſcheinen. Auch betraten ſeine Stoffe keine neue Bahn. Sie ſind im Geſichtskreiſe der franzöſiſchen Dichter befangen und vermögen mit dem Talente Günther's nicht Schritt zu halten. Letzteres kam für ſeine Zeit zu früh und in einer ſpätern, vorgeſchrittenern wäre es zu ſpät gekommen. Das war das tragiſche Geſchick dieſes fernen Vorläufers der ſpäteren Stürmer und Dränger! Und mit ſolchen unvollſtändigen, torſoartigen Erſcheinungen endete die Periode der Nachahmung in der deutſchen Poeſie, während zugleich das Volkslied ſeine letzten Blüten in der „feſten Burg", dem „Soldaten-Vaterunſer", dem unſterblichen „Prinz Eugenius" u. ſ. w. zu Tage förderte.

Wie die eigentliche Poeſie, ſo war auch die poetiſche oder poetiſch ſein ſollende Proſa des ſiebenzehnten Jahrhunderts ein Produkt der Nachahmung. Während aber jene wenigſtens anerkennenswerthe Verſuche machte, ſich von den Rohheiten, in welche die Sprache verfallen war, zu reinigen und letztere zu veredeln, waren ſolche Verſuche der Proſa fremd und ſie verharrte in derſelben Unkultur, in der ſie ſchon während des dreißigjährigen Krieges geweſen, noch ungefähr ein Jahrhundert lang. Namentlich wucherte die Sprachmengerei und die Fremdwörterſucht in ſcheußlicher Weiſe, und ſelbſt die Nachahmung des Fremden, z. B. der franzöſiſchen Galanterie, fiel plump und geſchmacklos aus. So ging in Schwulſt und Bildungsarmut jedes edlere Element rettungslos unter. Die Romane jener Zeit waren Nachbildungen der franzöſiſchen, vor Allem des „Amadis von Gallien" und derjenigen Madeleine's de Scudery (oben S. 505) und wuchſen ſowol in der Länge und Breite, als dem Inhalte und der Form nach in's Ungeheuerliche. Ihre verſchiedenen Abarten waren: der Heldenroman, der politiſche und galante, der Schäferroman, welcher durch Opitz und nach ihm durch die Pegnitzer gepflegt wurde, der Pilger- und der Schelmenroman und die Daniel Defoe (oben S. 538) nachgeahmten Robinſonaden. Wir theilen die Romane der Zeit der Kürze halber einfach in ernſte und komiſche.

Der erſte ernſte Roman von Bedeutung (freilich nicht mehr für unſere Zeit) war Philipp von Zeſen's „Adriatiſche Roſamund", eine endloſe Liebesgeſchichte. Ein äußerſt kriegeriſcher und viele Länder durchſtreifender Roman war des Heinrich Buchholtz Werk, betitelt: „Der chriſtlichen königlichen Fürſten Herkuliskus und Herkulabisla, auch ihrer

hochfürſtlichen Geſellſchaft anmutige Wundergeſchichte" (1681). Novellen und Fabeln in Proſa mit religiöſer und moraliſcher Tendenz ſchrieb Philipp Harsdörffer, Gründer des Blumenordens oder der Pegnitz-Schäfer. Großen Anklang, und zwar nicht nur ſeines Standes wegen, fand der Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig (geboren 1633, regierte ſeit 1704, geſtorben 1714) mit ſeiner eleganten, aber pedantiſchen „Durchlauchtigen Syrerin Aramena" (1669) in fünf, und ſeiner „Römiſchen Octavia" in ſechs Theilen, in welchen Büchern die wirklichen Skandalgeſchichten ſeiner Zeit unter fremden Namen abgehandelt waren, ſo daß Alles von Neugierde nach der Deutung brannte. Noch berühmter aber wurde der uns bereits als lyriſcher und dramatiſcher Dichter bekannte Lohenſtein durch ſeinen langathmigen Roman „Großmütiger Feldherr Arminius oder Herrmann als ein tapferer Beſchirmer der deutſchen Freiheit nebſt ſeiner durchlauchtigſten Thußnelda, in einer ſinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeſchichte" u. ſ. w. (1689 und 1690), der aber, in zwei dicken Folianten, erſt nach ſeinem Tode erſchien. Die alten Deutſchen waren darin als hochgebildete und in der Politik einflußreiche Leute dargeſtellt. Lohenſtein wurde indeſſen an Beliebtheit übertroffen durch die freilich noch geſchmackloſere, aber wegen ihres Zuſammenhanges mit den damals Aufſehen erregenden Reiſebeſchreibungen anziehende „Aſiatiſche Baniſe oder mutiges, doch blutiges Pegu, in hiſtoriſcher und mit dem Mantel einer Helden- und Liebesgeſchichte bedeckter Wahrheit beruhend" (1688), von Heinrich Anſelm von Ziegler und Kliphauſen, geboren 1653 in der Oberlauſitz, geſtorben ſchon 1697 als Stiftsrath zu Wurzen. Abgeſchmackter noch als die Baniſe iſt die „Helden-Liebe der Schrifft Alten Teſtaments", in welche unanſtändige „Poetiſche Wechſel-Schriften" eingeſtreut ſind. In dem „Briefwechſel" zwiſchen Adam und Eva wird unter Anderm weitläufig erörtert, ob die Erſterm weggenommene Rippe ein nothwendiges oder überflüſſiges Bein geweſen ſei!

Genießbarer als die ernſten, ſind die komiſchen Romane der Zeit, wie überhaupt ſtets das komiſche Element, als im Weſen des Menſchen begründet, weniger von der Verderbniß einer Sprache und Literatur angeſteckt wird, als das ernſte, angelernte, was wir ſchon bei Gryphius' Luſtſpielen, im Gegenſatze zu ſeinen Trauerſpielen, ſahen. Die deutſche erzählende Proſa komiſcher Gattung im Zeitalter der Sprachentartung begründete Johann Michael Moſcheroſch, geboren 1601 zu Wilſtädt im Elſaß aus urſprünglich ſpaniſcher Familie, geſtorben 1669 zu Worms, nachdem er mit den neuen Herren ſeines Vaterlandes, den Franzoſen, ſehr unangenehme Erfahrungen gemacht hatte. Eines der beſten Bücher jener traurigen Zeit ſind ſeine dem Spaniſchen des Quevedo nachgebildeten „wunderliche und wahrhafftige Geſichte Philander's von Sittewald, d. i. Straff-Schrifften" (Straßburg 1645). Es ſind Erzählungen von vierzehn, die Unſitten und Gebrechen ſeiner Zeit an den Pranger ſtellenden

Visionen mit den pikanten Titeln: Schergen-Teuffel, Welt-Wesen, Venus-Narren, Todten-Heer, Letztes Gericht, Höllen-Kinder, Hof-Schule, Alamode-Kehrauß, Hauß hinüber, Gauß herüber, Weiber-Lob, Thurnier, Pflaster wider das Podagram, Soldaten-Lob, Reformation. Sein Standpunkt ist sittenstreng, vaterländisch und protestantisch, seine Sprache schneidend-witzig und zermalmend. Er war der letzte gut deutsch gesinnte Elsässer und brannte keineswegs vor Verlangen, Franzose zu werden, vielmehr war ihm das Wälschthum tief verhaßt.

Ebenso satirisch und volksthümlich und stets mit humoristischen Erzählungen vermischt sind die moralischen und lehrhaften Schriften des Predigers Johann Balthasar Schupp aus Gießen (1610—1691). Weder Moscherosch noch Schupp schrieben indessen eigentliche Romane; diese Gattung baute in komischer Weise ein Späterer an, dessen wahrer Name erst in neuester Zeit entdeckt wurde, weil alle seine Werke unter verschiedenen falschen Namen erschienen sind. Es ist Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen, geboren um 1625 zu Gelnhausen, gestorben 1676 als bischöflich Straßburgischer Schultheiß zu Renchen. Seine Werke beruhen auf den damals in Deutschland eingedrungenen und vielfach übersetzten und nachgeahmten spanischen Schelmenromanen (Bd. I. S. 481), sind jedoch durchaus selbständig und ächt deutsch. Der bedeutendste darunter, der erste lesbare und mit Vorzügen ausgestattete deutsche Roman ist: Der Abenteuerliche Simplicissimus, teutsch, das ist: die Beschreibung des Lebens eines seltzamen Vaganten, genannt Melchior Sternfeld von Fuchshaim ꝛc. An Tag gegeben von German Schleifheim von Sulsfort (1669). Das in seinem Kerne treffliche Buch schildert in treuer Weise und mit edler Gesinnung das ganze Elend, welches durch den dreißigjährigen Krieg und dessen in jeder Beziehung unheilvolle Folgen über Deutschland gekommen; aber es leidet auch an den Mängeln seiner Zeit, an Rohheit, Maßlosigkeit und Zotenhaftigkeit der Sprache und an Vernachlässigung der Form. Die übrigen Schriften des Verfassers, „Trutzsimplex", „Springinsfeld" u. s. w., stehen dem „Simplicissimus" weit nach. Der letztere rief eine Flut von Nachahmungen hervor, unter denen das von einem unbekannt gebliebenen Verfasser herrührende Buch „Schelmuffsky's Wahrhafftige, curiöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande ꝛc." durch derben und gesunden Humor hervorragte und dessen Zweck ist, die vielen schlecht gerathenen Simpliciaden zu verhöhnen und zu züchtigen. Auch der uns als Dichter bereits bekannte Christian Weise schrieb komische Romane, aber in beschränkter, nüchterner Manier, z. B. „die drei ärgsten Ertz-Narren" (1672), „der politische Näscher" (1676) u. s. w.

An den Stil der komischen Romane und Erzählungen erinnern auch die satirischen Predigten und anderen Schriften des berühmten Volks-Kanzelredners Pater Abraham a Sancta-Clara, welcher von Hause aus

Ulrich Megerle hieß, 1642 zu Krähenheimſtetten in Schwaben geboren war und 1709 als Hofprediger und deutſcher Provinzial des Auguſtiner-Barfüßer-Ordens zu Wien ſtarb. Seine Predigten ſind durchaus auf den Standpunkt eines ungebildeten Publikums berechnet, witzig, mit den drolligſten und derbſten Einfällen, Anſpielungen und Geſchichten durchwebt und daher ein Muſter von Kapuzinaden. Über das Maß bloßer Predigten hinaus gehen einige größere Schriften, wie z. B. der in vier Theilen beſtehende „Judas der Ertz-Schelm“, eine Art ſatiriſch-komiſchen Romans mit eingeſtreuten Belehrungen.

Mager fiel die Geſchichtſchreibung des ſiebenzehnten Jahrhunderts aus, deren Sprache ſchon durchaus ungenießbar iſt, und welcher alle Ahnung eines höhern Berufs der hiſtoriſchen Muſe, als ihn bloße Chroniken ſchon erfüllen, mangelt. Zu erwähnen ſind: Pufendorf's Einleitung zur europäiſchen Geſchichte, Michael Stettler's von Bern ſchweizeriſche Annalen, Sigmund von Birken's Spiegel der Ehre des Hauſes Öſterreich, Bogislaw Chemnitz' (oben S. 77) dreißigjähriger Krieg. Arnold's Kirchen- und Ketzerhiſtorie erwähnten wir bereits (S. 184). Julius Wilhelm Zinkgref (1591—1635) ſammelte hiſtoriſche Anekdoten. Eine beſſere Bahn in der Geſchichtſchreibung brach im achtzehnten Jahrhundert Johann Jakob Mascov (1689 zu Danzig geboren, Profeſſor in Leipzig, geſtorben 1761) mit ſeiner „Geſchichte der Teutſchen“ (1726—1737), worin er zum erſten Male einen klarern, kürzern Stil und die Berückſichtigung der Volksgeſchichte, ſtatt blos der Hof- und Kriegsgeſchichte, anſtrebte. Unter den Reiſebeſchreibungen ragte hervor des Adam Olearius (eigentlich Öhlenſchläger aus Aſchersleben, um 1600 geboren, 1671 als Bibliothekar in Gottorp geſtorben) „Moſcowitiſche und Perſianiſche Reiſebeſchreibung“; es war die Reiſe, auf welcher ihn der Dichter Flemming begleitete.

B. Erwachen deutſchen Geiſtes.

Die deutſche Literatur unſerer Periode hatte bis zu den erſten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts ein höchſt trauriges Bild dargeboten. Ihre Schöpfungen waren entweder nur Abklatſch der verdorbenſten Periode fremder Literaturen, wie der italieniſchen Mariniſten, der franzöſiſchen Ronſardianer; wo ſie ſich aber zu Beſſerm erhob, fiel ſie auf andere Abwege. So wurde ſie in dem Beſtreben, den ſeit Corneille, Racine und Boileau verbeſſerten franzöſiſchen Geſchmack dem ältern, ſchlechtern vorzuziehen, durch Canitz und Beſſer eine feile Magd der Höfe, und wo ſie durch Anlehnung an populäre Produkte moderner Länder den Volkston wieder ſuchte, war ihr Stil roh und unbeholfen. Doch waren immerhin noch die komiſchen Romane eines Moſcheroſch und Grimmelshauſen die

erfreulichſten Lichtblicke geweſen; denn Günther's Talent war nur ein bald zerplatzendes Meteor!

Ungefähr um das dritte Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts beginnt eine Beſſerung der literariſchen Zuſtände Deutſchlands bemerkbar zu werden. Es war die Zeit, in welcher die deutſche Philoſophie durch die Wolf'ſche Schule ſelbſtändig zu werden begann (oben S. 352), und es iſt merkwürdig, daß dort wie hier, im Gebiete des Schönen, wie in dem des Wahren, die Einwirkung Englands es war, welche das Umlenken von den Pfaden der Unnatur, des Schwulſtes und der blinden, faulen, gedankenloſen Nachahmung auf ſolche der Natürlichkeit, der Einfachheit und Würde, der kritiſchen Auswahl paſſender Vorbilder und der ſelbſtthätigen Nacheiferung auf dem vorgezeichneten Wege zur Folge hatte. Das ſtammverwandte Inſelvolk war dazu beſtimmt, Deutſchland Das zu werden, was dieſes umſonſt und mit ſtetem Mißlingen bei dem eroberungs- und ſelbſtſüchtigen Nachbarvolke jenſeits der Vogeſen und Ardennen (es heißt jetzt nicht mehr: jenſeits des Rheins!) geſucht hatte. Und ſo zahlten die Nachkommen Hengiſt's und Horſa's den Raub heim, welchen Dieſe im fünften Jahrhundert durch Entzug edler Kräfte an ihrem Vaterlande verſchuldet hatten.

Die Freiheit erzeugt immer wieder Freiheit. Die knechtiſche Hofpoeſie Frankreichs, in welchem ſeit dem Tode des Schalks von Chinon (Rabelais) die Volksſtimme verſtummt war, konnte, weil ſelbſt Nachahmung, immer nur wieder knechtiſche Nachahmung hervorrufen. Die freie, volksthümliche Selbſtthätigkeit Englands aber konnte nicht nachgeahmt werden; denn Freiheit läßt ſich nicht erheucheln oder erzwingen; ſondern ſie wurde blos Vorbild, wie auf deutſchem Boden gedeihen könne, was in anderer Weiſe auf Albions Fluren gediehen war. Wenn Nachäfferei und Bombaſt aufhörten und damit alle widernatürlich beengenden Regeln wegfielen, ſo mußte die Grundlage des poetiſchen Schaffens wieder national werden, wie ſie es zu den glorreichen Zeiten der Nibelungen und Gudrun's, Walther's von der Vogelweide und Frigedank's geweſen war, und wie noch die Reſte dieſer Glanzzeit in Hutten und Fiſchart nachgeklungen hatten.

Englands Parole in ſeinem Schaffen, ſoweit es nicht durch den falſchklaſſiſchen Geſchmack aus Frankreich herüber, namentlich unter Dryden und Pope, beeinträchtigt war, lautete: Selbſtthätigkeit und Freiſinn. Ihr huldigten im proſaiſchen Gebiete die Freidenker und Freimaurer, im poetiſchen die unabhängigen Geiſter Milton, Young und Thomſon, und im proſaiſch-poetiſchen die Leiter der Wochenſchriften, Defoe, Swift, Richardſon, Fielding u. ſ. w.

Langſam und allmälig machte ſich der literariſche Einfluß Englands auf Deutſchland geltend, bis er zuletzt vom eigenen Schaffen des letztern weit überſtrahlt wurde. Und doch dauerte der ganze Proceß kein halbes

Jahrhundert! Der Zeit nach waren es die moraliſchen Wochenſchriften (oben S. 323 und 537), welche zuerſt Nacheiferung fanden. Und zwar begann dies in einem Lande, welches ſeit Langem politiſch von Deutſchland getrennt, aber nicht dem Beiſpiele Hollands gefolgt war, ſeine Dialekte ſelbſtgefällig zur Schriftſprache hinaufzuſchrauben, in der Schweiz. Es erſchien von 1721 bis 1723 zu Zürich eine kleine Wochenſchrift unter dem ſonderbaren Titel „Diskurſe der Maler“, welcher ſich dadurch erklärt, daß die Herausgeber einem Kreiſe junger Männer angehörten, die ſich die Namen berühmter Maler beilegten und ihre Unterredungen auf die angegebene Weiſe veröffentlichten. Es waren die Gebiete der Religion, der Sitten und der Literatur, welche hier, aber noch in ſehr unbehülflicher Weiſe beſprochen wurden. Aber die zwei Bedeutendſten unter den Herausgebern waren die Vorkämpfer verbeſſerten Geſchmacks, und zwar nicht etwa nur engliſchen, ſondern auch ächt deutſchen, in der Literatur, und die wohlgerüſteten und endlich ſiegreichen Kämpfer gegen einen Rückſchrittler, der dieſelbe wieder unter das franzöſiſche Joch zu beugen verſuchte. Es waren dies Johann Jakob Bodmer, geboren 1698 zu Greifenſee im Kanton Zürich und Johann Jakob Breitinger, geboren 1701 zu Zürich, Beide Profeſſoren in letzterer Stadt, wo ſie 1729 vergebens verſuchten, die eingegangenen „Diskurſe“ unter dem Titel „Der Maler der Sitten“ wieder aufleben zu laſſen. Beide arbeiteten ſtets zuſammen; der Eine prüfte und bevorwortete die Werke des Andern, welche meiſt kritiſchen und literarhiſtoriſchen Inhalts waren. Beide auch ſtanden anfangs in freundſchaftlichem Verkehre mit dem angedeuteten Gegner, mit dem ſie in Verwerfung des Schwulſtes der zweiten ſchleſiſchen Schule vollkommen einig gingen. Es war dies Johann Chriſtoph Gottſched, geboren 1700 bei Königsberg in Preußen. Den Menſchenjagden Friedrich Wilhelm's I. entfliehend, war Dieſer, ein großer, ſtattlicher Mann, 1724 nach Leipzig gekommen, wo er nun als Lehrer und Schriftſteller wirkte und die Deutſche Geſellſchaft gründete, während er die Wochenſchrift „die vernünftigen Tadlerinnen“, zum Zwecke einer Veredlung der weiblichen Lectüre, und ſpäter den „Biedermann“ herausgab, worin er den Aberglauben bekämpfte. Er verirrte ſich jedoch bei alle Dem in das verſpätete Streben, die Franzoſen den Deutſchen als literariſche Muſter aufzuſtellen, wie es den Römern die Griechen geweſen ſeien! Auf der Bahn der Canitz, Beſſer und Günther ſollten daher die Deutſchen fortfahren! Er wollte für ſein Jahrhundert werden, was Opitz für das vorige, ein Prophet des Klaſſiſch-Franzöſiſchen, wie Jener des Vorklaſſiſchen derſelben Nation, und ſchrieb zu dieſem Zwecke, gerade als er Profeſſor an der Univerſität Leipzig wurde, ebenfalls eine Poetik: Verſuch einer kritiſchen Dichtkunſt vor die Deutſchen (1730), ganz im Sinne Boileau's. Die Dichtung hatte für ihn keinen andern Zweck als den der Belehrung, kein anderes Erforderniß, als das der „Korrektheit“; Fantaſie und Schönheitsdurſt waren ihm gleich fremd.

Wie beſchränkt ſeine Anſichten waren, erhellt unter Anderm daraus, daß er meinte, in der Tragödie müßten lauter vornehme Perſonen auftreten, um durch ihren „Stand, Namen und Aufzug“ zu imponiren und daher, ſtatt des Gelächters der Komödie, Verwunderung und Schrecken hervorzurufen! Als poetiſche Muſter anerkannte er nur die Römer, Italiener, Franzoſen, Holländer und — die erſten Schleſier; die Griechen, alten Deutſchen und Engländer ignorirte er einfach. Ja, Gottſched war ſo verblendet, daß er ſich einbildete, nach ſeiner Anleitung könne Jedermann „dichten lernen!“

Von ganz anderen Grundſätzen gingen Bodmer und Breitinger aus. Was Gottſched angebetet, das verbrannten ſie; was Jener verworfen, das wählten ſie zum Eckſtein ihres Gebäudes. Bodmer überſetzte Milton, was Gottſched anfangs paſſiren ließ, ſpäter aber heftig verurtheilte; Breitinger aber gab, wie Dieſer, 1739 eine „Kritiſche Dichtkunſt“ heraus, welcher Bodmer in gleichem Geiſte die „Kritiſchen Betrachtungen über die poetiſchen Gemälde der Dichter“ folgen ließ. Es waren Schriften, in welchen Beide ihren Gegner ſehr ſchonend, ja zuvorkommend behandelten und gleich ihm die Poeſie nüchtern und lehrhaft auffaßten, dabei aber ihm gegenüber, indem ſie mit beſonderm Nachdruck die Poeſie der Malerei gleichſtellten, für die Rechte der Fantaſie Partei und die Behandlung des Wunderbaren in Schutz nahmen, das ſie nur in die Schranken des Wahrſcheinlichen bannen wollten. Das Höchſte fanden ſie daher in der Vereinigung des Lehrreichen und des Wunderbaren und dieſe erblickten ſie in der — äſopiſchen Fabel! Abgeſehen jedoch von ſolchen Auswüchſen war die zürcheriſche Poetik berechtigter als die Gottſched'ſche, indem ſie nicht fragte: Wo finde ich das Schöne? ſondern: Was iſt ſchön und warum iſt es ſchön? Und ſo mußten ſie gegen den Leipziger Profeſſor, der damals ein Orakel in Deutſchland geworden war, ſogar die poetiſchen Schönheiten Homer's, Arioſto's und Taſſo's vertheidigen, von Milton vollends zu ſchweigen, welche alle Dichter ihrem Gegner unbedeutend, krankhafte Träumer oder Poſſenreißer waren, während er Milton geradezu mit — Lohenſtein und Ziegler zuſammenſtellte! So geriethen beide Parteien, in welche ſich das geſammte literariſche Deutſchland theilte, immer weiter auseinander, beſchuldigten ſich gegenſeitig, die Schweizer Gottſched der Nüchternheit, Dieſer Jene ausſchweifender Fantaſie, und endlich kreuzten ſich ſeit 1740 in kritiſchen Zeitſchriften von beiden Seiten die heftigſten Angriffe und Repliken. Die Folge war, daß Gottſched ſein literariſches Anſehen verlor und zuletzt allgemein, auch auf dem Theater und in Gedichten verſpottet wurde. Er ſtarb 1766 verlaſſen und einſam; ſeine Gattin Louiſe geb. Kulmus aus Danzig (1713 geboren) war ihm 1762 vorangegangen, nachdem ſie, die als dramatiſche Dichterin wirkte, ſich mit Schmerz von dem eigenſinnigen Verharren ihres Mannes auf überwundenem Standpunkte abgewandt hatte. Bodmer, welcher übrigens ſo wenig wie ſein Gegner

ſelbſt Dichter war, nur daß er ſpäter den mißlungenen Verſuch machte, ein ſolcher ſein zu wollen, überlebte ihn lange (bis 1785); Breitinger war ihm 1776 vorangegangen.

Gottſched hatte ſich zwar das Verdienſt erworben, die abgeſchmackte Schule der ſpäteren Schleſier mit ihren ſchwülſtigen, bandwurmartigen Romanen vollkommen geſtürzt und durch den beſſern franzöſiſchen Geſchmack erſetzt zu haben; allein nach kurzem Triumfe war ihm ein gleiches durch den altgriechiſch-engliſchen Standpunkt der Zürcher und ihrer Anhänger geſchehen, ſo daß ſeitdem das Franzoſenthum als in Deutſchland abgethan gelten konnte. Wirklich bewieſen auch die nachfolgenden poetiſchen Beſtrebungen hinlänglich den Sieg der Schweizer. Ihrem Verſuche einer Zeitſchrift nach engliſchem Muſter im Süden des deutſchen Sprachgebietes folgte auf dem Fuße ein ſolcher im Norden desſelben. Seit 1724 wurde zu Hamburg von einer Geſellſchaft der angeſehenſten und gebildetſten Männer der „Patriot“ herausgegeben, welcher den Vorbildern des Spectator und Guardian weit näher kam, als die zürcher Wochenſchrift, aber ſie noch lange nicht erreichte. Aus dieſem hamburgiſchen Kreiſe nun ging ein Dichter hervor, welcher zum erſten Male neben den neuen Vorbildern auch neue Stoffe in die deutſche Literatur einführte. Es war Barthold Heinrich Brockes, geboren 1680, welcher von 1721 bis 1748 in neun Bänden unter dem Titel „Irdiſches Vergnügen in Gott“ eine zuſammenhängende Sammlung von Gedichten herausgab, welche alle Erſcheinungen der Natur und des Seelenlebens bis in die kleinſten Details ausmalten, und womit er der Begründer der poetiſchen Naturbetrachtung und der poetiſchen Behandlung philoſophiſcher und religiöſer Fragen geworden iſt. Brockes war Senator von Hamburg, als welcher er 1747 ſtarb, und durch und durch ein nüchterner Filiſter. Seine Poeſie war nur angelernt, durch Lectüre und Gelegenheitsgedichte entſtanden, daher auch gründlich langweilig, ohne Schwung und Begeiſterung; aber er war ihr mit Liebe ergeben, verwendete bedeutende Mühe und Sorgfalt auf ſie, gleich einem fleißigen aber talentloſen Miniaturmaler, und bildete ſich dabei einen fließenden, blühenden Stil aus, ſchreckte aber nicht davor zurück, den ökonomiſchen und gewerblichen Nutzen der Pflanzen und Thiere in Verſen auf's Genaueſte darzulegen! Seine erſten Vorbilder waren die beſſeren franzöſiſchen Dichter geweſen, von denen er auch den Alexandriner annahm; aber nach und nach wandte er ſich immer mehr den Engländern zu, bediente ſich auch freierer Versmaße, und in ſeinen Schilderungen iſt die Einwirkung Milton's, Pope's und Thomſon's, welcher beiden Letzteren Werke er auch überſetzte, ſo wenig zu verkennen, als in ſeinen religiöſen Grundſätzen der Einfluß der engliſchen Deiſten und Moraliſten, wie er auch ein vertrauter Freund von Reimarus (oben S. 358) war. Sein poetiſcher Nachfolger, aber mit mehr dichteriſchem Talent, war Karl Friedrich Drollinger, geboren 1688 zu Durlach, geſtorben 1742

zu Basel. Er besang vorzugsweise vaterländische und religiöse Stoffe in wohllautenden und noch jetzt lesbaren Versen.

Aus derselben Schule erwuchs die Poesie des uns als Naturforscher und Arzt (oben S. 279 u. 296) bereits bekannten Haller. Seine dichterische Thätigkeit, soweit sie von Begeisterung getragen ist und Schwung hat, fällt ausschließlich in seine jüngeren Jahre bis zum achtundzwanzigsten, als er noch von den unbefangen religiösen und duldsamen Grundsätzen der englischen Freidenker erfüllt war. In seinen späteren Jahren, als er in Folge des Todes seiner Gattin und anderer Unglücksfälle sich dem geoffenbarten Christenthume zuwenden zu sollen glaubte, hatte seine Poesie etwas Gezwungenes und beruhte nur noch auf besonderen Veranlassungen. — Sein erstes und bedeutendstes Gedicht sind „die Alpen" (1728), eine Beschreibung des Anblicks der Alpen und ihrer Schönheiten und des Lebens ihrer Bewohner. Es war einer jener Rufe nach Natur und Einfachheit, nach Befreiung vom konventionellen Joche, wie sie das ganze Jahrhundert hindurch ertönten und endlich in Rousseau's Liebe zur Einsamkeit gipfelten. Dem Gedichte gereicht es zum Ruhme, Reinheit der deutschen sowol, als der poetischen Sprache befördert, ja eigentlich eingeführt zu haben, es ist frei von fremden und prosaischen Wörtern; aber es steht noch nicht auf dem Standpunkte der Naturwahrheit, sondern vermischt noch allzu oft die Zustände jener geträumten marinistisch-pegnitzischen Hirtenwelt mit wirklichen, und die Gedanken sind nicht immer frei von Schwulst und Dunkelheit, so daß viele Anmerkungen nöthig wurden. Die späteren Gedichte Haller's bis zu seiner frommen Wendung haben zum Hauptinhalte moralische und religiöse Fragen, wobei aber bisweilen liebliche Naturbilder eingestreut sind. Das beste davon ist „Über den Ursprung des Übels" (1734); es verficht den Grundsatz, daß nichts Böses, noch ein Versehen von Gott kommen könne und wurde vom Verfasser später verworfen und tief bereut! Schön sind auch manche seiner Oden, berechnet und unpoetisch aber die drei Romane: Usong, Alfred, Fabius und Cato, durch welche er in seinem Alter (1771—74) die aufgeklärte Despotie Friedrich's und Katharina's, die konstitutionelle Monarchie Englands und die Familienaristokratie Berns gegenüber den demokratischen Grundsätzen Rousseau's vertheidigte.

Gegenüber dem stoischen, die Genüsse des Lebens verachtenden Gelehrten Haller steht sein noch entschiedener der englischen Schule angehörender epikuräischer Jahrgänger Friedrich von Hagedorn, geboren 1708 zu Hamburg, 1729—33 dänischer Gesandtschaftssekretär zu London, gestorben 1754 in seiner Heimat. Seine Vorbilder waren Horaz, Anakreon und die Fabeldichter, seine Lebensauffassung die Shaftesbury's. Mit der Metaphysik seiner Vorgänger und Zeitgenossen gab er sich nicht ab, höchstens mit ihrer Moral; leben und leben lassen war sein Grundsatz. Er besang dithyrambisch die Freude, den Wein, den Frühling, die Landlust,

die neue Zeit, und verspottete beißend das Lob der alten Zeit, den Geiz, das Papst- und Klosterthum u. s. w. Wer kennt nicht seine köstliche Erzählung von „Johann dem muntern Seifensieder“ und seine prächtigen Fabeln?

Ein anderer Kreis von Dichtern bildete sich aus mehreren Mitarbeitern der vorzüglich von Gottsched genährten kritischen Zeitschrift „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ (seit 1741 herausgegeben), die sich aber in Folge des Streites mit den Schweizern 1744 von Gottsched getrennt und in Bremen die neue Zeitschrift „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ begonnen hatten, die bis 1748 fortdauerte. Diese Dichter unterscheiden sich von den zuletzt betrachteten dadurch, daß sie von keiner Leidenschaft erfüllt sind, gegen keine Zustände kämpfend auftreten, sondern als ruhige Bürger eben dem „Vergnügen des Verstandes und Witzes“ wie jedem andern sich hingeben. Hinter ihrem nüchternen Moralisiren schaut überall der Zopf des Filisterthums jener Zeit hervor; sie waren ein Hemmschuh gegen die vorzeitige Entwickelung des später ausgebrochenen Sturms und Drangs. Doch waren sie der englischen Schule zugethan und keine Zurückkrebser. Ihr Chorführer Johann Elias Schlegel, geboren 1718 zu Meißen, war seit 1743 sächsischer Gesandtschaftssekretär in Kopenhagen, seit 1747 Professor in Soröe, starb aber schon 1749. Er war der Erste, welcher in Deutschland auf Shakespeare aufmerksam machte und trotz der tiefen Verachtung, welche der eitle Gottsched dem Dichterheroen bezeugte, ihn offen vertheidigte, seine Vorzüge hervorhob und gegen die drei Einheiten auftrat. Seine eigenen Stücke, „Hermann“ und andere, sind jedoch unbedeutend und schleppend. Justus Friedrich Wilhelm Zachariä, geboren 1726 zu Frankenhausen, gestorben 1777 als Professor zu Braunschweig, schuf in jenem Kreise, nach dem Muster von Pope's Lockenraub (S. 531), das die damaligen Studentensitten malende komische Heldengedicht in Alexandrinern „Der Renommist“, das für uns jedoch nur noch kulturgeschichtliche Bedeutung hat. In dem weit lebendigern und selbständigern „Phaeton“ wagte er, den Hexameter anzuwenden, doch noch etwas unbeholfen.

Nicht gerade zum Kreise der Bremer Beiträger gehörend, aber als literarischer Vorgänger des Nächstzunennenden ist hier anzuführen Christian Ludwig Liscow, geboren 1701 in Mecklenburg, Gesandtschaftssekretär an verschiedenen Orten, 1749 wegen seiner Angriffe auf sächsische Finanzschäden verhaftet und entsetzt, gestorben 1760. Er schrieb Satiren, die aber ungenießbar geworden und vergessen sind. Dies trifft jedoch beinahe ebensosehr die Werke des zu den Bremern gehörenden Gottlieb Wilhelm Rabener, geboren 1714 zu Wachau bei Leipzig, gestorben 1770 zu Dresden als kursächsischer Steuerrath. Statt Personen, wie Liscow, greift er in seinen der Form nach prosaischen Satiren allgemeine Zustände an und war daher weit zahmer als Jener; aber er schrieb volks-

thümlicher und mit hohem moraliſchem Ernſte und im Ganzen tadelloſer Sprache. Dagegen iſt ſein Witz geſucht, ſein Stil eintönig und farblos und ſeine Schriften ſind daher kaum mehr anſprechend. — Mit Rabener's Einfluß, der die Obengenannten in Schatten ſtellte, wetteiferte, und zwar mit Erfolg, Chriſtian Fürchtegott Gellert, geboren 1715 zu Hainichen bei Freiberg, ſeit 1751 Profeſſor in Leipzig, wo er 1769 tiefbetrauert von ganz Deutſchland ſtarb. Sein Charakter und poetiſcher Standpunkt war der des Spectator und Richardſon's, fromm, ſtreng moraliſch und menſchenfreundlich, aber dem Rührenden ergeben, melancholiſch und weinerlich. Seine Poeſie war ausſchließlich lehrhaft, und ſeine beſten Schriften daher die Fabeln und die geiſtlichen Lieder, die erſteren oft ſchalkhaft (wie der „Proceß“, und wie rührend iſt „der Blinde und der Lahme“!), die letzteren tief religiös, ohne dogmatiſch zu ſein, beide aber ächt populär und von nicht leicht veraltender Trefflichkeit. Mißlungen iſt dagegen ſein Rührroman „die ſchwediſche Gräfin“, welcher vor lauter Beſtreben moraliſch zu ſein, das Gegentheil wurde, und ebenſo ſeine Luſtſpiele. Die anmutige, fließende Sprache Gellert's hat auf ſeine Nachfolger im poetiſchen Schaffen äußerſt wohlthätig eingewirkt. Seit ſeinem Wirken kann man den Alexandriner als verbannt anſehen. An Gellert's Fabeln, wie auch an jene Hagedorn's erinnern ganz entſchieden diejenigen Magnus Gottfried Lichtwer's (geboren 1719 zu Wurzen, geſtorben als Regierungsrath zu Halberſtadt 1783), obſchon dieſer Dichter ſeine eigenen Wege ging und keiner Schule angehörte. Ihre fortdauernde Beliebtheit ſpricht für ihre Trefflichkeit. Wir erinnern nur an die in wenigen Worten Erſchütterndes predigende „Schlange“, an die launige Fabel „die Katze und der Hausherr“, an den aus dem Volksleben gegriffenen „kleinen Töffel“!

Die Männer der Bremer Beiträge waren, ſo ſehr ſie der deutſchen Dichtung verdankenswerthe Anregungen gaben, — dichtende Filiſter. Wirkliche Dichternaturen brachte zu gleicher Zeit ein anderer Kreis hervor, nämlich jener der Halle'ſchen Dichterſchule. Als Gründer derſelben wird ein jetzt ſo zu ſagen vergeſſener Schriftſteller genannt; es iſt der zu frühe, mit 29 Jahren (1744) geſtorbene Immanuel Pyra aus Kottbus, zuletzt Gymnaſiallehrer in Berlin. Kurz vor ſeinem Tode hatte er noch eine Streitſchrift mit dem freimütigen Titel „Erweis, daß die Gottſchedianiſche Sekte den Geſchmack verderbe“, in die Welt geſandt. Unter ſeinen Gedichten iſt der nach Thomſon's Muſter gebildete „Tempel der Dichtkunſt“, obſchon jetzt nicht mehr geleſen, zu nennen. Weiter als je Einer vor ihm, entfernte er ſich in ſeinen dichteriſchen Grundſätzen von der franzöſiſchen Klaſſik, und verirrte ſich ſoweit, mit derſelben auch die ächte Antike zu verwerfen und zu verlangen, daß die Poeſie nur bibliſche oder chriſtliche Stoffe wähle, wozu allerdings der Halle'ſche Pietismus weſentlich beitragen mochte. Ebenſo verlangte er die gründliche Abſchaffung des Reims. So

entstand jene himmelssehnsüchtige, rauhhaarige seraftsche Dichtung, die in einem der größten und zugleich langweiligsten deutschen Poeten ihre Triumfe feiern sollte, dem aber noch andere, weniger große Reimfeinde vorangingen. Der Erste, der diese Richtung wirklich in die Poesie einführte, war Wilhelm Ludwig Gleim, 1719 zu Ermesleben bei Halberstadt geboren, seit 1747 Domsekretär in letzterer Stadt, gestorben 1803, zu seiner Zeit der Protektor aller jüngeren Dichter, denen er mit Rath und That, mit seiner Börse und mit der Beischaffung von Verlegern behülflich war. Er gerieth auf den seltsamen Einfall, für die reimlose Poesie durch Scherzgedichte Propaganda zu machen, und bildete mit mehreren dasselbe versuchenden Freunden ein Kränzchen, das man, in wenig Übereinstimmung mit Pyra's christlichen Forderungen, die Anakreontiker nannte. Sie übersetzten ihr keineswegs christliches Vorbild Anakreon und besangen, wie dieser und Hagedorn, der hinwieder auch sie nachahmte, die Freude, die Liebe und den Wein. Ja, sie trugen hiefür eine solche Begeisterung zur Schau, daß sie regelmäßige Zechereien abhielten, wobei sie zwar beinahe nichts tranken, aber mit Rosen bekränzt, den Wein anschwärmten und für Betrunkene gelten konnten, obschon sie ganz nüchtern und ruhig wieder fortgingen. So hatte sich der eigentliche Zweck Pyra's ganz in sein Gegentheil verirrt. Von Christenthum war gar keine Rede und die Reimlosigkeit wurde wieder aufgegeben. Johann Peter Uz, während seiner Studienjahre in Halle der beste Freund Gleim's und eifrigster Anakreontiker (geboren 1720 zu Ansbach, wo er auch als Justizbeamter 1796 starb), muß sie gar nicht angenommen haben; denn in seinen Gedichtsammlungen findet sich kein einziges Gedicht ohne Reim (sein umfangreichstes ist: die Kunst stets fröhlich zu sein), dagegen auch treffliche patriotische Lieder (so: das bedrängte Deutschland). Letztern Ton stimmte aber in noch kräftigerer Weise der wieder ganz zum Reim übergegangene Gleim in seinen „Liedern eines preußischen Grenadiers" an, in welchen er bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges die Sache Friedrich's und seines Staates in ächt volksthümlicher und vaterlandsbegeisterter Weise vertrat. In „Halladat oder das rothe Buch" versuchte er ein größeres Lehrgedicht und schrieb auch Fabeln in Gellert's Manier. — Zum Kreise der Freunde Gleim's gehört auch Johann Georg Jacobi (1740 zu Düsseldorf geboren, 1814 als Professor zu Freiburg gestorben), der ältere Bruder des Philosophen (oben S. 379), welcher ebenfalls, und zwar besonders durch Goethe, von der anakreontischen zu edlerer Lyrik geführt wurde.

Mit den Anakreontikern hatte manche Berührungspunkte gemein Christian Ewald Kleist, geboren 1715 bei Köslin, erst dänischer, seit Friedrich's II. Regierung preußischer Offizier; er starb 1759 an seinen in der Schlacht bei Kunersdorf erhaltenen Wunden. Unter seinen Gedichten ragt hervor das farbenreich und begeistert die Natur schildernde „der Frühling" (1749) in Hexametern mit einer Vorschlagssilbe, als dessen

Vorbilder Thomſon und Haller nicht zu verkennen ſind; die durchaus wahre, nicht gemachte Begeiſterung aber iſt des Dichters unbeſtrittenes Eigenthum und dabei nur die allzu große Ausführlichkeit, auch Thomſon's Fehler, zu tadeln. Der Tod Kleiſt's unterbrach die beabſichtigte Schilderung aller vier Jahreszeiten. Der „gelähmte Kranich" könnte als eine Vorahnung ſeines eigenen Schickſals aufgefaßt werden. Ja, in einem kleinen epiſchen Gedichte, „Ciſſides und Paches", wünſcht er ſich ſehnlich den Tod für das Vaterland!

Zu der von Pyra angewieſenen Bahn kehrte erſt Friedrich Gottlieb Klopſtock wieder zurück, um dieſelbe nicht nur zu vollenden, ſondern auch ſo breit zu treten, daß ſie die geſammte damalige Dichterwelt aufnehmen konnte. Selten iſt ein Dichter von ſeinem erſten Auftreten an ſo vergöttert und angeſtaunt, ſelten aber auch Einer ſo bald weggeworfen und vergeſſen worden. Und dies Schickſal verdiente er nicht um ſeines Talentes, das wirklich groß, nicht um ſeiner Beſtrebungen, die durchaus redlich und voll Begeiſterung waren, ſondern wegen des aus heterogenen Beſtandtheilen zuſammengetragenen Syſtems ſeiner Dichtung. Da vermählten ſich griechiſche Metra (unter vollſtändiger Verbannung des Reims) bald mit einem idealen Chriſtenthum, bald mit einem nie dageweſenen alten Deutſchthum, dem die Barden der Kelten aufgedrungen wurden, die es niemals gekannt hatte. Griechiſche Verſe ohne griechiſche Geſtalten, chriſtliches Dogma ohne chriſtliche Poeſie, teutoniſche Begeiſterung ohne Rückſicht auf das deutſche Volk und deſſen Bedürfniſſe, das iſt Klopſtock's poetiſcher Horizont!

Der Dichter wurde 1724 zu Quedlinburg geboren. Er erzog ſeine poetiſchen Gaben erſt an den Alten und dann, nachdem er Bodmer's und Breitinger's Partei mit Feuer ergriffen und ihre Anſichten zu den ſeinigen gemacht, an dem von ihnen verbreiteten Milton, den er bald über die Alten erhob und der ihm den erſten Gedanken zu ſeiner Verherrlichung des Meſſias, zu ſeinem Auftreten als „dritter Dante" einflößte. Dieſer Gedanke wird ihm zwingender Ruf an ſeine Dichterſeele; als Student in Leipzig ſchon begann er das zuerſt in Proſa entworfene Epos in Hexametern niederzuſchreiben und wurde ſo der Begründer dieſes Versmaßes in Deutſchland. Die erſten Geſänge erſchienen 1748 in den Bremer Beiträgen und erſt 1773 erblickten die letzten das Licht der Welt. Die Aufnahme war glänzend; das angelernte Chriſtenthum der Deutſchen ließ ſie glauben, daß der Dichter ihre innerſten Stimmungen getroffen habe, ſie verſchlangen das Gedicht förmlich, erbauten ſich förmlich daran und ließen ſich ſtets auf's Neue durch den Opfertod des zum Gottesſohne und Welterlöſer hinaufgekünſtelten jüdiſchen Rabbi zu Thränen rühren. Bodmer und Breitinger erkannten den erſten großen Vollzieher ihrer Geſetze, waren in den Himmel entzückt, und der Erſtere, den Klopſtock 1750 in Zürich beſuchte, wagte ſich in ſeinen alten Tagen an mißlungene Nachahmungen,

deren auch sein Mitbürger Lavater welche versuchte. Auf der andern Seite aber witterte die orthodoxe Geistlichkeit eine Herabwürdigung des Evangeliums, wenn dessen Inhalt in profaner, nicht geoffenbarter Bearbeitung, ja sogar in heidnischen Versen erschien, und vollends Gottsched erblickte mit Schrecken den gefährlichsten Feind seiner Poetik, den fluchwürdigsten Abfall von Boileau's Gesetzen und ließ, um diesen Frevel zu sühnen, durch einen armseligen Dichterling, den Freiherrn von Schönaich, ein Epos „Hermann der Cherusker" schmieren, dessen nationaler Stoff den fremden verdrängen sollte. Es war jedoch nicht dies Machwerk, welches den Messias tödtete oder wenigstens todt schwieg; sondern dieser war es selbst. So sehr die ersten Gesänge begeistert hatten, so kühl ließen die späteren, bis die letzten endlich auf vollkommene Gleichgültigkeit stießen, und heute liest das Werk Niemand mehr, ausgenommen etwa den Anfang, um einen Begriff davon zu bekommen. Von den zwanzig Gesängen enthalten die ersten elf das Leiden und den Tod Jesu, die neun übrigen aber, die zusammen eben so lang sind als jene, seine Auferstehung und Himmelfahrt. Gestalten von Leben und Wahrheit sind merkwürdigerweise blos die heidnischen (Pilatus und Portia); Jesus leidet an seiner mythischen Doppelnatur, die Engel an ihrer Abstraction, und der Satan vollends, den Milton so großartig erfaßt, ist geradezu ein „dummer Teufel", welcher das Werk, das seinem Reiche ein Ende machen soll, den Opfertod Jesu, selbst befördert, statt ihn zu verhindern! Das Ganze ist mehr lyrisch, hymnen- und psalmenartig, als episch, und in dieser Hinsicht wirklich erhaben und ergreifend; es kann überhaupt nicht als ein Epos nach künstlerischen Erfordernissen betrachtet werden, da ihm hierzu die plastische Klarheit und die feste Abrundung mangelt. Die athemlose, unermüdliche und zuletzt völlig unerträgliche Empfindelei strafte sich selbst.

War der „Messias", wie wenig auch sein Fortgang die Anfangs gehegten Erwartungen rechtfertigte, Klopstock's berühmtestes Werk, so waren dagegen seine besten Arbeiten mehrere seiner Oden, deren Großzahl dagegen ungenießbar ist. Sie sind sämmtlich in antiken oder selbstgemachten, oft sehr verkünstelten und schwer aufzufassenden Metren abgefaßt. Ihre Sprache ist oft herrlich, ihr Schwung erhaben, aber der Inhalt oft unbedeutend. Auszeichnung verdienen jene, welche vaterländische Gesinnung athmen, die Schönheiten der Natur und irdisch erlaubte Genüsse schildern oder die Liebe menschlich, nicht himmlisch-überschwenglich, auffassen. Dazu gehören besonders: Mein Vaterland, Unsere Sprache, die beiden Musen, der Zürchersee, der Eislauf, der Rheinwein, die künftige Geliebte, Ihr Schlummer u. s. w. Auch die besten Oden Klopstock's sind aber unfähig, jemals anders, als in kleinen Kreisen erhaben Gestimmter, in die Herzen zu dringen; Eigenthum der Nation konnten sie niemals sein.

Da trotz der Begeisterung, welche das gebildete Deutschland für den Dichter an den Tag legte, Niemand für sein sorgenloses Fortkommen bedacht war, nahm er 1751 einen Gehalt von dem dänischen Minister Bernstorff an und ließ sich, nachdem er seine „Cidli" geheiratet, in Kopenhagen nieder, das er, abwechselnd mit deutschen Städten, bis zum Sturze Bernstoff's durch Struensee bewohnte, und lebte dann in Hamburg bis zu seinem Tode 1803.

Nach dem Erscheinen der ersten Gesänge des Messias, welche trotz ihrer christlichen Stimmung doch antike Formen und Wendungen angenommen, und der ersten Oden, welche sogar die antike Mythologie gefeiert, hatte Klopstock's religiöser Standpunkt eine immer christlichere und biblischere Färbung angenommen, wovon auch die fortschreitende Verhimmelung seines Epos zeugte. Damals entstanden auch seine biblischen Trauerspiele: Der Tod Adams, Salomo, David und Jonathan, die im Widerspruche mit seinem anfänglichen Auftreten zu Vorbildern — Corneille und Racine hatten, aber ganz werthlos sind. Wieder eine neue Wandelung fand in ihm statt einige Jahre vor der Vollendung des Messias, dessen Schluß darum auch so schwach ausfiel. Er wandte sich vom christlich-biblischen dem altdeutschen Horizonte zu, dem er das keltische Bardenthum einimpfte, wozu einerseits die Bekanntschaft mit dem falschen Ossian, anderseits damals auftauchende Forschungen über deutsches Alterthum, welche sofort die Dichter begeisterten, das Ihrige beitrugen. Von da an wurde ein Schwärmen für altes Deutschthum, das man weder hinlänglich kannte, noch richtig auffaßte, Mode unter den Dichtern und Dichterfreunden. Sie übten sich in körperlichen Fertigkeiten, wie Schlittschuhlaufen, Springen, Reiten, sprachen nur von Hermann, Cheruskern, Barden, Eichenhainen, vertauschten in den Gedichten mit griechischen Metren die Hebe mit der Gna, die Polymnia mit der Iduna, den Apollo mit Braga, den Pindar mit Ossian, Jupiter's Adler mit dem Schwan in Glasor u. s. w., ja Klopstock dichtete seine eigenen früheren Oden in diesem Geiste um. Statt des Sündenfalls und der Erlösung ertönte es jetzt von Vaterland und Freiheit. Statt Adams und der jüdischen Könige wurde Hermann des Dichters dramatischer Held; es entstand die bald wutschnaubende, bald sentimental-elegische Trilogie: Hermann's Schlacht, Hermann und die Fürsten, Hermann's Tod, — und mit gleichem Mißerfolge; seine fantastischen Schattengestalten waren nicht für die lebensvolle Bühne geboren, sein Himmeln und Schwärmen konnten nicht zum Handeln werden. Es war eine hohle und leere Hoffnung, mit diesem ossianischen Nebel ein deutsches Nationaltheater zu gründen. Klopstock drückte seine Gedanken zu einer Reform der deutschen Literatur in diesem Sinne in dem Wahrheit und Grille verbindenden sonderbaren Buche „Die deutsche Gelehrtenrepublik" aus, in welchem er jeder die Poesie beschränkenden Regel und jeder Nachahmung den Krieg erklärte, — Alles

in der kindiſchen Form angeblicher Landtagsverhandlungen eines alt-deutſchen Staates!

Die Nachahmung freilich hatte nun Klopſtock vernichtet, gleichwie auch die pedantiſche Regelmacherei der Gottſched'ſchen Schule; auch hatte er durch ſein eigenes Beiſpiel das Zeichen zum poetiſchen Selbſtſchaffen gegeben, und von da an ſchöpften die Deutſchen in der That aus dem eigenen unvergänglichen Borne ihrer Herzen und ihres Volksthums; aber das Streben Klopſtock's, dieſem Selbſtſchaffen Inhalt und Gegenſtand anzuweiſen, war verfehlt; ſeine Kraft reichte dazu nicht aus und ſein Prophetenauge hatte ſich als kurzſichtig erwieſen. Das deutſche Volk mit ſeiner reichen Vergangenheit und ſeinem bunten Leben bedurfte Geſtalten von Fleiſch und Blut, keine Schemen gefallener Helden, keine verſifizirte Dogmatik, keine Oden, deren Metrum als Schema vorangeſetzt werden mußte. Was Klopſtock thun konnte, hatte er gethan; er hatte angeregt; aber die Grundlage zur neueſten deutſchen Literatur zu ſchaffen vermochte er nicht. Es muß ihm jedoch nachgerühmt werden, daß er dies ſelbſt eingeſehen; denn ſeit dem Beginne des Zuſammenſturzes der Säulen des Mittelalters durch die Revolutionen über dem Ocean und über dem Rhein gab er in edler Reſignation, obſchon hochbetagt, ſeine alten Grillen auf und beſang nur noch das Vaterland und ſeine Hoffnung auf eine demſelben einſt blühende, aber nicht wie in Paris blutige, Freiheit. Er ſchloß ſein ſtrebensreiches Leben mit innigem Antheil an der Wiedereinſetzung der unverfälſchten Klaſſicität in ihre Rechte durch die beiden Dioskuren der literariſchen Glanzzeit Deutſchlands auf der Scheide zweier Jahrhunderte.

Zahllos war die Schaar der Nachahmer Klopſtock's, von denen weder Einer ihn erreichte, noch den geſammten Kreis ſeiner poetiſchen Thätigkeit umfaßte. Sie theilten ſich daher in antikiſirende, chriſtianiſirende und teutoniſirende Nachahmer. Zu den Erſten gehört Karl Wilhelm Ramler, geboren 1725 zu Koblenz, Arzt, dann Lehrer, geſtorben 1798 zu Berlin, welcher als Muſter ſeiner Oden beſonders Horaz wählte, aber in Reimen dichtete und mit Vorliebe Friedrich den Großen beſang; zu den Zweiten Cronegk mit ſeinen „Einſamkeiten“ und Creuz mit ſeinen „Gräbern“; zu den Dritten Karl Friedrich Kretſchmann, der ſich den Barden Ringulf, und der Jeſuit, ſpäter aber Freimaurer Michael Denis, der ſich den Barden Sined nannte.

Ein unverſöhnlicher Gegner Klopſtock's, aber auch der Anakreontiker und der Schule Bodmer's und Breitinger's war der in Gottſched's Syſtem verharrende, wenn auch keineswegs für Letztern eingenommene, bisweilen witzige Epigrammendichter Abraham Gotthelf Käſtner (1719—1800), Profeſſor der Mathematik in Leipzig und Göttingen.

Die Werke dieſer Epigonen und Dichterlinge enthielten ſo viel unerquickliches und unverdauliches Zeug, daß hervorragende Geiſter bald den Klopſtockianismus, der am Ende impotent und leidenlahm wurde,

gründlich satt hatten und sich nach neuen Stoffen, nach Natur, statt der dreifachen Unnatur, umsahen. Da Die noch nicht gekommen waren, die ihn selbst schaffen konnten, gerieth ein großes Dichtergenie in eine wunderliche Vermengung poetischer Richtungen. Christoph Martin Wieland, den wir meinen, war 1733 bei Biberach in Schwaben geboren. Pietistisch erzogen, wandte sich der Knabe schon früh der Philosophie Spinoza's zu, huldigte, nachdem er bereits mehrere Lehrgedichte verfaßt, schon mit zwanzig Jahren wieder der Frömmelei und dann zugleich der christlichen Poesie Klopstock's und schmähte die Lüsternheit der Alten, welchen Standpunkt er aber wenige Jahre später wieder mit jenem der Aufklärung, und zwar speziell der Bewunderung Voltaire's und der Encyklopädisten vertauschte. Beide Wandlungen hatten sich in der Schweiz vollzogen, wo er Hauslehrer war, die erste in Zürich bei Bodmer, die zweite in Bern bei der geistreichen Freundin Rousseau's, Julie Bondeli. Er wurde 1760 Kanzleidirektor in Biberach, wo ihn der Umgang mit dem Grafen Stadion und seiner Freundin Sophie Laroche geistig stärkte, 1769 Professor in Erfurt und 1772 Prinzenerzieher in Weimar, wo er 1813 starb. In ihrer Haltung befinden sich vom Zeitpunkte seiner letzten Wandelung an seine Schriften auf dem freigeistigen und frivolen Standpunkt der Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts (nicht der Zeit Ludwig's XIV.), während er, Diesen entgegen, Shakespeare hochhielt und selbst übersetzte, freilich auch in französischer Manier, in seinem größten Werke aber ein Erneuerer der von Ariosto begründeten ironischen Auffassung romantischer Heldensagen wurde. Seine Schriften sind Romane und epische Gedichte. Unter den ersteren errangen „Agathon", „Don Sylvio von Rosalva", eine Nachahmung des „Don Quijote", und die „Abderiten" (eine Verspottung des Kleinstädterwesens) den größten Beifall, doch nur der letzte mit Recht. Im „goldenen Spiegel" legte er seine politisch-religiösen freisinnigen Ansichten dar; in dem nach Lucian bearbeiteten „Peregrinus Proteus" soll er Lavater verspottet haben. „Aristipp" stellt ohne Satire in Briefen die griechische Kultur dar. Wieland's Romane enthalten bald Schilderungen altgriechischer oder orientalischer Sitten und Zustände, bald, unter der Maske solcher Stoffe, Satiren auf Menschen und Verhältnisse seiner Zeit, ohne jedoch Beides deutlich von einander zu scheiden; sie leiden an ungeheurer Weitläufigkeit, welche jedoch durch Witz und Anmut, die überall schalkhaft hervorschauen, angenehm erheitert wird. Diese Romane waren die ersten deutschen, welche das innere Seelenleben des Menschen neben den äußeren Ereignissen zum Gegenstande hatten; aber sie wurden an poetischem Gehalt weit übertroffen von den in angenehm abwechselnd reimenden jambischen Strophen hingeworfenen epischen Gedichten, unter denen der „Oberon" (zwölf Gesänge), das mit Recht berühmteste, nach dem altfranzösischen Roman Huon de Bordeaux, so glänzende und unvergängliche Poesie entfaltet, als dies bei der Schilderung eines nie und

nirgends dagewesenen „romantischen Landes“ möglich ist. Am nächsten kommen diesem brillanten Feuerwerke von märchenhafter Pracht der „neue Amadis“, nach ähnlichen Quellen verfaßt, und das selbsterfundene Quodlibet „Idris und Zenide“, während das episch-didaktische Gedicht „Musarion“ in höchst vollendeter Form des Dichters Kunstansichten ausspricht. Alle sind ein Krieg gegen die Schwärmerei, eine Predigt der Sinnlichkeit, leider oft bis zur frechsten Üppigkeit (worin jedoch die „komischen Erzählungen“ Wieland's das Unglaublichste leisteten) — und ein Triumf des ausgelassensten Humors.

Klopstock'sche Bibelauffassung und Wieland'sche Erfindung romantischer Begebenheiten verschwistern sich unter dem Gewande bescheidener und anspruchloser Ausdrucksweise in den poetischen Werken des als Dichter ziemlich vereinzelt dastehenden Salomon Geßner aus Zürich, geboren 1730, seines Berufs Buchhändler, gestorben 1787. Seine Werke, welche den Titel „Idyllen“ führen, sind eigentlich erst durch seine eigenen, mit dem Radirstifte dazu gezeichneten, die wunderbarste Genauigkeit und Sorgfalt besonders im Baumschlage kundgebenden Illustrationen verständlich. Es sind eigentlich Übersetzungen dieser, ideale antike Scenen darstellenden Bilder in die Schriftsprache und enthalten Erzählungen und Schilderungen aus einer niemals, als etwa in des Longus Hirtengeschichten, dagewesenen Welt unschuldvoller Zustände und Gefühle. Ihre Form ist prosaisch, die Sprache aber in hohem Grade poetisch, rein und schön. Größern Umfang haben: der Tod Abel's und der erste Schiffer. Es weht durch diese Dichtungen, welche mit Unrecht schlechthin verworfen werden, jener selbe rührende Drang nach Einfachheit, Einsamkeit und Naturbegeisterung, welcher den Robinson und die schönsten Stellen der „Neuen Heloise“, sowie „Paul und Virginie“ geschaffen hat.

Einen recht scharfen Gegensatz zu den edeln und reinen Dichtungen Geßner's bietet ein Gedicht, das blos der Vollständigkeit wegen genannt werden muß, weil es sich beispiellosen Ruf erwarb, nämlich die Wieland's satirische Ader bis zur abscheulichsten Gemeinheit überbietende Travestie der Äneis durch den österreichischen Jesuiten und spätern Freimaurer Alois Blumauer (1755—98).

Klopstock hatte der deutschen Literatur eine selbständige Epoche schaffen wollen, — er konnte ihr aber keine klassische schaffen; — Wieland hatte das letztere wollen, — er blieb aber im Banne der Nachahmung stehen. Was Beide nicht vermocht haben, ein Dritter vollbrachte es; was die Dichter in ihrem einseitig idealen Streben nicht im Stande gewesen waren, — der Kritiker vermochte es, der zwar nicht zum Dichter geboren war, aber die Energie hatte, einer zu werden. Gotthold Efraim Lessing, denn er war es, — der Vater der klassischen Glanzperiode unserer Nationalliteratur, war 1729, am 22. Januar, zu Kamenz in der

Lauſitz geboren, ſtudirte auf der Fürſtenſchule zu Meißen und auf der Univerſität Leipzig, wo er ſich bereits, aber noch in den von Anderen ſchon betretenen Bahnen und in den engen Feſſeln der gottſchediſch-franzöſiſchen Regeln der Poeſie widmete, wovon ſeine kleinen, an Molière erinnernden Jugendluſtſpiele, der „junge Gelehrte“, der „Freigeiſt“, die „Juden“, der „Miſogyn“, der „Schatz“ und die „alte Jungfer“ Zeugniß ablegen. Nach und nach trat er, ſeit 1748 in Berlin lebend, wo er perſönlich mit Voltaire verkehrte, in kleineren kritiſchen Schriften gegen die herrſchende Nachahmung des franzöſiſchen Geſchmacks im Drama auf, erſt ganz ſchüchtern, indem er darauf hinwies, daß auch die Engländer und Spanier ein klaſſiſches Theater haben. Dann wurde er kühner, erklärte ſeit 1750 in den Literaturberichten, die er für die Berliner Zeitung verfaßte, die Standpunkte ſowol Gottſched's, als ſeiner ſchweizeriſchen Gegner für einſeitige, und tadelte Klopſtock als überſchwänglich, die Gedichte der Anakreontiker als Tändeleien. Während er ſeit 1754, dem Jahre ſeiner Bekanntwerdung mit Nicolai und Mendelsſohn (oben S. 362), die „theatraliſche Bibliothek“ herausgab, empfahl er, im Gegenſatz zu dem „rührenden“ oder „weinerlichen“ Luſtſpiele der Franzoſen, die Pflege des in England aufgekommenen bürgerlichen Trauerſpiels, welchem er ſelbſt 1755 in „Miß Sara Sampſon“ einen die Sitten der Zeit in düſterm Lichte malenden Beitrag lieferte, in welchem bereits die „kraftgenialiſche“ Sprache der ſpätern Sturm- und Drangperiode ertönte. Damit war die franzöſiſche Dramatik und ihre drei Einheiten für immer geſtürzt und ſelbſt das engliſche Vorbild künſtleriſch übertroffen, den Erforderniſſen einer ſtreng moraliſchen Motivirung des Tragiſchen aber noch kein Genüge gethan. Erſt nach jenem Erſtlingswerke ſtudirte Leſſing den großen Shakeſpeare, erkannte immer deutlicher deſſen Vorzüge und verkündete nun offen ſeinen Ruhm. Er ſah wohl ein, daß der britiſche Dichter, wenn auch in der äußern Form von den griechiſchen Tragöden durch eine tiefe Kluft getrennt, in der Tiefe der Auffaſſung ihnen näher kam, als ihre franzöſiſchen Nachahmer, und widmete ſeine Aufmerkſamkeit daher ebenſo eifrig dem Sophokles, den er als beſten Erſatz für die aufzugebenden Corneille und Racine empfahl. Aus dieſer Beſchäftigung entſprang ſein „Philotas“, eine treue Nachbildung der antiken Muſter in Charakteriſtik und Denkart, mit zwar moderner Ausdrucksweiſe, aber kurzer und kräftiger ſtatt der ſchwülſtigen früherer Dichter. Das Stück beſteht nur in einem einzigen Akte und iſt in Proſa geſchrieben. Nachdem Leſſing mit Nicolai und Mendelsſohn die einflußreiche „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften“ begonnen, ſeine Fabeln neu bearbeitet und Gleim's Grenadierlieder veröffentlicht, verbrachte er die letzten Jahre des ſiebenjährigen Krieges als Sekretär des Generals Tauenzien in Breslau mit philoſophiſch-religiöſen Unterſuchungen, und ſammelte ſeine Eindrücke von jener thatenreichen Periode in dem erſten klaſſiſchen deutſchen Luſtſpiele

„Minna von Barnhelm“, wol dem deutſcheſten und unſterblichſten, das unſere Thalia hervorgebracht; denn niemals wird die ſo durchaus vaterländiſche und zugleich innige, zartfühlende Geſinnung, vom hochſtehenden Krieger bis zum gemeinen Soldaten herab, ihre tief ergreifende Wirkung verfehlen, wenn auch manche Theile etwas zu wortreich und breit ausgeſponnen ſind. Jetzt endlich einmal, zum erſten Male ſeit den Nibelungen, hatten die Deutſchen ihr eigenes wahrſtes und tiefſtes Leben und Denken in vollendeter untadelhafter Kunſtform vor ſich.

Als 1765 in Hamburg eine Geſellſchaft das neue Schauſpielhaus übernahm, beriefen die ſchwindelhaften Unternehmer Leſſing, der ihren Charakter nicht kannte, als Dramaturgen und Konſulenten, und er begann als Solcher 1767 ſeine folgenreiche „Hamburgiſche Dramaturgie“, welche in den zwei Jahren ihres Beſtehens das deutſche Publikum vollends von dem Unwerthe der franzöſiſchen Dramatik zu überzeugen ſuchte und zwar durch Ariſtoteles ſelbſt, deſſen Mißverſtand auf jener Seite er nachwies, während er an der Hand Shakeſpeare's, den er hiedurch in Deutſchland einbürgerte, zugleich die Grundſätze feſtzuſtellen beſtrebt war, welche allein dem Vaterlande ein ſelbſtändiges klaſſiſches Theater ſchaffen konnten. Seine Hoffnungen auf eine in Hamburg zu gründende deutſche Nationalbühne ſcheiterten aber an dem finanziellen Ruin des Unternehmens. Die erſte eigene Anwendung ſeiner Lehre war die längſt entworfene „Emilia Galotti“, eine Analogie der altrömiſchen Virginia in modernem Gewande (1772), die unter der Maske italieniſcher Namen ohne Zweifel näher liegende Hofzuſtände treffen ſollte und welche die Zeitgenoſſen Shakeſpeare an die Seite ſtellten, obſchon wenigſtens die Einheit der Zeit übertrieben ſtreng beobachtet wird. Bei aller Feinheit der Charakteriſtik, Raſchheit der Handlung und Schönheit der Sprache, leidet aber auch dieſe Tragödie, gleich der „Sara“, an den die moraliſche Idee des Drama verletzenden Fehlern eines Untergangs ohne Schuld, eines Verbrechens ohne Motiv und der Strafloſigkeit des Laſters.

Im Jahre 1770 war Leſſing Bibliothekar in Wolfenbüttel geworden und dieſe Anſtellung wurde die bewegteſte ſeines Lebens. Er ließ ſich 1771 in Hamburg als Freimaurer aufnehmen, welchen Bund er ſpäter in ſeinen „Ernſt und Falk“ betitelten Geſprächen ſo ſchön, aber mit gänzlicher Unkenntniß ſeiner wahren Geſchichte beurtheilte. Er beſuchte 1775 mit dem Prinzen Leopold von Braunſchweig Italien und heiratete 1776 die Witwe König, mit der er, nachdem ihn bisher blos Sorgen und Kummer heimgeſucht, ſehr glücklich lebte. In dieſer Zeit aber nahm ihn auch ein härterer Streit als je zuvor in Anſpruch. Schon ſeit längerer Zeit theologiſchen Streitfragen mit Intereſſe zugethan, hatte es mancher inneren Kämpfe bedurft, bis er endlich ein entſchiedener Anhänger der damals ſo beliebten „natürlichen Religion“ wurde und nun in ſeinen Schriften mit Eifer die Unabhängigkeit der Moral vom Glauben verfocht.

Noch ſpäter aber wandte er ſich dem Syſtem Spinoza's zu, den er namentlich gegen deſſen Stammesgenoſſen Mendelsſohn vertheidigte, während er zugleich ſich dahin ausſprach, die Orthodoxie ſolle nicht plötzlich weggeworfen, ſondern ihre Sätze mit Schonung unterſucht und nach und nach beſeitigt werden; daher war er den aufgeklärten Theologen ſeiner Zeit, welche ihm einen weder klaren noch konſequenten Standpunkt einzunehmen ſchienen, gar nicht grün. Dennoch verwickelte ihn die Herausgabe der Fragmente des verſtorbenen Reimarus (oben S. 358), welche er 1774 begonnen hatte, in jene berühmte Geiſtesfehde mit dem Paſtor Johann Melchior Goeze in Hamburg, dem blinden Verfechter des Buchſtabenglaubens, wobei ſeine Schrift „Anti-Goeze" (1778) das größte Aufſehen erregte. Goeze ging, um ſich die fernere Widerlegung ſeines fanatiſchen Tobens zu erſparen, ſoweit, bei dem braunſchweigiſchen Hofe die Verhängung einer präventiven Cenſur über Leſſing's Schriften zu erwirken. Die ganze orthodoxe Meute der Proteſtanten Deutſchlands kläffte gegen den aufgeklärten Dichter. Die Frucht dieſes Glaubenskampfes war aber eine der edelſten am Baume deutſcher Dichtung, die Herausgabe des längſt vorbereiteten Schauſpiels „Nathan der Weiſe" (1779), in fünffüßigen reimloſen Jamben (das erſte deutſche Beiſpiel dieſer Art, die von nun an die beliebteſte werden ſollte). „Nathan" drückte des Dichters theologiſchen Standpunkt der Toleranz aller Kulte zugleich und der Abneigung gegen ihre Dogmen aus. Dieſes ächt freimaureriſche Gedicht iſt der ſchönſte Triumf poetiſch eingefaßter religiöſer Gedanken in der deutſchen Literatur. Daß Leſſing den Grundgedanken der Gleichſtellung des Judenthums, Chriſtenthums und Islams in einer Begebenheit verſinnbildlichte, von deren mithandelnden Charakteren gerade die toleranten lauter Juden und Mohammedaner, die intoleranten lauter Chriſten ſind, rührt ohne Zweifel eben daher, daß er unter Chriſten lebte, denen er ihren unberechtigten Dünkel anderen Religionen gegenüber vorhalten mußte; denn er glaubte ſicher eben ſo wenig, daß ſich der Fanatismus bei den Anhängern der beiden monotheiſtiſchen Religionen nicht vertreten finde, als er alle Chriſten für intolerant hielt. Dagegen iſt die Handlung nicht abgerundet, ſie iſt zerſplittert und ſchließt, indem ſie die Liebenden als Geſchwiſter erkennen läßt, durchaus unbefriedigend ab. Ebenſo läßt uns der Dichter im Dunkeln über die weitere Laufbahn des Tempelherrn. Wurde er Mohammedaner und bekämpfte ſeine Ordensbrüder oder blieb er Chriſt und wandte das Schwert gegen ſeine Blutsverwandten? Über dieſe traurige und doch unvermeidliche Alternative hilft uns das Drama nicht hinaus, und es zeigt ſich darin das Bedenkliche, einen idealen religiöſen Standpunkt in eine Zeit zu verſetzen, wo er in keiner Weiſe durchführbar war, vielmehr Jeder Farbe bekennen mußte, und Frauen, wie Sittah und Recha, an einen mohammedaniſchen Hof, an welchem für das weibliche Geſchlecht keine andere Stellung möglich iſt als die von Haremsſklavinnen.

Den nämlichen ächt humanen Standpunkt wie im Nathan vertrat Leſſing in proſaiſchem Gewande in der „Erziehung des Menſchengeſchlechts“ (1780), welche kleine Schrift in hundert kurzen Paragraphen die Grundſätze einer vernünftigen Religion und Erziehung aufſtellt. Dies und die Freimaurergeſpräche waren ſein Schwanengeſang, ſein würdiges Teſtament. Er ſtarb allzufrüh am 15. Februar 1781 „wie ein Weiſer“ in den Armen eines von ihm der Verfolgung entriſſenen Juden! Wir werden ihm in der Geſchichte der Äſthetik noch einmal begegnen.

Durch ihn war der zweiten und erhabenern poetiſchen Blüte der Deutſchen der Weg gebahnt. Er hatte die hemmenden Schranken der Nachahmung und des Regelzwangs niedergeriſſen. Was Wunder, daß nun Alles, wie über eine Breſche, raſend und jubelnd, in wildem Sturm und Drang in den Tempel der Dichtung einbrach!

Gleichzeitig mit dem eben geſchilderten Erwachen der deutſchen Literatur in gebundener Sprache pflegten Schriftſteller, die nicht für die gelehrte Welt arbeiteten, auch die ungebundene Redeweiſe in einer Art, die ſie unter die Schöngeiſter verſetzt. Johann Georg Zimmermann aus Brugg im Aargau (1728—1795), hannoverſcher Leibarzt, aber ein durchaus kriecheriſcher und unzuverläſſiger Charakter, behandelte in vielgeleſenen, anziehenden und viel Talent, aber wenig Logik verrathenden Büchern erſt (1756) die „Einſamkeit“ und dann (1758) den „Nationalſtolz“. Die populäre Medicin verdankt ihm das gute Buch „von der Erfahrung in der Arzneikunſt“; wenig Ruhm aber und viele Feindſchaft trugen ihm ſeine taktloſen Schriften über Friedrich den Großen ein, den er in deſſen letzter Krankheit behandelt hatte. Thomas Abbt, geboren 1738 zu Ulm, Docent in Halle, Profeſſor in Frankfurt a. O. und Rinteln, geſtorben 1766 allzufrüh als Hofrath in Bückeburg, bewies in ſeinen gedankenreichen, aber zu wenig anziehend gehaltenen Schriften „Vom Tode für's Vaterland“ (1761) und „Vom Verdienſte“ (1765) offen republikaniſche und edle Geſinnung. Die ebenfalls an das Gebiet ſchöngeiſtiger Proſa ſtreifenden Schriften von Mendelsſohn, Eberhard, Möſer und Sulzer haben wir ſchon erwähnt oder werden ſie noch erwähnen.

C. Sturm und Drang.

Die Literaturhiſtoriker nennen, nach einem Drama von Klinger, deſſen Titel höchſt charakteriſtiſch für die damalige deutſche Poeſie iſt, „Sturm- und Drangperiode“ die Zeit von der bahnbrechenden Arbeit Leſſing's, welche am Ende des ſiebenjährigen Kriegs mit Minna von Barnhelm entſchieden war, bis zur klaſſiſchen Läuterung des auf jene Eröffnung neuer Laufgräben folgenden Stürmens und Drängens, im

Beginne des Zuſammenwirkens Goethe's und Schiller's nach der Rückkehr von des Erſtern italieniſcher Reiſe und zur Zeit des Ausbruchs der franzöſiſchen Revolution. Ausgangspunkt dieſer Periode iſt Herder, Höhe- und Mittelpunkt Goethe, Schlußpunkt Schiller. Zu Herder geſellen ſich, als iſolirte Arbeiter, Gerſtenberg und Schubart. Auf Goethe folgen ſeine Schüler, Lenz und Klinger, und deren Nebenbuhler, Müller und Heinſe. Zwiſchen ihm und Schiller ſtehen die Glieder des Göttingerbundes, Bürger, Voß und Genoſſen. Endlich ſchreiten neben den Sturm- und Drangmännern ruhigere Naturen einher, welche, Iffland u. A. im Drama, Hippel u. A. im Roman, ein Gegengewicht zu ihnen bilden.

Das Gemeinſame der Stürmer und Dränger beſteht in einer ſouveränen Verachtung oder wenigſtens Hintanſetzung aller Regeln der Kunſt und in der Luſt, eine Sprache zu führen, welche als direkter Ausfluß des Genies galt, das ſich über alle Rückſichten erhaben fühlte. Dieſe Sprache mußte möglichſt derb, rauh und kräftig ſein, — namentlich ſollte ſie in ihren Ausdrücken, Vergleichungen und Antitheſen an die ſchlagenden Reden und Gegenreden in den Volks- und Kneipenſcenen bei Shakeſpeare erinnern. Während man ſo von dem großen Briten nur die Auswüchſe entlehnte, ſeinen Feinheiten und Lieblichkeiten aber ſo fern als möglich blieb, begeiſterte man ſich vor Allem für Rouſſeau's Liebe zur Einſamkeit und Haß gegen die Kultur, ohne indeſſen das Klaſſiſche dieſes Dichters, ſeine Naturbegeiſterung, im Weſentlichen ſich anzueignen. Dazu kamen dann häufige Anklänge an Klopſtock, Wieland und Leſſing, ferner, und das iſt ein wirkliches Hauptverdienſt der Stürmer und Dränger, eine Wiederbelebung des alten deutſchen Volksliedes und Volkshumors, wie auch die freudige Aufnahme der wirklichen und angeblichen Volksdichtung fremder Völker, wozu namentlich die Oſſian-Schwärmerei gehörte, — und den Schluß machten die manigfaltigſten eigenen Einfälle und Grillen der Dichter, dabei aber auch deutliche und kühne Anſpielungen auf verwerfliche, volks- und freiheitfeindliche Thaten der damaligen Machthaber, wozu ſchon Emilia Galotti das Signal gegeben hatte. Die Sturm- und Drangperiode war wirklich ein tobender und blitzender Sturm in der ſich erhebenden deutſchen Dichtung und ein Drang nach Freiheit vom Regelzwang und von fremden Muſtern und nach volksthümlicher Entwickelung der Zuſtände des Vaterlandes.

Als Patriarchen der Stürmer und Dränger nannten wir Johann Gottfried Herder, den wir bereits (oben S. 375) als Philoſophen kennen gelernt. In dieſer Thätigkeit ſowol, wie in jener als Dichter, war der genferiſche Freiheitsapoſtel J. J. Rouſſeau ſein erſtes Vorbild, deſſen Einwirkung auf ſich er jedoch in durchaus ſelbſtändiger Weiſe verarbeitete. Der Beginn ſeiner poetiſchen Thätigkeit war die Richtung ſeiner Aufmerkſamkeit auf die Volkspoeſie, und zwar auf diejenige ſämmtlicher

Völker der Erde, ohne Rückſicht auf ihre Bildungsſtufe, und er unternahm zu dieſem Zwecke weit- und tiefgehende Studien über die Geſchichte der Poeſie. Dabei ſtellte er ſich mit einem für einen Theologen anerkennenswerthen Mute auf den richtigen Standpunkt, die wunderreichen Erzählungen des Alten Teſtamentes friſchweg unter die Dichtungen zu verſetzen, und ſetzte ſo, was noch zu unſerer Zeit ſo vielen gebildet ſein Wollenden nicht einleuchten will, die hebräiſche Dichtung auf gleiche Stufe mit denen anderer Völker, nur der Zeit nach voran. Wie Leſſing in der höhern oder Kunſtpoeſie, ſo war daher Herder, ſo wenig oder noch weniger ein geborener Dichter als Jener, in der Volkspoeſie bahnbrechend. Aus dieſer ſeiner wichtigſten Thätigkeit auf poetiſchem Felde gingen (1778) ſeine „Stimmen der Völker in Liedern“ hervor, dies ewig ſchöne Liederbuch des Menſchengeiſtes. Würdig ſteht demſelben die ſpätere Bearbeitung der ſpaniſchen Romanzen vom „Cid“ zur Seite. Herder war es, der die indiſche Poeſie (mit der „Sakuntala“) zuerſt in Deutſchland bekannt machte, und der Erſte, welcher ſich eingehend und kritiſch, nicht blos als mit einem Vorbilde, mit Shakeſpeare beſchäftigte. Seine eigenen Dichtungen dagegen, von denen die reimloſen „Legenden“ die bekannteſten wurden, ſind rein lehrhaft, ohne alle Begeiſterung und Fantaſie.

Von „Sturm und Drang“ war bei Herder, außer in einigen kleineren kritiſchen und äſthetiſchen Schriften, noch wenig zu bemerken; er wirkte aber auf die jenen Namen führende Epoche durch ſein Beiſpiel des poetiſchen oder bei ihm eigentlich mehr poetiſch ſammelnden Schaffens ohne Rückſicht auf vorgefaßte oder vorgefundene Regeln. Stürmiſcher und drängender verfuhr ſchon der ihm als Vorläufer der Epoche zur Seite ſtehende Heinrich Wilhelm von Gerſtenberg, geboren 1737 zu Tondern in Schleswig, däniſcher Offizier, dann Publiciſt in Holſtein, als welcher er ſeit 1766 ſeine unabhängigen Anſichten über Literatur zu äußern begann. Von Wichtigkeit wurden unter denſelben diejenigen über Shakeſpeare's Werke. Er wies nämlich jede Beurtheilung dieſes großen Dichters nach dem Maßſtabe der Alten durchaus zurück und wollte ſogar die Bezeichnung der Werke desſelben als Tragödien und Komödien nicht gelten laſſen, da dieſe antiken Bezeichnungen auf ſelbe nicht paſſen; er nannte ſie nur „lebendige Bilder der ſittlichen Natur“, und nahm ihnen damit, ſo ſehr er ihren Verfaſſer verherrlichte, jeden individuellen, plaſtiſchen Charakter. Leſſing mußte ihn daher erinnern, nicht mit den Geſetzen der franzöſiſchen Tragik alle dramatiſchen Geſetze überhaupt wegzuwerfen. Gerſtenberg aber führte ſeine Anſichten 1767 durch das Trauerſpiel „Ugolino“, nach einer Epiſode in Dante's Hölle, in's Leben. Das war ſchon ganz „Sturm und Drang“, wildes Wühlen im Herzen des Leſers oder Hörers durch Entfeſſelung aller Schrecken des Hungertodes und der Verzweiflung! Die Grundidee der Tragödie war ſouverän ignorirt: Unſchuldige litten ohne allen Zweck als den der elendeſten Privatrache, einen

gräßlichen Tod. Aber es waltete auch schon die ungebändigte Titanenkraft, aus deren Erstlingswerken sich nachher die Blüte der deutschen Klassik herausgeschält hat. Der Dichter schwieg nach dieser Jugendthat, mit Ausnahme höchst unbedeutender Produkte, meist der Musik und Philosophie lebend, und starb erst 1823 zu Altona als Beamter.

Dieselbe Wildheit, welche Gerstenberg blos dichtete, verlebte und dichtete Christoph Daniel Friedrich Schubart geboren 1739 zu Obersontheim. Nach Besuch der Schulen zu Nördlingen und Nürnberg und der Universität Erlangen wurde er 1763 Lehrer in Geißlingen, 1769 aber Musikdirektor am Hofe zu Ludwigsburg, wo er ein leichtfertiges Leben führte und 1773 wegen einer Satire auf den Herzog des Landes verwiesen wurde. Nach unstätem Wandern schrieb er in Augsburg die Zeitung „Deutsche Chronik", welche in volksthümlichem Tone für Vaterlandsliebe und Aufklärung wirkte, mit der er aber nach Ulm flüchten mußte. Kaum hatte er hier ein solideres Leben begonnen, so ließ ihn der despotische Herzog Karl von Würtemberg auf sein Gebiet locken und auf die Festung Hohenasperg setzen, wo er zehn Jahre zubrachte und geistig verkam. Daher ließ er sich nach seiner Freilassung von dem Tyrannen wieder anstellen, ergab sich dem Wohlleben und starb 1791. Der ungebändigte Trotz eines ungezügelten Dichterstrebens glüht und blitzt aus seinem „Ahasver" und seiner „Fürstengruft". Den Volkston traf er in seinem „Kaplied", dessen Veranlassung freilich eine äußerst trübe war, nämlich der Verkauf einiger hundert Stück Schwaben durch ihren zärtlichen Landesvater an die holländisch-ostindische Kompagnie.

Nach diesen Vorläufern, diesem sturmverkündenden Morgenroth ging das Dichtergestirn auf, welches in der vollen Vielseitigkeit eines ganzen Mannesdaseins sowol der Stolz des Sturms und Drangs, als später die Zierde der ruhigen Klassik und endlich im Alter der ironische Tonangeber der Romantik wurde und so drei Perioden der deutschen Dichtung als Poet erster Größe durchlebte.

Johann Wolfgang Goethe wurde am 28. August 1749 als Sohn des kaiserlichen Raths Johann Kaspar und der Elisabeth Textor zu Frankfurt am Main geboren. Den Charakter seiner Eltern und die Art ihres Einflusses auf ihn zeichnet er in den Versen:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.

Nach glücklich verlebter Jugend, die er in seiner Biographie „Aus meinem Leben; Dichtung und Wahrheit" so reizend schildert, bezog er 1765 die Universität Leipzig, um Jurist zu werden, welche Bestimmung er aber zu Gunsten der „schönen Wissenschaften" gar sehr vernachlässigte. Seine ersten Dichtungen waren indessen noch ganz nach dem französirenden

Tone der Gottsched'schen Schule. Mit manigfachen Erfahrungen in Kunst und Leben kehrte er 1768 nach Frankfurt zurück und zog 1770 nach Straßburg, wo sein Aufenthalt abermals fruchtbarer für sein poetisches, als für sein juristisches Talent war. Das Münster mit seinen Erinnerungen, die schöne Umgebung, die Bekanntschaft anregender und geistvoller Männer, besonders Herder's, der dort etwas später ankam, zwar noch von Hamann's Mystik angesteckt war, aber ihn auf Shakespeare aufmerksam machte, und des Feuerkopfes Lenz, und endlich die reine, süße Liebe Friederikens Brion zu Sesenheim, die er leider mit Untreue vergalt, — trugen Unschätzbares zu seinem Dichtergenius bei. Er wurde 1771 zu Frankfurt Advokat, — man kann denken, was für Einer, arbeitete aber seit dem nächsten Jahre am Reichskammergerichte zu Wetzlar, — es ist anzunehmen, mit welchem Eifer; denn während dieser beiden Aufenthalte schrieb er sein erstes größeres und sein erstes geniales Werk, eines der bedeutendsten im Sturm und Drang, — die Tragödie „Götz von Berlichingen" (erste Bearbeitung 1773). Es ist ein ächtes jugendliches Feuerwerk des Geistes, voll von Genialität und gelungener Charakterzeichnung, nicht nur mit der bis dahin souveränsten Verachtung der Einheit von Zeit und Ort, die alle Augenblicke übersprungen werden (es spielen Scenen von zwei bis drei Sätzen!), sondern auch ohne Einheit der Handlung; nur die Personen halten Alles zusammen. Man weiß nicht, für welche That der Held büßt (dessen Tod überdies der Geschichte widerspricht), — so viel handelt er, so vielfach bäumt sich sein Freiheitssinn gegen alle Schranken, so vielerlei Elemente sind durcheinander geworfen, so z. B. die zur Hauptsache nicht gehörige, aber prächtige Einführung Luther's als „Bruder Martin". Es handelte sich eben für den Dichter nur, im Namen der rauhen, aber ehrlichen Thatkraft Krieg zu führen gegen das raffinirte Laster und die diplomatische Heuchelei. Bis dahin hatten die Stürmer und Dränger ihren Geist nur in der Sprache kundgegeben; jetzt wurde auch ein poetisches Programm leitender Grundsätze aufgestellt und in eine Zeit verlegt, in welcher wilde Opposition gegen alles Bestehende gärte! Götz rief eine Flut von Nachahmungen hervor, und zwar sowol von harnischrasselnden Ritterschauspielen, unter welchen Babo's Otto von Wittelsbach das beste geblieben ist, als von Ritterromanen.

In Wetzlar erlebte und entwarf Goethe jenen Aufschrei seines Seelen- und den ersten unseres modernen Weltschmerzes, den wir als die „Leiden des jungen Werther" kennen. Bekanntlich ist dieser größtentheils in Briefen geschriebene Roman eine Kombination zwischen des Dichters hoffnungsloser (übrigens mehr gemütlicher als empfindsamer) Liebe zu Charlotte Buff, damals Braut und später Gattin des hannover'schen Legationsraths Kestner, — und dem gleichzeitigen (1772) Selbstmorde des in Wetzlar weilenden braunschweigischen Gesandtschafts-Attaché Karl Wilhelm Jerusalem. Das Buch erschien 1774, verbreitete sich mit wunderbarer

Schnelligkeit und traf die Herzen der Jugend allüberall elektrisch. Und wen entzückt nicht noch jetzt in leiblicher oder geistiger Jugend diese malerische Naturanschauung, diese schwärmerische Gemütstiefe, diese dichterische Begeisterung, diese packenden Situationen! Es ist Rousseau, in's Deutsche übertragen, nur unendlich vertieft, es ist das Hohelied der das ganze All in eine mächtige Erregung ihres Innersten concentrirenden und in dieser auflösenden Menschenseele, die durch Fehlschlagen der Hoffnung auf Erfüllung Dessen, was sie einzig erstrebt, nothwendig zu Grunde gehen muß. Sagt nicht Werther (30. August): „Ich habe kein Gebet mehr als an sie; meiner Einbildungskraft erscheint keine andere Gestalt als die ihrige, und alles in der Welt um mich her sehe ich nur im Verhältnisse mit ihr." Damit ist der Ausgang begründet. Ob dies aber moralisch gerechtfertigt, ob es nicht vernünftiger und menschenwürdiger sei, eine hoffnungslose Leidenschaft zu unterdrücken und seine Kräfte der Mitwelt zu weihen, — das ist eine andere Frage, eine Frage der Reflexion, — nicht der Poesie. Dem Dichter vorzuwerfen, daß er mit dem Romane schlimm eingewirkt, zum Selbstmorde aufgefordert hätte, ist ebenso dumm, als wenn man ihn beschuldigen wollte, mit „Götz" eine Wiederherstellung des Faustrechtes beabsichtigt zu haben. Die Poesie ist zur Darstellung aller menschlichen Stimmungen und — Schwächen, soweit sie künstlerisch darstellbar sind, berechtigt. Werther ist krankhaft, weil die Zeitrichtung in Bezug auf das Leiden des Helden überhaupt krankhaft war; er ist daher jetzt insofern veraltet, als die Gegenwart jene absolute Hingebung an ein Gefühl nicht mehr kennt und die Einzelwesen ihre Neigungen vertheilen und zersplittern. Wie wahr sind die Schlußworte des letzten Briefes: „Was ist der Mensch, der gepriesene Halbgott? Ermangeln ihm nicht eben da die Kräfte, wo er sie am nöthigsten braucht? Und wenn er in Freude sich aufschwingt, oder im Leiden versinkt, wird er nicht in beiden eben da aufgehalten, eben da zu dem stumpfen, kalten Bewußtsein wieder zurückgebracht, da er sich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren sehnte?"

Götz und Werther sind die beiden Extreme der Sturm- und Drangperiode, dort ein Überfluß an Aktivität, hier ein Überfluß an Passivität, dort eine Vervielfältigung des Ich in der Außenwelt, hier eine Zusammenfassung der Außenwelt im Ich. Beide sind auch die Typen der Figuren des Sturms und Drangs geworden, in allen ist etwas Götz- oder Wertherartiges oder aus beiden Vermischtes.

Und ein solcher gemischter Charakter ist denn auch Goethe's dritter Held (dem Erscheinen nach zwar zwischen beide obigen fallend): Clavigo, eine Dramatisirung der wirklichen Erlebnisse des französischen Dichters und Kritikers Beaumarchais in Madrid, ein bürgerliches Trauerspiel im Geschmacke von Lessing's Sara und Emilia, ein wohlabgerundetes, vollendetes Kunstwerk, der Held, wie Mellefont im ersten der genannten

Stücke, einer jener ſtets zwiſchen That und Thatloſigkeit, zwiſchen Aufopferung und Egoismus ſchwankenden Unglücklichen, zu denen ſchon Weißlingen im Götz gehörte, während wir in Beaumarchais einen modernen, verfeinerten Götz, in Carlos dagegen die erſte der Goethe'ſchen Mephiſto-Figuren erblicken. Die bei Götz vermißte Einheit der Handlung iſt hergeſtellt, der Ausgang aber ebenſo unhiſtoriſch wie bei jenem. Ein Fehler iſt, daß Clavigo nicht durch ſeine Schuld ſelbſt, ſondern aus Zufall zu Grunde geht.

Goethe war von Wetzlar bald nach Frankfurt zurückgekehrt und hatte dem Vater zulieb die letzten Verſuche in der Juriſterei gemacht. In kleinen dramatiſchen Scherzen verſpottete er Bahrdt, Leuchſenring (einen Gegner Herder's), Rouſſeau's Übertreibungen und Wieland's Einſeitigkeiten. Damals machte er auch die oben (S. 147) erwähnte Bekanntſchaft und Reiſe mit Lavater und Baſedow (S. 403). Nachdem er die Liebe zu Lili (Eliſabeth Schönemann) überwunden, machte er 1775 mit den Brüdern Stolberg, die ihn beſuchten und die ſeine Mutter im Scherze fragte, ob ſie Tyrannenblut trinken wollten, jene Reiſe nach der Schweiz, die in dem Werther angehängten Briefen geſchildert iſt, und erhielt gegen Ende des genannten Jahres den für ihn und die neueſte deutſche Literatur ſo inhaltſchweren Ruf an des kunſtſinnigen und genialen Herzogs Karl Auguſt Hof nach Weimar.

Damit war für ihn der Sturm und Drang abgeſchloſſen. Er offenbarte ſich ſeit Werther's Erſcheinen nur noch entweder in ganz mißlungenen, krankhaften Produkten, wie „Stella", oder in liegen gelaſſenen Entwürfen, zu welchen „Mahomet", der „Ewige Jude" und der viel verſprechende, titanenhaft angelegte und ſpinoziſtiſch gedachte, die Rechte der Menſchheit gegenüber der Gottheit trotzig vertretende „Prometheus" gehören. Auch entſtanden damals die erſten Ideen zu ſeinem nachherigen Rieſenwerke „Fauſt", in welchem Sturm und Drang noch hie und da ſpuken, aber in untergeordneter Weiſe, und das wir daher ſpäter beſprechen müſſen, und zum erſten ſeiner eigentlich klaſſiſchen Dramen, zu „Egmont". Solchen Entwürfen und Vorbereitungen auf eine glänzendere Periode ſeines Dichterruhms widmete er ſich auch während der erſten Jahre ſeines Aufenthalts in Weimar, wo die Stürmer und Dränger, denen ſich der junge Herzog ſelbſt beigeſellte, im wahren Sinne ihre Flitterwochen feierten und ihre Werke in die That überſetzten. Ja, ſie hatten da goldene Tage und ſtrömten auch fleißig hin, die Gelegenheit zu benutzen, die ſich zum erſten Male bot, den genialſten der genialen Dichter, den luſtigſten Geſellſchafter und gefeiertſten Adonis als thatſächlichen Regenten eines Kleinſtaates im romantiſchen Thüringen zu finden und mit ihm und ſeinem leutſeligen Herrn recht auszutoben.

Ein zwiſchen den manigfaltigſten, oft trockenen und undankbaren Regierungsſorgen und Genieſtreichen getheiltes Leben, wozu noch die

leidenſchaftliche Liebe zu Frau von Stein kam, konnte in ſchriftſtelleriſcher Beziehung nicht produktiv ſein. Er war zwar unfähig, in ſeiner Ausbildung innezuhalten; ſeine Beſchäftigung mit der Naturwiſſenſchaft und mit Spinoza's Philoſophie, welcher er ſein Leben lang zugethan blieb, beweiſen dies, wie hinwieder ſeine lyriſchen Gedichte aus dieſer Zeit Zeugniß von ſeiner unermüdlichen Muſe ablegen; aber er bedurfte des Sammelns und ruhigen Verarbeitens ſeiner größeren Entwürfe, und ſehnte ſich heiß darnach. Endlich, nach elf Jahren, konnte er ſich aus dem ihn beengenden Strudel losreißen, und wir werden ſpäter ſehen, wie er aus dem Wunderlande Italien als Meiſter einer neuen literariſchen Epoche zurückkehrte.

Ein unglücklicher Nachahmer Goethe's, zu deſſen Schule wir nun gelangen, war Reinhold Lenz, geboren 1750 in Livland, der mit Goethe in Straßburg bekannt geworden war, wohin er als Reiſebegleiter gekommen. Er lebte in der ſeltſamen Idee, ein Goethe beinahe gleichkommendes Genie und mit ihm über dem Troſſe der Nachahmer Beider erhaben zu ſein. Seine dramatiſchen Stücke „der Hofmeiſter", der „neue Menoza" und „die Soldaten" ſind geſchmacklos, unſittlich und verworren und wühlen mit Luſt im Gräßlichſten. Er äffte darin Götz nach, wie er in dem unvollendet gebliebenen „Waldbruder", in den „Engländern" und „die Freunde machen den Philoſophen" den Werther zu überwerthern trachtete. Beſſer ſind ſeine komiſchen Gedichte. Lenz reiste Goethe nach Weimar nach, benahm ſich aber ſo, daß ihn der Herzog auswies, vagabundirte herum, maßte ſich an, um die verlaſſene Friederike in Seſenheim zu werben, ſtarb herabgekommen 1792 zu Moskau und war bald vergeſſen.

Einen beſſern Gebrauch machte von ſeinen Gaben der in ſeinen Schriften Lenz ſehr ähnliche Maximilian Klinger, 1752 zu Frankfurt am Main von armen Eltern geboren. An Rouſſeau begeiſterte er ſich zu dichteriſchen Werken; Shakeſpeare und Götz ahmte er in „Otto", den „Zwillingen", „Sturm und Drang" und anderen nach, von denen das letztgenannte der Periode den Namen gab und in den beiden Hauptperſonen Wild und Blaſius den ungeſtümen Freiheitsdrang und die überſättigte Trägheit perſonifizirte. Er war der Erſte, der als politiſcher Opponent mit Bezug auf die Gegenwart in Deutſchland auftrat; aber ſeine Stücke ſind roh, ohne alle Würde und Hoheit, unſittlich und ſchauderregend, und ihre Ausdrücke oft ſo geſucht, daß ſie an's Kindiſche und Thörichte ſtreifen. Doch fehlen nicht zahlreiche Geiſtesblitze, die um ſo ſchärfer das Zerriſſene ſolcher Charaktere zeichnen. Auch Klinger ſuchte nach weiten Irrfahrten ſein glücklicheres Vorbild in Weimar auf, das er den „Sitz der Götter" nannte, machte ſich aber ſo wenig beliebt wie Lenz, wurde wandernder Theaterdichter, dann öſterreichiſcher Offizier, ſchmarotzte in Baſel und erhielt endlich 1781 eine bleibende Stellung in Petersburg, wo man da-

mals noch deutſchen Geiſt aufſuchte, ſtatt nach moskowitiſcher Barbarei zu lechzen und Religionen und Sprachen zu unterdrücken wie neunzig Jahre ſpäter. Und gerade ſeitdem erhielt ſeine poetiſche Thätigkeit einen ſolidern Charakter, wie wir ſpäter ſehen werden.

Ein Dritter im Bunde mit Lenz und Klinger war Heinrich Leopold Wagner, geboren 1747 zu Straßburg. Sein bekannteſtes Stück iſt „die Kindesmörderin“, ebenſo roh, Kunſt und Anſtand eben ſo frech mit Füßen tretend, wie die Dramen der beiden Vorigen. Die wenigen genialen Züge des Stückes ſind ſtärker vertreten in der darum an jenen Mängeln nicht armen „Reue nach der That“. In der Poſſe „Prometheus, Deukalion und die Recenſenten“ verſpottete Wagner Goethe's Gegner. Seit 1779 hörte man von ihm nichts mehr, und die Zeit ſeines Todes iſt nicht mit Sicherheit bekannt.

Dieſen drei unbedingten Goetheanern reihen wir zwei Dichter an, welche durch ihr Wirken in manigfache Berührung zu ihnen und zu ihrem Meiſter getreten ſind. Es ſind die beiden Wälſchlandfahrer Müller und Heinſe.

Friedrich Müller, geboren 1750 zu Krenznach, bildete ſich zu Mannheim als Maler aus, daher er gewöhnlich der „Maler Müller“ genannt wird, obſchon er als Dichter einen größern Ruf errang als mit der Palette. Innig mit Leſſing befreundet, wählte er doch in ſeinen erſten Dichtungen, den „Idyllen“ nicht ihn, ſondern Klopſtock und Geßner zu Vorbildern, über die er ſich jedoch, vorwärts ſtürmend und drängend, in Wahrheit und Friſche der Naturſchilderung, wie es einem Maler geziemte, weit erhob. Seine Idyllen ſind entweder bibliſchen oder mythologiſchen oder volksthümlich deutſchen Inhalts, welche letzteren ſein eigenſtes Werk ſind, wie auch in den erſteren beiden Gattungen an die Stelle der gemeſſenen zierlichen Sprache Geßner's und der überſchwänglichen Klopſtock's die Derbheit der Periode des Dichters trat. Unter den bibliſchen Idyllen iſt die bedeutendſte „Adam's erſtes Erwachen“, unter den nationalen der „Rußlernen“ und die „Schafſchur“. Die letztgenannte iſt wichtig durch den darin entwickelten Gegenſatz zwiſchen der erkünſtelten und der naturgemäßen Dichtung. So heißt es darin über die affektirte Hirtenpoeſie der Italiener, Franzoſen und ihrer Nachahmer: Wo gibt's denn Schäfer wie dieſe? Was? Das Schäfer? Das ſind mir kurioſe Leute, die weiß der Henker, wie leben, fühlen nicht, wie wir andern Menſchen, Hitze oder Kälte, hungern oder durſten nicht; leben nur von Roſenthau und Blumen und was des ſchönen ſüßen Zeugs noch mehr iſt, das ſie bei jeder Gelegenheit einem ſo widerlich entgegen plaudern, daß es einem mein Seel wider den Mann geht. Dieſer Anſicht des alten deutſchen Schäfers gegenüber kramt der „Schulmeiſter“ ſeine Gottſched'ſche Weisheit aus: Warum wäre die Poeſie eine ſo erhabene wichtige Wiſſenſchaft, von Göttern erfunden und von Königen und Kaiſern ausgeübt..... warum wären Schulen ange-

legt, warum Lehrer dazu beſtellt, warum Regeln feſtgeſetzt, warum ſo viele gelehrte Bücher drüber geſchrieben worden, wenn die Poeſie, wie er meinet, eine ſo natürliche gemeine leichte Sache wäre? Ei, da dürfte ja Mancher, der Gaben in ſich fühlt, nur ſich umſchauen in der Natur, hier und da Achtung geben und, wie ſie's zu nennen pflegen, den Menſchen ſtudiren; er dürfte ja nur niederſchreiben, grad wie er ſich um's Herze fühlet. Das wär ein gar Leichtes, nicht wahr? Aber was gäb' das für unſere Herrn Gelehrte? Wo blieb' dann das Edle? He! Das Geſchmackvolle, das Schöne, wo blieb das? — — So verhöhnten Sturm und Drang mit Recht die Zopfzeit und machten ſie todt. — In ſeinen lyriſchen Gedichten ging der Maler Müller, welcher ſeit 1778 in Rom lebte, bei Zeiten vom Klopſtock'ſchen Odenton zum tiefgefühlten Volkston über, deſſen Klänge er auch in ſeine Idyllen einflocht, wie nicht minder in ſeine Dramen. Unter den letzteren ſind die wichtigſten: „Fauſt", in welchem wir die großen Gedanken, die Goethe ſpäter in dieſen Stoff legte, vergeblich ſuchen, „Niobe", eine verfehlte Wiederbelebung mythologiſcher Stoffe, „Golo und Genoveva", eine durch viele dichteriſche Schönheiten, liebliche Anmut und ergreifende Seelenſtimmungen ausgezeichnete Vorahnung der romantiſchen Schule, doch noch ohne deren reaktionäre Tendenzen, gegen die kunſtloſe, titanenhafte Rohheit in Fauſt und Niobe vortheilhaft abſtechend. Müller, der als Maler ein verunglückter Schüler Michel Agnolo's und während einer Krankheit zum Katholizismus verlockt wurde, ſtarb 1825 zu Rom.

Dort hatte er innige Freundſchaft, wenn auch oft durch Zank unterbrochen, mit ſeinem Gleichſtrebenden Wilhelm Heinſe geſchloſſen. Dieſer Antikſte unter den Stürmern und Drängern war 1749 bei Ilmenau geboren, bildete ſeine poetiſchen Gaben zuerſt an Wieland und den Anakreontikern aus, gewann durch Erſtern beſonders die italieniſchen Dichter lieb und begeiſterte ſich ſpäter für Rouſſeau und deſſen Kulturfeindſchaft und für die Freiheit der alten Griechen und Germanen. Seine ſchriftſtelleriſche Laufbahn begann er 1774 mit „Laidion oder die Eleuſiniſchen Geheimniſſe". Die darin gepredigte zügelloſe Liebespflege und ſchwärmeriſche Begeiſterung für die Nacktheit vollendet ſchöner Geſtalten umgab er mit künſtleriſchem Reiz in ſeinem bekannteſten Roman „Ardinghello oder die glückſeligen Inſeln". Der Held iſt ein Alles ſeinem Willen und ſeiner Luſt unterordnender Lebemann, der ſich aber weder gleich dem germaniſchen Fauſt zur Befriedigung ſeiner Triebe dem Böſen verſchreibt, noch wie der ſpaniſche Don Juan ein pedantiſches Regiſter heimtückiſch gemordeter Keuſchheiten führt, ſondern dem freien, hellen Himmel Italiens entſprechend ſorglos und ohne quälende Gedanken ein Leben der üppigſten, ſüßeſten, wollüſtigſten Abenteuer führt, bis ihn der Dichter in einem ganz der Antike nachgebildeten, von Liebe und Freiheit durchleuchteten Utopien Ruhe finden läßt. Von Einheit der Handlung iſt keine Rede; es ſind loſe an-

einander gehängte Scenen mit dazwiſchen eingelegten langathmigen äſthetiſchen Abhandlungen. Ardinghello iſt der materialiſtiſche Gegenſatz zum idealiſtiſchen Werther; jener genießt wo er kann, während dieſer ſich abhärmt und vernichtet; dort Griechenthum, hier Romantik! Zahmer, oder wenigſtens verſteckter, waltet dieſelbe Tendenz in dem Roman „Hildegard von Hohenthal“. Außer der Malerei und Plaſtik, welche in ſeinen Dichtungen eine ſo große Rolle ſpielten, liebte Heinſe vor Allem die Muſik, die er auch ſelbſt übte. Nach Herzensluſt ſchwelgte er ſeit 1780 einige Jahre in Italien und zog dort ſeine Kunſtbegeiſterung groß. Seit 1786 war er Bibliothekar des Kurfürſten von Mainz, des epikuräiſchen Friedrich von Erthal. Ohne ſich um die Revolution zu bekümmern, ſtarb er 1803 zu Aſchaffenburg.

Unabhängig von Goethe, vorzüglich auf Klopſtock ſich gründend, tauchte eine weitere Gruppe von Stürmern und Drängern in den Mitarbeitern des Göttinger „Muſenalmanachs“, ſeit 1770, auf. Es waren meiſt dortige Studirende oder Hofmeiſter. Solcher. Voran gingen mit der Gründung des Almanachs Boie und Gotter; ihnen ſchloſſen ſich nach und nach an Bürger, Hahn, Hölty, Miller, Cramer, Voß, die beiden Brüder Stolberg, Claudius, Leiſewitz, Göckingk. Wie die Goethe'ſche Gruppe vorzüglich das Drama und den Roman, ſo baute dieſe vorzüglich die lyriſche Poeſie an. Ihre Verſammlungen nahmen die bekannte Form des „Hainbundes“ an und ihr Standpunkt charakteriſirte ſich durch eine überſchwängliche Verehrung Klopſtocks und einen fanatiſchen Haß gegen Wieland, den ſie als Nachahmer der Franzoſen verwarfen, und deſſen Bildniß und Werke ſie feierlich verbrannten oder als Fidibus brauchten. Obſchon ſie ſich aber mit Klopſtock in das bardenhaft erkünſtelte Deutſchthum verſenkten, waren ſie doch nicht blind gegen ſeine einſeitige Richtung, ſondern verehrten auch aufrichtig Herder und Goethe und pflegten, was beſonders anzuerkennen iſt, das deutſche Volkslied, ſo daß wir ihnen viele der beſten populären und ſingbaren Lieder verdanken.

Der bedeutendſte Dichter des Göttinger Vereines iſt Gottfried Auguſt Bürger, geboren als Pfarrerſohn zu Molmerswende am Harz in der Neujahrsnacht von 1748. Er ſtudirte in Halle und Göttingen und wurde, ſtatt Theolog, wie er nach dem Willen ſeiner Verwandten ſollte, 1772 Juſtizamtmann zu Altengleichen. Eine unbedacht eingegangene Ehe trug er, während er die jüngere Schweſter ſeiner Frau, von ihm „Molly“ genannt, leidenſchaftlich liebte, zehn Jahre lang. Als aber der Tod die Liebenden frei gemacht, wurden auch ſie wieder, nach kaum zwei Jahren, durch Molly's Hinſchied getrennt. Er war inzwiſchen nach Göttingen gezogen, wo er als Profeſſor ohne Gehalt lebte und ſich 1790 durch den Heirathsantrag eines Mädchens zu der unglücklichſten ſeiner drei Ehen verleiten ließ, die geſchieden werden mußte. Durch lebenslange bittere Sorgen erſchöpft ſtarb er ſchon 1794. Bürger hat das Verdienſt, der

erſte neuere deutſche Dichter zu ſein, welcher die lyriſche und die kürzere epiſche Poeſie zum Ausdrucke wirklichen wahren poetiſchen Gefühls erhob. Namentlich ſind ſeine Balladen, zu welchen ihn zuerſt Percy's engliſche Sammlung (oben S. 533) begeiſterte, unvergängliches Gemeingut des deutſchen Volkes geworden. Welches Leben, welche Glut, welche fließende, natürliche Sprache, neben allerdings noch gärender Unruhe, noch nicht klar und geſund gewordener Formſchönheit, in der Lenore, im Lied vom braven Mann, im wilden Jäger, im Kaiſer und Abt, in der „Kuh“ u. ſ. w.! Weniger bedeutend für die Nachwelt, aber weit vollendeter und immerhin tief und innig, ſind ſeine lyriſchen Gedichte, beſonders jene an Molly. Bürger iſt es auch, der die ſtets populär bleibenden, durch übertriebenſte Lügenhaftigkeit witzigen Abenteuer des Barons Münchhauſen nach dem Engliſchen neu bearbeitete und erweiterte.

Ein Kunſt- und Unglücksgenoſſe Bürger's war ſein Freund Heinrich Chriſtoph Hölty, geboren 1748 zu Marienſee bei Hannover als Pfarrersſohn. Schon von Natur ſchwächlich, untergrub er frühe ſeine Geſundheit vollends durch angeſtrengtes Studiren. Seine Poeſie bewegt ſich daher nicht im friſchen Leben der Menſchen, einige harmloſe Trinklieder abgerechnet, ſondern im ſtillen Hain, im Nachtigallgeſang, im Mondſchein und — auf dem Friedhofe, in welchem er auch, von der Auszehrung hingerafft und von unglücklicher Liebe gebrochen, noch früher als Bürger, 1776 ſeine Ruheſtätte fand. Wie ſein Charakter, ſo ſind auch ſeine Dichtungen ſanft, edel, ſchwärmeriſch, und von tief gefühlter, nicht gemachter, Empfindſamkeit. Im Volke leben manche davon ſtets fort, wie „Üb' immer Treu' und Redlichkeit“, „Stärke mich durch deine Todeswunden“, „Die Luft iſt blau, das Thal iſt grün“, „Roſen auf den Weg geſtreut“, die „Elegie auf ein Landmädchen“, u. ſ. w.

Weniger ernſt mit dem Dichterberufe, als die beiden Genannten, denen derſelbe das Herz abbrach, nahmen es die beiden Brüder Grafen von Stolberg: Chriſtian, geboren 1748 zu Hamburg, Amtmann in Holſtein, geſtorben 1821 auf ſeinem Gute in Schleswig, und Friedrich Leopold, geboren 1750 zu Bramſtädt in Holſtein, fürſtbiſchöflich lübeck'ſcher Beamter, geſtorben 1819 bei Osnabrück. Die Brüder dichteten meiſt Lyriſches, zuerſt in Klopſtock's, dann in der Göttinger Manier und überſetzten mehrere griechiſche Dichter. Mehr Talent, aber auch mehr Übertreibung und Schwulſt verrieth der Jüngere, welcher im Jahre 1800, durch den Kreis der Frau von Gallizin (S. 375) in Münſter verführt, die freiſinnigen Grundſätze ſeiner Jugend, in der er nach „Tyrannenblut“ gedürſtet, abſchwor, zum Kreuze der alleinſeligmachenden Kirche kroch und eine furchtbar ausgeſponnene, mönchiſch gefärbte, „Geſchichte der Religion Jeſu“ begann, aber nicht vollendete. Bekannt ſind von ſeinen Gedichten: „Sohn, da haſt du meinen Speer“, „Traun der Mann iſt neidenswerth“, „In der Väter Hallen ruhte“ u. ſ. w.

Die frömmelnden Feſſeln, in welche Fritz Stolberg fiel, belaſteten, doch in weniger gefährlichem Maße, noch einen andern Göttinger, Matthias Claudius. Dieſer Senior jenes Bundes, dem er indeſſen nur durch Korreſpondenz angehörte, war 1740 zu Reinfeld in Holſtein geboren, ſtudirte in Jena, lebte als Sekretär, zugleich mit Klopſtock, in Kopenhagen, ſchrieb dann zu Wandsbeck in Holſtein ſeit 1772 unter dem Namen Asmus die populäre Zeitſchrift des „Wandsbecker-Boten", war dazwiſchen ein Jahr lang Oberlandeskommiſſär zu Darmſtadt, zog ſpäter nach Altona und ſtarb 1815 zu Hamburg bei ſeinem Schwiegerſohne, dem Buchhändler Perthes. Er war ein durchaus ehrenwerther, edler und wohlwollender Mann, aber, von den übrigen Dichtern der Periode abſtechend genug, ſtark der Myſtik und dem Pietismus zugethan, wenn auch nicht in der abſtoßenden Weiſe eines Lavater, Hamann und Stilling. Die Vorzüge ſeiner Poeſie ſind Volksthümlichkeit und Humor. Ein Beiſpiel ſeiner ironiſchen Proſa gaben wir oben (S. 150). Von ſeinen Gedichten kennt alle Welt „Der Mond iſt aufgegangen" und „Friede ſei um dieſen Grabſtein her," alle Kinder den „Rieſen Goliath" und „Herrn Urians Reiſe um die Welt", und alle Zecher das köſtliche „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher".

Am wenigſten geborener Dichter war unter den Göttingern wol Johann Heinrich Voß, geboren 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg. Seine Energie machte ihn zum Sohne der Muſen. Nach Göttingen kam er als armer Student 1772 und wurde die eigentliche Seele des Bundes, deſſen eifrigſtes und ſolideſtes Glied er war. Seit 1775 lebte er mit Claudius in Wandsbeck, wurde 1778 Rektor zu Otterndorf, 1782 zu Eutin, wo er mit Friedrich Stolberg verkehrte, bis Dieſer ein „Unfreier" wurde, was ihm Voß in einer geharniſchten Flugſchrift bitter verwies; denn er hatte ihn gewarnt:

Fleuch, o fleuch, Stolberg, wie des Turbanträgers
Und des knoblauchduftigen Rabbi's Meſſer,
Fleuch gebetabkugelnder Glatzenpfäfflein
Taub und Bethörung.

Später aber ſchrieb er ihm verſöhnend:

„Wohlan, wir bleiben einig,
Und gönnen uns die Ruh',
Ich ſage, dieſes mein' ich,
Und jenes meineſt du!"

Voß zog 1805 als Profeſſor nach Heidelberg, wo er 1826 ſtarb. Ihn zeichnet feſte, klare, aller Dunkelei ſpinnefeindliche Männlichkeit aus; größer iſt er aber als Überſetzer, denn als Dichter. Er iſt es, der Homer's beide Gigantenwerke den Deutſchen ſchenkte. Unter ſeinen eigenen Dichtungen ſind die aus dem wirklichen bürgerlichen Leben und zwar mit Vorliebe aus den Pfarrfamilien genommenen und in Hexametern geſchriebenen Idyllen

die hervorragendsten; „Luise“ ist die umfangreichste, der „siebenzigste Geburtstag“ die lieblichste. Unter den gereimten Gedichten sind mehrere höchst populär, wie z. B. „der Flaußrock“.

Am frühesten, und gerade in seinem Hauptwerke, entfernte sich von der Dichtung der Göttinger Johann Martin Miller, von dessen Gedichten das bekannteste ist „Was frag' ich viel nach Geld und Gut“? Sein Roman „Siegwart, eine Klostergeschichte“ (1776), ist eine abgeschwächte, kränkliche, kunstlose Nachahmung Werther's, rührte zwar schon manche unglücklichen, ihren Schritt bereuenden Mönche und Nonnen zu fruchtlosen Thränen, ist aber heute nur noch dem Namen nach als Muster weinerlicher Lectüre bekannt.

Zur Verbindung des Hainbundes gehörte nur ein einziger Dramatiker, und auch dieser schenkte der Welt, wie Gerstenberg, nur ein einziges Drama. Johann Anton Leisewitz, geboren 1752 zu Hannover, seit 1770 Student in Göttingen, seit 1775 Advokat in Braunschweig, schrieb im darauffolgenden Jahre die Tragödie „Julius von Tarent“, welche allgemeinen Beifall erntete, dessenungeachtet aber, im Wettstreit um einen von Schröder ausgeschriebenen Preis, Klinger's „Zwillingen“ hintangesetzt wurde. Ohne ihr weitere Dichtungen folgen zu lassen, stieg Leisewitz in Hof- und Staatsämtern empor und starb 1806 zu Braunschweig. — Das genannte Stück ist das maßvollste und künstlerischeste der gesammten Sturm- und Drangperiode, und wenn es sich auch an Genialität mit Goethe's und Schiller's Dramen nicht messen kann, so gab es doch wahrscheinlich mit Bezug auf das Motiv des Bruderhasses, die ersten Gedanken zu des Letztern Räubern und zur Braut von Messina. Es enthält keinen unwürdigen Gedanken und kein unästhetisches Moment und ist die erste Ahnung einer bessern, die Wildheit der damaligen Produkte verbannenden Literaturperiode; dem Helden fehlt aber ein erhabener Zweck und seinem Untergange die zur Tragödie nothwendige Verschuldung. Die Charaktere sind, einige wirklich plastische Züge abgerechnet, im Ganzen etwas verschwommen. Dagegen ist die edle und von tollem Geschrei freie Opposition gegen politische und religiöse Unterdrückung anerkennenswerth.

Als Schlußpunkt der Sturm- und Drangperiode trat, nachdem dieselbe bereits erloschen schien, jener Dichter auf, welcher mit Goethe das ewig leuchtende Zweigestirn der deutschen Dichtung bildet. Johann Christoph Friedrich Schiller wurde am 10. November 1759 als Sohn eines würtembergischen Fähnrichs, der seines Berufs Wundarzt war, zu Marbach am Neckar geboren und erhielt den ersten Unterricht zu Lorch, wo seine Eltern später wohnten, von dem in den „Räubern“ verewigten Pfarrer Moser. Zu Ludwigsburg, wohin die Familie weiter zog, lernte er zum ersten Male das Theater kennen, beabsichtigte aber das Ergreifen des geistlichen Standes, was nur dadurch vereitelt wurde, daß die Anleitung zu demselben in der berühmten Karlsschule zu Stuttgart nicht er-

theilt wurde, in welche Schiller durch fürſtliche Gnade aufgenommen wurde. Er verſuchte dort zuerſt, ſich der Rechtswiſſenſchaft, dann der Medicin zu widmen und begann zugleich, ſich in der Dichtkunſt zu üben. Es war bezeichnend für ſeine ſpätere Richtung, daß er gleich zuerſt mit den Begründern ſelbſtändiger deutſcher Literatur, Klopſtock und Leſſing, und ſodann mit den Koryphäen des Sturms und Drangs, Goethe, Gerſtenberg, Schubart u. A., ſowie mit Shakeſpeare bekannt wurde. Götz von Berlichingen und Ugolino erregten ihn am meiſten und ſeine erſten Verſuche waren ein epiſches Gedicht „Moſes“ (wahrſcheinlich nach Klopſtock) und ein Trauerſpiel „Kosmus von Medicis“. Die Neigung der Pflicht opfernd, enthielt er ſich dann einige Jahre des Dichtens, um ſein mediciniſches Berufsfach gründlich zu erfaſſen; aber der Genius trieb ihn zu ſeiner wahren Beſtimmung zurück, und 1781 waren die „Räuber“ geſchaffen. Dieſes freiheitdürſtende Geſchoß gegen das „tintenkleckſende“ Jahrhundert verräth ſeine Vorbilder, namentlich — König Lear, Götz und Julius von Tarent, übertrifft den zweiten an Einheit der Handlung und den dritten an Kraft der Charakteriſtik, leidet aber an Unwahrſcheinlichkeit der Vorgänge und an einer oft rohen, die Geſetze der Schönheit mißachtenden Sprache und Handlungsweiſe. Es ſprudelt alles von tüchtiger poetiſcher Schöpferkraft und von wahrer, nicht affektirter, Leidenſchaft; aber den Stürmern und Drängern iſt auch rückſichtloſe Verachtung aller Kunſtregeln abgelernt. Solche edelmütige Räuber wie Karl und ſolche ſchuftige, aller Menſchengefühle baare Erbſchleicher wie Franz hat es ſchwerlich je gegeben, und ächte Weiblichkeit ſuchen wir in Amalia vergebens. Auch hat das Stück keine individuelle Färbung. Es kann in jede beliebige Gegend Deutſchlands und in jedes Jahrhundert ſeit dem Mittelalter verſetzt werden. Die wahre Bedeutung der „Räuber“ liegt nicht in ihrer Eigenſchaft als Kunſtwerk, ſondern in ihrer wilden Auflehnung gegen die beſtehenden faulen Einrichtungen und die Unterdrückung des Volkes im damaligen Deutſchland.

Schiller ließ die „Räuber“ auf eigene Koſten drucken, und noch im nämlichen Jahre erhielt er von Mannheim aus Anträge zur Bearbeitung ſeines Stückes für die dortige Bühne, über welche es ſchon im Januar 1782 ſchritt. Seine Hinreiſe zu dieſem Zwecke trug ihm Arreſt ein, und auf eine Beſchwerde der Behörde Graubündens gegen eine Stelle, in welcher dieſes Ländchen als „Paradies der Gauner“ betitelt wurde, verbot ihm der Herzog, derſelbe, welcher ſein Volk ſeinen Lüſten opferte (oben S. 133), jede Veröffentlichung nicht mediciniſchen Inhalts. Nachdem der Deſpot mildere Saiten aufgezogen und nur noch verlangte, daß der Dichter ihm ſeine Produkte mittheile, um ſich nicht gegen den guten Geſchmack zu verfehlen, wollte ſich Schiller auch dies nicht gefallen laſſen, verließ mit ſeinem Freunde Streicher in romantiſcher heimlicher Flucht Stuttgart im Oktober 1782 und begab ſich in das freundliche Aſyl zu der Familie

Wolzogen in Bauerbach bei Meiningen, deren Söhne seine Mitschüler gewesen. Hier schritt er ungestört auf der eingeschlagenen Laufbahn weiter, während sich die Meute der Nachahmer, wie auf Goethe's Erstlingswerk, so auch auf das seinige warf und einer Unmasse von lärmenden und schauerlichen Räuberdramen und Räuberromanen ein ephemeres Leben gab.

Die revolutionäre Gesinnung, die in seinen Räubern so wild gegärt, erhielt eine klarere Gestalt in seinem zweiten Drama. Hatte er vorher nur geträumt, daß Deutschland eine Republik werden sollte, gegen welche Sparta und Rom Nonnenklöster gewesen, so versetzte er sich nun in eine wirkliche, historische Republik, indem er „die Verschwörung des Fiesco in Genua" schrieb. Auch hier, wie in den Räubern, ist die Einwirkung Rousseau's deutlich; im ersten Stücke verherrlicht Schiller des genfer Philosophen Kulturfeindschaft, im zweiten sein republikanisches System. Der künstlerische Fortschritt im Fiesco ist augenscheinlich. Die nebelhaften Ideen der Räuber gewinnen Form und Farbe, wir befinden uns unter Menschen wie sie waren oder doch hätten sein können. Die Sprache, obschon noch kraftgenialisch genug, mäßigt sich, die Begebenheiten entwickeln sich naturgemäßer, die Charakteristik lehnt sich an bestimmte Ort- und Zeitverhältnisse an. Sehr wahrscheinlich hat ihm Machiavelli zahlreiche Winke gegeben und Shakespeare's Cäsar blieb offenbar nicht ohne Einwirkung. Fiesco ist der schlaue italienische Parteiführer wie er leibte und lebte, Giannettino der rohe Condottiere, Andreas der würdige Doge. Dagegen ist Berrina ein Anachronismus, ein Cato in eine Zeit versetzt, wo es keine Catonen gab und geben konnte. Die Frauen sind verzeichnet wie alle bei Schiller. Die beste Figur des Stückes, eine wahrhaft shakespearische, der Mohr nämlich, ist merkwürdiger Weise nur um ihrer selbst, nicht um des Zusammenhanges willen, in das Stück hineingebracht.

Rasch auf Fiesco folgte (1783) „Kabale und Liebe", in welcher wir die faulige Atmosphäre von „Miß Sara Sampson", „Emilia Galotti" und „Clavigo" athmen. Alle diese Dramen haben Beiträge zu „Kabale und Liebe" geliefert, in welcher Schiller zum ersten Male wagte, die schändlichen Hofzustände in der Zeit und in dem Lande zu schildern, in welche sie gehörten und namentlich die scheußliche Verschacherung der Landeskinder (s. oben S. 76) auf die englische Schlachtbank in Amerika mit tief empörtem Griffel zu züchtigen. Das Mätressen-, Günstlings-, Höflings- und Spionenwesen erhalten in Lady Milford (welche Züge der Marwood erhielt), dem Präsidenten, dem Hofmarschall Kalb und dem Sekretär Wurm (einem plumpen deutschen Marinelli) ihre verdiente Ausstellung am Pranger der Bühne. Die Charakteristik, in welcher Schiller diesmal Originale liefert, unter denen, abgesehen von dem unausstehlich sentimentalen Wertherpaare Ferdinand und Louise, der alte Miller ein Meisterstück ist, und die Tendenz sind die Verdienste des Stückes, das im

Ganzen einen abſtoßenden, unverſöhnten Eindruck zurückläßt. Mit denſelben iſt die dreifache Kriegserklärung Schiller's gegen das Beſtehende, die ſociale, politiſche und moraliſche, abgeſchloſſen, und der deutſche Beaumarchais (oben S. 515) hat ſeine Pflicht gethan. Zugleich aber hört damit auch die Sturm- und Drangzeit auf, es gab für ſie nichts weiter zu thun; denn ſie hatte in Schiller's drei Jugenddramen ihre höchſte Kraft in Schöpfung einer runden, vollen, ſpannenden Handlung entwickelt. Der Dichter aber arbeitete bereits an dem erſten Kunſtwerk, das ihn aus ſeiner unreifen Periode heraushob und einer ſchönern, reinern Zukunft ſeines dichteriſchen Schaffens entgegentrug, an „Don Carlos".

Gleichzeitig mit Schiller's drei Jugenddramen entſtanden, im Geſchmacke der Stürmer und Dränger die kraftvollen und plaſtiſchen, aber kraſſen und maßloſen Gemälde der „Kindesmörderin" und der „Schlacht", die geſchmacklos-bombaſtiſchen Laura-Oden und andere lyriſche Gedichte der Sammlung, welche er „Anthologie" betitelte. Der in ſeinen Dramen bisher übergangene religiöſe Standpunkt nimmt oft eine ziemlich deutliche ſpinoziſtiſche Färbung an, welcher damals merkwürdigerweiſe auch ſein ſpäterer Mitarbeiter Goethe ſeinen Tribut bezahlte.

Schiller hatte, ſeit dem Aufenthalte in Bauerbach, zu Mannheim gelebt und kam 1785 nach Leipzig, wo das erhabenſte lyriſche Gedicht aus ſeiner erſten Periode, das „Lied an die Freude", dieſer Pſalm des Humanismus, entſtand, und bald darauf nach Dresden, wo ſeine klaſſiſche Entwicklung ihren Aufſchwung nahm. Dem Inhalte nach gehört in die nun überwundene Phaſe noch ſein unvollendeter Roman der „Geiſterſeher", in welchem er, angeregt durch die Gaukeleien Caglioſtro's und die Intriguen der Exjeſuiten und anderen Kryptokatholiken (oben S. 481), die von jenen Schwindlerbanden Betrogenen und deren idealiſtiſche Traumgebilde vor Augen führte, wie Goethe im Groß-Koſtha die Betrüger ſelbſt und deren materielle Zielpunkte. Es fehlte indeſſen auch jetzt wieder nicht an gräßlichen Geſpenſtergeſchichten, mit möglichſt haarſträubenden Titeln, welche die Nachahmer auf den Büchermarkt warfen. —

Die deutſchen Dichter, welche während der Sturm- und Drangperiode lebten und ſchrieben, ohne ſich deren eigenthümliche Denk- und Ausdrucksweiſe anzueignen, verſuchten ſich theils im Drama, theils im Roman.

Das Theater verdankte den Stürmern und Drängern ungemein reiche Nahrung, theils durch ihre eigenen Werke, theils durch den von ihnen der Vergeſſenheit entriſſenen und mit erneutem Ruhm überſchütteten Shakeſpeare, zu deſſen Verbreitung die durch Wieland unternommene Überſetzung das Meiſte beitrug. In der Darſtellung dieſes neuen dramatiſchen Stoffes zeichneten ſich vor Allen zwei Künſtler aus, welche zugleich, bei aller Sympathie und ſogar Vorliebe für die Stürmer und Dränger, doch in ihren eigenen Werken eine gegen die wilde Begeiſterung ihrer Lieblinge ſcharf abſtechende Ruhe und Mäßigung beobachteten.

Es sind Schröder und Iffland. Friedrich Ludwig Schröder, geboren 1744 zu Schwerin, erlebte nach stürmischer Jugend seine Glanzperiode seit 1771 als Theaterdirektor zu Hamburg, wo er 1816 starb. Er war der Erste, welcher Götz von Berlichingen aufführte und Shakespeare (zuerst Hamlet) auf die Hamburger Bühne brachte, von wo aus sich der britische Dramatiker ganz Deutschland eroberte, — jedoch noch nicht in seiner wahren Gestalt. Schröder wagte nicht so viel, sondern er bearbeitete Shakespeare's Stücke selbst in einer solchen Weise, daß derselbe gegen die bisherige dramatische Kost der Deutschen einen nicht allzu großen Abstand bildete, d. h. er beschnitt und fälschte den Riesengeist und maßte sich an, dessen Dramen willkürlich abzuändern, so daß z. B. Othello und Hamlet, nach selbstgemachter Knotenlösung, — glücklich endeten. Alle Beschönigungen neuerer Literarhistoriker helfen da nichts. Berichtigungen anstößiger Ausdrücke und angemessene Abkürzungen wären noch angegangen; aber Änderungen im Sinn und Geist eines großen Schriftstellers sind ein literarisches Verbrechen, das auch dadurch nicht entschuldigt werden kann, daß das Publikum den ächten Shakespeare nicht ertragen hätte. Es ertrug alle Extravaganzen und Gräßlichkeiten der Stürmer und Dränger; warum also sollte es den unendlich maßvollern und künstlerischern Briten nicht ertragen? Natürlich war die Absicht Schröder's gut; aber dann hatte er keine Idee von den Pflichten eines Bearbeiters fremder Werke für die Bühne, und von der Pietät, welche man denselben schuldig ist. Seine eigenen Stücke sind zwar bühnengewandt, doch nicht bedeutend und gehören demselben rührenden Familienstile an, wie diejenigen von August Wilhelm Iffland, geboren 1759 zu Hannover, seit 1779 in Mannheim, seit 1796 Direktor des Nationaltheaters zu Berlin, wo er 1814 starb. Dem wilden Toben der Sturm- und Drangstücke gegenüber, entnahm derselbe dieser Richtung blos das in ihr enthaltene volksthümliche Element und stellte es in seinen ruhigen, bürgerlichen und ländlichen Kreisen dar, wo keine unbändigen Leidenschaften die Herzen der Menschen schwellten. Es wurde, wie in den englischen, von Diderot in Frankreich eingeführten Rührstücken, viel Moral gepredigt, und man sah, als diese Richtung in den achtziger Jahren Mode wurde, die Zuschauer in bedenklicher Weise ernüchterte und gegen klassische Poesie erkältete, — auf der Bühne nur noch, wie ein großer Dichter spottet, „Pfarrer, Kommerzienräthe, Fähndriche, Sekretärs und Husarenmajors." Trotz der ruhigen und würdigen Sprache aber, welche diese ehrenwerthen Leute führten, war doch im Ganzen nicht zu verkennen, daß der revolutionäre Geist, welcher in „Emilia Galotti" und „Kabale und Liebe" die herrschenden Zustände gegeißelt, auch da athmete; denn es ist eine beständige und rührige Opposition gegen Standesvorurtheile, Hofintriguen, Beamtenwillkür u. s. w. nicht zu verkennen, und sie fand ebenso begeisterten Beifall, wie, abgesehen vom lebhaftern Nationalcharakter, die Figarostücke bei den Franzosen.

Zu den harmlosen Theaterdichtern der Zeit gehört auch Gottlieb Konrad Pfeffel, geboren 1736 zu Kolmar im Elsaß, schon seit 1757 erblindet, gestorben 1809. Die besten Arbeiten des wohlwollenden und sanften Mannes sind seine an Gellert's und Lichtwer's Fabeln erinnernden populären Erzählungen in Versen.

Von den Romanen unserer Epoche haben wir bereits die von Jacobi (S. 379), sowie den Werther und Ardinghello erwähnt. Keiner der übrigen, deren von 1773 bis 1796 über sechstausend in Deutschland erschienen, erreichte die genannten; sie waren meist Nachahmungen englischer Muster und zwar schrecklich breitgetretene und langweilige. Wir erwähnen von Johann Timotheus Hermes (1738—1821) den fünfbändigen Briefroman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", von Johann Karl Musäus, geboren 1735 zu Jena, Professor in Weimar, gestorben 1787, den satirischen Roman „Grandison der Zweite" (1760), eine Art Don Quijote für die Verehrer Richardson's, und die „physiognomischen Reisen" (oben S. 150), welche Werke jedoch durch des Verfassers „Volksmärchen der Deutschen" (1782) an Bedeutung weit übertroffen werden, von Moritz August Thümmel (geb. 1738 zu Schönfeld bei Leipzig, 1768 Minister zu Koburg, gest. 1817) das in Prosa gefaßte komische Heldengedicht „Wilhelmine" (1764), welches die Zustände der Zeit treffend kritisirt, und die „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" (1791 ff.), welcher Reiseroman in Briefen Frankreich vor der Revolution anschaulich schildert, von Theodor Gottlieb Hippel aus Ostpreußen (1741—1796) die „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" (1778 ff.) und die „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z", an geistvollen Gedanken reich, aber verworren und ordnungslos, — von Johann Jakob Engel (geb. 1741 zu Parchim, Professor und Theaterdirektor in Berlin, gest. 1802) den „Philosophen für die Welt" (1775 ff.), in trefflichen kleineren Erzählungen bestehend, und das Charaktergemälde „Herr Lorenz Stark". Über den Roman schrieb in kritischer Weise Georg Christoph Lichtenberg (geb. 1742 zu Oberramstädt bei Darmstadt, Professor in Göttingen, gest. 1799), der neben mehreren humoristischen und satirischen Schriften (s. auch S. 151) besonders durch seinen geistvollen Text zu Hogarth's sittengeschichtlichen Kupfern bekannt geworden ist. Ebenso kritisch verfuhr Goethe's vertrautester Freund Johann Heinrich Merck, der zudem seinen Beruf zur Beurtheilung der Werke Anderer durch eigene „Genrebilder häuslichen Lebens", wie z. B. die „Geschichte des Herrn Oheim" an den Tag legte. Leider endete der 1741 geborene unglückliche Schriftsteller 1791 durch Selbstmord. Über moralische Gegenstände schrieb in populärer Weise und doch klassischer Sprache Christian Garve (1742—1798).

Unter den Werken der deutſchen Geſchichtſchreibung des achtzehnten Jahrhunderts nennen wir: die „Vorſtellung einer Univerſalhiſtorie“ (1772) von Schlözer (oben S. 469), als erſten Verſuch einer wirklichen Weltgeſchichte, welche Derſelbe auch in der „Vorbereitung zur Weltgeſchichte für Kinder“ (1779) der Jugend zugänglich zu machen ſuchte, — dann den „Grundriß der Geſchichte der chriſtlichen Kirche“ (1782) und den „Entwurf der Geſchichte der europäiſchen Staaten“ (1793), durchaus freiſinnige, gründliche und gehaltvolle Werke des Profeſſors in Göttingen und ſpätern würtembergiſchen Miniſters Ludwig Timotheus Spittler (geb. 1752 zu Stuttgart, geſt. 1810). — Die „Geſchichten ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft“ (1786 ff.) des Schaffhauſers Johannes Müller (geb. 1752, erſt Profeſſor in ſeiner Heimat, dann in Kaſſel, 1786 Bibliothekar des Kurfürſten von Mainz, 1792 Hofrath in Wien, 1804 Hiſtoriograph in Berlin, 1807 Miniſter des Königreichs Weſtfalen, wo er 1809 ſtarb) begründeten durch glänzenden Stil und feſſelnde Darſtellung eine neue, „künſtleriſche“ Epoche der Geſchichtſchreibung, wenn auch die Kritik noch höchſt oberflächlich war und die politiſche Charakterloſigkeit des Verfaſſers gegen ſeine Arbeiten einzunehmen geeignet iſt. Bekanntlich blieb ſein genanntes Hauptwerk unvollendet, wurde aber von Anderen fortgeſetzt. Ein volksthümliches und durch ſeine Unparteilichkeit vortheilhaft bekanntes Werk iſt die „Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges“ (1788) von Johann Wilhelm von Archenholtz, geboren 1745 zu Danzig, geſtorben 1812 in Holſtein, der den Krieg als preußiſcher Offizier mitgemacht hatte. Als Reiſebeſchreiber und Verfaſſer maleriſcher Länderſchilderungen zeichnete ſich Georg Adam Forſter (oben S. 299) aus. Geboren 1754 bei Danzig, gab er 1778 die Reſultate ſeiner Weltfahrt in Cook's Begleitung heraus, war Profeſſor in Wilna und Mainz und ging 1793 in politiſchen Aufträgen nach Paris, wo er aber ſchon 1794 ſtarb, — ein Opfer ſeines blinden Vertrauens zu den franzöſiſchen Pſeudorepublikanern, die noch ſtets alle ihre bethörten Schützlinge im Stiche gelaſſen haben.

Wie Herder, deſſen wir bereits gedachten (S. 377), philoſophirte auch der Baſeler Iſaak Iſelin (1728—1782) über die Geſchichte, — einer der erſten Schweizer, welche eine beſſere politiſche Zukunft ihres damals von den Patriziern unterdrückten Vaterlandes ahnten.

Mit wenigen Worten haben wir noch der ſchönen Literatur jener germaniſchen Länder Erwähnung zu thun, welche ſich nicht der hochdeutſchen Schriftſprache bedienen, ſei es, daß ſie ſeit Jahrhunderten abgeſonderte Sprachſtämme bilden, wie die Skandinavier, ſei es, daß ſie ſich von ihren

deutſchen Brüdern nicht nur politiſch, ſondern auch ſprachlich abgeſondert haben, wie die Niederländer.

Die neuere holländiſche Literatur ging aus den ſich im ſechszehnten Jahrhundert ausbildenden „Kammern“ der „Rederjiker“ (d. h. Rhetoriker), der dortigen Meiſterſänger hervor, welche in patriotiſcher Geſinnung die Rechte ihres Landes gegenüber den Henkerſchaaren Alba's vertraten und dafür durch dieſen Inquiſitionsbüttel aufgehoben wurden. Nach der Erlangung der Freiheit wieder in's Leben getreten, widmeten ſie ihre Thätigkeit vorzüglich dem dort aus Faſtnachtsmummereien (nicht aus kirchlichen Ceremonien) hervorgegangenen Volkstheater; ihre Poeſie war aber ſtets eine ſteife, pedantiſche, reiz- und fantaſieloſe. Als Begründer einer „klaſſiſch“ genannten holländiſchen Literatur gilt Pieter Kornelis Hooft (1581—1647), welcher nach lateiniſchen und italieniſchen Muſtern Schauſpiele und Gedichte, wie auch hiſtoriſche Werke ſchrieb. Einen größern Ruhm erwarb ſich Jooſt van den Vondel (1587—1679), deſſen dramatiſche Werke (geiſtliche und weltliche Tragödien, darunter „Lucifer“ und „Gysbrecht van Amſtel“) die Holländer über alle Maßen erheben und feiern und noch gegenwärtig fleißig aufführen. Seinem hohen poetiſchen Fluge gegenüber befang Jakob Cats (1577—1660) das bürgerliche Leben in derſelben nüchternen, derb realiſtiſchen Weiſe, wie es ſeine gleichzeitigen Landsleute Breughel der Ältere, Teniers der Jüngere, Oſtade und Steen (Bd. I. S. 554) mit dem Pinſel hingeworfen haben. Zugleich mit der nationalen holländiſchen Malerei verfiel aber auch die dortige Poeſie, als zur Zeit Ludwig's XIV. die Nachahmung der Franzoſen auch dort Mode wurde und zwar in ſolchem Maße, daß nicht einmal die Namen der Nachahmer auf die Nachwelt überzugehen würdig ſind. Umſonſt eiferten die lyriſchen Dichter Lukas Schermer und Hubert Poot am Ende des ſiebenzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gegen dieſes Verderben. Nicht einmal die aufblühende engliſche und nach ihr die deutſche Literatur vermochten dieſem Zopfe etwas anzuhaben. Selbſt als wieder einigermaßen emanzipirte holländiſche Dichter erſtanden, konnten ſie ſich weder über die Nüchternheit ihres Volksſtammes, noch über die franzöſiſchen Regelfeſſeln hinausarbeiten. Den meiſten Ruf unter ihnen hat im Lande Willem Bilderdijk (1756—1831), welcher die Sprache ſowol in Gedichten, als in hiſtoriſchen Werken geſchickt handhabte und zahlreiche Nachbeter erſtehen ſah.

In Dänemark ſehen wir keinen literariſchen Namen von Bedeutung auftauchen, ehe der Norweger Ludwig Holberg (1684?—1754) ſeine das friſche Volksleben mit originellem Humor und treffendem Witz darſtellenden Luſtſpiele und ſein komiſches Heldengedicht „Peder Paars“, ſowie „Niels Klimms unterirdiſche Reiſe“ (eine Nachahmung Gulliver's, aber in lateiniſcher Sprache) ſchrieb. Auch verdanken ihm Dänemark und Norwegen die Abfaſſung ihrer Geſchichte. Die ernſte Dichtung brachte zu

hoher Blüte Johannes Ewald (1743 — 1781), ein ächter, mit des Lebens Freude und Schmerz vertrauter und ihre Sprache verstehender Poet, der sich in allen Dichtungsarten versuchte und die Tragödie aus den französischen Fesseln befreite, und dem man das treffliche Volkslied „König Christian stand am hohen Mast" verdankt. — Länger als anderswo dauerte der französische Einfluß in Schweden, wo er freilich auch später eingedrungen war. Der erste Opponent gegen ihn war der frische volksthümliche und ächte Dichter C. M. Bellman (1741—1795), zugleich Komponist seiner Gedichte, der leider ein lüderliches Leben führte, aber auf feierliche Weise unter dem Absingen seiner Lieder im Freundeskreise starb, während sein Freund K. J. Hallman (gest. 1800) der schwedische Holberg wurde. Es war die Zeit, in welcher ein König von der Art Gustav III. (S. 489) die Vereinigung solcher Widersprüche des Schönen und Gemeinen begünstigen mußte.

Sechstes Buch.

Schönheit und Kunst.

Erster Abschnitt.

Die bildende Kunst.

A. Baukunst.

Unsere Periode ist arm im Gebiete der schönen Künste. Was der Zeit nach von Leistungen der Architektur, Skulptur und Malerei in ihre Schranken fällt, ist entweder nur Nachwirkung und Vervollständigung der in früherer Zeit begonnenen Kunstblüte der Renaissance und daher auch von uns bereits im I. Bande (S. 532 und 533 für die italienische, 535 für die spanische, 550—555 für die niederländische, 556 und 557 für die französische Kunst) behandelt worden, — oder es ist nur vereinzelt und bildet keine zusammenhängende Reihe hervorragender Meister und ihrer Werke.

In der Architektur war in Italien seit dem Beginne des siebenzehnten Jahrhunderts die „edle Ruhe und maßvolle Schönheit" des Renaissancestils im Sinken begriffen und machte jener „Entfesselung der subjektiven Willkür", jener „gewaltsamen Übertreibung der Formen" Platz, welche den sogenannten Barockstil kennzeichnen, der dem „leidenschaftlichen, zügellosen, üppig entarteten Sinne jener Zeit" nur zu sehr entspricht. Die Bauten wurden in kolossalem Maßstabe angelegt, ihre Gliederungen durch Anhäufung von Säulen und Pfeilern vervielfältigt und durch „perspektivische Kunstgriffe" ein überraschender Effekt hervorgebracht. Von dieser Art der Baukunst ist der Palazzo Borghese in Rom ein Beispiel, dessen prachtvolle Säulenhallen Martino Lunghi der Ältere im ersten Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts baute. Lorenzo Bernini (1589—1680) brachte die bizarre neue Richtung am Bronzetabernakel

des Hauptaltars der Peterskirche an; Francesco Borromini (1599 bis 1667) ſuchte ihn noch an Geſchmackloſigkeit zu überbieten. Mehr Würde als andere Werke dieſes Stils verrathen der prachtvolle Palazzo Peſaro zu Venedig und der Palaſt der Univerſität zu Genua.

Mehr Einfachheit griff im achtzehnten Jahrhundert Platz; aber es fehlten große ſchöpferiſche Geiſter, um damit eine neue Blüte der Kunſt zu begründen, welche vielmehr in immer ärgeren Zerfall gerieth.

In Frankreich erwarb ſich unter der Spätrenaiſſance des ſiebenzehnten und dem Roccocco des achtzehnten Jahrhunderts kein Künſtler einen bedeutenden Namen, wenn auch einzelne Werke Solcher, wie das Pantheon, in welchem eine Rückkehr zur direkten Nachahmung der Alten verſucht wurde, und der Invalidendom einen großartigen Eindruck hervorbringen. Unter Ludwig XIV. herrſchte im Bauſtile das Maſſenhafte, Prunkvolle vor, unter der Regentſchaft und Ludwig XV. dagegen die Liebe zur Bequemlichkeit, die Neigung zur Sinnenbetäubung, daher an die Stelle der großen Gemächer kleinere traten, welche die Plauderei der Salons und die Galanterie der Boudoirs begünſtigten. Die mächtigen geraden Linien wichen lauſchigen Fenſterniſchen und die konſequente Verfolgung eines nothwendigen Zweckes der willkürlichen Befriedigung von Launen. So entſtanden die verſchnörkelten Roccocco-Schlößchen von Petit-Trianon und andere wunderliche Grillen ariſtokratiſcher Blaſirtheit.

In England brachte unſere Periode nur ein Werk von Wichtigkeit zu Stande, nämlich in den Jahren 1675 bis 1710 durch Chriſtopher Wren den Neubau der Paulskirche zu London, wobei bedeutende Nachwirkung der Regeln Palladio's nicht zu verkennen iſt.

Deutſchland ſah damals die franzöſiſche Manie langweiliger, ſchnurgerader Straßen und Städte aufkommen. Nach dem Richtſcheite ſchnitt ſo zu ſagen der Architekt Nehring die Friedrichs- und Dorotheenſtadt in Berlin zu, und Häuſer, die nicht ſeine Billigung hatten, wurden niedergeriſſen. Dieſelbe Sucht rief auch das ſchachbrettförmige Mannheim und das fächerförmige Karlsruhe als improviſirte Reſidenzen in's Leben; denn die deutſchen Fürſten waren faſt alle bemüht, die Bauluſt Ludwig's XIV., wovon Verſailles und Marly (oben S. 97) zeugen, nachzuahmen und prachtvolle impoſante Anlagen zu errichten, die indeſſen auch da im achtzehnten Jahrhundert dem Alles verkleinernden und iſolirenden Roccocoſtile anheimfielen, wie z. B. die Bauten von Sansſouci bei Potsdam und des Zwingers zu Dresden, was ſich auch auf die Möbeln dieſer Luxusgebäude ausdehnte.

An hervorragenden Bauten entſtanden während dieſer Zeit in Anknüpfung an die noch ſtreng klaſſiſche Richtung Holzſchuher's (Bd. I. S. 537) ſeit 1685 durch Nehring das Zeughaus zu Berlin, ſowie 1692—1695 die „lange Brücke", welchen Bauten ſpäter ein franzöſiſcher Ingenieur geſchmackloſe Schnörkel anhängen mußte, und 1699—1706

durch Andreas Schlüter aus Hamburg (geboren 1662, gestorben 1714) das imposante königliche Schloß. Um dieselbe Zeit schuf in Wien Bernhard Fischer von Erlach aus Prag (1650—1723) den Palast des Prinzen Eugen, die Kirche des Karl Borromäus, das Münzgebäude und andere. Nirgends aber blühte die Kunst so wie in Dresden unter den beiden Augusten. Dort erbaute der Rathszimmermeister Georg Bähr, der einzige damalige würdige Nebenbuhler Schlüter's, dem Roccocco zum Trotz nach dem Muster des Petersdomes seit 1726 die kraft- und würdevolle Frauenkirche, deren Vollendung (1743) er jedoch nicht erlebte, indem ihn die Ränke seiner Feinde (1738) tödteten. In der Nähe seines Werkes aber feierte das Roccocco einen Triumf in der von Italienern (1739 bis 1751) errichteten katholischen Hofkirche, eines völligen Salonbaues, von genialer Feinheit außen, aber nüchtern im Innern.

Unter Friedrich dem Großen wurde neuerdings Berlin der Hauptsitz der Baukunst. Mehr aus Liebhaberei für imposante Bauten, als aus Kunstsinn schmückte dieser merkwürdige Staatsmann, Krieger und Literat, der keinen andern Kunststil als den des Roccocco kannte, sein Schloß zu Charlottenburg und baute das Berliner Opernhaus. Sein bedeutendster Baumeister, Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff, geboren 1699 bei Krossen, bis 1729 preußischer Offizier, dann Maler und endlich Architekt, hatte selbst keinen Sinn für die Schönheiten der älteren Baustile, ja nicht einmal für Rafael's Werke, denen er Lebrun, Vanloo und Pigalle weit vorzog! Im Louvre und in Versailles sah er seine Ideale! Daher entwickelte sich zwischen ihm und dem König solche Meinungsverschiedenheit über den Bau von Sanssouci, in welchem das Roccocco über die steife Klassik des Zopfes triumfiren sollte, daß er 1753 vor Verdruß starb. Dem Geschmacke des Königs stand jetzt nichts mehr im Wege; Vater und Sohn Bonmann aus Amsterdam bauten ihm seit 1750 nach seinem Geschmacke Kirchen und Paläste in Berlin und Potsdam. Namentlich wurde letzteres ganz und gar ein Roccocco-Pompeji, wie Augsburg ein solches der Renaissance, Nürnberg der Gothik ist! — Zu derselben Zeit wurde bei Wien nach französischem Muster das Schloß Schönbrunn (1744—49) renovirt und mehrere kahle, kasernenartige Bauten aufgeführt. Und so war der architektonische Geschmack in ganz Deutschland so sehr entartet und verdorben, daß man während des achtzehnten Jahrhunderts die gothische Baukunst mit ihren wundervollen Münstern und ehrwürdigen Rathhäusern häßlich und abgeschmackt fand und gar nicht begriff, wie solche „barbarische Ungeheuer" hatten errichtet werden können. Ja man übertünchte sogar diese herrlichen Reste gesundern Geschmackes und idealerer Anschauung mit Gips und verkleidete sie durch die widerlichsten Schnörkel des alleinseligmachenden Roccocco. So verderbte Friedrich der Große das Schloß zu Marienburg, und die Albrechtsburg zu Meißen wurde zur Porzellanfabrik. Sogar ein Klopstock und

Leſſing hatten noch kein Auge für mittelalterliche Baukunſt. Erſt nachdem durch ſie und Andere die deutſche Poeſie aus ihrer Erniedrigung emporgehoben worden, machte nach und nach die nationale Geſinnung auch im Gebiete der übrigen Geiſtesthätigkeiten ihr Recht auf unbefangene und gebildete Beurtheilung der Leiſtungen früherer Zeiten geltend.

An die Architektur ſchließt ſich die Gartenkunſt oder Landſchaftsgärtnerei, deren Werke die der erſtern ſchmückend umgeben. Wir finden während unſerer Periode zwei Stile derſelben, die zugleich zwei Epochen der Kunſt und Literatur entſprechen. Im ſiebenzehnten Jahrhundert und zu Anfang des achtzehnten herrſchte mit der franzöſiſchen pſeudoklaſſiſchen Literatur und Kunſtmanier auch in den Gärten der geradlinige, ſteife, die Natur unterdrückende und beſchneidende Zopfſtil, welchen übrigens Ludwig's XIV. Kunſtgärtner Lenôtre ſo ſehr veredelte, daß die Gartenanlagen zu einer wirklich künſtleriſchen Vermittelung zwiſchen den Gebäuden und der ſie umgebenden Natur wurden, was ſeinen Ruf zu einem europäiſchen und ſeine Nachahmer zahllos machte. Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aber kam mit der engliſchen Literatur und mit der Emanzipation von der franzöſiſchen Kunſtmanier auch der die Natur wieder freigebende engliſche Parkſtil auf (oben S. 33). Den erſten engliſchen Garten in Deutſchland legte bei Hameln an der Weſer der Freiherr Otto von Münchhauſen an, welchem ſofort mehrere im damals engliſchen Hannover nachfolgten. Eine wiſſenſchaftliche Theorie der neuen Liebhaberei ſtellte der Profeſſor Hirſchfeld in Kiel auf, indem er als Zweck der Gartenkunſt die Vereinigung möglichſt vieler Naturſchönheiten auf einem Platze angab. So kamen die künſtlichen Seen, Grotten, Felſen, Berge, Waſſerfälle u. ſ. w. in die Mode und zwiſchen dieſelben ſtellte man chineſiſche Pavillons, türkiſche Kioske, Obelisken, Pyramiden, griechiſche Tempel, Einſiedeleien, Ruinen, Statuen und Vaſen in genialer Unordnung auf. Die berühmteſten Beiſpiele der Zeit waren die Parke zu Wörlitz bei Deſſau (1768—1770), zu Nymphenburg bei München, auf der Wilhelmshöhe bei Kaſſel und zu Schwetzingen zwiſchen Heidelberg und Mannheim. Ja Frankreich ſelbſt fügte ſich der Mode und ſchuf ſeine Parke zu Ermenonville bei Paris u. ſ. w. Delille wurde der Dichter und Rouſſeau der Philoſoph des neuen, naturbegeiſterten Evangeliums.

B. Bildhauerkunſt.

In der Skulptur herrſchte während unſerer Periode ein im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts von Italien ausgegangener Stil, welcher, entſprechend dem der gleichzeitigen Architektur, auf „möglichſt energiſchen

Ausdruck und glänzende Effekte" hinarbeitete. Diesem Bestreben konnte aber die Bildhauerkunst nur dann genügen, wenn sie ihr eigentliches Wesen aufgab und „malerisch" wurde. Man verlangte von den Bildwerken Lebhaftigkeit, ja leidenschaftliche Bewegung und Geberden, Haltungen und Stellungen, welche gewaltige innere Erregung kundgeben. Die Gewandung wurde entweder übertrieben bauschig, so daß sie die Körperformen verbarg, oder so durchscheinend, daß sie wollüstigere Wirkungen hervorbrachte, als die Nacktheit, und besonders beliebt wurden die Darstellungen von Mädchenraub, freche Umarmungen von Nymphen durch Satyrn u. s. w. Von hervorragenden italienischen Künstlern dieser Richtung, welchen es bisweilen gelang, durch ihr Talent die Mängel und Fehler derselben vergessen zu machen, nennen wir Stefano Maderno mit seiner liegenden Marmorstatue der heiligen Cäcilia, Lorenzo Bernini, den wir bereits als Architekten kennen, mit seinen Gruppen des Raubes der Proserpina, sowie Apollo und Daphne in der Villa Borghese, und Alessandro Algardi (1598—1654) mit seinem Relief des Attila in der Peterskirche.

Unter den französischen Bildhauern formte Pierre Puget (1622—1694) den gemarterten Sebastian zu Genua und J. Baptist Pigalle (1714—1785), welcher eine Rückkehr zu steifer ängstlicher Nachahmung der Antike versuchte, das Grabmal des Marschalls von Sachsen in der Thomaskirche zu Straßburg. Unter den niederländischen ist Franz Duquesnoy (1594—1644) zu nennen, der meist in Rom wirkte und besonders durch seine frischen Kinderfiguren sich bekannt machte.

Die deutsche Skulptur hatte seit den letzten Zeiten des sechszehnten Jahrhunderts namentlich die Dome und Kirchen mit tüchtig gearbeiteten Grabmälern und die Plätze der Städte mit zierlichen Brunnenbildern geschmückt. In der spätern Zeit schuf der uns schon als Baumeister bekannte Andreas Schlüter, ein tüchtiger Künstler, der sich den gewaltigen Michel Agnolo zum Muster nahm, aber leider ganz isolirt dastand, an den Fenstern des Zeughauses in Berlin die ergreifenden Köpfe sterbender Krieger, besonders aber die kolossale, so einfach und doch so erhaben gedachte und ausgeführte, an das Antike erinnernde bronzene Reiterstatue des großen Kurfürsten auf der langen Brücke. Aber der Neid französirender Nebenbuhler verdrängte den großsinnigen Künstler aus dem Vaterlande. Er starb in Petersburg, wohin ihn Peter der Große berufen. In Wien wurde von Rafael Donner 1739 der Brunnen auf dem neuen Markte mit in Blei gegossenen Statuen der Vorsehung und der vier Flüsse Österreichs verziert. — In Dresden entstand zur Zeit des „augusteischen" Kunstlebens die kolossale Reiterstatue August's des Starken am Eingange der Neustadt im Zopfgeschmack, der auch in den gleichzeitigen Porzellanfiguren und Stempelschnitten herrschte.

C. Malerei.

Die Kunst der Farben glänzte während unserer Periode in viel höherm Maße, als die Bau- und Bildhauerkunst; denn die herrschende Neigung zu Überladung, Leidenschaftlichkeit und Effekt ließ sich durch den Pinsel leichter befriedigen, als durch den Meisel. Wir haben jedoch die bedeutendsten Leistungen der Italiener, Spanier, Niederländer und Franzosen, im Zusammenhange mit der frühern Kunstthätigkeit dieser Völker bereits im ersten Bande erwähnt, so daß uns nur noch vereinzelte Erscheinungen, und zwar vorzugsweise jene des achtzehnten Jahrhunderts, beschäftigen können.

In Frankreich war es der Hofmaler Ludwig's XIV., Charles Lebrun (1619—1680), welcher nach der Blütezeit dortiger Kunst unter Callot, Pouſſin und Claude Lorrain (Bd. I. S. 556 ff.), ungeachtet großer Begabung, die Kunst „in ein falsches theatralisches Pathos hinabriß und durch seinen allmächtigen Einfluß den Verfall der Malerei herbeiführte," welcher zur Zeit der Regentschaft und Ludwig's XV., als die „Zopfzeit" anbrach, seine tiefste Stufe erreichte. Was dieser Zeit indessen an Begeisterung und an Schönheitssinn abging, das wurde einigermaßen durch Naivetät und Realismus, durch treue und lebendige Auffassung der Dinge, wie sie sind, ersetzt. Die kirchliche Kunst räumte der bürgerlichen das Feld. Selten auch wurden historische Stoffe noch von der Malerei benutzt; zu den Ausnahmen gehören das Urtheil Salomo's und die Ermordung Athalias von Antoine Coypel (1661—1722) und die Fußwaschung Christi u. s. w. von Pierre Subleyras (1699—1749), beides Nachahmer von Paolo Veroneſe. Schlachten verherrlichte Charles Parrocel (1688—1752). Die bevorzugte Kunstgattung war dagegen die von Ludwig XIV. noch verachtete, in die kleineren Salons der Regentschaft aber so gut passende Genremalerei, freilich nicht in der derben holländischen, sondern in einer geschniegelten, geschminkten, matten Manier, wie wir sie noch auf Miniaturen mit ihren Schäfern und Schäferinnen in Puder, Perücken und Reifröcken belächeln. Der feinste und künstlerischeste französische Genremaler der Zeit war Antoine Watteau, 1684 zu Valenciennes geboren, seit 1702 Dekorationsmaler der Oper zu Paris, gestorben schon 1721 mit Hinterlassung von 563 Bildern. Ihm gelangen nur die angedeuteten Miniaturdarstellungen, in welchen er die amusements champêtres der vornehmen Welt verherrlichte, wofür ihn die Akademie als „peintre des fêtes galantes" zu ihrem Mitgliede ernannte. Der ganze Roccocogeschmack mit seinen Verzierungen und Möbeln und mit seiner durch schattige Parkanlagen sich kundgebenden Neigung zur später noch stärker erwachenden Naturschwärmerei, kichert und plaudert aus Watteau's Miniaturen. Aber auch diese Manier entartete bald. Was bisher blos

bequem, leicht, tändelnd, verliebt gewesen, wurde üppig, frech, zudringlich und wollüstig. Diese Verschlimmerung repräsentirte zuerst Charles Vanloo (1705—1765), welcher sogar die biblische Geschichte in diesem (ihr freilich nicht durchaus fremden) Geiste behandelte. Die Schmeichler der Zeit setzten ihn über Rafael; im Abfalle von den Grundsätzen ächter Kunst übertraf ihn aber der sogenannte „Maler der Grazien", François Boucher, geboren 1704 zu Paris, gestorben 1770, welcher in äußerlich koketter und eleganter, innerlich aber durchaus hohler Weise Alles übermalte, was Raum dazu bot, Tapeten, Vasen, Figuren, Verzierungen, wofür er erster Maler des Königs und Direktor der Kunstakademie und der Gobelinsfabrik wurde. Seine Sachen sind sammt und sonders Schlüpfrigkeiten, seine weiblichen Gestalten, gleichviel, ob sie Venus oder die Madonna vorstellen, lauter elegante Dirnen. Und die Bilder dieser Genremaler wurden damals mit Gold aufgewogen. — Was sie für die Aristokratie, das war Jean Baptiste Simeon Chardin (1699—1779) für den Bürgerstand, den er in seinen häuslichen Verrichtungen belauschte und abbildete, und zwar in treuer und gemütvoller Weise, wie sie zu diesen noch unverdorbenen Kreisen paßte. Diese Richtung machte sich noch mehr in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geltend, als von England aus der rührende Familienroman und das weinerliche Familiendrama ihren Triumfzug durch Europa antraten. Diese durch Diderot in die französische Literatur eingeführte Liebhaberei trug auf die französische Malerei Diderot's Freund und Gesinnungsgenosse Jean Baptiste Greuze (1726—1805) über, indem er ergreifende und für sich selbst sprechende Scenen aus dem Familienleben des Bürger- und Bauernstandes malte, und zwar mit wunderbarer Natürlichkeit und Zartheit bis auf die leblose Staffage der Bilder. In der Landschaft erntete gleichzeitig Claude Josef Vernet den größten Ruf, blieb jedoch bei der Nachahmung Poussin's und Salvator Rosa's stehen.

England hatte, wie in der Reformationsperiode, so auch noch im siebenzehnten Jahrhundert keine eigenen Künstler von Ruf. Die bedeutendsten Porträtmaler des letztgenannten Jahrhunderts waren Schüler Holbein's und Deutsche: Peter van der Faes aus Soest in Westfalen, genannt Peter Lely (1618—1680) und Gottfried Kneller aus Lübeck (1648—1723). Erst am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts tauchte ein englischer Maler auf, James Thornhill (1676—1734), welcher jedoch in seinen historischen Gemälden von Nachahmung der entarteten französischen Malerei zehrte. Den ersten originellen Maler Englands erblicken wir in dem bereits (oben S. 37) erwähnten William Hogarth (1697—1764), dessen geistvoller und gewandter, die Dinge treu und wahr erfassender Pinsel so undankbare, unästhetische Themata zu malen liebte und die künstlerische Begeisterung der Persifflage opferte, die er wieder mit einer zudringlichen, plumpen Moralisirung paarte, in welcher Weise

übrigens auch die gleichzeitige Romandichtung eines Fielding u. A. (S. 541) ihre Charaktere und Situationen zeichnete. Nach ihm traten auch selbständige Historienmaler in England auf, und zwar früher als in jedem andern Lande, besonders veranlaßt durch den reichen und kunstsinnigen John Boydell, welcher eine Shakespeare-Gallerie veranstalten ließ. Die Farbengebung vervollkommnete Josua Reynolds (1723 bis 1792) und die Gruppirung der Schlachtenmaler Benjamin West (1734 bis 1820).

Auch Deutschland nahm in unserer Periode an dem allgemeinen Verfalle der Kunst um so eher Theil, als seine künstlerische Thätigkeit schon seit dem Ende der Blütezeit eines Dürer, Holbein und Kranach aufgehört hatte. Eine Ausnahme bildeten nur einzelne Talente von nicht hervorragendem Range. In der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, als noch die niederländische Kunst im höchsten Grade blühte, errang in Deutschland einen Künstlerruf Joachim von Sandrart aus Frankfurt am Main (1606—1688), ein Nachahmer der späteren Italiener und Verfasser der „Teutschen Akademie der edlen Bau-, Bild- und Mahlerei-Künste", in welcher er den Wahn Opitzens theilte, die bildende Kunst ebenso lehren zu können, wie Jener die Poesie, während er dagegen denselben Geschmack predigte, wie in der Dichtkunst die Pegnitzer und die späteren Schlesier. Als Kupferstecher zeichneten sich aus: Mathäus Merian aus Basel (1593—1650) durch historische Illustrationen von gesunder Kraft und Natürlichkeit und richtiger Vertheilung von Licht und Schatten, und der Böhme Wenzel Hollar (1607—1677) durch zarte und geistvolle Empfindung. Nach ihrer Zeit sank die Kupferstecherkunst rasch und leistete bald nichts mehr von Bedeutung. So lange Deutschland in den Fesseln des französischen Geschmacks gefangen lag, befand sich auch die bildende Kunst in derselben Armut an Leistungen wie die gleichzeitige Dichtkunst. Ja sie sank noch tiefer. Während letztere wenigstens deutsche Jünger zählte, verschwanden bald die deutschen Maler und ihre Kunst wurde in Deutschland nur noch von Franzosen ausgeübt, und zwar in dem widernatürlichen Stile eines Watteau, Vanloo und Boucher. Auch an der Spitze der Kunstakademien, welche zu halten zum guten Tone der Höfe gehörte, standen durchweg Franzosen. Überall trimmfirte das Roccocco, in den Plafonds der Säle, wie auf den Titelkupfern der Bücher; in allen bildlichen Darstellungen herrschten die abgeschmacktesten Allegorien vor, und die Mythologie jener Zeit war beinahe reichhaltiger als die spätrömische, aus allen eroberten Ländern zusammengestoppelte. Das Laster, der Ruhm, die Mäßigkeit, die Poesie u. s. w. wurden stereotype Figuren. Die Landschaftmalerei kannte keinen andern Zweck, als mit Ansichten fürstlicher Schlösser und Parke in recht steifen Linien zu prahlen.

Eine Besserung der künstlerischen Zustände Deutschlands schien bereits unmöglich geworden. Und dennoch trat sie ein. Der erste Schritt

dazu, wenn auch nicht in dieſer Abſicht geſchehen, da ſeine Urheber ihren höchſten Ruhm in der Pflege fremder Kunſt fanden, war die Gründung der Dresdener Kunſtſammlungen durch die beiden Auguſte. Schon ſeit 1722 wurde an der berühmten Gemäldegallerie und an dem Kupferſtichkabinet geſammelt, im Jahre 1728 die Chigi'ſche und die Albani'ſche Kunſtſammlung in Rom und 1736 aus dem Nachlaſſe des Prinzen Eugen die Sammlung herkulaniſcher Frauenſtatuen angekauft, — Anſtalten, welche kein geringeres Verdienſt als die mächtigſte Anregung — Winckelmann's beſitzen!

Bevor ſie aber in dieſer Weiſe einwirken konnten, erſtand bereits wieder ein, freilich noch vereinzelter, deutſcher Maler, Wilhelm Ernſt Dietrich, geboren 1712 zu Weimar, geſtorben 1774 zu Dresden, welcher den Mut hatte, die italieniſchen und franzöſiſchen Manieriſten bei Seite zu ſetzen und ſich vorzüglich nach den Niederländern zu richten; freilich blieb er trotz alledem Manieriſt.

Ein größerer künſtleriſcher, wenn auch noch keineswegs tiefer und ſchöpferiſcher Geiſt trat hervor in Anton Rafael Mengs, dem Sohne eines ſächſiſchen Hofmalers, geboren 1728 zu Auſſig in Böhmen; er lebte in Dresden, Rom und Madrid und ſtarb 1779 zu Rom. Man bewundert ſeine Altargemälde in der katholiſchen Kirche zu Dresden, ſeine großen Freskogemälde in der Villa Albani bei Rom und Anderes; ſie ſind jedoch hinter ihren Anſprüchen zurückgeblieben und ihre Ausführung in die engen Schranken der Geſetze gebannt, die er in ſeinen kunſtwiſſenſchaftlichen Schriften aufzuſtellen verſuchte. Er glaubte mit den damaligen engliſchen Äſthetikern, die Schönheit der Form genüge zur künſtleriſchen Vollendung, und hatte keine Ahnung, daß ſie ohne den ſchöpferiſchen Geiſt ohnmächtig bleibt. Doch hat er das Verdienſt, den franzöſiſchen Zopf zu Gunſten der Antike und der guten Renaiſſance überwunden zu haben. Hinter ihm blieb der gleichzeitige Maler Oeſer, in Dresden und Leipzig, noch weit zurück, und ſelbſt die gefeierte Angelika Kaufmann, geboren 1742 in Chur, geſtorben 1808 in Rom, kam bei aller Anmut der Form ihrer Werke über flache und ſentimentale Manier nicht hinaus. Nicht origineller war auch der von Goethe ſo viel beſprochene Philipp Hackert, geboren 1737 zu Prenzlau, in Berlin ausgebildet, ſeit 1765 in Paris, ſeit 1768 in Rom, wo er für Rußland die Schlacht von Tſchesme verherrlichte und von wo er eine Kunſtreiſe nach Neapel und Sicilien machte, lange am neapolitaniſchen Hofe beſchäftigt, geſtorben 1807 zu Florenz. Trotz ſeines langen Aufenthaltes im herrlichen Italien blieb er in franzöſiſcher Manier befangen. Charakteriſtiſcher und geiſtreicher erfaßt ſind ſchon die Arbeiten von Anton Graf aus Winterthur, ſeit 1766 in Dresden. Ganz auf die Antike aber ging Asmus Carſtens zurück, geboren 1754 bei Schleswig, nach langem Darben Profeſſor der Berliner Akademie, ſeit 1792 in Rom lebend, wo er aber ſchon 1798 ſtarb. Er war nicht zu-

frieden, wenn seine Werke nicht der schönen Form durch großartige, titanische Auffassung die wahre Weihe gaben. In das bürgerliche und Volksleben endlich vertiefte sich der den Kupferstich wieder aus dem Verfalle erhebende Daniel Nikolaus Chodowiecki, geboren 1726 zu Danzig, gestorben 1801 zu Berlin, der geistvolle und über jede einseitige Auffassung erhabene Illustrator unserer größten Dichter in der Zeit des ersten Erscheinens ihrer Werke und der berühmtesten ausländischen Schriftsteller, als man sie zu kennen und zu schätzen begann.

Zweiter Abschnitt.

Die darstellenden Künste.

A. Tonkunst.

Auch in unserer Periode, wie in derjenigen unseres ersten Bandes, führten die Italiener (S. 473 ff.) das Scepter im Reiche der Töne; blos mußten sie sich mit der Zeit die Nebenbuhlerschaft der Deutschen gefallen lassen. Schon in früherer Zeit hatte bei den Letzteren das Volk seine melodischen, zum Herzen sprechenden Lieder (Bd. I. S. 420), und Luther und dessen Nachfolger hatten die geistliche Musik in hohem Maße gepflegt. Spätere Volksliederdichter waren Lukas Osiander und Johannes Ekkard, und selbst während des dreißigjährigen Krieges ging diese Äußerung reichen Gemütslebens nicht unter. Zu derselben Zeit jedoch bekam die Volksmusik eine nicht zu verachtende Nebenbuhlerin in der aus Italien eindringenden Kunstmusik. Der deutsche Künstler, welcher letzterer zuerst den Weg bahnte, war Heinrich Schütz, geboren 1585 zu Köstritz, welchen Landgraf Moritz von Hessen 1609 nach Venedig sandte, wo ihn der dortige Musiker Gabrieli unterrichtete. Seit 1613 mit Bewilligung des hessischen Hofes nach Dresden berufen, strebte Schütz rastlos dahin, die deutsche Tonkunst mittels der italienischen zu reformiren, bis er 1672 starb. Sein Werk war die Einführung der Oper in Deutschland, welche Kunstgattung in Italien erst 1594 durch die von Rinuccini gedichtete und von Peri komponirte „Daphne" in's Leben getreten war und den Zweck hatte, die antike Tragödie mit ihren Chören wieder herzustellen, was aber bald durch übertriebenen Pomp und Lärm vereitelt wurde. Auch in Deutschland war jene Daphne, aber von Opitz übersetzt und von Schütz komponirt, die erste Oper; sie verherrlichte 1627 eine fürstliche Vermählung. Je mehr die Oper, die sich unter Schütz noch würdiger

Einfachheit erfreut, nach italieniſchem Vorbild entartete, deſto mehr ſuchte auch die italianiſirte Oper die deutſche Muſik zu verdrängen. Es erſtanden prunkvolle Opernhäuſer, in denen bald nur noch italieniſche Komponiſten, Muſiker und Sänger (ſogar Kaſtraten) ihr Weſen trieben. Der Hof von Dresden gab darin den Ton an, der von Wien ſuchte ihn noch zu überbieten und ließ Opern aufführen, deren jede ſechszigtauſend Gulden koſtete; ja im Jahre 1716 berichtete Lady Montague nach England, daß die Oper Alcina den Kaiſer an Dekorationen und Koſtümen auf dreißigtauſend Pfund Sterling zu ſtehen gekommen. Bald wetteiferten mit den genannten Höfen auch München, Stuttgart, Heidelberg, Braunſchweig u. ſ. w.; der Inhalt der ſo koſtſpieligen Leiſtungen war aber: viel Lärmen um Nichts; denn weder der Text, noch die Muſik hatten in der Regel einen künſtleriſchen Werth. Endlich drang die Oper von den Höfen auch in die Stadttheater; ſeit 1677 fand ſie ihre Pflege in Hamburg, und zwar ſonderbarer Weiſe zuerſt mit geiſtlichem Anſtrich nach Art der mittelalterlichen Myſterien, was aber in Folge von Proteſtationen der Geiſtlichkeit ſeit 1692 ein Ende nahm. Dafür wurde die Nachahmungsſucht auf dem Gebiete der weltlichen Oper ſo ſtark, daß man nicht ſelten ganze Opern in franzöſiſcher oder italieniſcher Sprache gab oder gar in mehreren Sprachen zugleich! Man ſchien überhaupt in Abgeſchmacktheiten das Möglichſte leiſten zu wollen, ließ antike Perſonen die Rolle des alten deutſchen Hanswurſt ſpielen, Menſchen in Thiere verwandelt auftreten, wählte Stoffe, wie: die Klugheit der Obrigkeit in Anordnung des Bierbrauens, die Kunſt zu ſchmarotzen u. ſ. w., erſtickte Poeſie und Muſik durch Tanz, Aufzüge, Illuminationen, Feuerwerk u. ſ. w., und häufte die Verwandlungen der Scene blos um des Effekts willen in's Grauenhafte. Doch waren die Hamburger Komponiſten faſt durchweg Deutſche, und ſo auch jene der übrigen Stadttheater. Einer derſelben, Reinhold Kaiſer aus Leipzig (1673 geboren), ſchrieb 120 Opern, die ſogar in Paris Beifall fanden, und wurde „die Ehre Deutſchlands" genannt. Es fehlte ihm übrigens nicht an Natürlichkeit, Schönheitsſinn und Gemüt; doch ſind ſeine Werke vergeſſen.

Als im achtzehnten Jahrhundert die italieniſche Oper ſich bedeutend vervollkommnete, unter Aleſſandro Scarlatti die neapolitaniſche, wie unter Antonio Litti die venetianiſche Schule blühten und Dichter wie Metaſtaſio (oben S. 521) ihr Möglichſtes zur Verbeſſerung des muſikaliſchen und Schöpfung eines poetiſchen Stils beitrugen, wandte ſich auch Deutſchland immer mehr dem klangreichen Stern aus Süden zu. Den größten Eifer hierin bewies ſtets Dresden. Hier wirkte Johann Adolf Haſſe, geboren 1699 zu Bergedorf bei Hamburg, Schüler Scarlatti's und 1727 bis 1731 Kapellmeiſter in Venedig, wo er die berühmte Sängerin Fauſtina Bordoni heiratete, nach deren Stimme er ſeine Opern richtete! Beide beherrſchten ſeit 1734 den ſächſiſch-polniſchen

Hof in musikalischer Beziehung; Hasse schrieb für jeden Carneval eine Oper, komponirte sämmtliche Texte Metastasio's und war für die Musik damals, was Gottsched für die Poesie, in dessen Sinne sein Wirken allerdings als „klassisch" gelten konnte; doch war er ein wirklicher Künstler, — Gottsched nur ein Pedant, — sagt Hettner. Aber auch diesem musikalischen Autokraten gegenüber, welcher 1783 zu Venedig starb, und dessen Tendenz Karl Graun in Berlin fortsetzte, erstanden sein Klopstock und Lessing in ächt deutschen Tonmeistern.

An der Spitze derselben stand Sebastian Bach, geboren 1685 zu Eisenach aus einer seit drei Generationen in allen ihren Gliedern musikalischen Familie, seit 1707 Kantor zu Mühlhausen in Thüringen, dann Hofmusikus in Weimar, Kapellmeister in Köthen, seit 1723 Musikdirektor in Leipzig, wo er 1750 starb. Er stand zwar in freundschaftlichen Beziehungen zu Hasse, fühlte sich aber gedrungen, zur ächt deutschen, häuslichen und bürgerlichen Tonkunst zurückzukehren und überließ daher die Oper den Italienern und ihren Nachahmern und Anhängern, während er sich seiner alten Freundin, der Orgel, hingab. Reiche Fantasie verband sich in seinen herrlichen Tonwerken mit würdevoller Auffassung, Erhabenheit des Stils und frischer, gesunder Volksthümlichkeit. Die Kirchenmusik war sein hauptsächliches Feld, für das er seine unsterblichen Kantaten, Motetten und Passionsmusiken schuf.

Sein gleichgesinnter Zeitgenosse war Georg Friedrich Händel, geboren 1685 zu Halle; er wandte sich zwar anfangs der Oper zu, veränderte jedoch seit 1714, wo er nach England berufen wurde, seine Richtung in Bach's Sinne und schenkte nun der Kunstwelt jene Oratorien, deren himmlische Töne die Nachwelt entzücken. Das erste, Esther, erschien 1731; es folgten Saul, Israel in Ägypten, Messias, Samson, Josef, Judas Makkabäus und viele andere, zuletzt Jeftha. Seine Stellung in London, wo er 1759 starb, machte ihn zu seiner Zeit berühmter als den bescheidenern Bach, welcher erst in unserer Zeit recht geschätzt wird.

Nachdem so der deutschen Musik unabhängige Wege gebahnt, wagten sich ihre heitereren Jünger, ohne der italienischen Opernherrschaft zu achten, auch auf die Bühne mit selbständigen Schöpfungen. So entwickelte sich das deutsche Singspiel, zuerst in Übersetzungen englischer Operetten, welche seit 1743 zu Berlin aufgeführt wurden, dann seit 1752 in Originalarbeiten, in denen sich später besonders Johann Adam Hiller durch seinen unverwüstlichen gesunden Humor auszeichnete. Bald aber unternahm die in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts im Kampfe gegen die fremde Nachäfferei der bildenden und dichtenden Kunst so weit vorausschreitende deutsche Musik auch in der großen Oper den Wettkampf mit den für unüberwindlich gehaltenen Italienern! Es ist dies das Werk von Christoph Willibald Gluck, geboren 1714 in der Oberpfalz. Nachdem er bereits über vierzig Opern in italienischer Manier geschrieben,

trat er 1767 mit der ersten großen deutschen Oper „Alceste“ hervor. An die Stelle der eiteln Verschnörkelung des italienischen Opernwesens, das nur den Zweck zu haben schien, die Stimmen der Sänger und Sängerinnen zu produciren, setzte er die Oper mit einheitlichem durchgreifendem Charakter, den schon die Ouvertüre ankündigen und in welchen jeder einzelne Theil des Werkes organisch sich fügen mußte. Langsam aber sicher brach sich Gluck seine Bahn. Auf Alceste folgten Iphigenia in Aulis und in Tauris, Armida u. s. w., und er hatte sich bereits allseitige Anerkennung erworben, als er 1787 zu Wien starb. Seine Werke erinnern, wie Hettner bemerkt, an die feierliche Erhabenheit der antiken Tragödie. Er vollendete in der Musik, was gleichzeitig sein Freund Klopstock in der Poesie begann, in der Malerei aber Mengs noch kaum ahnte.

Den Schluß der Musiker unserer Periode bildet der Österreicher Franz Josef Haydn, geboren 1732, 1793 in London glänzend empfangen, gestorben 1809 in Wien. Sein allseitiges Genie schuf sowol Opern und Operetten, als Sonaten, Symphonien, Oratorien und Messen, und ist besonders charakteristisch durch seine sorgfältige Pflege der Instrumentalmusik, deren Kunstformen er feststellte, so daß er der mit Mozart beginnenden Kunstblüte der neuesten Zeit wesentlich vorgearbeitet hat.

B. Schauspielkunst.

Die dritte europäische Nation, welche nach den Spaniern (Bd. I. S. 486 ff.) und den Engländern (ebendas. S. 501 ff.) ein Nationaltheater besaß, war die französische, nur mit dem Unterschiede, daß diesem Institute hier das Volksthümliche und Originelle, dessen sich die Bühne der beiden anderen Völker erfreute, in der Tragödie ganz und in der Komödie theilweise mangelte. Die erste französische Schauspielergesellschaft bestand in Paris seit den vierziger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts; anfangs konnte sie zwar gegen die eifersüchtigen geistlichen Passionsspieler nicht aufkommen, behauptete aber das Feld, als die geistlichen Aufführungen von der Regierung verboten wurden. Die Comédiens, wie sie sich nannten, gründeten 1548 im Hôtel de Bourgogne das Théâtre français, erhielten aber Konkurrenz, erst durch eine italienische Schauspielergesellschaft, dann durch solche, welche an den Jahrmärkten in die Hauptstadt kamen und da spielten. Mit einer solchen Gesellschaft erlangte Molière (oben S. 502) durch Hofgunst das Recht, im Palais-Royal zu spielen. Dafür erhielt später die Gesellschaft des Hôtel de Bourgogne den Titel Troupe royale. Beide aber vereinigten sich 1680 im Palais-Royal zu einem neuen Théâtre français und überließen das Hôtel de Bourgogne einer italienischen Gesellschaft, bereits der dritten,

die in Paris wirkte. Dieſes nunmehrige Théâtre italien wurde von Ludwig XIV. wegen Beleidigung der Maintenon geſchloſſen, vom Regenten aber wieder eröffnet. Seit 1669 beſtand aber noch ein drittes Theater, das der italieniſchen „Großen Oper“ und ſeit 1678 ein viertes, das Théâtre de l'Opéra comique, wie es 1715 genannt wurde. Die eigentliche Glanzperiode des franzöſiſchen Theaters, als Corneille, Racine und Molière blühten, ſpielte im Palais-Royal, dem eigentlichen damaligen Nationaltheater. Hier entwickelten Schauſpieler, wie Baron, Lekain, Molé u. A., Schauſpielerinnen wie die Clairon, Dumesnil u. A. ihre Talente. Die Darſtellung von Frauenrollen durch Männer, wie zu Shakeſpeare's Zeit in England, war in Frankreich unbekannt, welches vielmehr in andere Länder ſtets die erſten weiblichen Mimen importirte. Unter Ludwig XIV. wurde ſtets in der Perücke und anderen Beſtandtheilen der damaligen ſteifen Tracht geſpielt, ohne Rückſicht auf die Zeit und den Ort, in welche der Dichter ſein Stück verlegte, ſo daß die angeblich das klaſſiſche Alterthum vorſtellenden Tragödien in unbewußter Ironie durch das Koſtüm der Schauſpieler verriethen, in welche Zeit der Geiſt gehörte, in dem ſie gedichtet waren. Blos trug man in der Tragödie an den Füßen eine Art antiken Kothurns ſtatt der Strümpfe und Schnallenſchuhe und etwa noch einen Bruſtpanzer ſtatt des Rocks, in den ſogenannten Hirtenſtücken aber ohne Umſtände das ſeidene Halstuch und die lange Weſte!

Die Wiederherſtellung des durch die Puritaner unterbrochenen engliſchen Theaters erzählten wir bereits (oben S. 534). Karl II. führte damals die Darſtellung weiblicher Rollen durch Damen ein. Das wiederhergeſtellte Theater entſprach aber weder den Anforderungen der Kunſt, noch denen der Sittlichkeit, und die talentvollſten Dichter der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten und der erſten des achtzehnten Jahrhunderts waren im Banne der franzöſiſchen Schule befangen. Bei der ſchon oben (a. a. O.) geſchilderten Unſittlichkeit, beſonders des Luſtſpiels, wagten ſittſame Frauen das Theater nicht ohne Maske vor dem Geſichte zu beſuchen. Unter der Regierung des Hauſes Hannover kam dazu noch der Mißbrauch, um die Weihnachtszeit ſtatt der Schauſpiele Pantomimen aufzuführen, in welchen ſich beſonders die beiden Italiener Grimaldi Vater und Sohn als Clowns auszeichneten. Das Schauſpiel aber wurde vom Hofe zu Gunſten der Oper vollſtändig vernachläſſigt. Trotzdem erhob es ſich, durch eigene Kraft der Nation, ſeit dem Aufkommen des moraliſchen Schauſpiels und ſeit der erneuerten Anerkennung des ältern engliſchen Dramas wieder kräftig aus ſeiner Entartung, und es gab wieder tüchtige Jünger der theatraliſchen Kunſt.

Der berühmteſte engliſche Schauſpieler des achtzehnten Jahrhunderts war David Garrick, geboren 1716 in einer Schenke bei Hereford, geſtorben 1779 auf ſeinem Landſitze bei London. Sein Verdienſt beſtand

vor Allem in der Wiedereinsetzung Shakespeare's in den ihm gebührenden Platz in seinem Vaterlande. Es geschah dies durch seine Darstellung der bedeutendsten Charaktere des großen Dramatikers, wie Richard III., Hamlet, Macbeth, Othello, König Lear u. s. w., und strafte durch seine künstlerische Auffassung derselben das französische Vorurtheil Lügen, als verbinde Shakespeare mit seiner Erhabenheit die zügelloseste Wildheit, welche letztere sich nun als die wahre Darstellung der Leidenschaft entpuppte. Freilich hat sich Garrick erlaubt, die Dramen, von denen wir sprechen, auf eine für seine Zwecke und Ideen gerade passende Weise zu bearbeiten und so ähnliche, wenn auch nicht soweit gehende Fälschungen begangen, wie Schröder. Derartige Umarbeitungen waren ihm aber, zu seiner Rechtfertigung, in England bereits seit Beginn des Jahrhunderts vorangegangen, und zwar weit grellere, welche shakespeare'sche Dramen sogar zu Possen und zu Opern machten, ja einst wurde Julius Cäsar in zwei antikisirende Tragödien mit Chören zerschnitten, so daß man sich über Garrick's dem Original treuern Text als über etwas ganz Neues verwunderte! Im September 1769 veranstaltete Garrick zu Stratford eine großartige Jubiläumsfeier zu Ehren des herrlichen Bürgers dieses Städtchens, wo zugleich eine Statue desselben aufgestellt wurde.

In Deutschland konnte das siebenzehnte Jahrhundert noch keine Nationalbühne schaffen, weil die dramatischen Dichter ohne Rücksicht auf Aufführbarkeit schrieben; Gryphius, Lohenstein und deren pomphafte Genossen ließen ihre hohlen Figuren blos ohne Ende schwatzen und nicht handeln, und gelangten daher höchst selten auf die Bretter, und auch mit Christian Weise war dies der Fall, dessen Stücke blos für Darstellungen durch Schüler berechnet waren. Bei diesem Mangel an Nahrung war die Bühne während des dreißigjährigen Krieges und in den ersten Zeiten hernach auf die „englischen Komödianten" (Bd. I. S. 428) angewiesen, welche zwar nun auch klassische Stücke Shakespeare's, wie Julius Cäsar, Othello, Lear, Was ihr wollt u. s. w. spielten, aber in so roher und pöbelhafter Verarbeitung und Auffassung, daß der Dichter sie nicht wieder erkannt hätte. Zur Zeit Ludwig's XIV. hielt man sich mehr an Corneille's und Racine's Stücke, aber mit völliger Auflösung der sogenannten klassischen Regeln, in Prosa und mit Herbeiziehung der im Original blos angedeuteten Greuel. Zu gleicher Zeit wurde aber den alles Kunstsinnes baaren Schauspielern gar zu oft das Spielen nach einem Texte überhaupt lästig, und man improvisirte, nach dem Vorgange des Theaterunternehmers Johann Velthen, nach Laune Schauspiele aus der Bibel, Romanen und Geschichtswerken, ja sogar aus Zeitungsnachrichten. Dies waren die „Haupt- und Staatsaktionen", wie man sie nannte, ein buntes Durcheinander weder vorbereiteter, noch einstudirter Reden und Gegenreden, Kämpfe, Erscheinungen und Greuel aller Arten, vermischt mit Balletten und Feuerwerken. Meist bestand die Aufführung eines

Abends aus einer „Hauptaktion“ und aus einer nachfolgenden Posse, in welcher der Hanswurst die Hauptrolle spielte. Velthen war aber selbst der Erste, den diese Ausartungen erschreckten, und er suchte seit 1685 als kurfürstlicher Theaterdirektor in Dresden einzulenken, indem er mit Aufführungen Molière'scher Stücke begann, die er selbst übersetzte. Aber sowol diese Versuche, als solche mit Corneille und Calderon blieben erfolglos, und der bunte Wirrwarr der Haupt- und Staatsaktionen brach immer wieder von Neuem hervor. Namentlich blühten dieselben unter Velthen's Witwe, welche seinen Beruf fortführte, und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wurde dabei eine Sprache geführt, wie sich der gemeinste Pöbel kaum ihrer bediente.

Diesem Skandale machte Gottsched ein Ende, und es ist dies sein hauptsächliches Verdienst. Freilich trat durch ihn blos die französische falsche Klassik an die Stelle des Chaos; aber es war doch ein Beginn zur Wiederbelebung der Schauspielkunst. Er übersetzte selbst, nach Anleitung des Aristoteles und Boileau, französische Dramen in steifen, poesielosen Alexandrinern und ließ sie durch den Theaterdirektor Neuber und dessen talentvolle Gattin Karoline in Scene setzen, was zuerst der braunschweigische Hof, das Andenken seines dichterischen Ahnen (Bd. I. S. 445) ehrend, begünstigte. So stolzirten denn Corneille und Racine in Gottsched's Versen über die deutschen Bühnen und errangen sich wirklich Beifall, durch welchen ermutigt er aus dem Englischen Addison's und dem Französischen von Deschamps einen „sterbenden Cato“ zusammenschmiedete. Die Neuber und ihre Mitspielenden eigneten sich ganz die französische Deklamationsart an und eroberten von Leipzig aus die besten deutschen Bühnen für das neue französirte Theater. Als sie aber mit ihrer Gesellschaft 1740 nach Petersburg berufen wurde, versuchte Gottsched den Verlust durch die von ihm herausgegebene „Deutsche Schaubühne“ zu ersetzen, in welcher er die ihm auf seine Einladung übersandten und nach seinen Ansichten von ihm korrigirten neuen Stücke veröffentlichte, um der Bühne Nahrung zu bieten. Es fehlte auch nicht an anderweitigen Schauspielern, welche Gottsched's Unternehmen unterstützten. Die Haupt- und Staatsaktionen wurden nach und nach verdrängt, und mit ihnen auch der Hanswurst, welchen lächerlicher Weise 1737 die Neuber auf der Bühne zu Leipzig feierlich verbrannt hatte, dessen sich aber Lessing und Justus Möser warm annahmen, dessen Verbannung aus Norddeutschland sie jedoch nicht verhindern konnten, während er namentlich in Wien seine Existenz noch lange fortsetzte. Gottsched verhielt sich daher auch ablehnend gegen Molière, welcher die alten lustigen Personen der komischen Volksbühne nicht verbannt hatte. Ohne Erfolg jedoch war Gottsched's gleichzeitiger Kampf gegen die Oper, die, wie wir sahen, an demselben Wirrwarr litt, wie die Haupt- und Staatsaktionen, aber sich durch Gluck ihren Weg zur Besserung selbst bahnte.

Gottsched's Einfluß auf das deutsche Theater war nicht von langer Dauer. Das Eindringen des bürgerlichen Schau- und Trauerspiels aus England bereitete die Reform vor; welche Lessing (oben S. 574) bei Anlaß des Versuchs der Errichtung einer deutschen Nationalbühne in Hamburg seit 1767 durch seine „Hamburgische Dramaturgie" anbahnte. Damit war der Sturz der französischen Richtung entschieden. Es wuchs eine neue Schule tüchtiger Schauspieler heran, zu welcher Schröder, der Einführer Shakespeare's in Deutschland (oben S. 593), die Schwestern Ackermann u. A. in Hamburg, Eckhof (in Berlin und Hamburg, seit 1775 in Gotha) u. s. w. gehörten. Schröder war es, welcher den großen Briten eben so wahr auffaßte wie Garrick und daher so erfolgreiche Propaganda für ihn machte. Sein Hamlet übertraf alles bis dahin Gehörte; sein Lear aber überwältigte vollends alle fühlenden Zuschauer. Sein hauptsächlichster Schüler war Fleck (geboren 1757 zu Breslau, 1783—1801 der Stolz der Berliner Bühne) und er spielte mit solcher Erhabenheit der Begeisterung, daß er seine Rolle eigentlich durchlebte und Alles hinriß. In Wien, wo es seit 1708 ein stehendes Theater gab, aber erst 1747 studirte Stücke begannen, mit denen noch 23 Jahre lang die Haupt- und Staatsaktionen kämpften, bis Maria Theresia und der Professor Sonnenfels sie verbannten, schuf Josef II. die Bühne zu einem „Nationaltheater" um und stellte ihr die Aufgabe, nur für guten Geschmack und für die Veredlung der Sitten zu wirken. In Mannheim gründete Dalberg 1779 ein kurfürstliches Nationaltheater nach dem Wiener Vorbilde, auf welchem sich Iffland und Beck auszeichneten, ersterer trefflich in Intriguantenrollen, wie z. B. Franz Moor, was seltsam gegen seine eigenen gutmütigen und harmlosen Familienrührstücke abstach. Dagegen ließ die bedauerliche Kälte und Härte Friedrich's des Großen gegen die deutsche Literatur in Berlin noch lange keine deutsche Bühne aufkommen, welche letztere sich mit Seiltänzern und Gauklern in die elendesten Lokale theilen mußte, während das französische Theater sich der allerhöchsten Protektion erfreute. Doch arbeitete sich die deutsche Bühne empor und nahm endlich, besonders nach dem Tode des französirten Heldenkönigs, eine der ersten Stellen in Deutschland ein. Es war übrigens dort, wie in Hamburg, wo man, namentlich seit dem Erscheinen des Götz von Berlichingen, sich zuerst bestrebte, in Kostümen und Dekorationen der historischen Treue gerecht zu werden.

Dritter Abschnitt.

Geschichte und Theorie der Kunst.

Die neuere Philosophie kannte bis zum achtzehnten Jahrhundert, außer einer trockenen, von Regeln überfließenden, pedantischen Poetik, keine Theorie der Schönheit und der Kunst.

In Frankreich hatte Boileau (oben S. 503) ein Gesetzbuch der Kunst, oder vielmehr der Dichtkunst, aufzustellen versucht, aber mit souveräner Willkür, ohne sich vorzustellen, daß nach der Berechtigung und Begründung seiner Behauptungen gefragt werden könnte. Diese Rücksicht nahm erst Jean Baptiste Dubos, geboren 1670 zu Beauvais, gestorben 1742 zu Paris, und zwar in dem 1719 erschienenen Buche „Réflexions critiques sur la Poésie et sur la Peinture", worin er die Kunst auf einen allgemeinen Grundsatz zu bauen und aus diesem die Richtigkeit der Regeln zu zeigen suchte. Er fand den Zweck der Kunst darin, die menschlichen Leidenschaften von ihren schlimmen Folgen zu trennen und ihnen eine angenehme, Wohlgefallen erregende Richtung zu verleihen. Die Mittel zu diesem Zwecke untersuchte er jedoch noch nicht, sondern dies that erst Charles Batteux, geboren 1713 bei Reims, gestorben 1780 als Professor und Akademiker zu Paris. Auf der Grundlage des Aristoteles fand er in seinem Werke „Les beaux arts réduits à un même Principe" die Aufgabe der Kunst in der Nachahmung der Natur, aber nur der schönen Natur, und die Befriedigung des Geschmackes an der Kunst darin, daß die Gegenstände letzterer nicht nur schön, sondern auch interessant seien. Unter den Künsten anerkannte er als höchste die Poesie, weil sie zwei Sinnen zugänglich sei; ihr am nächsten komme die Malerei, die dem Auge, dann die Musik und der Tanz (?), die dem Ohre dienen. Baukunst und Beredsamkeit schließt er vom System der Künste aus, die Bildhauerkunst und Mimik hat er vergessen. Von der subjektiven Begründung der Kunst wußte er nichts.

Einen andern Weg schlug der uns bekannte Diderot (oben S. 345 u. 513) in seinem Artikel „Beau" in der Encyklopädie ein. Er bezeichnete das Schöne geradezu als das Natürliche, das zu uns in Beziehung tritt. Indem er so die baare Wirklichkeit als geeignet zur künstlerischen Darstellung auffaßte, wandte er diese Auffassung zuerst auf die dramatische Dichtung an und stellte zwischen die Tragödie, deren französische Abart er kühn als eine Verirrung erklärte, und die Komödie eine Mittelgattung, das Drama, als der vorherrschenden, zwischen Schmerz und Lust die Mitte haltenden Stimmung des Menschen entsprechend.

Dasselbe theilte er wieder in das rührende Schauspiel und das bürgerliche Trauerspiel, welche Gattungen damals die englische und bald darauf auch die deutsche Bühne beherrschten. Er ging dann soweit, seine Mittelgattung als die höchste Vollendung der dramatischen Poesie zu verkünden, und huldigte so einem einseitigen, jede ideale Richtung verwerfenden Realismus. Diesen Grundsätzen unterwarf er nun auch die bildende Kunst, indem er seit 1765 in seinen „Salons", anmutigen Berichten über die Pariser Kunstausstellung, den Malern Greuze und Vernet, als treuen Darstellern des Wirklichen, den Vorzug einräumte und von der Kunst verlangte, nur abzubilden, was wirklich vorkomme. Auch Diderot hatte somit noch keine Ahnung von der Macht des künstlerischen Subjekts, das Wirkliche zu idealisiren, ihm die Idee der Schönheit einzuhauchen.

In England waren es die moralistischen Schriftsteller (oben S. 322 ff.), welche zuerst Untersuchungen über das Wesen des Schönen anstellten, welches Shaftesbury noch mit dem Guten zusammenwarf, wie Andere mit letzterm und dem Wahren. Gründlicher verfuhr erst Edmund Burke (s. oben S. 492) in seiner Jugendschrift „Philosophische Untersuchung über den Ursprung unserer Ideen vom Erhabenen und Schönen" (1756). Gerade im Gegensatze zu der objektiven Begründung der Kunst durch die Franzosen, verfuhr er subjektiv und leitete die Ideen des Erhabenen aus dem Triebe der Selbsterhaltung und des Schönen aus demjenigen der Geselligkeit ab; denn erhaben erscheine, was uns durch seine Größe imponire und uns schrecke, schön aber, was uns erfreue und gewinne. Diese Gefühle sollen sich jedoch auf die leidenschaftlose Beschaulichkeit beschränken, die Seele nicht überwältigen. Auch diese Erklärung ist verworren, ungenügend, einseitig; auch Burke kannte die individuelle Thätigkeit zur Verwirklichung der Schönheitsidee nicht. Auch die weiteren englischen Ästhetiker des achtzehnten Jahrhunderts, Gerard und Home, kamen über diese Mängel nicht hinaus, obschon Letzterer der Erste war, welcher die Begriffe von Anmut, Würde u. s. w. untersuchte.

Die ersten Anfänge einer deutschen Ästhetik finden wir in der bereits (S. 560) erwähnten Opposition der Schweizer Bodmer und Breitinger gegenüber der literarischen Autokratie Gottsched's, welche jedoch die Grundsätze der künstlerischen Thätigkeit erst ahnte, noch nicht erfaßte und an dem Vorurtheile einer innigen Verwandtschaft zwischen der Malerei und der Poesie krankte. Ein Schüler von Bodmer und Breitinger war ihr Landsmann Johann Georg Sulzer, geboren 1720 zu Winterthur, 1739 Geistlicher, dann Hauslehrer an verschiedenen Orten, seit 1747 Gymnasial-Professor in Berlin und seit 1750 Mitglied der Akademie und von Friedrich II. sehr geehrt, gestorben 1779. Er schrieb mehrere philosophische Werke, unter welchen die „Allgemeine Theorie der schönen Künste" (1771—1774) hervorragt. Sie hat die Form eines Wörterbuchs, ist populär geschrieben und hat manche Anregung gegeben,

während sie im Ganzen hinter dem damals schon errungenen ästhetischen Standpunkte der Zeit weit zurückbleibt, keinen neuen Grundsatz aufstellt, das Schöne wesentlich nur in den Formen findet und so im Ganzen nicht über Batteux hinausgekommen ist. Letzterer, von Gottsched verehrt, von Ramler und Gellert nach Kräften verbreitet, behauptete nämlich in Deutschland eine Art von Autorität, bis ihn einheimische, tiefer in das Geheimniß des Schönen eindringende Geister beseitigten. Der erste Vorläufer derselben war Alexander Gottlieb Baumgarten, 1714 zu Berlin geboren, seit 1740 Professor der Philosophie zu Frankfurt an der Oder, wo er 1762 starb. Er schrieb in schwerfälliger lateinischer Sprache 1750 und 1758 in zwei Bänden seine „Aesthetica", welchen Titel er schuf und womit er dem System der philosophischen Wissenschaften ein neues Glied einreihte. Auf Grundlage der Lehre Leibnitzens, dessen Schüler er sich nannte, entwickelte Baumgarten, zwar durch Bodmer und Breitinger angeregt, aber in ganz selbständiger Weise, auch viel klarer, sicherer und kritischer als Jene, die Idee der Schönheit. Diese schöpfte er zwar weder aus der Natur, noch aus Anschauung der bildenden Kunst, sondern, als einseitiger Stubengelehrter, ausschließlich aus poetischen Werken, und zwar fast nur des klassischen Alterthums. Dagegen wiegt er diesen Mangel auf, indem er, zuerst unter allen Ästhetikern, das Reich der Fantasie von anderen Geistesthätigkeiten sondert, von der Einmischung solcher befreit und als ein unabhängiges abgrenzt. Hatten frühere Forscher über das Wesen des Schönen dieses aus dem Geiste im Allgemeinen abgeleitet und mit dem Wahren und Guten vermengt, so trennte Baumgarten von der Logik als Wissenschaft der Vernunft die Ästhetik als solche der sinnlichen Empfindung und Wahrnehmung (αἴσθησις) und stellte ihre Aufgabe folgendermaßen fest: „Das Ziel der Ästhetik ist die Vollkommenheit der sinnlichen Erkenntniß als solcher, diese aber ist Schönheit; zu verhüten dagegen ist die Unvollkommenheit sinnlicher Erkenntniß, diese ist Häßlichkeit." Die Logik ist daher nach ihm die Wissenschaft des „obern", die Ästhetik diejenige des „untern" Erkenntnißvermögens; wie jene richtig, so lehrt diese schön denken und ist daher Theorie der schönen Künste. Diese Unterordnung des Schönen unter das Richtige hatte bei Baumgarten's Nachfolgern Eschenburg und Mendelssohn sogar eine Geringschätzung desselben zur Folge. Baumgarten ehrte daher seine Wissenschaft lange nicht in dem Maße, das ihr gebührt, und erfaßte auch lange nicht ihren vollen Umfang und ihre wahre Quelle.

Baumgarten's Hauptmangel war die Unkenntniß der bildenden Kunst gewesen. Denselben holte in reichem Maße der Forscher ein, der eine Stufe höher als Jener zum Tempel des Schönen emporstieg. Es ist der Entdecker der für Mitteleuropa so zu sagen begraben gewesenen bildenden Kunst des Alterthums, Johann Joachim Winckelmann, geboren 1717 zu Stendal in der Altmark von armen Eltern. Seine Vorliebe wandte er

schon als Knabe der Philologie und Mythologie zu, besuchte die Schulen zu Berlin und die Universität Halle, wandte sich aber von der Theologie, die er ergreifen sollte, mit Überdruß ab, lernte die entstehenden Kunstsammlungen Dresdens kennen und wollte sich nach Frankreich und Italien durchbetteln, um die ersehnten Schätze des Alterthums zu erreichen. Der Krieg verhinderte sein Vorhaben, und er lebte in bitterer Armut, indem er sich fünf Jahre lang mit einer ärmlichen Lehrerstelle plagte, bis es ihm gelang, eine Privatbibliothekarstelle bei dem Grafen Bünau in der Nähe von Dresden zu erhalten, für dessen „Reichshistorien" er Materialien sammeln mußte, während er sich in den Homer vertiefte und sich an den Kunstschätzen satt sah. Um sein heißes Ziel — Rom — zu erreichen, erklärte er sich gegen den Nuntius nach zweijährigem Schwanken bereit, Katholik zu werden, natürlich zum Scheine, da er längst den Grundsätzen der Aufklärung zugethan war. Im Jahre 1754 that er den bedenklichen, aber für sein Streben unvermeidlichen Schritt, dessen Ernst aus seiner spätern Klage über sein empfindliches „Knieleder" und aus seinem Spotte über das Beichten erhellt. Nachdem er von nun an in Dresden selbst gänzlich der Kunst gelebt und seine wunderliche, aber auf seine spätere Größe hindeutende Erstlingsschrift „über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" veröffentlicht, und darin gegenüber dem damals in Dresden Alles beherrschenden Roccocco die Ansicht ausgesprochen, daß nur die wahre Nachahmung der Alten große Werke schaffen könne, erhielt er von dem König August einen Jahrgehalt, der ihn endlich 1755 dem heißersehnten Ziele zuführte. In Rom lebte er neu auf, verkehrte mit Rafael Mengs, besuchte Neapel und Pompeji, ordnete in Florenz Gemmen, wurde 1763 Antiquar der apostolischen Kammer, welche Stelle ihn an die Spitze aller Alterthumsforschung in Rom setzte, und war der Cicerone aller Fremden von Bedeutung, besonders der deutschen Fürsten. Mit welcher Begeisterung schwamm er da in seinem Elemente! Wahrlich, wir haben einen alten Griechen vor uns, nicht einen bekehrten Katholiken! Wie schwärmte er für die griechischen Schönheitsformen, und zwar bezeichnender Weise, gleich den Alten, für die in Platon's Phädros und Symposion geschilderten! Hingebende, sich selbst vergessende Männerfreundschaft, die er „Liebe" nannte, war ihm das Höchste der Welt, womit seine auffallend weibliche Physiognomie und seine totale Enthaltung von Weiberliebe seltsam zusammentrifft. Aber es konnte ihm keine Unsittlichkeit zur Last gelegt werden. Er wirkte für die Kunst des Alterthums, was die Humanisten der vorigen Periode für die Wissenschaft desselben; er allein that, was ein ganzes Heer Dieser, und er allein hat die seitdem immer mehr zunehmende Kenntniß der antiken Kunst und die nach und nach herrschend gewordene Begeisterung für dieselbe geschaffen. Nach mehreren kleineren Schriften über einzelne Gegenstände seines Studiums ließ er, als Gesammtergebniß seiner Forschungen sein berühmtes Haupt-

werk, die „Geschichte der Kunst des Alterthums", folgen, welche er 1762 vollendete, die aber der Verleger erst zwei Jahre später herausgab, ein Werk, welches einen wichtigen Zweig der wissenschaftlichen Literatur erst geschaffen hat; es ist Theorie und Geschichte der schönen Künste zugleich, welche es bei den Ägyptern, Phönikern, Persern, Etruskern, Griechen und Römern verfolgt, welche einzelne Völker auch, mit tiefer Sachkenntniß, zugleich in geographischer, ethnographischer, kulturgeschichtlicher und mythologischer Beziehung betrachtet werden. Nachdem Winckelmann zwölf Jahre in Rom zugebracht, wollte er Deutschland besuchen, kehrte aber, von Heimweh nach Italien ergriffen, bald wieder von Wien aus zurück, — ohne sein Ziel zu erreichen; denn in Triest traf ihn am 7. Juni 1768 der Dolch eines italienischen Meuchelmörders, der sich in sein Vertrauen eingeschlichen.

Winckelmann's Theorie des Schönen ist noch sehr unvollkommen. Seinem schwärmerischen Geiste ist das Schöne unabhängig von allen Bedingungen und Zwecken; er entwickelt es blos aus dem Gefühle, das sich bei ihm wieder ausschließlich innerhalb der altgriechischen Auffassung des Schönheitsideals bewegt. Er kennt kein Prinzip des Schönen; schön ist nach ihm nicht, was nach gewissen Grundsätzen schön sein muß, sondern was ihn erregt, und dies ist einseitig das Plastische, dem er das Malerische vollständig unterordnet. Wol versuchte er, seine Gefühle in Grundsätze zu übersetzen; aber dieser Versuch mißlang gänzlich, und kam im Ganzen nicht aus den engen Schranken des herrschenden allegorischen Geschmacks heraus. Doch ist die Hauptsache, daß er die Menschheit auf das schönste Schöne im Gebiete der bildenden Künste, was doch immer die griechische Plastik bleibt, aufmerksam machte und dieses so tief mit seinem Blicke durchdrang, was um so mehr zu bewundern ist, als er nur wenige und untergeordnete ächt griechische Originale kannte. Dabei stimmt die Schönheit seines Stils mit derjenigen seines Gefühls überein, und die begeisterte Sprache der neuesten Literatur in Hinsicht auf die Kunst ist sein Werk. Sein Wirken fand zwar die größte Bewunderung; aber es schloß sich ihm bei Lebzeiten Niemand an; er stand allein und ohne Hülfe in seiner Riesenarbeit, welche für immer dem Roccoco und aller Nachahmung anderer als für schön erkannter Kunstthätigkeit ein Ende machte, und die nachhaltigste Anregung zu der seit seinem Tode eingetretenen Revolution in der Philologie, Numismatik, Kunstkritik und Kulturgeschichte (siehe Herder's Werk oben S. 377) gab.

Was Winckelmann fehlte, die Fortbildung des Geistes antiker Schönheit in der Neuzeit und die Würdigung der verschiedenen Künste, nicht blos der Plastik, das holte noch vor seinem Tode, aber unabhängig von ihm, Lessing (oben S. 572) ein. Was hinwieder Letzterm an eigener Kenntniß der Kunstwerke mangelte, das ersetzte er durch seinen vielseitigen Geist

und durch ſeine Beleſenheit in der Literatur, welche Winckelmann fehlte. Nachdem er ſchon vor dem Erſcheinen der Kunſtgeſchichte des Alterthums ſeine Gedanken über das Schöne und die Kunſt in mehreren Aufſätzen niedergeſchrieben, brachte ihn vielleicht jenes Werk auf den Gedanken, dieſelben zu ordnen, und das Reſultat dieſes Gedankens war das 1766 erſchienene berühmte Werk „Laokoon oder über die Gränzen der Malerei und Poeſie, mit beiläufigen Erläuterungen verſchiedener Punkte der alten Kunſtgeſchichte.“ Der hauptſächliche Zweck desſelben war, einerſeits der Poeſie ihre Rechte gegenüber der durch Winckelmann in Schwung gekommenen Skulptur zu wahren und anderſeits die durch Bodmer und Breitinger aufgekommene Vermengung der Malerei und Poeſie aufzulöſen, zu welch letzterer That Leſſing den erſten Gedanken von Mendelsſohn erhielt. Er knüpfte dabei, wodurch ſich der Titel erklärt, an eine Bemerkung Winckelmann's über die plaſtiſche Gruppe des Laokoon an und verglich nun, an der Hand dieſer Gruppe einer- und der Schilderung des dargeſtellten Ereigniſſes durch Vergil anderſeits, die beiden Kunſtgattungen. Leider jedoch blieb das Werk unvollſtändig; dem erſten Theile iſt kein weiterer gefolgt.

Der weſentlich weiblichen Gefühls- und Auffaſſungsweiſe Winckelmann's tritt hier eine durchaus männliche Natur gegenüber. Baumgarten hatte dem Schönen ſein eigenes Gebiet angewieſen, es aber dem Wahren untergeordnet, Winckelmann es ohne Rückſicht auf andere Ideen zu ſouveräner Geltung gebracht, — Leſſing unterſuchte und unterſchied es nach ſeinen verſchiedenen Äußerungen. Mit allgemeiner Definition des Schönen hält Letzterer ſich nicht auf, faßt aber die Schönheit als den einzigen Zweck der Kunſt auf. Die einzelnen Künſte ſcheidet er auseinander, indem er zeigt, daß die körperliche Schönheit wol das höchſte Geſetz für die bildende Kunſt, für die Poeſie aber ohne Bedeutung ſei, daß weder die Gemälde der Malerei für die Poeſie ausreichen, noch in letzterer das Maleriſche, anſchaulich Schildernde, mit dem durch die Malerei Verwendbaren zuſammenfalle, und daß die Gegenſtände der bildenden Kunſt und der Poeſie ſich als Körper und Handlungen von einander unterſcheiden, die bildende Kunſt daher Handlungen nur in einem einzelnen Moment, die Poeſie Körper nur in einer einzelnen Eigenſchaft darſtellen könne. In dieſer Ausführung war Leſſing der Erſte zu ſeiner Zeit, welcher es wagte, die Allegorie, wenn auch noch nicht vollſtändig zu beſeitigen, doch bedeutend zu beſchränken. Wie Winckelmann die Kunſtgeſchichte, ſo ſchuf Leſſing die Kunſtkritik. — Dagegen leidet er an Übertreibung der von Winckelmann vertretenen Unterordnung der Malerei unter die Plaſtik, an der Unfähigkeit, die einzelnen bildenden Künſte unter ſich grundfätzlich auseinander zu halten, und geht ſo weit, zu bedauern, daß die Ölmalerei überhaupt erfunden worden, deren Arten, Hiſtorie, Genre und Landſchaft, er geradezu verwirft!

Die bisher betrachteten Ästhetiker haben alle ihre eigenthümlichen Vorzüge und Mängel in Bezug auf die Erfassung des Wesens von Schönheit und Kunst; Das aber ist Allen gemein, daß sie, trotz ihrer Bemühungen, dem Schönen eine selbständige Stelle unter den Ideen des menschlichen Geistes anzuweisen, nicht bis zu einer wissenschaftlichen Begründung dieser Idee gelangt sind. Das Letztere war erst Kant vorbehalten, welcher seinen beiden weltumgestaltenden Kritiken der reinen und der praktischen Vernunft (oben S. 367 ff.) noch die der „Ästhetik“ gleichkommende „Kritik der Urtheilskraft“ als dritten Theil seines Systems folgen ließ. Es war ihm dabei mehr um Vollständigkeit des letztern zu thun, als um Schönheit und Kunst an sich, welche er einerseits bei seinem lebenslangen Verweilen in seiner engern Heimat nur unvollständig kennen lernte, und durch welche er sich anderseits aus seinem philosophischen Gleichmut nicht zur Begeisterung hinreißen ließ. Wie die Kritik der reinen Vernunft der Idee des Wahren, die der praktischen Vernunft der des Guten, so entspricht die Kritik der Urtheilskraft der Idee des Schönen. Die Urtheilskraft verbindet gewissermaßen das Gebiet der reinen und der praktischen Vernunft, zwischen welche beiden eigentlich ihre Stelle fällt; denn sie ist das Vermögen, das Besondere als enthalten unter dem Allgemeinen zu denken und bezieht daher die Manigfaltigkeit der Naturerscheinungen, welche Gegenstand des Erkenntnißvermögens der reinen Vernunft sind, auf einen einheitlichen Grundsatz, welcher als übersinnlicher dem Begehrungsvermögen der praktischen Vernunft angehört. Dieser Grundsatz ist die Zweckmäßigkeit der Natur, welche wieder entweder subjektiv aufgefaßt wird, indem der Einzelne an den Gegenständen der Natur Lust oder Unlust empfindet, oder aber objektiv, indem der Einzelne sich aus jenen Gegenständen erst Begriffe bildet und dann urtheilt, ob die Formen ersterer letzteren entsprechen. In subjektiver Hinsicht nun erweckt die Lust oder Unlust an den Gegenständen der Natur das Gefühl des Schönen oder das des Erhabenen. Schön ist erstens, was ohne Interesse gefällt, wodurch es sich von dem mit Interesse gefallenden Angenehmen und Guten unterscheidet, zweitens was allgemein gefällt, drittens was ohne Vorstellung eines bestimmten Zweckes als zweckmäßig erscheint, viertens, was ohne Begriff als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird. Erhaben ist erstens, was so groß ist, daß in Vergleichung mit ihm alles Andere klein erscheint, nämlich nicht nach dem räumlichen Umfang, sondern nach der Anschauung des Einzelnen, zweitens was nicht sofort Lust, sondern erst im Gefühle der Unzulänglichkeit unserer Einbildungskraft Unlust und erst durch diese, im Bewußtsein unserer selbständigen Vernunft, Lust erweckt, drittens was die Natur als eine Macht erscheinen läßt, der wir uns jedoch überlegen fühlen, und viertens was mit eben der Nothwendigkeit als erhaben erkannt wird, wie das Schöne als schön. Man sieht, daß Kant mit seinen Definitionen noch im alten scho-

lastischen Wust der aristotelischen Kategorien, dieser die Freiheit des Denkens beengenden Schablonen, steckt, was die Unbefangenheit und Klarheit seines Urtheils wesentlich beeinträchtigt, wozu noch kommt, daß ihm der Begriff des Schönen fremder und schwieriger, nicht so nothwendig in seinem Gedankengange enthalten war wie der des Wahren und der des Guten, sondern in sein System gewissermaßen hineingezwängt erscheint. Doch hat Kant wenigstens den nachfolgenden, die Schönheit in den Werken der Kunst erfahrenden und von ihr durchdrungenen Ästhetikern hinlängliche Anhaltspunkte zu ihren Studien geliefert.

Unter den Philosophen, die noch in unsere Periode fallen, hat zunächst nach Kant Herder das Schöne zum Gegenstande seiner Untersuchungen gewählt. In seiner Kalligone nahm er dem nüchtern logischen Standpunkte Kant's gegenüber den von Begeisterung für das Schöne getragenen des Kunstfreundes ein. Wie aber seine „Metakritik", diese durchaus unfähige und daher nicht näherer Erörterung würdige Streitschrift gegen die „Kritik der reinen Vernunft" (oben S. 377) durchaus Fiasco machte, so errang sich auch die Kalligone, in Folge ihrer leidenschaftlichen Angriffe auf die „Kritik der Urtheilskraft" keine Lorbeeren. Es sind jedoch auch selbständige Urtheile darin vorhanden, von denen wir dasjenige erwähnen, welches die Schönheit nicht in einen Begriff legen will, der ohne Form gefalle, sondern mit dem „natürlichen Verstande" nur nach Gründen bestimmt. Solche Gründe der Schönheit sucht er unter anderm im Ausdrucke und in der Symmetrie. Auch seine Ausführungen sind indessen noch höchst unbefriedigend und bestätigen unsere Ansicht, daß sich das Schöne nicht einseitig abstrakt bestimmen läßt, sondern nur durch lebendige Anschauung der Reize in Natur und Kunst, verbunden mit dem für das Schöne empfänglichen und es zu verwirklichen willigen und fähigen Geiste.

SBN

Zusätze und Berichtigungen.

Zusätze.

Zu Seite 42, Zeile 4 v. o. In Deutschland wurde noch am Ende des sechszehnten Jahrhunderts der Ehebruch mit dem Tode bestraft. Gefallene Mädchen sowol, als Witwen mußten, nachdem ihnen der Büttel die Haare geschoren, über dem Kopfe einen Schleier von Leinwand tragen. An die Stelle der früher mit dieser Strafe noch verbundenen Ruthenstreiche trat jedoch damals eine Geldbuße. Lüderliche Dirnen wurden öffentlich durch die Gassen gepeitscht und zum Thore hinausgetrieben. Doch all diese Strenge brachte in sittlicher Beziehung keine Besserung hervor. Man versuchte es daher mit der Milde. Das Haarabschneiden und der Schleier wurden seit dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts aufgegeben und der Ehebruch in Mitte desselben nur noch (!) mit Ausstellung am Pranger, Auspeitschung und Landesverweisung bestraft. Seit dem dreißigjährigen Kriege trat die Syphilis, die man bis dahin wenig gekannt, stärker als je auf, und die Zahl der feilen Dirnen nahm zu, besonders zu Berlin, wo 1690 der Kurfürst Friedrich III. (der spätere erste König von Preußen) dieselben aufzugreifen und nach dem Zucht- und Spinnhause in Spandau abzuliefern befahl. Die „infamen und skandalösen" Häuser wurden mit Strenge geleert und die Beherbergung lüderlicher Frauenzimmer bei Geldstrafe verboten. Es half jedoch nichts, die Häuser der Unzucht konnten nicht unterdrückt, die Dirnen, welche meist Soldatenkinder waren und daher weder Erziehung noch Bildung hatten, zu keinem ehrlichen Berufe gebracht werden. Schon im Jahre 1700 mußte, statt der Unterdrückung, ein Bordellreglement für Berlin erlassen werden. Man duldete nun solche Häuser, überwachte sie aber streng, beaufsichtigte sie ärztlich, und strafte die heimliche Prostitution scharf. Der siebenjährige Krieg trug natürlich nichts zur Verbesserung der Sitten bei, die Bordelle nahmen zu, und 1780 gab es deren zu Berlin bereits etwa hundert zu sieben bis neun Venuspriesterinnen, welche in drei Klassen getheilt wurden, deren oberste man die „reputirliche" nannte. — Zu Hamburg wurde während des siebenzehnten Jahrhunderts die Prostitution sehr streng verfolgt und die Gerichtsdiener waren angewiesen, verdächtige Orte ohne weiteres zu durchsuchen und darin befindliche Personen gefangen zu nehmen. Bordellwirthe wurden an den Pranger gestellt und auf ewig aus der Stadt verbannt. Auch im achtzehnten Jahrhundert dauerte diese Strenge fort und die Dirnen erlitten Kerker, Pranger und Auspeitschung. — In Wien wurde unter Maria Theresia zur Unterdrückung der Prostitution eine sogenannte Keuschheitskommission errichtet, welche ihre Spione überall hatte und oft Nachts in die Häuser eindrang, um die dem Sittengesetze Ungehorsamen zu ertappen, jedoch nach und nach der Bestechung unterlag und daher durch Kaiser Josef II. wieder aufgehoben wurde. Dagegen dauerte die Strenge gegen die Dirnen fort, deren die Kaiserstadt damals fünfzehntausend zählte.

Zu S. 109. Übersetzung der Grabschrift auf Dubois:
Erröthe, Rom, daß du den rothen Hut
Dem Kuppler gabst, der hier im Grabe ruht!

Zu S. 132. Zwischen Zeile 3 und 2 von unten. Süß hatte in zwei Jahren allein Waisengelter und fromme Stiftungen eines Betrages von über 450,000 Gulden beraubt. Während der drei Jahre seiner Herrschaft betrugen die Stellenverkäufe und Erpressungen über eine Million Gulden. Was er und seine Verbrechensgenossen nicht einsteckten, wurde an Feste und Aufzüge, an Juwelen, mit denen der Herzog betrogen ward, an Opern, Komödien, Sängerinnen und an den Carneval verschwendet, und der Herzog hatte oft Mangel an baarem Gelte, während man im Hause einer Sängerin 5000 Gulden und 150 Taschenuhren fand. Als der Herzog starb, ergab die Sektion, daß seine Lunge „von Staub, Rauch und Dampf des Carnevals und der Opern voll war, wodurch eine Bluterstickung nothwendig hatte erfolgen müssen."

Zu S. 240, Note. Wir freuen uns, daß die Parteinahme der „Großen Landesloge von Deutschland" gegen den maurerischen Fortschritt seit dem Säkularfeste derselben im Jahre 1870 ein Ende genommen hat. Es ist dies dem zugleich humanen und kräftigen Auftreten ihres „Ordensmeisters", des alle freisinnigen Deutschen mit den schönsten Hoffnungen auf die Zukunft erfüllenden Kronprinzen von Preußen (und nunmehr auch des deutschen Reiches) zu verdanken, welcher erleuchtete Maurer sich mit Entschiedenheit gegen jede fernere Geheimhaltung historischer Überlieferungen und gegen alle Vorrechte der sogenannten höheren Grade vor den alten maurerischen Graden ausgesprochen hat.

Zu S. 286, Z. 5 v. o. Diese Bemerkung bezüglich des Pfeffers ist dem Dictionnaire des inventions et découvertes par N. Boquillon (Paris 1826) entnommen. Der Verfasser will es den Philologen überlassen, diese allerdings auffallende Namensverwandtschaft mit der Thatsache zu vereinbaren, daß schon die griechischen und römischen Schriftsteller das πέπερι und den piper kannten.

Berichtigungen.

Seite 101 Zeile 11 von oben lies kranken statt alten.
" 222 " 8 und 9 vom Absatz an, lies: der Abgott vieler Frauen, welche von seinen Gegnern „Betschwestern" genannt wurden.
Seite 286 Zeile 12 u. 13 v. o. l. das künstliche Gefriereumachen durch mit Meersalz gemischten Schnee oder zerstoßenes Eis.
Seite 295 Zeile 3 v. o. streiche „im Kampfe".

Druck von Otto Wigand in Leipzig.